Der Schwarzwald

von

Wilhelm Jensen



Berlin,
H. Reuther's Verlagsbuchhandlung.



(Aus dem Triumphzug Kaiser Maximilian's I., anno 1512 durch Hans Burgkmair hergestellt.)

Zu dem Werke lieferten:

Die Holzschnitte	Herren G. Heuer & Kirmse in Berlin.
Photogravüre, sowie die meisten Zinkogramme und Autotypien	Herr H. Riffarth in Berlin.
Papier	Herren Sieler & Vogel in Berlin.
Druck	Herren Fischer & Wittig in Leipzig.
Einband	Herr G. Fritzsche in Leipzig.



H. Reuther's Verlagsbuchhandlung, Berlin.

Photogravure u. Druck H. Riffarth, Berlin

Mädchen aus Mühlenbach.

Der Schwarzwald

Von

Wilhelm Jensen

Mit Illustrationen

von

Wilhelm Hasemann, Emil Lugo, Max Roman, Wilhelm Volz, Karl Eyth u. A.

Berlin
H. Reuther's Verlagsbuchhandlung
1890.



Der

Schwarzwald

Von

Wilhelm Jensen

Mit Illustrationen

von

Wilhelm Hasemann, Emil Lugo, Max Roman,
Wilhelm Volz, Karl Eyth u. A.

Berlin
H. Reuther's Verlagsbuchhandlung
1890.

Inhalt.

Verzeichniß der Vollbilder.

Landschaftliches.

Zur Geschichte und Sage.

Land und Leute der Gegenwart.

Der Schwarzwald.

Mein Stubennachbar und in's Fenster Schauer,
Der oft mich zu sich rief in Einsamkeit,
Mir froh und ernst vertraut in Glück und Trauer,
Mein alter Freund, Dir ist dies Buch geweiht.
Wir kennen lang uns; zwar für Deine Dauer
Ist's ein verschwindend winzig Stückchen Zeit:
Zwölf Jahre nur — doch hat ein Menschenleben
Nicht allzuviele solcher zu vergeben.

Und wie Du heute noch mir in die Scheiben
Hereinnickst, faßt es mich verlangend an,
Auch dann noch freundlich Dir vereint zu bleiben,
Wenn nicht mein Blick Dich mehr erreichen kann.
So laß mich Dir in Dein Gedenkbuch schreiben,
Das einst an grauem Vorzeitstag begann;
Zu seinen tausend Namen nimm als kleinen,
Nur groß in Lieb' und Treu' für Dich, den meinen.

Und kehren, wenn mein Tagewerk beendet,
In Deinen Waldestempel Pilger ein
Mit einem Gruß, daß sie von mir gesendet,
Mein alter Freund, da blicke freundlich drein!
Vom Besten gieb dann, was Dein Sommer spendet,
Den hellsten Wein und goldnen Sonnenschein,
Und Deiner Hoheit Lieblichkeit vermähle
Der Schönheit zart Geheimniß ihrer Seele!

Freiburg i. B.



Vorwort.

Ein Vorwort ist, seinem wirklichen Wesen nach, fast immer ein Nachwort. Der an's Ziel Gelangte blickt über seinen Weg zurück und stellt ihn in wenigen großen Zügen dar. Zugleich aber erkennt er, daß er dies nicht im Voraus vermocht hätte. Wohl war er sich vom Beginn an schon der innezuhaltenden Richtung bewußt und mit allem Hauptsächlichen, das er antreffen werde, vertraut. Doch dem Fortschreitenden fällt von den Seiten her bald dieses, bald jenes Ueberraschende und Anziehende in's Auge, das unvermuthetes Interesse und Wichtigkeit gewinnt. Im Glauben, nur einen kurzen Nebenpfad einzuschlagen, biegt er dorthin ab; allein nun reiht sich dem seitwärts Betrachteten abermals Lockendes und Bedeutendes an. Der Fuß wird weiter von der großen Straße abgeführt; sie bleibt die Richtschnur, doch die Erkenntniß drängt sich auf, daß sie nur selten die vollständige Ueberschau der von ihr durchmessenen Landschaft gewährt. Und so nimmt der in Wirklichkeit zurückzulegende Weg ungefähr das Bild eines Flusses an, der ein Hauptstrombett in der Mitte besitzt, von zahlreichen größeren und kleineren Nebenarmen begleitet, die sich von ihm scheiden, um sich wieder mit ihm zu vereinigen, auf's Neue zu trennen und untereinander zu verflechten.

Ich stelle ein Wesentliches voran. Dies Buch hegt in keiner Weise die — schon durch sein Format völlig ausgeschlossene — Absicht, einen „Schwarzwaldführer" zu ersetzen; vielmehr weise ich dringend auf die Benutzung eines solchen bei weiteren Rundwanderungen im Gebirge hin. Die Handbücher von Dr. Schnars und Dr. von Seydlitz leisten in dieser Richtung die vortrefflichsten und unentbehrliche Dienste; in besonderster Art auch die kleinen, äußerst handlichen, reich mit sorglichsten Wegkarten ausgerüsteten Einzelbändchen des „Schwarzwaldführers für Touristen" von A. Wichard, welche alle Gebiete des ganzen Gebirges umfassen. Zugleich ist es Pflicht, hier auf die hohen Verdienste hinzudeuten, welche sich der „Schwarzwaldverein", wie der Freiburger „Schauinslandverein" um den Schwarzwald erworben haben und forterwerben. Während der erstere hauptsächlich in praktischer Richtung durch Herstellung von neuen Wegen, Wegweisern, Schutzhütten u. s. w. thätig ist, fördert der zweite in seinen reichhaltig mit Zeichnungen versehenen „Schauinslandheften" wesentlich die Kenntniß interessanter Ueberreste der Vergangenheit und ihrer Geschichte. Unter den daran mitwirkenden Kräften sind besonders die Herren Oberstlieutenant von Geres und Hauptmann Poinsignon in Freiburg, Diaconus Maurer in Emmendingen, sowie die Freiburger Künstler Geiges und Lederer hervorzuheben.

Eine andere Absicht, als die im Vorstehenden genannten Schriften verfolgt dies Buch. Sein Zweck ist, etwas bis jetzt nicht Vorhandenes, ein Bild des Schwarzwaldes in seiner Gesammtheit, wie in seinen bedeutsamen Einzelheiten zu bieten und, soweit der Umfang es erlaubt, ein erschöpfendes für alle seinem Gegenstand irgendwie entgegenkommenden geistigen Interessen. Ein allgemeiner Theil geht deshalb dem der Einzelheiten voran und faßt in gedrängter Darstellung die geologische Entwickelung, die Orographie und Geographie, die Zoologie und Botanik des Schwarzwaldes zusammen, denen sich die Geschichte seiner Bewohner von ältester Zeit her, wie ihre und ihres Landes Art und Wesenheit in der Gegenwart anfügen. Sowohl für den allgemeinen als für den Einzeltheil war das zu sichtende und zu bewältigende Material ein ungeheures; man gewinnt erst Erkenntniß, was in solchem Stückchen Erde von vergangenen und heutigen Tagen steckt, wenn man es derartig darzustellen unternimmt. Nicht den Rahmen des Buches auszufüllen, sondern dies auf seinen vorliegenden Umfang zu beschränken, bildete die Hauptschwierigkeit der Aufgabe, welcher zu zahlreiche Quellen zu Gebote standen, als daß sie im Einzelnen aufgeführt werden könnten. Ich glaube, nichts Wesentliches unbenutzt gelassen, mannigfache, sich überall in den betreffenden Werken findende Irrungen mit möglichster Umsicht ausgeglichen zu haben. Unvermeidlich wird dafür dies Buch sich mancher neuer Unrichtigkeit im Kleinen schuldig machen, die bei der Ueberfülle der in ihm enthaltenen Dinge und Daten so wenig vollständig zu umgehen sind, wie vereinzelte Druckfehler. Am Meisten erfüllt mich mit Bedauern, daß eine in der Vorarbeit befindliche etymologische Herleitung und Erläuterung der Orts- und Flurnamen in Baden noch nicht so weit vorgeschritten war, um meinem Zweck behülflich sein zu können.

Denn ein besonderes Gewicht ist, auch im Einzeltheil, auf die geschichtliche Vergangenheit der Städte, Dörfer, Burgen und Klöster gelegt, wo es möglich fiel, der früheste Name und Ursprung derselben mitgetheilt. Bei ihrer außerordentlich großen Anzahl vermochte den meisten nur geringer Raum zubemessen werden, den breitesten nehmen naturgemäß die beiden Haupt-Schwarzwaldstädte, Baden und Freiburg mit ihrer nahen Umgebung ein. Der Einzelbetrachtung der Abtheilungen des Schwarzwaldes gewissermaßen cursorisch angeschlossen sind die im strengeren Sinne nicht zu ihm gehörigen Gebiete des Hegau's und des Kaiserstuhls; beide erheischen dies sowohl durch ihre unmittelbare Nachbarschaft, als durch ihre besondere Eigenart. Alles Gebiet der Schweiz dagegen ist, mit höchst geringfügiger Ausnahme, außer Berücksichtigung geblieben und demgemäß auch der „Hohe Randen" nur mit flüchtigen Worten gestreift. Es ergab sich so viel des Unerläßlichen, daß die Oeconomie des Buches die Beschränkung auf das Nothwendige gebot. Wo die Sagen einigermaßen kulturhistorischen oder poetischen Werth beanspruchen konnten, sind sie kurz eingeflochten; auch ihre Zahl erstreckt sich in's Weiteste.

Eine weitere, sehr große Schwierigkeit des Unterfangens bestand darin, auch in den Behandlungen der Einzelgebiete nicht ein „Nachschlagebuch", sondern ein lesbares zu schreiben, nach Möglichkeit trockene Aneinanderreihungen von Orten und Namen zu vermeiden. Immer war dies nicht zu umgehen. Eine durchgeführte „dichterische Schilderung" würde sich bei der vielfachen Gleichartigkeit der behandelten Gegenstände rasch durch Wiederholungen erschöpft, ihren Zweck in's Gegentheil verkehrt haben. Was sich erreichen ließ, war, in der Darstellung nach Abwechslung zu trachten, Vergangenes mit Heutigem, Topographisches und Landschaftliches mit Geschichtlichem und Sagenhaftem zu durchsetzen, um der Ermüdung des Lesers vorzubeugen. Denn das Buch sah durchaus davon ab, in einer bei vielen sogenannten „Prachtwerken" beliebten Weise den Text hauptsächlich durch novellistische Einflechtungen und Feuilletonskizzen herzustellen. Es will nicht fabeln, sondern das von ihm Versprochene halten, den Leser mit allem auf die Gesammtheit und die

Einzelheiten des Schwarzwaldes Bezüglichen bekannt zu machen. Dieser Grundsatz bringt auch das Fehlen einer „blühenden" Sprache mit sich, die gar leicht unter dem glänzenden Nebelgewoge schöntöniger Phrasen die Wirklichkeit nicht erhellt, sondern überdunkelt, sie schädigt, statt sie zu fördern. Vor Allem enthält deshalb die Darstellung sich auf's Sorglichste jeglicher in solchen Werken nur zu oft üblichen Schönfärberei. Der Leser soll sich nirgendwo, wenn er zum Selbstkenner geworden, nachträglich enttäuscht fühlen. Weit lieber läßt sich die Schilderung mit einem Vorwurf der Unterschätzung behaften.

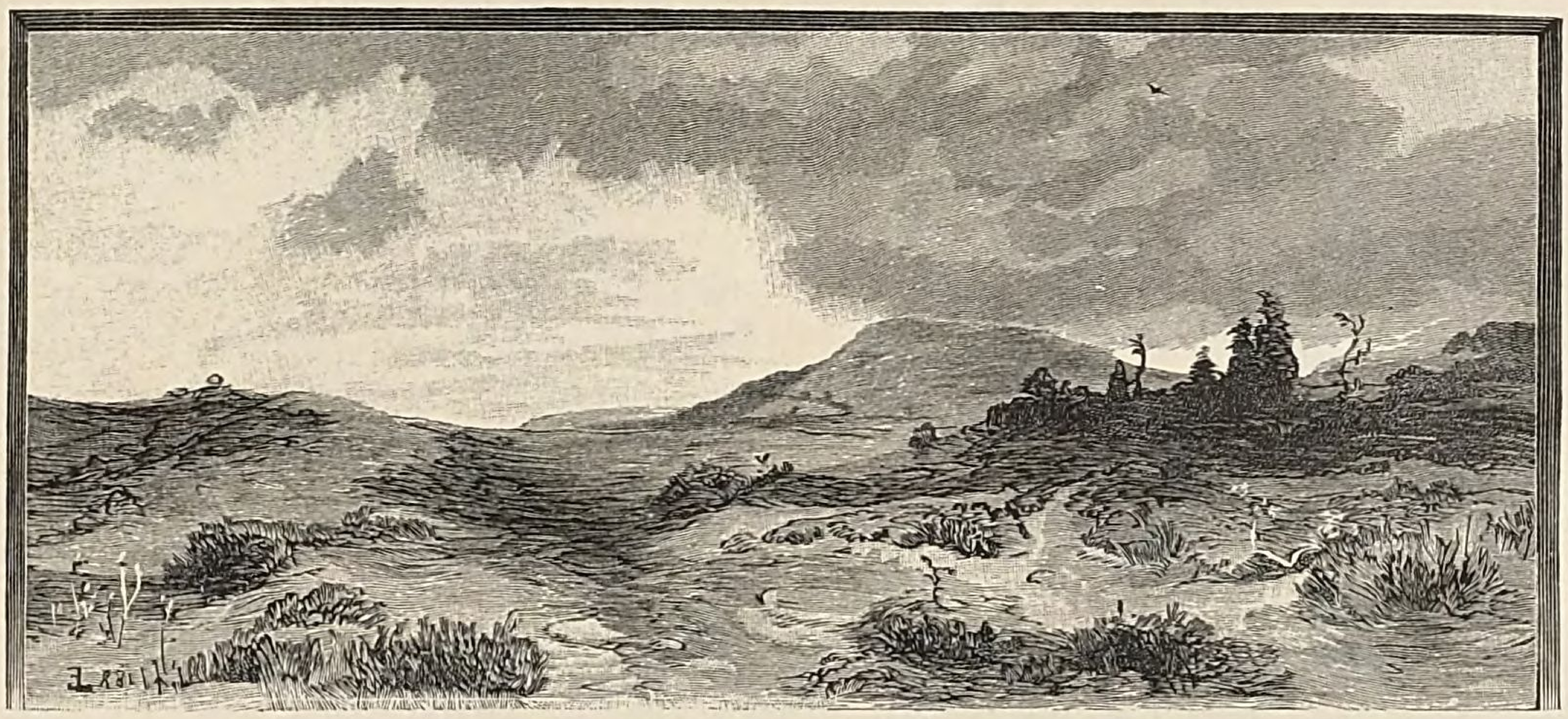
Ein derartiges Buch muß subjectiv und individuell sein, die Wiederspiegelung seines Inhalts in der Vorstellung und Empfindung eines Menschen bieten; jeder kann sie nach seiner Natur abändern, berichtigen. Ich weiß, daß Viele nicht mit dem Buche einverstanden sein, hier vermissen, dort auszustellen haben werden. Es thut mir aufrichtig leid, dem nicht entgehen zu können, und einzig das leise tröstende Bewußtsein, daß auch diese besser Wissenden es — ipsissimis exceptis — Keinem recht gemacht haben würden, läßt mich die unvermeidliche Unvollkommenheit meines Versuchs „in Ermangelung eines besseren" den Freunden des Schwarzwaldes und Solchen vorlegen, von denen ich wünsche, daß sie dadurch vielleicht zu Besuchern desselben werden mögen.

Ein paar Schlußbemerkungen seien noch hinzugefügt. Angegebene Wegstunden sind immer nach dem Schritt eines Fußgängers von mittlerer Geschwindigkeit, somit auch für die Mehrzahl des weiblichen Geschlechtes bemessen. An manchen Orten werden Gasthäuser genannt und hervorgehoben. Das ihnen zuertheilte Lob besagt, daß der Verfasser durch persönliche Einkehr in ihnen das Gefühl und die Ueberzeugung gewonnen, sie — in ihrem derzeitigen Bestand — auch Andern empfehlen zu können. Daß zahlreiche, ihm nicht in gleicher Weise bekannt gewordene sonstige Gasthöfe und Wirthschaften die nämliche Würdigung verdient hätten, unterliegt sicher keinem Zweifel. Eine solche, nur scheinbare Ungerechtigkeit ist der Natur der Dinge nach ebenfalls mit der Beurtheilung von Seiten eines Einzelnen verknüpft. Hin und wieder indeß auch wird nach dieser Richtung für den zwischen den Zeilen Lesenden das Schweigen reden.

So gehe das Buch hinaus, suche und finde Freunde, erwerbe solche einer der schönsten, heimlichsten Bergwelten, die Deutschland besitzt! Diesem Wunsch zunächst dankt es seinen Ursprung, seine Anregung durch die Verlagsbuchhandlung, wie seine Ausführung durch den Verfasser und die mitwirkenden Künstler. Die letzteren führen sämmtlich wohlbekannte Namen, gerade auch in Bezug auf malerische Darstellung der Schönheiten und Eigenheiten des Schwarzwaldes. Im Uebrigen mögen sie selbst für sich sprechen. Hinsichtlich des bildlichen Schmuckes hat nach übereinstimmendem Dafürhalten der Wahlspruch: Non multa, sed multum obgewaltet, so daß die landläufigen „Illustrationen" durchaus vermieden und nur Wiedergaben aus künstlerischer Auffassung und von künstlerischem Werth zur Annahme gelangt sind.

Wilhelm Jensen.

Allgemeiner Theil.



Die „Hohe Steig“ am Kilben bei Gütenbach.

Geologisches und Geographisches.

Ein Gipfel, abgeschlagenem Zuckerhut
Am meisten ähnelnd; von der Faust Vulkans
Zuerst ins Licht gereckt und ganz gleichwie
Zum Riesenambos seiner Schmiedestatt
Von ihm gehämmert. Ungemessene Zeit
Von keinem Lebensathemzug beseelt,
Sah er so auf in graue Wolkenschlacht,
In Sturmgeheul und heißen Sonnenbrand.
Eisgürtel schlangen sich um seinen Leib
Und preßten ihm die Felsenrippen ein,
Daß von der Schnürbrust nach Aeonen noch
Ihr Druckmal heut' ihm blieb. Der Gletscher schmolz;
Es leckten gierige Wogen an ihm auf
Und warfen Schaum und Gischt nach seiner Stirn
Und ebbten hin, wie alles kam und schwand.
Doch er blieb gleich. Nur mählich kroch vom Fuß
Aus Moos und Farn ein grauer Waldesgurt
An ihm empor, und schwarze Nadelflut
Hob Hünenwipfel aus dem Abgrundsturz,
Wie einst Gigantenhochmuth den Olymp
Zu stürmen wähnte, doch umsonst wie sie.
Unnahbar blieb er, einsam, himmelsstolz;
Tief unter ihm verklang in wildem Chor
Das Hungerwuthgebrüll, der Todeskampf
Von Ungeheuern wüster Graungestalt,
Daß fast wie sanfte Melodie danach
Des Bären Grimmgeknurr und Wolfsgebell
Zu ihm empordrang; doch den Adler nur
Trug Flügelschlag zu seines Scheitelhaupts
Erhabener Ruhe.
Dann zum erstenmal
Vernahm er Menschenlaut. Es kam ein Volk,
Dem Thier verwandt noch und gleich solchem auch
Bedroht, verfolgt vom gleichen Mitgeschöpf.
Nach Zuflucht suchend, grub's die Nägel ein
In Erd' und Stein und schuf in Wolkenhöh'
Sich um den Gipfel sicheren Lagerwall.
Drin barg es seine Beuten, staunte blöd
Zur Nacht dem Sterngefunkel über sich
Und zeugte weiter sein Geschlecht. Es saß
Im Zottelfell das dunkelhaarige Weib,
Die Sonnenglut auf strotzend nackter Brust,

Dran ihre Brut sie säugte gleich dem Thier,
Aus bunten Kelchen mit erwachtem Trieb
Sich ersten Zierrath um den Nacken flocht
Und gleich den Blumen welkend, alternd schwand.
So schwand ihr Stamm mit ihr; die Sonne kam
Und sah den Gipfel wieder leer und still;
Der Lagerwall ließ Räthselbotschaft nur
Von dem, was war; sonst nichts. Verweht, vorbei.

Und drunten trieben nun Jahrtausende
Vorbei mit Dem, was hochgeschwellten Wahns
Sich Weltgeschichte hieß: Geschrei und Fluch
Und Schwertgeklirr in stetem Raub und Krieg
Sich drängenden, bedrängten Völkerschwarms.
Doch undurchdringlich tiefe Dickichtsnacht
Ließ irren Ton kaum aus der Niederwelt
Hierher empor. Hier wechselte nur Grün
Mit weißem Schnee, der Lerche Frühlingsgruß
Mit dumpfem Rabenschrei, der windverweht
Vorüberzog.
Da wieder klang ein Fuß
Zum erstenmal im klirrenden Gestein
Den Hang hinan. Schuhlos, behend, vielleicht
Ein blondes Hirtenkind, vom Blockgefüg
Des rohen Hüttenbau's heraufgelockt,
Den drunten sich am Tobelquell die Axt
Des ersten Ansiedlers im Bergwald schuf.
Im Frühlicht winkte seltsam ihr, geküßt
Vom Morgengold, der grüne Mattenkopf,
Wie aus den Mären, die der Alten Mund
Am Feuer raunte; so durch Fels und Dorn,
Durch Schlucht und Sturz klomm sie empor. Nun stand
Allein sie droben, staunend sah ihr Blick
Den alten Lagerwall. Sie wußte nicht,
Wer ihn gethürmt, daß etwas vor ihr war,
Und schweigsam lagen um sie Stein und Stumpf,
Die es gesehn. Doch wie zur Rast sie sich
Auf den ummoosten Wallhang hingestreckt,
Zu Füßen ihr ein unermessenes Rund
Von dunklen Thälern, leuchtend fernen Höh'n,
Da kam's ihr, daß es schön in Sonn' und Wind
Zu ruhn hier sei, und ein Verlangen zog
Von drunten oftmals wieder sie herauf.
Nur ward sie stets vom hohen Anstieg müd',
Und bald im Elternblockhaus hieß sie's drum:
„Die hohe Steig".
Und Andre sprachen's nach,
So ward's des Gipfels Namen und verblieb's.
Er aber blieb mit ihm, was unbenannt
Von Anfang er gewesen — — —

So ungefähr stellt sich, von den Nachweisen der Geologie und der Geschichte unterstützt, das Bild der Entstehung des Schwarzwaldes, des Kommens, wieder Schwindens und Verbleibens seiner ersten Bewohner vor den zurückschauenden Blick der Phantasie. Daß es im Wesentlichen so geschehen, begonnen und sich fortentwickelt, bekunden und hinterlassen Zeugnisse des Bodens, wie der Spuren frühesten Menschenlebens. Wir haben die „Hohe Steig“ über der alten Kilbenstraße vom Simonswälder Thal auf die Höhe von Furtwangen als besonders geeignetes und besuchenswerthes Paradigma für die poetische Anschauung und Einführung gewählt.

Vermuthlich wird Manchem die voranzustellende Erklärung überraschend klingen, daß der Schwarzwald eigentlich kein Gebirge ist, richtiger gesagt, sein Ursprung sich nicht als eine Erhebung darstellt. Trotzdem die alten plutonischen und neptunischen Theorien über die Entstehung dessen, was man heute als „Gebirge“ bezeichnet, auch in weiteren Kreisen ziemlich zusammengeschmolzen sind, herrscht im Ganzen doch noch mannigfache Unklarheit über die paradox erscheinende Feststellung, daß die große Mehrzahl der Gebirge auf der Erde nicht durch Hebung, sondern im Gegentheil durch Senkung entstanden ist. Grade der Schwarzwald aber liefert für die gewaltige Wirkungskraft der letzteren einen der deutlichsten und charakteristischsten Belege.

Setzen wir uns in eine Vorzeit zurück, in der wir nach Belieben mit Hunderttausenden von Jahren mehr oder weniger rechnen können, die kein Lebensauge, vermuthlich auch noch kein erster, niedrigster Anfang der Pflanzenwelt gesehen, so erstreckte sich von dem heutigen Böhmen bis zum mittleren Frankreich ein breites, gleichmäßiges Tafelhochland, unten aus kristallinischem Urgestein (Gneis, Granit) bestehend, das im Gange der Zeit nach oben von einer gewaltigen, etwa tausend Meter hohen Ablagerung aus wechselnden Wasserfluthen niedergeschlagener Sedimentmassen (Schichtgestein) überdeckt ward. Darunter setzte sich die allmähliche Abkühlung der gasförmigen und feuerflüssigen Masse des Erdinnern fort und erzeugte dadurch an der Peripherie desselben Zusammenziehungen und Schrumpfungen, die sich stellenweise zu breiten Hohlräumen gestalteten. Auf diesen lastete der Druck der oben liegenden ungeheuren Gesteinanhäufung, stärker und stärker, je weiter die Höhlungen unter ihr sich ausdehnten, bis die unterste Schicht der festen Masse die Bürde nicht länger zu tragen vermochte, sondern durchbrach und das auf ihr Ruhende nach sich in die Tiefe hinabstürzen ließ. Wo dieser Vorgang in großem Umfange stattfand, entstanden dergestalt Senkungen weiter Strecken; wo nur kleinere Hohlräume ausgefüllt wurden, Faltungen geringerer, lokaler Ausdehnung. Das Bemerkenswerthe bleibt, daß keine (Feuer- oder Gasspannungs-) Kraft von unten Berge emporhob, sondern lediglich die Schwerkraft große Theile des Tafelhochlandes von oben niederzog.

Auf solche Weise bildeten sich sämmtliche heutigen Gebirgserhebungen von Böhmen bis Mittelfrankreich einzig durch Stehenbleiben der nicht mit versinkenden Partien. Diese wurden zu festen gewaltigen Felspfeilern (in der Geologie „Horste" benannt), zwischen denen das übrige Land nicht gleichmäßig, sondern in Abstufungen zur Tiefe niederging. Als eines der sprechendsten Beispiele dieses Geschehens aber, wie gesagt, stehen der Schwarzwald und die Vogesen als derartige zurückverbliebene Horste da. Sie machten ehemals in ihrer heutigen größten Kuppenhöhe (oder vielmehr um ihre Trias- und Jura-Auflagerung darüber hinauf) eine ununterbrochene zusammenhängende Hochfläche aus, die erst durch eine große Senkung, den Einbruch der breiten Oberrheinebene, in der Mitte durchrissen ward. So entstand die weite Lücke, Vogesen und Schwarzwald in zwei völlig getrennte „Gebirge" auseinanderscheidend, von denen uns hier nur die weitere Entwickelung des letzteren angeht. Während die Senkung zum Rheinthal eine so tiefe war, daß die „Pfeiler" nach dieser Seite als eine Steilwand hoher Berge stehen blieben, sank nach Osten die schwäbische Hochebene in weit geringerem Maße ein, und wir gewahren deshalb dorthinüber nur eine stufenförmige Abflachung des Schwarzwalds bis zu dem lang, dem letzteren parallel wieder ansteigenden „Horst" der Rauhen Alb. Sein Zug erstreckt sich von Süden nach Norden; innerhalb dieser Längenrichtung jedoch sind zahlreiche kleine Senkungen, Faltungen eingetreten, Thaleinschnitte verursachend, sowohl Längs- als Querthäler, und dadurch ihre sich gegenüberstehenden Wände (Pfeiler) zu Berggipfeln und Hochflächenrücken ausbildend. Die Hauptquerfaltung, welche den Schwarzwald ziemlich in seiner Mitte in eine südliche und nördliche Hälfte theilt, stellt das von Osten gegen Westen verlaufende Kinzigthal dar.

Solchergestalt gehört der Schwarzwald, gleich den Vogesen, nicht zu den Ketten-, sondern zu den Massengebirgen, keine scharf hervortretenden Gliederungen aufweisend, vielmehr sich in weichen Formen vermittelst einer großen Anzahl sanft abgerundeter Kuppen und ihrer eingesattelten Verbindungen zusammenreihend. Da und dort hat sich auf diesen Höhen, besonders in der nördlichen Hälfte des Gebirges, noch ein Theil der ursprünglichen mächtigen Sedimentsauflagerung des Tafelhochlandes erhalten und tritt — wie auf der Hornisgrinde als Buntsandstein — in nackter oder überwaldeter Felsgestalt zu Tage. Solche Reste der ehemaligen Niederschläge auf dem Hochrücken erscheinen meistens in zerklüfteter, gestreckter Kammform, als letzte Ueberbleibsel der allgemeinen großen Decke, welche von den abtragenden Kräften der Erosion (Wasser und Verwitterung) im Gange ungezählter Zeiträume allmählich vollkommen zerrieben worden. Das weitaus Ueberwiegende ist im Schwarzwald auf den Höhen als Felsgrund der nur von der dünnen Vegetationserdschicht überzogene oder offen anstehende Granit und Gneis. Doch auch von diesen festesten Urgesteinarten haben die erodirenden Kräfte des Wassers in flüssigem und gefrorenem Zustande schon vor unendlicher Zeit an der Oberfläche große Stücke zerspaltet, abgelöst und abgerundet. In einer Periode ausgedehnter Gletscherüberdeckung des Schwarzwaldes wurden dann diese Trümmer von den rückenden Eismassen verschoben. So erklären sich die „erratischen Blöcke" oder „Findlinge", die vielfach auf den Höhenrücken, selbst über einer noch erhaltenen Sedimentunterlage zerstreut umherliegen und besonders nutzbares Material für die Bearbeitung liefern. Andererseits wusch das in ungeheuren Strömen zur Tiefe drängende, geschmolzene oder in neuen Ueberfluthungen hereingebrochene Wasser die durch Faltungen entstandenen Gebirgsspalten tiefer und breiter aus, führte unendliche Massen zerbröckelten Gesteins als Geröll mit sich hinab und schuf so die mannichfaltigen weiten und schmalen Thäler, wie sie heute sich dem Blicke darbieten. Wer das vom Hochsommer vollständig ausgedörrte Bett eines Gebirgsbaches einmal durch einen heftigen „Wolkenbruch" fast im Nu zu einem wüthenden, Felsblöcke wie Bälle mit sich reißenden Strom umgewandelt gesehen hat, kann sich eine matte Vorstellung von der ungeheuren Wucht gestalten, mit der die Wassermassen der Vorzeit in die Einkerbungen des Gebirges niedergedonnert sein müssen. Als ihre letzten, doch wenigen Reste sind noch einige

Seebecken auf dem Hochland erhalten geblieben; zwei größere, der Titisee und Schluchsee, zwei kleinere, der Mummelsee und Feldsee. Der letztere besonders läßt auf den ersten Blick seine Entstehung durch Abdämmung erkennen. Große Felsmassen des um ihn aufragenden Feldbergs stürzten ein und verschlossen dem in trichterförmiger Höhlung sich ansammelnden Wasser den Ausgang. Doch auch die beiden größeren, in langgestreckter Thalmulde sich hinziehenden Seen verdanken zweifellos ihr Vorhandensein dem nämlichen Vorgang. Auch sie sind, wie gesagt, nur Ueberbleibsel einer ehemaligen weit beträchtlicheren Anzahl von Hochseen, die gegenwärtig zum Theil ausgetrocknet, zum Theil in Moorflächen verwandelt liegen. Diese letzteren wirken gleich aufsaugenden Schwämmen und erwerben sich dadurch das Verdienst, die Bäche des Schwarzwaldes auch bei langer regenloser Sommerzeit nie völlig ohne Wasser zu belassen, wie es im Gegensatz dazu in den Vogesen häufig eintritt.

Wie aber das gewaltige Einsinken des Oberrheinthales stattfand, entstand zugleich in der Mitte desselben eine Pressung und rief wieder eine Hebung hervor. Durch solchen Druck ward mit einigen kleineren Nebenhöhen der Kaiserstuhl gebildet, ein vom Schwarzwald völlig abgetrennter, höchst eigenartiger, an seiner Stelle näher zu betrachtender Gebirgszug. Hier sei nur Nachdruck darauf gelegt, daß er keinen stehen gebliebenen Horst darstellt, sondern durch Empordrängung erzeugt worden ist. Doch nicht durch diejenige von Urgestein, vielmehr preßte dies bei seinem Einbrechen aus den unter ihm befindlichen Hohlräumen eine wahrscheinlich noch halbgeschmolzene und heiße Masse in die Höhe. In ihr bildeten sich vielfache Kraeröffnungen, durch welche noch weitere feuerflüssige Auswürfe heraufgeschleudert wurden und Aufschüttungen um die Vulkane verursachten. Dann überlagerte den ganzen unteren Theil des Kaiserstuhles eine mächtige, bis zu 30 Metern ansteigende Lößschichtung (Gletscherlehm), aus sandig-kalkhaltigem Lehm bestehend und mit eigenthümlichen harten Kalkconcretionen (Lößmännchen) untermischt. Sie zeigt sich reich an Knochen- und rohesten Steingeräthfunden aus der „Rennthierzeit", welche offenbar vielfältig thierische und menschliche Höhlenbewohner in dem dichten, weichen Ueberzug des Felsgrundes gesehen. In der Lößschicht veranlaßte die Erosion unterirdisch fließenden Wassers zahlreiche Einstürze und schuf so die eigenartigen, steilwandigen, schmalen Hohlschluchten, die stundenlang überall den Kaiserstuhl durchziehen. Gleichen Ursprungs mit diesem sind im Südosten des Schwarzwalds die aus Eruptivgestein (vorwiegend Basalt und Phonolith) bestehenden, spitz aufragenden Bergkegel des Hegaus, lang erloschene, zumeist mit Burgtrümmern gekrönte Vulkane, malerisch in der Form und in ihrem Innern reich an Krystallen und Halbedelsteinen verschiedener Art.

Es würde zu weit führen, die Schichtungen der Sedimente, welche das Urgestein des Schwarzwaldes zum Theil noch bedeckt halten, zum größeren Theil nur am Fuße umlagern, eingehender zu berühren. Wie erwähnt, besteht die Hauptmasse des Gebirges, vor allem der südlichen Hälfte, wesentlich aus stark mit Erzgängen durchsetztem Gneis, Granit und Porphyr, stellenweise auch auf den Höhen noch vom Buntsandstein (Vogesensandstein) überzogen. Auf diesem ließen sich als spätere Niederschläge der Muschelkalk, in geringem Maße der Keuper, die Lias- und Juraformationen, sowie die der Tertiärperiode nieder, jüngere, auf den Bergen und Rücken vollständig abgewaschene Bildungen, die sich jedoch auf dem Stufenland an der Ostseite des Schwarzwaldes erhalten, in ihrer Schichtfolge indeß große Verwerfungen erlitten haben. Doch findet sich das Nämliche in kleineren Umfängen auch noch am steilen, dem Rheinthal zufallenden Westfuß des Gebirges. Aus dem Gesagten ergiebt sich, daß im eigentlichen Schwarzwald fast nirgendwo mehr Versteinerungen ehemaliger organischer Gebilde (Petrefakten) vorhanden sein können, sondern nur auf der östlichen Abflachung und an vereinzelten Punkten im Westen auftreten. Ablagerungen von Kohlen- und Permformation (Porphyrsandstein, Zechstein, Konglomerate des „Rothliegenden") kommen ebenfalls nur als Ausnahme vor. Daraus folgt auch ein verhältnißmäßiger Mangel an Steinsalzlagern; nur bei Wyhlen im südlichsten Schwarzwald wird ein solches

ausgebeutet, während der sonstige Salzgewinn von zum Theil allerdings reichhaltigen Ertrag liefernden Salinenanlagen (Dürrheim, Donaueschingen) herstammt. An Mineralquellen, die zu Bädern benutzt werden, ist dagegen vorzugsweise im Granitgebiet (im Gneis lediglich im Renchthal aus zersetztem Nebengestein entspringend) eine große Fülle, besonders in der nördlichen Gebirgshälfte, vorhanden. Ein wirklicher Reichthum an Erzen zeigt sich indeß trotz dem weit verzweigten Geflecht ihrer Gänge nirgends, doch ward in früheren Jahrhunderten vielfach Bergbau auf Silber, Kupfer und Blei betrieben; im Jahre 1028 verleiht bereits Kaiser Konrad dem Hochstift Basel Silbergruben im Münsterthal. Die Stollen liegen jedoch heute fast ausnahmslos verlassen und verfallen, meistens in einsamen Gegenden, und dienen höchstens noch zu gelegentlichem Hineinstürzen von Kühen oder vorsichtslos umherkletternden Wanderern. Der Rhein führt in seinem Sande feinen Goldstaub, doch in äußerst geringer, die Gewinnung nicht lohnender Menge.

Wenn wir einen kurzen Ueberblick über die genaueren mineralogischen Vertheilungen des Schwarzwaldes nachfügen, so ergiebt sich als Hauptmasse Gneis und Granit von der (unteren) Murg bis zum Knie des Rheines fortlaufend, der erstere in langem Mittelgebiet zusammenhängend, der andere in großen Gruppen im Norden, Süden und Osten auftretend. Den zweiten Raum nimmt der Buntsandstein fast im gesammten württembergischen Schwarzwald ein, sich in dem Höhenzug der Hornisgrinde und des Kniebis nach Westen ein- und vordrängend, dann südwärts noch mit einem Strich von wechselnder Breite über die Baar und mit kleinen Gebietstheilchen bis gegen die Wutachmündung verlaufend; ein anderer schmaler Buntsandsteinstrich begleitet den Westabhang des Gebirges ungefähr von Diersburg im Norden bis Emmendingen im Süden. An den ganzen Ostabhang des Schwarzwalds vom Nagoldthal bis zum Rhein ist ein ununterbrochener Gürtel von Muschelkalk angelagert, der stark auch zwischen dem unteren Wiesenthal und dem Rhein, sonst nur noch in kleinen Stückchen am Westrande des letzterwähnten Buntsandsteinbereichs und bei Freiburg (Schönberg) auftritt. Mittlerer Jura findet sich in kleinen Partien im (obersten) Oberrheinthal, am ausgiebigsten bei Müllheim; Porphyrstückchen durchsetzen besonders den südlichsten Gebirgstheil und das Hochland um Triberg in Menge, doch treten vielfach auch weiter nördlich und in größtem Zusammenhang bei Baden-Baden auf. Miocen ist im Hegau gehäuft, bildet sonst noch, mit Oligacen verbunden, Striche und Flecke am Rhein von Neuenburg bis Basel, wie ebenfalls am Schönberg. Fast die ganze Westseite des Gebirges begleitet ein schmaler Gürtel von Diluvium, der sich in die unteren Flußthäler (besonders der Wiese, Dreisam, Elz, Kinzig) hineinzieht; die Rheinebene selbst ist, bis auf das Stück vom Isteiner Klotz nach Basel, Alluvium. Rothliegendes erscheint hauptsächlich im Norden von Baden-Baden und auf dem mittleren Hochland eingesprengt, doch auch sonst da und dort; die Gegend um Schönau im oberen Wiesenthal enthält Steinkohle unterer Lagerung; die echte Steinkohle findet sich, doch überall nur schmalstreifig, bei Baden-Baden, Oppenau, Gengenbach, Lahr (Hochgeroldseck) und Diersburg. Winzige Theilchen von oberem Jura bietet die Gegend von Kandern und des Isteiner Klotzes (Korallenkalk), sowie die Höhe des Schönbergs; Keuper kommt fast nicht in Betracht (Wutachgebiet, Sulzburg, Schönberg). Phonolith und Basalt zeigen nur der Kaiserstuhl und die Kegel des Hegau, beide in Diluvium (Löß), letztere auch in Miocen eingebettet. Das Durcheinander ist ein sehr vielfältiges, und nur die großen Grundmassen des Gneis-Granit und des Buntsandstein besitzen festen Zusammenhang; wir haben im Vorstehenden das Auftreten der Gesteinarten ohne Rücksicht auf geologische Perioden nach der Häufigkeit ihres Vorkommens im Schwarzwald geordnet.

Nirgendwo sind von der Eiszeit Gletscherbildungen hinterlassen worden. Die Schneegrenze, welche während jener Periode im nördlichen Schwarzwald 800 m, im südlichen 950 m betrug, hat sich erheblich verändert, denn sie erreicht jetzt die höchsten Erhebungen schon weitaus

nicht mehr. Auf der Nordseite des Feldbergs hält der Schnee sich bis zuletzt, doch schwindet auch dort spätestens bis zur Junimitte hin. Einige Worte über die allgemeinen Witterungsverhältnisse lassen sich hier am Besten anschließen. Leider ist im Durchschnitt davon, wie überall in Deutschland, nicht das Günstigste zu sagen. Eine Beständigkeit nimmt auch hier zumeist nur das schlechte Wetter, nicht eben selten mit wochen- und monatlanger Ausdauer, in Anspruch; das gute hält, wie es scheint, nur ungern länger als einige Tage hindurch ununterbrochen an, doch können diese in trocknen Sommern sich wohl hin und wieder zu Wochen ausdehnen. Der regenbringende Südwestwind ist der herrschende, drängt gemeiniglich rasch den kurz einmal zur Oberhand gelangten Nord- und Ost wieder zurück; das Auftreten von Cirrusgewölk kündigt fast untrüglich den bevorstehenden Umschlag an. So stellt sich der Wechsel als Regel dar, doch nicht nur für die Zeiträume von Wochen und Tagen, sondern auch für die von Jahren. Auf eine Reihe besserer Jahre folgt wohl ein solche schlechterer und umgekehrt; gegenwärtig sind die letzteren schon länger an der Ordnung gewesen. Uebrigens bedingen Sommer- und Winterhalbjahr, Höhen und Niederungen beträchtliche Unterschiede. Der Herbst, Winter und Frühling sind auf den Bergen und dem Hochland kalt, häufig sehr kalt, aber weit mehr von klarem Himmel begünstigt, als die Oberrheinebene und der Anfang der von dieser sich ins Gebirg hineinziehenden Thäler. Hier waltet zumeist den ganzen Winter hindurch sehr unerfreuliche Witterung vor, Regen, schwere Bewölkung, Schnee, oft langer und harter Frost, doch auch dieser häufig nicht bei heiterer Luft, sondern bei dichtem Nebel. Daß man wochen-, selbst monatlang die Sonne nicht sieht, ist ständig Wiederkehrendes; im October beginnen die Nebel und dauern bis zum April oder noch drüber hinaus an. Das Oberrheinthal ist eines der nebelreichsten in Deutschland, das Winterhalbjahr steht darin, wie an häufigem Wechsel zwischen Frost- und Thauwetter, keinem irgendwo nach, der Frühling bleibt nicht selten gänzlich aus, und eisige Nordwinde können im März und April, ja im Mai noch, auch bei blauem Himmel vielfach jeden erfreulichen Aufenthalt im Freien versagen. Wohl treten im December und Januar zuweilen köstlich linde, italienisch anmuthende Tage ein, im März oder April Wochen bezauberndsten Frühlings, aber sie sind nicht als stätige Jahresgäste, sondern nur als seltene Besucher zu betrachten und haben zu der Meinung Anlaß gegeben, als ob der Winter im Oberrheinthal wesentlich günstiger geartet sei, denn anderswo in Deutschland, und sich zur Niederlassung an einem vortheilhaften klimatischen Winteraufenthaltsort für schwächliche und lungenkranke Leute eigne. Es ist Pflicht, diesen nicht immer auf lauteren Beweggründen ruhenden, jedenfalls unverantwortlichen Bestrebungen mit der wahrheitsgemäßen Erklärung entgegenzuwirken, daß eine solche Wahl für Kranke, besonders um der winterlangen Sonnenlosigkeit willen, durchaus nicht anzurathen ist. Einzig das vor Winden besser geschützte und nebelfreiere B a d e n - B a d e n macht nach dieser Richtung eine empfehlenswerthe Ausnahme, und andererseits hat sich auf dem Hochland S t. B l a s i e n als Winterkurort Ruf erworben.

Zuweilen freilich mitten im Winter, gewiß aber stets am Ausgang desselben, bricht für einige Tage von den Alpen her der Föhnsturm heiß und mit ungeheurer Wucht herein:

Das ist der Föhn, der alte Meister
Im wilden Blasebalgbetrieb,
Dem Winterschnee die Wege weist er,
Daß auch kein Zottelflöckchen blieb;
Er ist der richtige Gassenkehrer
Und Gassenjunge auch zugleich,
Der Gossenmehrer und Belehrer
In jedem Schusterbubenstreich.

Am Fenster trommelt sein Geklopfe
Mit Katzenmiaun und Hundsgebell,
Er reißt den Hut vom weißen Kopfe
Und zwirbelt Schirme ums Gestell — —

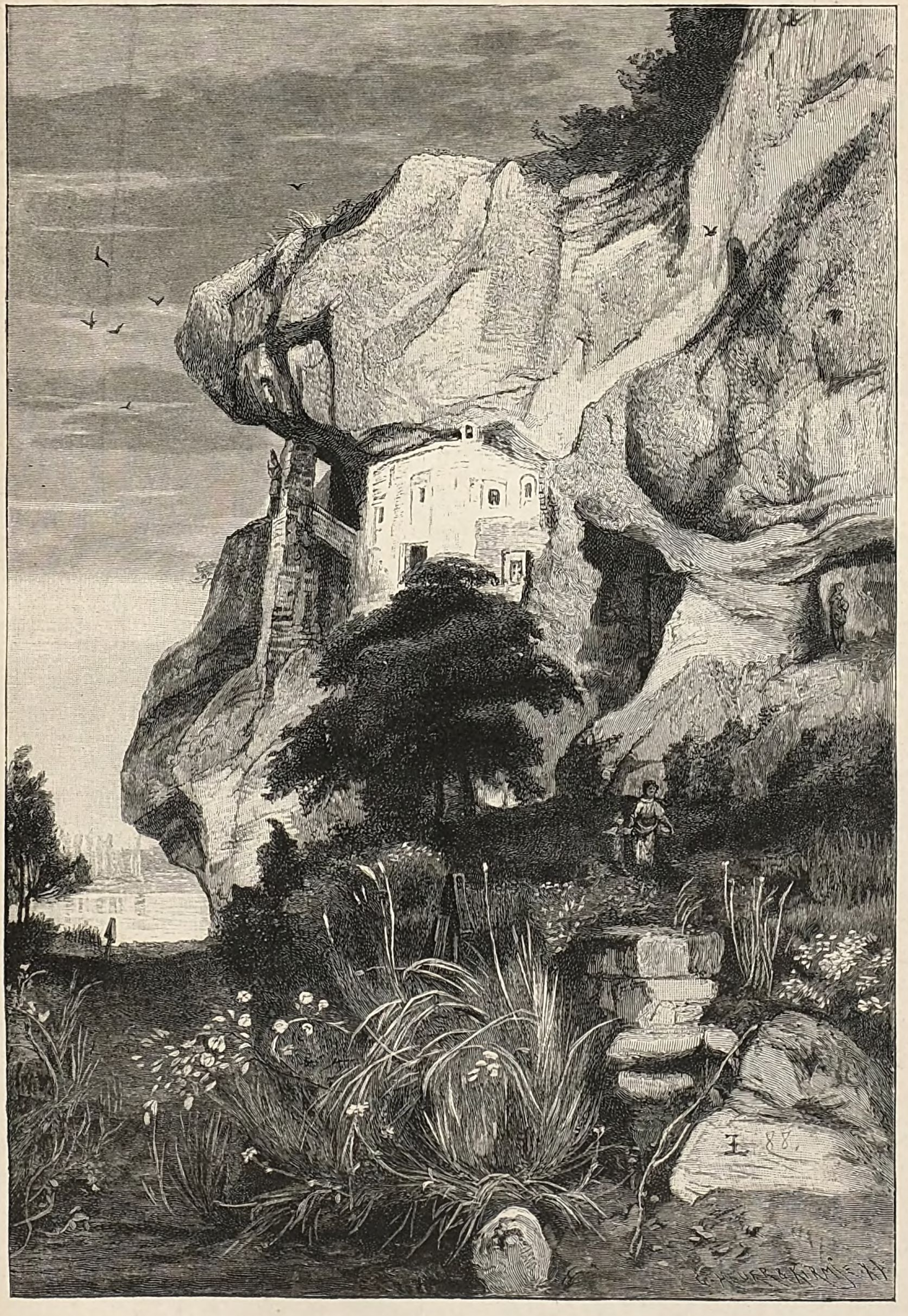
Doch drüben in den schwarzen Tobeln,
Da rüttelt's, schüttelt's Baum und Bast:
Ich will euch Hamsterratten hobeln!
Und knarrt's und scharrt's von Ast zu Ast.
Am Boden nur die kleine Blume
Zupft er am Keimblatt weich und lind:
Mach hurtig! Meine große Muhme,
Die Sonne kommt, verschlafenes Kind!

So bricht meistens nach spätem Aufhören des Winters am Oberrhein der Sommer übergangslos jäh herein und erreicht um seine Mitte in der Thalebene, hauptsächlich in einigen Gegenden, auf dem Lößboden des Kaiserstuhls oder dem Kalksteingrund des Isteiner Klotzes, einen tropischer Glut wenig nachgebenden Hitzegrad. Dann bilden die Berge und besonders das Hochland des Schwarzwaldes die kühlenden und erfrischenden Luftbäder, zu denen jeder, der aus den Städten entfliehen kann, hinaufzieht.

Wie erwähnt, zeigt sich das höhere Gebirg im Herbst, Winter und Frühling weit freier von der häßlichen Nebeldecke, die oft kaum bis an die Spitzen der Vorberge hinanreicht, auf denen dann der Emporgestiegene einen märchengleichen Anblick genießt. Unter ihm breitet sich ringsum der Nebel wie ein ruhig ausgedehntes oder leise wallendes, weißes, schneeig im vollen Sonnenlicht glänzendes Meer, aus dem allein die höheren Bergkuppen gleich fernen, kleinen Zauberinseln aufragen. Der Genuß dieses eigenartigsten Bildes unter lachend blauem Himmel könnte mit der langen Wintertrübsal versöhnen, müßte man nicht stets zu rasch, Schritt um Schritt in graue Kälte niedertauchend, zurück in „des Thales Gründe, die der schwere Nebel drückt.“

Für den Reisenden kommt wesentlich nur die Sommerwitterung in den Gebirgsgegenden in Betracht. Sie ergiebt sich im Ganzen aus dem bereits Gesagten; die Höhenunterschiede bringen natürlich auch Verschiedenheiten der Temperatur mit sich, doch kann als Regel gelten, daß bei gutem, sonnigem Wetter vom Juni bis zum Ende des September der Aufenthalt auch auf den höchsten bewohnten Punkten des Schwarzwaldes überall ein angenehmer ist. Bei länger andauerndem Regen stellt sich in der Höhe bald starke Abkühlung und selbst empfindliche Kälte ein, welche die Bank des alsdann geheizten, in jedem Hause vorhandenen riesigen Ofens als erquickende Freundin und Beleberin blau angelaufener Nasen und Hände aufsuchen läßt; früh, schon in der zweiten Hälfte des August, tritt oben reichhaltiger, im Schatten nicht mehr völlig forttrocknender Thau auf, ein Vorbote ihm bald nachfolgenden morgenlichen Reifes. Während im Sommer das Niederland von Nebel verschont bleibt, fällt dieser dagegen auf den Bergen grade in den besten Monaten nicht selten plötzlich in dichter Anhäufung ein, zwar nicht als eigentlicher Nebel, sondern als Alles wie eine Tarnkappe umhüllende Wolke. Der einsetzende Südweststurm peitscht heulend die grauen, gespenstisch fliegenden und flatternden Massen herüber, rothgelbe Feuerschlangen zischen und funkeln aus ihnen herunter, und schmetternder und rollender Donner läuft unaufhörlich an den Bergwänden um. Die Gewitter sind weit häufiger, als drunten im Unterland; sie ziehen, ihres üblichsten Weges, aus der Lücke zwischen Vogesen und Jura herauf, werfen sich gegen den „Blauen“ als ersten von ihnen angetroffenen Hochberg des Schwarzwaldes und setzen ihre Wanderung, von einem der obersten Gipfel zum andern, über den Belchen, Schauinsland, Feldberg weiter in nördlicher Richtung fort. Manchmal ziehen sie eine lange, trostlose Regenschleppe hinter sich drein, oft aber auch brausen sie mit außerordentlicher Schnelligkeit vorüber, daß nach einer Stunde schon statt der eingebrochenen halb nächtlichen Finsterniß der heitere blaue Tag wieder herablacht. Und wer eine gute Folgereihe von solchen Tagen auf dem Schwarzwald antrifft, der wird durch die besondere Schönheit, zu der die Natur sie dort erhebt, für manche Laune und Unbill wetterwendischen Himmels voll entschädigt werden. Die nördliche Hälfte des Gebirges leidet indeß etwas weniger an schlechtem Wetter als die südliche, welche, wie die „Regenkarte“ Europas zeigt, noch grade an der dunkelsten Farbenscala des Alpengebietes mit theilnimmt.

Nicht am Wenigsten aber wird sich derjenige befriedigt fühlen, den die Herbstzeit in den Schwarzwald führt:



Der Isteiner Klotz. Von Emil Lugo.

Um Berg und Wald ein brauner Duft
Und doch die Weite klar und rein;
Ein golddurchwirkt Gezelt die Luft,
Ein Thaugeleucht von Blatt und Stein;
Hinüber fern ein Perlenglanz,
Zu Häupten rother Blätterkranz,
Der Fluß ein spiegelnder Cristall,
Ein Sonnenfunkeln allumall.
Kein Laut umher, als silberhell
Vom Dorf der Glocke Mittagsschall,
Als eines Hundes fern Gebell,
Das leis verklingt, das müd verhallt.
Ein Häher, der von Wald zu Wald
Durchs Blau die bunten Flügel spannt;
Ein Fenster glüht wie Diamant,
Ein Grüßen geht von Strahl zu Strahl,
Ein Traum zieht über Berg und Feld,
Ein schweigend Märchen liegt die Welt —
Das ist der Herbst, der noch einmal
Die Schönheit, die der Tod erkor,
So leuchtend zeigt, wie nie zuvor.

Unvermerkt sind wir von der geologischen Vorgeschichte des Schwarzwaldes zu seiner Gegenwart hinübergeleitet worden und haben jetzt an dieser Stelle noch seine heutige allgemeine Beschaffenheit in Betracht zu ziehen. Durch die räumliche Ausdehnung übertrifft er alle sonstigen deutschen Mittelgebirge, an Höhe kommen ihm nur die Vogesen und das Riesengebirg gleich. Er erstreckt sich, fast grade von Norden nach Süden verlaufend, vom 49^0 seiner ersten Anhöhe (Burgberg bei Durlach-Karlsruhe) bis zu 48^0, 28 Min. seines Oberrheinthalabfalls zwischen Basel und Schaffhausen, in einer Länge von 158 km. Seine Breite wechselt beträchtlich, beträgt im Norden manchmal kaum 35—45 km, dehnt sich im Süden dagegen bis zu 75 km aus. Der von ihm bedeckte Flächenraum nimmt ungefähr 7800 qkm (circa 140 Quadratmeilen) ein, wovon stark drei Viertel auf das Großherzogthum Baden, ein Viertel auf das Königreich Würtemberg entfallen.

Die Grenze des Schwarzwaldes bildet im ganzen Westen das Oberrheinthal von Karlsruhe bis Basel, dann im Süden ebenfalls der Rhein von seinem Knie bei Basel bis aufwärts zur Einmündung der Wutach in ihn bei Thiengen. Von dort setzt, weniger klar abgesteckt, auf der Ostseite die Einsattlung zwischen dem Hegau und weiter nordwärts dem Schwäbischen Jura (Rauhe Alb) die Grenze fort; endlich scheidet ihn im Norden selbst an einer Linie zwischen den Städten Durlach und Pforzheim (Pfinzthal) die Einsenkung des Kraichgaus ab, ein flachgewelltes, kaum 400 m über der Meereshöhe liegendes Hügelland, auch wohl als „Neckargebirge“ bezeichnet. Die geologische Beschaffenheit des letzteren verbietet, dasselbe als einen Ausläufer des Schwarzwaldes zu betrachten; es bildet ein selbständiges Zwischenstück zwischen diesem und dem nördlich davon ansteigenden Odenwald.

Der Schwarzwald gehört mit seinem weitüberwiegenden Theil in das Quellengebiet des Rheins, nur mit einem kleinen in das der Donau, die dafür allerdings auf ihm ihren Ursprung nimmt. Die westlich und südlich gerichteten Flüsse und Bäche münden direct in den Rhein; die nennenswerthen derselben sind, von Norden beginnend: die (untere) Alb, die (untere) Murg, die Oos (bei Baden-Baden), die Büllot (Bühl), die Acher (Mummelsee, Achern), die Rench (Oppenau, Oberkirch), die Kinzig mit ihren vielfachen Nebenbächen, die Schutter (Lahr), die Unditz („Ettenbach“, Ettenheim), die Bleich (Herbolzheim), die Elz (Waldkirch), die Glotter, die Dreisam (Freiburg), der Neumagen mit der Möhlin (Staufen, Münsterthal; St. Ulrich), der Klemmbach (Müllheim), die Kander (Kandern, Wolfsschlucht), die Wiese (Todtnau, Lörrach). Dann südwärts, nach der Umbiegung des Rheins bei Basel: die Wehra (Todtmoos, Wehr), die (obere) Murg, die (obere) Alb (St. Blasien), die Schlücht, Schwarza, Mettma und Steina, in die Wutach einmündend. Damit endet im Osten das Quellgebiet des Rheins, schon die Wutach floß in früherer Zeit in die Donau, ehe sie sich ihr Bett für den jetzigen, ziemlich unnatürlichen Lauf brach. Die Donau, mit mindestens der Hälfte ihres Wassers übrigens nicht zum Schwarzen Meer, sondern durch die „Radolfzeller Aach“ (im Hegau) in den Rhein fließend, ist im Schwarzwald allein durch ihre beiden Ursprungsbäche, die Breg und die Brigach, vertreten, nur ein sehr schmal eingesetztes Gebietstück zwischen Wutach und Neckar entwässernd, denn gleich nördlich von der Brigach nimmt der letztgenannte

große Nebenfluß des Rheins wieder alle Wasserläufe an der Ost- und Nordseite des Schwarzwaldes auf. Zu nennen sind davon, außer dem unweit von Villingen entspringenden Neckar selbst, die kleineren, Eschbach und Glattbach, als größere die Nagold (Calw, Hirsau, Liebenzell, Pforzheim), in die Enz (Wildbad) mündend, beide den nordöstlichen Schwarzwald von Süden nach Norden durchziehend.

Von den vorstehend angeführten Gewässern bilden größere Flußsysteme, die tief aus dem Innern des nördlichen Gebirgtheiles kommende (untere) Murg (Rothe Murg, Forbach, Schönmünzach), vor Allem die den Schwarzwald in zwei Hälften trennende Kinzig (Große und Kleine Kinzig, Schiltach, Schapbach-Wolfach, Gutach, Harmersbach), die Elz (Wildgutach), die Dreisam (Höllenbach oder Rothbach, Wagensteigbach, Ibenbach, Eschbach, Osterbach, Brugga), die Wiese (Prägbach, Belchenwiese, Angenbach), die (obere) Alb (Steinach, Schwarzenbach, Steinbach), die Schlücht (Schwarza, als Abfluß des Schluchsees, Mettma) endlich die vielgekrümmte Wutach (Gutach, als Abfluß des Feld- und Titisees, Röthenbach, Mauchach, Merinbach, Steina, Klingengraben). Von den Zuflüssen der Nagold und Enz ist nichts weiter erwähnenswerth, als daß die letztere aus dem „Hornsee“ die kleine Eyach aufnimmt und sich in zwei Anfangsarme zerspaltet.

An Wasserfällen besteht erheblicher Reichthum, doch ohne daß sich ein solcher ersten Ranges fände. Die beiden bedeutendsten, der des Fallbaches bei Triberg (Gesammthöhe 175 m), wie der des Grindenbaches bei Allerheiligen setzen sich aus einer Reihe von Abstürzen zusammen. Ihnen steht am nächsten der Fall bei Todtnauberg, dem die Geroldsauer Fälle bei Baden nachfolgen. Sehr einsam gelegen und nicht bequem erreichbar ist der Zweribachfall am Simonswälder Thal; bei starker Wassermenge zeigen sich auch die Fälle des Ravennabaches am Höllenthal und des Rothwassers im Bärenthal des Aufsuchens werth. Von den wenig zahlreichen bedeutenderen Seen des Schwarzwaldes sind die beiden größten, der Titisee und Schluchsee, bereits angeführt worden, ebenso die kleineren, Feldsee (am Feldberg) und Mummelsee (Hornisgrinde). An noch minder umfangreichen lassen sich hinzufügen der (entwässerte) Hohloh- und Hornsee (Enzgebiet), der Herrenwieser-, Schurm-, Hutzenbacher-, Wild- und Buhlbachsee (Murggebiet), der Glaswaldsee (Kinzig-Schapbachgebiet), einige größere Schwellweiher im Wutach- und Schlüchtgebiet, sowie der seltsame Eichener See am Dinkelsberg und der kleine, hübschumfaßte Waldsee bei Säckingen. Der südliche Schwarzwald besitzt zwar die stärkeren Wasseransammlungen, ihre größere Anzahl findet sich indeß in der nördlichen, vielfach moorgrundigen Hälfte.

Die Richtung des Gebirgs geht eigentlich nicht von Norden nach Süden, sondern umgekehrt, da sich im letzteren die ungleich höheren Gesammt- und Einzelerhebungen darstellen. Drei große „Gebirgsstöcke“ treten am Deutlichsten in ihm zu Tage, der des Feldberg, des Kandel und des Kniebis. Trotz der weiten Längenausdehnung des Ganzen kann man indeß den Feldberg als Knotenstock des Schwarzwaldes betrachten. Er ruht über diesem, weitum von den Bergspitzen oder dem Hochrücken aus gesehn — um ein triviales, aber bezeichnendes Bild anzuwenden — wie der Knauf auf dem stark abgeflachten Deckel einer Suppenschüssel. So stellt er sich von droben aus überall als Herrscher vor den Blick, während die Rheinebene ihn erst drüben von den Vogesen her, und auch von dort nur unscheinbar gewahren läßt, da er sich nach dieser Seite völlig hinter den Vorbergen verbirgt. Umgeben ist der Feldberg von einem Kreis ihm nur wenig an Höhe nachstehender Gipfel (Herzogenhorn, Spießhorn u. a.); nach Süden laufen von ihm die Hauptstöcke des Blößling und Hochkopf aus, nach Südwesten des Belchen, Köhlgarten und Blauen, nach Nordwesten des Erzkasten (Schauinsland), nach Norden als Abschluß eines langen Hochrückens der steil zum Rheinthal abfallende, von Fremden zuerst oft für den Feldberg gehaltene Kandel, nach Osten der jenseits des Titisees

dicht überwaldet aufsteigende Hochfirst, nach Südosten die Bärhalde. Dann folgt weiter nördlich der trennende Querdurchschnitt des von hohen Bergwänden eingefaßten Kinzigthals; jenseits desselben findet eine starke Herabminderung sowohl der Hochflächen als der Gipfelerhebungen statt. Nur vereinzelt steigen die Höhen noch gegen und über 1000 m an: der Kniebis, die Hornisgrinde, der Katzenkopf, Ochsenkopf, eine Anzahl sonstiger „Köpfe" um die Hornisgrinde, die Badener Höhe. Von dieser an senkt sich das Gebirge nach Norden immer mehr, bis es durch einen langen, niedrigen Waldbergstrang in den Burgberg von Durlach auslautet.

Zwischen den genannten obersten Kuppen erstreckt sich verbindend fast durch die ganze Länge des Schwarzwaldes, im Norden in einer Höhe von etwa 600 m, im Süden bis zu 1000 m, weniger ein Kamm als ein breiter, nach Osten sich mählich zum Neckarthal und zur Donau abflachender Hochlandsrücken, zu dem von der Rheinebene aus die Querthäler sich langsam emporziehen. Ein wirklicher vollständiger Durchbruch des ganzen Gebirges ist nirgendwo, auch von der Kinzig nicht gebildet, sondern überall müssen die Straßen, welche von Westen nach Osten, von Baden nach Würtemberg über den Schwarzwald führen, sogenannte „Steigen" erklimmen, deren Scheitelhöhe nach dem oben Angegebenen zwischen 600 und 1000 m (Meereshöhe) schwankt. Solcher Hauptübergänge, durch breite, vortrefflich gehaltene Chausseen vermittelt, finden sich sechs; im Norden von Achern im Rheinthal aus unter der Hornisgrinde durch (Ruhstein) nach Baiersbronn und Freudenstadt, sowie durch das Renchthal über den Kniebis nach Freudenstadt; in der Mitte durch das Kinzigthal über den Hochrücken von Tryberg-St. Georgen nach Villingen wie mit einem Seitenarm gleichfalls nach Freudenstadt, und die neue Kilbenstraße vom Elz-Simonswälderthal nach Furtwangen; im Süden die Höllenthalstraße vom Dreisamthal nach Neustadt-Donaueschingen, sowie nach Lenzkirch-Bonndorf, und die Belchenstraße aus dem Untermünsterthal über die Abdachung des Belchen ins Wiesenthal. Außerdem verbinden überall zahlreiche, nach der Jahreszeit mehr oder minder gut befahrbare Paßstraßen und Wege die Längs- und Querthäler des Gebirges untereinander. Stark außer Benutzung gerathen sind die großen Landstraßen durchs Kinzig- und Höllenthal, welche Eisenbahnen zur Begleitung erhalten haben; mit zahlreichen Tunneln entgegenstehende Felsmassen durchbrechend, steigen die Schienenstränge in vielfachen Windungen (Schwarzwaldbahn, Hausach-Freudenstädter Bahn) oder als Zahnradbahn (Höllenthalbahn) zum Hochrücken hinan. Sonst zweigen von der Hauptbahn des Rheinthals, Karlsruhe-Basel, zumeist nur kurze Bahnen in den Beginn der Querthäler ab: nach Ettlingen (unteres Albthal), Oos-Baden-Baden (Oosthal), Appenweier-Oberkirch-Oppenau (Renchthal), Dinglingen-Lahr (Schutterthal), Denzlingen-Waldkirch (Elzthal); nur die Bahn durchs Wiesenthal, Basel-Lörrach-Zell und bald nach Todtnau weitergeführt, besitzt eine erheblichere Länge. Gebaut wird gleichfalls an einer strategischen, das über den Rhein vorspringende schweizerische Gebiet umgehenden Bahn von Leopoldshöhe (vor Basel) in der Richtung gegen Konstanz; von der Hauptbahn Basel-Constanz läuft eine Nebenbahn durch das untere Wutachthal von Oberlauchringen nach Stühlingen-Weizen hinan. Dann folgt bei Singen (Hohentwiel) die Einmündung der Schwarzwaldbahn von Offenburg-Triberg-Villingen-Donaueschingen her, von der bei Immendingen nordwärts die Neckarthalbahn abzweigt, von Rottweil wiederum einen Arm nach Villingen aussendend. Weiterhin mündet in sie die Bahn Offenburg-Hausach-Freudenstadt und setzt sich bei Hochdorf in die nördlich gerichtete Nagoldthalbahn über Calw nach Pforzheim fort, wo die große Hauptbahn von Stuttgart nach Karlsruhe den Schwarzwald als Tangente berührt; von Pforzheim geht noch eine kleine Bahn durch das Enzthal nach Wildbad aufwärts. Das ist das gegenwärtig den Schwarzwald rings umspinnende, nur mit drei Linien durchbrechende und übersteigende Bahnnetz; ein Blick auf die Karte mit ihren vielen kleinen Schienenanläufen von der Rheinebene her läßt sofort deutlich erkennen, daß sich

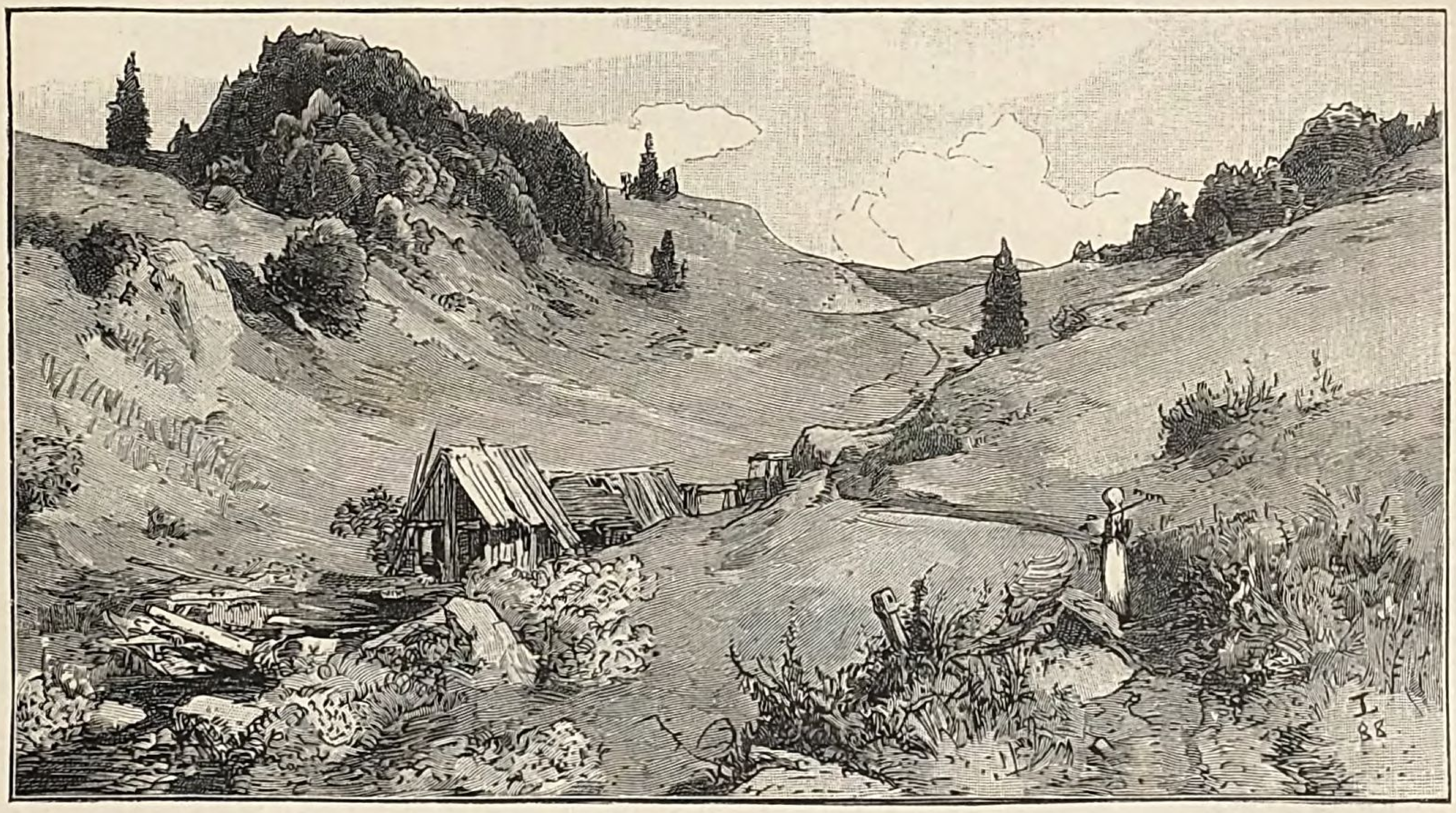
zwischen dieser und dem Neckar-Nagoldthal ein gewaltiges Bahnhinderniß von Norden nach Süden aufthürmen muß.

Hinsichtlich der allgemeinen orographischen Verhältnisse des Schwarzwaldes bleibt zum Schluß noch ein Blick auf die Richtungen und Beschaffenheit der Thäler zu werfen. Die Anordnung des langhingestreckten Gebirges bringt mit sich, daß Längsthäler wesentlich nur am Nord- und Südende auftreten, im ersteren (unteres) Alb-, (unteres) Murg-, Enz- und Nagoldthal, im letzteren Wiese-, Wehra-, (oberes) Alb-, (oberes) Murg-, Schlücht- und Wutachthal. Außerdem verlaufen noch in der Mitte die beiden Hauptzuflüsse der Kinzig in nord-südlicher Richtung durch Längsthäler, Schapbach- und Gutachthal. Alle übrigen sind Querthäler, die meisten nach Westen, erheblich weniger nach Osten gewandt; für sie bildet überall der Hochrücken die Wasserscheide. Auf der Linie, wo der letztere vom Feldberg her über Furtwangen gegen Triberg zieht, liegt oftmals der Ursprung der Donau durch die Quellen der Breg nur wenige Schritte von dem Wassergebietsanfang des Rheins (Widgutach, Elz) entfernt. Von den Rändern einer sanften Schwellung wandern hier die winzigen sickernden Wasser zur Nordsee, dort zum Schwarzen Meer hinab. Es muß sich beinahe ereignen, daß manchmal ein Tropfen unschlüssig zaudert, welchen Weg er einschlagen will. Das Dach eines Hauses kann mit seiner West- und Ostseite die große Wasserscheide bilden. In ähnlicher, doch minder scharf hervortretender Weise scheidet weiter nördlich der niedriger gewordene Hochrücken die Zurieselungen zur (unteren) Murg und zu den Nebenflüssen des Neckars von den westlich direct in den Rhein gehenden ab.

Wie Murg und Alb bereits kundgegeben, wiederholen sich mannigfach gleiche Namen im Schwarzwald, und so kehrt auch ein drei- oder vierfacher Character der Thäler desselben wieder; eine plötzliche Versetzung von dem einen in das andere nämlicher Artbeschaffenheit würde häufig unbemerkt bleiben. Ausnahmslos sind die Längsthäler und die nach Westen gerichteten Querthäler im Mittel- und Unterlauf, oft aber auch schon bald nach ihrem Beginn tief eingeschnitten und in ihrer Breite sich allmählich erweiternd. Die erwähnte Characterverschiedenheit kennzeichnet sich darin, daß einige sich bald weit offen, mit abgerundeten Kuppen oder zusammengeschlossenem schräg abgedachtem Berggelände an den Seiten hinziehen (Wiesenthal, Elzthal, unteres Dreisamthal), andre dagegen von gleichmäßigen, bis zur Thalsohle herab dicht bewaldeten, ziemlich veränderungslosen Höhenzügen eingefaßt werden (vorwiegend im würtembergischen Schwarzwald). Die dritte Gattung besteht in den Felsthälern, den als „romantischen" besonders aufgesuchten. Sie sind eng, oft nur Raum für den Bach und die Straße lassend, wild und düster, steilwandig. Mehr oder minder hohe Felsschroffen mit nacktem Gestein begleiten sie, hier zerrissen und zerklüftet, dort phantastisch übereinander gelagert, hoch herabdrohend, zu gewaltigen Massen aufgethürmt; in der Mitte schäumt das Wasser über mächtiges Geblöck und Geröll, bald neben dem Weg, bald weit unter ihm in der Tiefe. Von diesen Thälern, die trotz mancher Ungleichartigkeit doch auch wieder etwas Typisch-übereinstimmendes an sich tragen, sind die durch Schönheit, nicht selten Schauerlichkeit hervorragendsten das (untere) Murg-, Bühler-, Lierbach-, Berneck- (Schiltach), obere Wildgutach-, Glotter-, Höllenthal (Dreisam), endlich sämmtliche südliche Längsthäler, das obere Wiesen-, das Wehra-, Murg-, Alb-, Schlücht- und Wutachthal. Die hübsche Schilderung des letzteren, welche Joseph Victor Scheffel, vom „Hohen Randen" darauf niederblickend, in lateinischen Versen entwirft, paßt ziemlich gleicherweise (den „Alpenschnee" ausgenommen) auf alle übrigen genannten Felsthäler:

„Cominus saltus proclives,
eminus alpinas nives
sol illustrat occidens;
subter arva per fecunda
susurranti ruit unda
Wutach, aqua furiens".

Noch eine Art von Thälern giebt es, sich zum Hochrücken hinauf vielfältig wiederholend; sie mag hier zum Schluß hin- und dargestellt werden:



Wie lieb' ich jene kleinen, schlichten Thäler,
Die seitwärts von der Völkerstraße liegen,
Drauf rastlos Rad und Roß vorüberfliegen.
Kein Weltruf prunkender Gedächtnißmäler
Verlockt den Schautrieb in die tiefe Ruhe.
Kein Schleier weht um schöngedrehte Locken,
Nicht schwirrt's von rother Bücher Phrasenbrocken,
Es klappern Bergstock nicht und Nägelschuhe.
Ein Mühlrad nur geht blinkend in die Runde,
Barfüßig huscht mit sonnenbrauner Stirne
Am schmalen Wegrand langbezopfte Dirne,
Der Bach zieht plätschernd fort im Erlengrunde.
Und mählich steigt der Pfad, die Hügelwellen
Zur Seite wölben näher sich zusammen,
Drauf Aklei nickt und Ginsterblüthen flammen,
Aus moosiger Steinwand rieseln kühle Quellen.
Nun schlängelt über letzten grünen Wipfeln
Ein Steig sich nur noch auf; es zirpt die Grille
In dürrem Halm, kein Laut sonst regt die Stille,
Und Sonnenschein liegt einsam auf den Gipfeln.
Sie bieten nichts, um staunend drauf zu schauen,
Nichts Wundersames trifft der Blick von ihnen,

Vor dem sich Menschen mit verzückten Mienen,
Den Lohn des heißen Weg's zu ernten, stauen.
Nur wechselnd liegen Berg und Thal im Kreise,
Ein schweigend Bildniß, friedenüberbreitet;
Die weiße Wolke leuchtet, kommt und schreitet
Darüber hin; am Schläferrand geht leise
Der Windeshauch vorbei, und in die Weiten
Zieht er den Sinn mit sich durch Raum und Zeiten.



Zoologisches.

Wer ist es, der da kommen soll, um hier
Die volle Sommerherrlichkeit zu schauen?
— — — —
Rein, wie ein Tropfen Wasser, blickt die Sonne,
Und alles steht so fertig lange Tage!
— — — —
Erwarte keine Götter mehr von droben!
Erwarte keine andern Gäste mehr!
Längst sind sie alle da. Die Nachtigallen,
Die Störche und die Kraniche, die Schwalben,
Die Staare selber und die Sommervögel,
Die Felder all' voll zitternd froher Halme,
Die Lande und die Wälder voll Gethier,
Die Wasser voll von stummen Ungethümen,
Und die Verborgnen erst! Die Unzählbaren
In jedem Wassertropfen, jedem Staub!
Der alte Gast — nun fast der Wirth der Erde —
Ist da: der Mensch, und immer kommt er wieder.

Leopold Schefer: Laienbrevier.

Die germanischen Völkerstämme haben sich von jeher durch ihre rege Antheilnahme an der sie umgebenden belebten Natur ausgezeichnet. Besonders unterscheidet das deutsche Volk sich dadurch wesentlich von den romanischen, daß es einen großen Theil seiner heimischen Thiere und Pflanzen als sich zugehörig betrachtet und mit liebevollem, prüfendem Blick ihre abweichenden Merkmale in sich aufnimmt. Unsere Sprache legt deutliches Zeugniß dafür ab. Während die Franzosen, Italiener, Spanier mit Ausnahme weniger lebhafter Interessirter oder wissenschaftlich Kundiger sich zumeist mit Allgemeinbezeichnungen begnügen: „Ein Raubvogel — ein Singvogel — ein Schmetterling — eine Feldblume — ein Pilz“, hat das deutsche Volk von Alters her nicht allein Tausende von Thieren und Pflanzen mit Einzelnamen belegt, sondern viele derselben durch eine ganze Reihe charakteristischer Benennungen gekennzeichnet. Die wissenschaftliche Zoologie und Botanik fanden in Deutschland nicht nur den weitverbreiteten Sinn für die Gegenstände der Natur vor, vielmehr, hauptsächlich bei der ländlichen Bevölkerung, eine Fülle oft feiner Beobachtung, sowie eine Feststellung der Arten und Gliederung der letzteren in Gattungen, welche sich der Forschung gegenüber mannigfach als zutreffend erwiesen.

Es regt nicht den Eindruck, als sei dies deutsche Interesse an der belebten Natur in der Abnahme begriffen. Oder sollte das in manchen Schichten der großstädtischen Bevölkerung aus Mangel einer Berührung mit jener dennoch der Fall sein, so erachtet dies Buch es als eine seiner Aufgaben, bei Solchen, welchen günstige Verhältnisse eine Reise oder längeres Verweilen im Gebirge ermöglichen, auf eine Erweckung der Theilnahme in der genannten Richtung hinzu-

wirken. Nichts ist irriger, als die Auffassung, eine genauere Kenntniß und sich auch auf das Einzelne verwendende Betrachtung der Natur beeinträchtige ihren ästhetischen Gesammteindruck; im Gegentheil gewinnt dieser für eine sinnige Anschauung erst durch ein Vertrautwerden mit der Thier- und Pflanzenwelt seinen innerlichsten, vollendeten Reiz. Natürlich verbietet der Raum diesen Blättern, ein zoologisches und botanisches Compendium zu liefern, und schließt gleichfalls im Nachfolgenden jede wissenschaftliche Artbeschreibung aus. Doch ein allgemeiner Ueberblick schien dem Verfasser über dasjenige geboten, was den in den Schwarzwald Kommenden auf den Gebieten der lebendigen Natur erwartet, was er darin, sei es häufig, sei es als Seltenheit, anzutreffen vermag.

In der Thierwelt nehmen die Säugethiere und die Vögel nicht allein den obersten Rang ein, sondern pflegen auch am meisten die Beachtung auf sich zu ziehen. Der Städter ist oft erstaunt, daß sich noch ein solcher Reichthum an „wildem" Leben in deutschen Bergen und Wäldern vorfindet; ja er kann in ihnen einem vierbeinigen oder befiederten Geschöpf gegenüber gerathen, das er noch nie gewahrt hat und weder nach seinem Namen noch nach seiner Zugehörigkeit unterzubringen weiß. Das Folgende wird deshalb eine vollständige Aufzählung der im Schwarzwaldgebiet vorhandenen Säugethiere anstellen und die Vögel wenigstens im Wesentlichen anführen.

Die Ausrottung des Bären, Luchses und Wolfes im Schwarzwald stammt schon aus dem vorigen Jahrhundert. Die letzten Bären wurden 1740 im Schapbachthal und Murgthal erlegt, ebenso die Luchse auf dem walddunklen Gebiet des Hohlohkopfes (Kaltenbronn) zwischen Murg und Enz. Auch der letzte Wolf ward dort geschossen, denn späteres Auftreten desselben (z. B. noch 1882) entfließt nur einer gelegentlichen winterlichen Herüberverirrung von Elsaß-Lothringen. Von gegenwärtigen Säugethieren besitzt der Schwarzwald kein einziges, das nicht auch in andern Gegenden Deutschlands vorkommt. Im Gegentheil fehlen einige; der im Norden desselben heimische, fischotterartige Nörz ist nicht vorhanden, der Biber, im 17. Jahrhundert noch am Rhein und Kaiserstuhl heimisch, verschwunden, und das Ziesel noch nicht aus dem deutschen Osten hierher gelangt. Ab und zu verirrt sich eine Gemse von den Alpen her in den südlichen Schwarzwald, so im December 1881 in die Gegend von St. Blasien; im überaus strengen Winter 1879/80 fanden sich zwei versprengte Gemsen im Feldberggebiet über dem Höllenthal ein und verursachten unter den Jagdliebhabern hohe Aufregung. Weitere derartige Fälle in unserm Jahrhundert sind uns nicht bekannt.

So beschränkt sich die Zahl der heute noch im Schwarzwald hausenden Säugethiere auf etwa 35—37. Von katzenartigen Raubthieren ist nur die durch ihr schön gezeichnetes gebändertes Fell, wie durch ihre Behendigkeit und Mordlust an die großen Zugehörigen ihrer Familie erinnernde Wildkatze geblieben. In den düstren, oft kaum durchdringlichen Felswäldern, sowie in den weitgestreckten „Mooswäldern" des Rheinthals hält sie sich vielleicht noch häufiger auf, als gemeiniglich angenommen, doch sie wird schwerlich einem Bergsteiger auch im tiefsten Dickicht je zu Gesicht kommen. Aeußerst vorsichtig und von schärffster Witterung, geht sie fast nur bei Nacht auf ihren Raub aus, macht sich allerdings dann durch den von ihr angerichteten Schaden bemerkbar, da sie, gleich dem Tiger, weit mehr ihr zur Beute fallende Thiere zerreißt, als ihr Hunger zu bewältigen vermag, wird indeß selbst von Jägern nur selten aufgespürt und erlegt. Die verwilderte Hauskatze hat bedauerlicher Weise zu vielfacher Schädigung der Vogelwelt an manchen Orten außerordentlich Ueberhand genommen.

Die Hundesippe ist ebenfalls einzig durch eine Art, den Fuchs, vertreten, der trotz seinem feinen Gehör wohl da und dort einmal vom Wanderer betroffen wird, diesen kurz mit seinen schillernden Augen anglimmert und alsdann, nach seiner Schätzung der Gefährlichkeit desselben, mehr oder minder schleunig Fersengeld giebt. Eine ziemlich beträchtliche Zahl von Angehörigen weist dagegen die Marderfamilie auf. Ihr etwas bärenhafter, plumper, schlafmütziger und eigentlich mehr nützlicher als Schaden anstiftender Anverwandter, der Dachs, lebt hin und

wieder als Einsiedler in Höhlen an sonnigen, mit Buschwerk bestandenen Thalabhängen, während der Edelmarder für seine Wohnstätte hohle Bäume oder Felslöcher in möglichstem Dunkel der Tannen- und Fichtendickichte vorzieht. Er sucht seine Beute in Wald und Gefild und unterscheidet sich dadurch von dem Stein- oder Hausmarder, welcher sich in verfallenem Burggemäuer, verlassenen Ställen, selbst auf Bodenräumen benutzter Häuser, doch stets in der Nähe menschlicher, mit Gänsen und Enten, Hühnern und Tauben gesegneter Ansiedlungen aufhält. Auch sein kleinerer Vetter, der Iltis, theilt, wenigstens zur Winterzeit, diese Neigung und das Verlangen nach der Wärme eines Heubodens, sowie die Vorliebe für schmackhaftes Geflügel, rottet dafür zum Dank aber auch die Schlangen, Ratten und Mäuse in der Umgebung der von ihm bevorzugten Häuser vollständig aus. Das Frettchen, nur eine weißliche Spielart des Iltis, kommt in wildem Zustand nicht vor, wohl aber das — nur im Winterpelz weiße — Hermelin, das gleich seinem nächsten Verwandten, dem Wiesel, bei Nacht wie am hellen Tag zahlreich in Gebirg und Thal umherstreift. Beide trifft man häufig an, in Sprüngen über einen Weg setzend oder mit außerordentlicher Hurtigkeit und Behendigkeit an Baumstämmen und steilsten Felswänden emporkletternd. An Mordlust, Freßsucht und blitzesschneller Bewegungsfähigkeit werden sie, wenn auch in anderem Element, nur von dem Fischotter übertroffen, der besonders an den schnellfließenden Forellenbächen sein räuberisches Unwesen betreibt, dem Menschen in seiner Zuneigung für die Schmackhaftigkeit der „kleinen, niedlichen Forellen" sehr starke Concurrenz macht und dieselben noch mehr vertheuert, als die Fischer und Händler dies bereits ins Werk gesetzt haben. Von sonstigen, mit kleinerer Jagdausbeute befriedigten Raubthieren beherbergt der Schwarzwald noch überall auf Höhen und in Niederungen, doch stets vereinzelt den Igel, verschiedene Arten der gefräßig ihren furchtsamen Nage-Mausschwestern nachstellenden Spitzmaus, in hellen Gewässern die eben so raublustig selbst große Frösche, Krebse und kleinere fischende Vögel anfallende Wasserspitzmaus und überall, wo ihm nicht felsiger Boden das Fortkommen wehrt, den lichtscheuen Maulwurf, dessen Thätigkeit sich dem Auge oft schon auf weite Entfernung durch ein sonderbar geschecktes Aussehen von Wiesen- und Mattenflächen ankündigt.

In Betreff der Nagethiere finden sich sämmtliche in den übrigen deutschen Landen vertretenen Arten. Das zierlich-gelenke Eichhörnchen huscht überaus häufig, oft dicht vor dem Fuß über schattige Waldwege und sieht mit seinem klugen, aber kaltstechenden, gewissermaßen gemüthleeren Blick, der es als ein halbes Raubthier kennzeichnet, vom Ast herab. Man begegnet im Schwarzwald ebenso oft, ja wohl fast häufiger der schwarzen Varietät als der rothbraunen Art, die im Uebrigen beide demselben Nest entstammen. Selten dagegen, vielleicht nur ein zeitweiliger Gast aus den Alpen, ist der Siebenschläfer, während der Gartenschläfer stellenweise den Obstzüchtern Aergerniß bereitet. Dem letzteren ähnlich haust in den Laubwäldern und Feldbüschen die niedliche, furchtsame, langgeschwänzte, gelbröthliche Haselmaus, die sich, falls sie ins höhere Gebirge heraufkommt, im Hunger wohl auch an die rothflammenden Beeren der vielfach die Kunststraßen „auf dem Wald" einfassenden Ebereschen machen wird. Zwei plumpe und häßliche Gesellen aus der Mäusefamilie halten sich im Gegensatz zu jener mehr auf dem festen Erdboden, die Hausratte und die Wanderratte. Besonders in den Ortschaften des höheren Gebirgs hat die letztere ihr eifriges Trachten, die erstere völlig zu verdrängen, noch nicht durchzuführen vermocht, doch ist die Hausratte jedenfalls auch im Schwarzwald die bedeutend seltenere der beiden geworden. Ihrer kleinen Base, der Hausmaus, kann man dagegen nirgendwo Seltenheit nachrühmen, ebenso wenig der Waldmaus und Brandmaus, in deren Sommergenossenschaft sich höchst zahlreich die winzige, durch ihren fast nach Vogelweise hergestellten, zierlichen Nestbau ausgezeichnete Zwergmaus findet. Außerdem hat die Sippe der Wühlmäuse noch als ihre massenhaften Vertreter die Feldmaus und Wurzelmaus abgeordnet, denen sich an stehenden Gewässern die Wasserratte hinzugesellt. Im Gegensatz

zu diesen zeigt der Hamster sich ängstlich wasserscheu, liebt indeß auch das Gebirge nicht und taucht wohl nur einmal zum Besuch von Mitteldeutschland her am Nordrande des Schwarzwaldes und im Rheinthal auf. Die letzten beiden Nager sind das sporadisch in sonnigen Lehm- und Sandgegenden seine Stollen grabende Kaninchen und der allerorten gleicherweise heimische und flüchtige, zu seiner Bekümmerniß vom Menschen und jeglichem Raubthier vierfüßiger wie geflügelter Art allzusehr geliebte Hase. Man betrifft ihn im Frühling, Sommer und Herbst überall, im Bergwald und auf Feldern, und überall macht er seinem Namen ‚Lepus timidus' durch schleunigstes Davonrennen Ehre. Ob der weiße Alpenhase sich, wie behauptet wird, dann und wann bis in den südlichen Schwarzwald (Feldberg) verirrt, ist nicht „urkundlich" festgestellt.

Dem Hasen schließen sich vom gastronomischen Gesichtspunkt, als „Wild" par excellence die Wiederkäuer an. Die weiten, düstren Gebirgswälder des nördlichen Schwarzwaldes bilden noch gute Zuflucht für den in den ebenen deutschen Landen fast überall ausgerotteten, nur noch gehegten Edelhirsch, doch wird er nicht leicht sichtbar, sondern überläßt ohne eitlen Ehrgeiz als Gegenstand menschlicher Augenbewunderung seinen Vetter, den Dammhirsch, den man wohl da und dort am Sommerabend mit seiner Familie aus einem Laubholz an stillen Haldenrand hervortretend gewahrt. Dem Reh wird der Fußwanderer auf einsameren Wegen häufig begegnen, wie es paarweise oder in kleinen Truppen an einer Lichtung äst, bald großäugig furchtlos eine Weile in die Richtung des auftönenden Fußtritts niederblickt, bald jählings schattenhaft hastig durch das Unterholz davonstiebt. Dies letztere rauscht nicht leise, sondern braust und kracht, wenn statt des leichtfüßigen Rehes das schwere, plumpe Borstenthier, das in der Wildsau seinen Vertreter hat, hindurchbricht. Erst in den letzten Jahrzehnten hat die Sus Scrofa sich aus den Sumpfwäldern der Oberrheinebene mehr und mehr auf die westlichen Berge des Schwarzwaldes heraufgezogen und sich unausrottbar darin festgesetzt. Die Wildsauen sind, hauptsächlich im Gebirg, zur Tageszeit sehr vorsichtig, und es geschieht nur in der Dämmerung, daß man einmal ein kleines Rudel von Keulern und Bachen unweit durch den Wald brechen hören kann. Ein glücklicher Zufall ist aber dazu erforderlich, und andererseits kein Unglück dabei zu besorgen. Die Wildsau hört und wittert ausnehmend scharf, weicht deshalb zeitig dem Menschen aus dem Wege und ist, wenn sie sich nicht bedrängt sieht oder gereizt wird, bei einer Begegnung vollkommen ungefährlich.

Als letzte Säugethiere beherbergt das Schwarzwaldgebiet noch eine beträchtliche Anzahl (wohl über ein Dutzend) von Arten aus der Ordnung der Flatterthiere und zwar aus der Familie der „Glattnasen" besonders die Ohrenfledermaus und die Frühfliegende Fledermaus (Vesperugo Noctula); aus der Familie der „Blattnasen" die Große und die Kleine Hufeisennase. Die beiden ersteren halten sich in den Thälern und Vorbergen, die letzteren Fledermäuse gehen über den Waldgürtel bis zu den Gebirgskuppen hinauf. Die Hufeisennasen sind nächste Verwandte des berüchtigten amerikanischen „Vampir" und in Bezug auf ihre Neigung zum Blutsaugen bei schlafenden Mitgeschöpfen nicht ganz unverdächtig, so daß es sich nicht grade empfiehlt, sie als Nachtkameraden im Zimmer zu beherbergen. Dagegen ist die von Damen nicht selten gehegte Befürchtung, die Fledermaus könne sich bei ihrem abendlichen Zickzackflug ihnen im Haar oder der Kleidung verfangen, vollständig grundlos. Kein Thier der Erde besitzt ein feineres, schon aus der Entfernung einen Spinnwebfaden empfindendes und vermeidendes Tastgefühl, so daß man die höchste Entwicklung desselben gradezu mit dem Namen des „Fledermaussinnes" belegt hat.



Die Vogelwelt.

Wir befinden uns auf einer Höhe des Schwarzwaldes in einem aus Laub- und Nadelholz, sonnigen Lichtungen mit hellem Felsgestein und Haide, und tiefschattigen Gründen gemischten Wald. Aus der weiten scheinbaren Stille dringen uns einzelne Töne ans Ohr. Vielleicht einer von Menschenhand verursacht, der Schall einer baumfällenden Axt. Die Urheberin zweier andrer ist wahrscheinlich die unbelebte Natur. Der Wind erzeugt ein eigenthümliches Summen, halb Rauschen, halb Murren in den hohen, schlanken Wipfeln und dem breiten Gezweig der Edeltannen, und ein blinkender Quell plätschert von ummoostem Felshang in ausgewaschenen Grund nieder. Aber auch wo er fehlt, wenn die Luft unbewegt ist und alles Menschenthun ruht, wird der Wald nirgendwo in Wirklichkeit schweigen, sondern fast überall die nämlichen Laute aufklingen und in kurzen Zwischenräumen wiederkehren lassen. Das sind die Rufe der Wildtauben, entweder das dumpflaute „Huhuh" der Hohltaube, oder des länger gedehnte Gurren der Ringeltaube und das sanfte, verträumte „Turtur" der Turteltaube. Schrill und mißtönig sticht davon das scharfhervorgekrächzte „Kräck-kräck" des Eichelhähers ab, der fast über jede Lichtung sein buntes, von blaubespiegelten Flügeln getragenes Gefieder hinüberspannt; dazwischen mischt der Kleiber oder die Spechtmeise beinahe unablässig seinen hellen, unendlich abwechslungsreichen Ruf, der von „Tü-tü-tü" über ein scharfes „Sit" und „Zirr-twit, Zirr-twit" zu „Twät-twät-twät" übergeht, und das Auge sieht den behenden, vielfarbigen Vogel hurtig um Stamm und Ast huschen, auftauchen, um scheulos herabzusehn, und schnell wieder verschwinden, so daß nur das Klopfen des langen, spitzen Schnabels an der Baumrinde zum Aufsuchen von Insekten seine Anwesenheit noch kundgiebt. Stärker tönt das Hämmern eines Grünspechts oder der Buntspechte, vielleicht aus der Waldestiefe her das weitvernehmliche dröhnende Hacken eines mächtigen Schwarzspechts, dessen Größe und flammend rother Oberkopf denjenigen, der ihn unerwartet zum ersten Mal in der Bergeinsamkeit vor sich sieht, fast zu erschrecken vermag, jedenfalls aber den Eindruck eines aus einem alten Märchen in die heutige Welt verirrten Vogels erregt. Nun wird es einen Augenblick still und alles scheint mit verhaltenem Schnabel und Athem zu horchen. Ueber den Waldkronen kommt aus hoher Luft ein klagend verhallender, gleichmäßig wiederholter Schrei herab, und der Blick gewahrt durch eine Oeffnung den hoch im Bogen umkreisenden Flug eines Mäusebussards oder eines Milans (Königsweih, Gabelweihe). Aengstlich duckt sich vom kleinsten Vogel bis zum Hasen alles in sicherndem Versteck vor dem adlerscharf niederspähenden Blick des gemeinsamen Feindes, nur die fluggewandten Krähen und Dohlen fürchten den stärkeren, aber ziemlich feigen Gegner nicht, brechen im Schwarm herauf und stürmen lautkrächzend auf ihn ein, um ihn selbst aus seinem Jagdrevier zu verjagen. Geschickt weiß die einzelne seinen Fängen zu entgehn, sich über ihn zu schwingen, und von oben auf ihn hinunterzustoßen; kreischend umdrängt ihn die ganze schwarze Schaar, und verdrossen räumt er zuletzt das Luftfeld oder steigt so hoch empor, daß sie ihm nicht weiter nachfolgen. Der gleiche Vorgang wiederholt sich nicht selten,

wo die Habichte und Falken erscheinen, nur daß ihnen gegenüber die noch flugsichreren Schwalben die Rolle der Necker und Verfolger übernehmen. Ein solidarisches Gefühl scheint sie zu treiben, als Wächter des bedrohten Lebens der Allgemeinheit aufzutreten und durch ihr Gelärm die Gegenwart des gefürchteten Mörders kund zu thun, die übrigens seltsamer Weise die meisten Raubvögel selbst durch ihren stätigen Schrei verrathen.

Das sind die Vogelstimmen, von denen der Wandrer im Schwarzwald fast überall umgeben ist. Im Frühling, bis gegen das Ende des Juni hin, gesellt sich noch in den meisten Gegenden der unermüdlich umkreisende Ruf des Kukuks hinzu.

An Raubvögeln dürfte in Deutschland der Schwarzwald außer den bairischen Alpen die größte Artenanzahl besitzen. Der Lämmergeier fehlt allerdings und ist, wenn er da und dort einmal gesehen worden, lediglich als flüchtig aus den Hochalpen herübergestreifter ungebetener Gast zu rechnen. Auch der Seeadler beschränkt sich auf ein gelegentliches Herüberschweifen von den Uferlanden der Nord- und Ostsee, doch der Fischadler ist kein seltener und ein den Fischereiinhabern höchst verhaßter Eingeborener, der seine höchste Luftherrschaft mit dem Steinadler und Goldadler theilt. Beide gehören jedoch zu den Seltenheiten; der erstere horstet fast ausschließlich auf steil unzugänglichen Felswänden, der letztere jedenfalls auch in den Kronen alter, dickichtumgebener Bäume. Den Adlern an Größe zunächst stehen die Weihen, von welchen der Gabelweih am bekanntesten ist, doch sein Gebiet oft mit dem Rohrweih, Kornweih und Wiesenweih theilt. Im kreisenden Flug sind sie, mit Ausnahme des schwalbenschwänzigen Gabelweihs, schwer voneinander, wie von dem Mäusebussard zu unterscheiden, dem sich der Wespenbussard, niedrig über den Boden hinfliegend, und hin und wieder der Schlangenbussard hinzugesellt, der sein scharfes Augenmerk besonders auf Kriechthiere gerichtet hält. Beträchtlich kleiner an Wuchs und Flügelspannung, aber nicht minder räuberisch und weit flugbehender schließen sich ihnen an der Hühnerhabicht, der Sperber, der Edelfalk, Wanderfalk, Baumfalk und Thurmfalk. Der letztere ist fraglos der am häufigsten zu Gesicht Gerathende, denn es giebt wohl kaum eine Burgruine des Schwarzwaldes, die nicht von einem Thurmfalkenpaar bewohnt und von der ersten Morgenfrühe bis zur Dämmrung in raschem, sanftwiegendem, graziösem Flug umkreist wird. Nun lautlos, nun mit einem feinstimmigen Schrei die einsame Stille der Bergkuppe unterbrechend, segelt der schöne Vogel rastlos durch die Sonnenluft dahin, seine Flügel über dem zerfallenen Gemäuer schlagend, in dem seine Vorfahren einstmals das Burgleben des Mittelalters gesehn. Er ist wenig scheu, erscheint eher dem Menschen beinahe zugethan und gewöhnt sich jedenfalls rasch an die Nähe desselben. Denn da und dort verkehrt er völlig seine Falkennatur, bewohnt auf vereinzelt belegenen Bauerngehöften ein ihm hergerichtetes Nest, empfängt ihm bereitetes Futter und läßt zum Dank nicht nur die Hühner und Tauben des Hofes unangetastet, sondern wehrt jeden Ueberfall von Seiten eines fremden Raubvogels als muthiger und achtsamer Wächter ab. Für den Unkundigen hat es etwas höchst befremdlich Absonderliches, solchen zum Hausfreund gewordenen Thurmfalken in der Mitte ihn sorglos umflatternder Tauben zu gewahren.

Unter den „Nachträubern“ nimmt der Uhu den obersten Rang ein. Das Auge würde ihn für eine größte Seltenheit halten, aber das Ohr belehrt ab und zu den nächtlichen Walddurchwandrer von seinem unsichtbaren Vorhandensein. Weithin schallt sein dumpfschauerliches „Buhu“ durchs Dunkel und hat in früheren Zeiten seines häufigen Vorkommens vermuthlich ebenso mit zur üblen Berufung des Schwarzwaldes beigetragen, wie aus ihm die Sage von der wilden Jagd ihren Ursprung genommen. Der kleinere Verwandtenkreis des Uhus setzt sich aus der Waldohreule und Zwergohreule, dem Steinkauz, Waldkauz, Schleierkauz, Raufußkauz und Zwergkauz zusammen. Sie sind sämmtlich Höhlen- und Waldbewohner, den Tag hindurch zumeist schlafend oder träg in ihren Winkeln hockend, in der Nacht jedoch umstreichen sie, besonders der Steinkauz, nach Beute suchend, die Dorfhäuser, werden von

erleuchteten Fenstern angelockt und haben, da ein spätnächtliches Licht häufig auf ein Krankenzimmer hinweist, zu dem Aberglauben Anlaß gegeben, daß ihr Ruf unheimlich den Tod unter dem von ihnen überflogenen Dach voraufverkündige. Das Volk legt dem Steinkauz deshalb die Namen „Leichenhuhn, Todtenvogel, Wehklage" und noch manche ähnliche Bezeichnung bei.

In den einsamsten, menschenfernsten Forsttiefen haust, sein Nest in den höchsten Baumwipfeln verbergend, der mächtige Kolkrabe, den Wald hin und wieder weithin mit seinem lauten „Kolk-kork-Rabb-kroah" übertönend. Außer ihm besitzen alle rabenartigen Vögel Deutschlands — mit Ausnahme der als große Seltenheit erscheinenden, doch ab und zu auftretenden, tropisch gefiederten Blaurake — im Schwarzwald eine gern und zahlreich bewohnte Heimat. In oft massenhaften Schwärmen überwandern sie gegen Abend Thäler und Höhen, um allmählich, wie eine zerflatternde Wolke, hierhin und dorthin auseinander zu schwinden. Vereinzelt, doch überall in Menge trifft man den ihnen nahversippten, schon genannten, streitsüchtigen Holzhäher, sowie in manchen Thälern in nicht mindrer Anzahl die eigenartig dahinflatternde, verschwiegen tückische, mordsüchtige Elster. Dagegen betreiben die schöngefiederten Würger ihr Geschäft stets in einem streng abgesonderten Gebiet, unschuldig aussehende, aber räuberische und behende Gesellen, gefürchtetste Feinde aller kleinen Singvögel, während der harmlose Staar sein Doppelleben führt, im Frühling und Vorsommer im schillernden Hochzeitkleid vergnügt allein mit seinem Weibchen an seinen Nistplätzen sich niederläßt, im Spätsommer indeß, unscheinbar gemausert, aber gesellig geworden, in großen Schwärmen sich auf den Bergmatten ansammelt, um den weidenden Rindern in ihrem oft verzweifelten Kampf gegen die blutsaugerischen Rüssel der Bremsen dankbar angenommene Beihülfe zu leisten.

Die charakteristischsten Singvögel des Schwarzwaldes sind zweifellos die Drosseln; er beherbergt von ihnen eine reiche Anzahl von Arten und zahllose Individuen. Die meisten freilich, wie auch die Wachholderdrossel (Krammetsvogel) erscheinen nur als Strichvögel, doch brüten die Misteldrossel, die Ringdrossel und Singdrossel, und vor allem ist es wohl kaum möglich, irgendwo wenige Minuten durch den Laub- oder gemischten Wald zu gehen, ohne zur Rechten und Linken hurtig eine Schwarzdrossel (Amsel) davonhuschen zu sehn. Mit ihrem schwarzen Kleid scheint sie sich als berechtigtste Inhaberin des Schwarzwaldes zu betrachten, verläßt ihn auch im Winter nicht, sondern zieht sich dann nur aus den höheren Bergen in Menge zu den Thalortschaften hinab. Ueberall bildet sie die Hauptsängerin, vom ersten Morgendämmern bis zum späten Abend, ja oft in der Nacht sogar von einem Dachfirst oder Baumwipfel ihr mannigfaches Lied herniederflötend; leider indeß ist sie zugleich äußerst zänkisch und nicht von festem Character, insofern sie sich, wenigstens stellenweise fraglos, von einer berufenen Vegetarianerin zur Carnivorin, d. h. Räuberin von Eiern und Nestjungen kleiner Singvögel verschlechtert hat. Sehr wahrscheinlich hängt mit dieser verwerflichen Eigenschaft und der außerordentlichen Menge der Amseln die betrübende Wahrnehmung zusammen, daß schon seit Jahrzehnten die Nachtigall an manchen Orten (z. B. Freiburg), wo sie früher zahlreich genistet, vollständig verschwunden ist.

Im Allgemeinen indeß zeigt sich der Schwarzwald überhaupt nicht grade reichhaltig an kleinen Sängern, wenigstens nicht in den ihnen zumeist unsympathischen dunklen Tannen-, Fichten- und Kiefernwäldern der höheren Berge. In den Thälern und Laubholzungen an den Rändern des Gebirgs sind wohl sämmtliche deutsche Arten vertreten, allein manche nicht in so erheblicher Individuenzahl, wie anderswo. Eine selbstverständliche Ausnahme macht der Edelfink (Buchfink), der von allen Zweigen schmettert und auf jedem Wege hüpft. Auch Hänfling, Grünling, Zeisig gehören nicht zu den Seltenheiten, und in kleinen farbenprächtigen Gesellschaften besucht der Stieglitz zeitweilig die Gärten. Vielfältig tönt stundenlang fast unaufhörlich das hohe, helle „Zia-zia-zia" des Baumpiepers, der, ähnlich wie die Amsel, ein Klangwahr-

zeichen des Schwarzwaldes ausmacht. Auf den Buschspitzen am Wegrand wiederholt die Goldammer, immer dem Fußgänger vorauffliegend, ihr leise schwermüthiges: „di-di-di-di-didi!“ oder nach Julius Mosens hübscher Wiedergabe: „Wie-wie-wie-hab' ich dich lieb!“; die Feldlerche und Haidelerche stehen tirilirend unsichtbar über den von ihren Namen gekennzeichneten Bodengründen im Blau, und die Haubenlerche läuft schopfnickend fast zutraulich auf den Landstraßen. Es würde zu weit führen, von den eigentlichen „Sängern“ andere, als die häufiger vor den Blick gerathenden aufzuzählen. Zu ihnen gehören im Wald der Pirol (Vogel Bülow), der Weidenlaubvogel, die Heckenbraunelle und die Schmätzer, in Niederungen und Gärten besonders das Rothkehlchen, der Haus- und der Gartenrothschwanz, dann der Mönch, die Grasmücken und der Zaunkönig, der, freilich nicht übermäßig häufig, mit seinem fröhlichen „Zerr-zeck-zeck“ aus Reisig und Gestein wie ein winziger Schatten hervorschwirrt. In unendlicher Zahl dagegen durchwandern das ganze Jahr hindurch die Meisen, unablässig leise zwitschernd und anmuthig kopfüber am Gezweig hängend und schaukelnd, den Schwarzwald. Kohl-, Tannen-, Sumpf-, Hauben- und Schwanzmeise offenbaren sich dem Auge und Ohr allenthalben, weniger oft mischt als besondere Schönheit die schmelzüberduftete Blaumeise sich ein. Dornbusch und Haidegesträuch durchschlüpfen behend die zarten Liliputaner der Vogelwelt, das feuerköpfige und das gelbscheitelige Goldhähnchen.

Von den „Kernbeißerartigen“ Vögeln leuchtet öfter die rothflammende Brust des Dompfaffen aus dem Laub; der eigentliche Kernbeißer, wie der „Kreuzschnabel“ halten sich, wenn nicht Noth sie zwingt, dem menschlichen Blick gern entzogen. Als seltnere Gäste der „Spechtvögel“ sind noch der Wiedehopf und der Wendehals zu rechnen; der kleine Baumläufer hingegen erfreut oftmals durch die Korkzieherwindungen, in denen er an den Stämmen, emsig, thätig hinaufhuscht. Nicht minder rastlos beweglich schießen die Fliegenfänger vom Morgen bis zum Abend einem Insekt in der Luft nach und kehren, reglos gleich einem grauen Holzstückchen dasitzend, doch ständig umäugend, auf ihren Abflugplatz, ihren Jagdanstand zurück.

Natürlich fehlen sämmtliche deutsche Arten der Freunde der Menschenbehausungen, der „schwätzenden Schwalben“ nicht, die sich um ihrer Nahrung willen mit Vorliebe über Wasserständen und -Läufen aufhalten. Und auch ihre wunderliche, vielfach abergläubisch beredete und verläumdete Base, die Nachtschwalbe (der Ziegenmelker, Tagschläfer, Brillennase, Pfaffe, Hexe) treibt ihr nächtliches, durchaus nicht an Unholde gemahnendes Wesen. Nur dem Namen nach hierher zu rechnen sind die beiden Seeschwalben (Sterna major und minor), die am Bodensee heimisch, vielfach rheinabwärts streifen und wohl auch sporadisch in die unteren Flußthäler des Schwarzwaldes gelangen.

Sehr unsystematisch gleichfalls ist es, allein für den nicht ornithologischen Reisenden nicht unzweckmäßig, einige, sich fast ausschließlich am Wasser findende Vögel in eine kleine Gruppe zusammenzustellen. Weniger an den größeren Seen, als an schilfigen Weihern, auf Sumpfstrecken, Mooren und Moosen des Schwarzwalds siedeln sich, doch immer nur vereinzelt vom April bis October der Fischreiher und die Rohrdommel an. Den ersteren sieht man öfter in weitklafterndem, langsamem Fluge über feuchtbrüchigen Grund hinschweben; besonders bei nebelnder Luftstimmung setzt er durch die Größe seiner Flügelspannung in Erstaunen, wenn er hoch kreist, wird er leicht mit einem Adler oder dem verbreitet, doch nicht übermäßig zahlreich auf Kirchen und Bauernhäusern des Gebirgs nistenden Storch verwechselt. Die Rohrdommel dagegen gewahrt man nicht leicht, sie kommt kaum aus ihrem dichten Rohrversteck hervor, fliegt selten auf, und man hört nur manchmal an Sommerabenden aus der Weite ihr dumpfes „Prumb-Buh“, fernem Rindergebrüll ähnelnd, herüberhallen. Diesen beiden Riesen unserer heimischen Vogelwelt steht als zwerghafter Wasserfreund ein sonderbarer, nach Wuchs und Färbung fast

ausländisch-fremdartig erscheinender Gesell, der Eisvogel, gegenüber. Auch er gehört zu dem für den Schwarzwald Characteristischen, da sich wohl kein Bach findet, an dem man nicht einen oder mehrere, die sich dann jedoch streng in ihr Revier theilen, antrifft. Unversehens stets stiebt er von einem Stein vor dem herannahenden Menschen in seiner buntbekleideten, gedrungenen, wunderlich schwanzlosen, dickköpfigen, langbeschnabelten Gestalt auf, schießt, dem Flug des Zaunkönigs ähnlich, schnurgerade dem Wasserlauf entlang fort und hockt sich wieder, äußerst schwer mit dem Blick auffindbar, hart über dem Wellengesprudel zu Boden. Fast überall, wo er sich aufhält, wird man auch seine weißbrüstige Fischerei-Concurrentin, die Wasseramsel (oder Wasserstaar) entdecken, die für ihren Betrieb unglaublich hurtig unter dem Wasser fortläuft, wohl eine Minute darin verweilt und dann fast allemal mit einer kleinen zappelnden Schuppenbeute im Schnabel auftaucht. Zu den Anwohnerinnen der Bäche kann man gleichfalls die weiße und die gelbe Bachstelze zählen, die rastlos mit dem langen Schwanz auf und niederwippend, die Wasserläufe anmuthig beleben, die erstere vorwiegend in den Thälern, die zweite jedoch bis zu den höchsten Scheitelpunkten des Gebirgs aufsteigend. Als eigentliche geflügelte Wasserbewohner kommen zu diesen an schilfigen Seerändern noch der Zwergtaucher, das weißgestirnte Teichhuhn und hie und da vom Zuge einfallende Wildenten hinzu.

Die letzteren leiten zum Schluß auf das hauptsächlich der Jagd anheimgegebene Federwild über. Soweit in den Thälern der Kornanbau hinaufreicht, finden sich die Wachtel und das Rebhuhn, während der Wachtelkönig mehr die feuchten Wiesenniederungen bevorzugt, wo an Waldrändern auch die Schnepfe und Beccassine beim Frühlings- und Herbststrich einfallen. Ueber buschumschlossenen Getreidefeldern zwischen den Vorbergen flattert schwerfällig der völlig dort eingebürgerte Edelfasan und versetzt Jeden, der ihn zum ersten Mal in wildem Zustande gewahrt, durch sein tropisch prächtiges Gefieder, wie durch die kaum glaubliche Dummdreistigkeit seines Behabens in Ueberraschung. Nur im höheren Gebirg indeß, bis an die Grenzen des Holzwuchses hinauf haust das Auerhuhn, gesellig lebend und in beträchtlicher Anzahl verbreitet, während das Birkhuhn nur in den Mittelgebirgen, stets vereinzelt und nirgendwo häufig auftritt. Es gelingt indeß dem nicht mit einem Gewehr bewaffneten Wandrer wohl dann und wann, im einsamen Hochwald eines schwerfällig, rauschenden Flügelschlags durch die Nadelbäume davonstreichenden Auerhahns kurz ansichtig und erst nachträglich sich bewußt zu werden, wer der mächtige schwarze Vogel gewesen. An jagdbaren Vögeln ist noch der häufige Ortolan zu erwähnen, das Vorkommen der Berg und Wald nicht liebenden Trappe dürfte zweifelhaft sein.

Für den Liebhaber von Merkwürdigkeiten sei noch hinzugefügt, daß dort, wo der Schwarzwald dicht an den Rhein herantritt, in verschiedenen Jahren unseres Jahrhunderts auf den Werdern der Altwasser Flamingos beobachtet, auch einige derselben geschossen worden sind. Fraglos hatte nur der Zufall oder widriger Wind sie vom Mittelländischen Meer — vielleicht vom Lago di Lecco, wo seit Alters her eine Anzahl sich ständig aufhält — verschlagen, doch es ist bezeichnend, daß sie in den Hochsommern ihres Erscheinens keinen erheblichen Unterschied zwischen der Temperatur ihrer nordafrikanischen Heimath und der des Oberrheinthals empfunden zu haben scheinen.



Fische und Kriechthiere.

Es liegt in der Natur der Sache, daß dem Besucher des Schwarzwaldes die Fische derselben nur selten anders als auf den Wirthstischen der Gasthäuser zu Gesicht kommen. Fast die einzige Ausnahme davon macht die Bachforelle, deren eiliges Hin- und Herschießen sich überall beobachten läßt. Sie ist in jedem größeren und kleineren fließenden Wasser reichlich vorhanden, jedoch auch im selben Maße begehrt und deshalb trotz ihrer Häufigkeit hoch im Preise stehend, wenigstens an allen Orten, wo die Verkehrsmittel es gestatten, sie ohne zu große Versendungsschwierigkeit nach den Städten zu befördern. Wo dies, aus entlegenen Thälern, sich schwerer ermöglicht, kann der dorthin Gelangende noch auf ein reichhaltiges und verhältnißmäßig billiges Forellengericht zählen; übrigens wird ein solches bei einem bestellten Mittagessen auch in dem kleinsten Dorf kaum je fehlen. Fischereiliebhaber können in den meisten Gegenden die Fangberechtigung ohne zu großen Kostenaufwand erwerben; sie werden gemeiniglich am besten thun, sich zu diesem Zweck der Vermittlung durch die Gastwirthe zu bedienen.

Im Ganzen sind andere Fische, nur noch Lachs, Lachsforelle und Hecht ausgenommen, auf den Tafeln im Gebirg höchst selten, und der Absicht des Buches genügt eine kurze Aufzählung derjenigen, welche überhaupt im Gebiet des Schwarzwaldes, seiner Seen und Flüsse mit Einschluß des Bodensees und Rheins, den fraglos fischreichsten, vorkommen. Außer den schon genannten sind dies die gleich allen Lachsarten vom Meer heraufwandernde Seeforelle, dann die Aesche, mehrere Felchenarten, der Kaulbars, Stör, Gangfisch, Saibling, Maifisch, Lampreten (Neunauge), die Schmerle und Teichschleihe, der Barsch, die Trüsche, Groppe, Barbe, Brachse, Leube, Karausche, der Plötz und Flußkarpfen, Weißfisch, die Elrize und endlich der, gleich der Mehrzahl der übrigen, hauptsächlich aus den Altwassern des Rheins und dem Bodensee kommende Aal. Damit dürften die eßbaren, mehr oder minder schmackhaften Arten erschöpft sein; was übrig bleibt, ist nur das Bäche und Gräben füllende Gewimmel der kleinen Bitterlinge und Gründlinge, unter denen auch Eisvogel und Wasseramsel nicht aufzuräumen vermögen. Ueberall, doch nirgendwo in Massen findet sich der, wie es scheint, im letzten Jahrzehnt stark von der „Pest“ mitgenommene Flußkrebs.

Bei dauerndem Aufenthalt in ländlicher Umgebung wendet sich bezüglich der Kriechthiere die Frage zunächst gewöhnlich dem Vorhandensein und der Häufigkeit der Schlangen zu. Ueber diese herrscht unter der Mehrheit unseres Volks, selbst der Gebildeten, ebensoviel unbegründete Befürchtung als begriffsverwirrende Unkenntniß. Besonders sind die Angehörigen des weiblichen Geschlechts äußerst geneigt, in jeder Schlange ein höchst gefährliches, grausenerregendes Thier zu sehen und ihr paradiesisch-stammmütterliches trauliches Verhältniß zur ersten Schlange ins vollste Gegentheil zu verkehren. Im Großen ist der Schwarzwald keines-

wegs schlangenreich zu nennen, am allerwenigsten aber das, was er in dieser Richtung birgt, zu einer Besorgniß Anlaß bietend. Zunächst beschränkt sich die ganze vorhandene Zahl auf drei bis vier Arten, von denen zwei den Nattern, den für den Menschen ungefährlichsten Thieren der Welt, gehören: die schwärzlich-dunkelblaue, gelb oder weißlich geringelte Ringelnatter und die zumeist kaffeebraune Schlingnatter, auch wohl Kupfernatter, Glatte Natter benannt. Genau lassen die Färbungen sich nicht angeben, da alle Schlangen vielfachen Spielarten unterliegen. Beide erreichen eine Länge bis zu vier Fuß und unterscheiden sich, vom Aeußern abgesehen, lebhaft durch ihren Charakter. Die Ringelnatter windet sich bei der Annäherung des Menschen stets scheu-hurtig nach einem Versteck davon; die Schlingnatter dagegen ist höchst jähzornig-reizbarer Natur (deshalb „Zornschlange") richtet gegen den Herankommenden zischend den Kopf auf und schnappt bei der Berührung mit ihren kleinen, sehr spitzen Zähnen nach Hand und Kleid. Doch kann man nicht oft genug wiederholen, daß beide Nattern völlig giftlose, lediglich Nutzen bringende, Mäuse und Ungeziefer vertilgende Geschöpfe sind, die man nicht, wie es von der Unkenntniß und Rohheit so vielfach geschieht, verfolgen, sondern, sich an ihrem Winden und Behaben erfreuend, scheulos betrachten soll. Bei gebotener Gelegenheit versäume man besonders nicht, sich mit der Erscheinung der Schlingnatter in Farbe und Zeichnung voll vertraut zu machen, da sie im gereiztem Zustand durch Färbung und zorniges Wesen eine Verwechslung mit der — doch zumeist weit kleineren — Kreuzotter zulassen kann.

Am Oberrhein soll die Grünnatter (Gelbnatter) vorkommen, vielleicht aus dem Rhonethal dorthin gelangt. Wenn dies der Wirklichkeit entspricht, so gehört sie zu den größten Seltenheiten. Fast auffällig dagegen erscheint es, daß die von den alten Römern mehrfach nach deutschen Bädern (Schlangenbad, Baden bei Wien) mitgebrachte und dort noch heute häufige Aesculapnatter sich nirgends im Schwarzwald, selbst nicht um Baden-Baden und Badenweiler vorfindet.

Als dritte und letzte in Betracht zu ziehende Schlange bleibt die mit Recht verrufene einzige Vipernart Deutschlands, die Kreuzotter, übrig. Doch überrascht sie durch zweifelloses Nichtvorkommen auf großen, den meisten Strecken des Schwarzwaldes, der ihr im Allgemeinen nicht den von ihr gewünschten Boden darzubieten scheint. Der Verfasser, dessen norddeutsche Heimat nur zu sehr von Kreuzottern bevölkert ist, hat im Schwarzwald nie eine solche gesehen. Trotzdem bleibt es nach dem guten Sprichwort von der Mutter der Weisheit rathsam, sich auf Mooren, sonnigen Halden und Haiden, in Ruinentrümmern vor einem Niederlassen auf den Boden oder dem Pflücken von Blumen und Beeren durch Umblick von dem Nichtvorhandensein einer Kreuzotter zu vergewissern, da sie sich irgendwo unvermerkt eingebürgert haben kann und sich nicht immer durch das Zischen ihres steil aufgerichteten Kopfes verräth. Zweifellos nur bewohnt sie den nördlichen Schwarzwald (z. B. die Wälder der Gegend von Herrenwies), den Kaiserstuhl und die Rheinebene und findet sich dort in ihren zahlreichen von rothbraun durch gelb, grau und fast perlfarbig bis ins Grünliche laufenden Spielarten, sowie auch in der fast schwarzen (Pelius prestes), die ihr den (falschen) Namen Höllennatter im Volk eingetragen. Das stetig Charakteristische ihrer Erscheinung aber besteht in einem dunklen Längszackenband des Rückens, kurzem Schwanzende und drei unregelmäßig dreieckigen Schildern auf der Oberseite des ziemlich platten, vorn zugerundeten Kopfes; die Körperlänge übersteigt höchstselten zwei Fuß. Bei etwaiger stattgefundener Verletzung durch einen Kreuzotterbiß ist so schnell als möglich ärztliche Hülfe herbeizuziehen; vorher ein erhebliches Quantum starker Spirituosen (Rum, Cognac, Kirschwasser) ohne Befürchtung eintretender Betrunkenheit, zu trinken, sowie, da der Biß zumeist in Finger oder Hand stattfindet, das betreffende Glied so fest als ausführbar unterhalb der Verwundung abzuschnüren, um einem Eindringen des Giftes in den Blutumlauf vorzubeugen. Ein rasches Aussaugen, Ausschneiden oder Ausbrennen der Wunde wirkt gleich-

falls nützlich; das in den Mund gerathene Gift ist unschädlich. An den südlichen Abhängen des Schwarzwaldes soll — jedenfalls als größte Seltenheit — die südeuropäische, doch auch schon im Schweizer Jura häufige, furchtsame, indeß ebenso giftgefährliche Viper (Vipera Redii, Aspisschlange) vorhanden sein. Da sie den Kalkgrund liebt, ist besonders die Gegend des Isteiner Klotzes in dieser Beziehung verdächtig.

Aus der Ordnung der Kriechthiere hat von Altersher noch ein Geschöpf vielfältig zu abergläubischen Vermuthungen und Beängstigungen Anlaß gegeben, ist vielleicht noch fanatischer als die unschuldigen Nattern wegen seiner „ruchlosen zauberischen Künste" verfolgt worden. Allerdings, wenn es auch für „Lurche" gilt, daß sie den bösen Schein meiden sollen, nicht unbegreiflicher Weise. Nach Regentagen wird man besonders gegen Abend an moosigen Wegrändern des Schwarzwaldes ein etwa sechszölliges, träg hinkriechendes, schwarzes, doch flammengelb gebändertes und getüpfeltes Thier antreffen, das auf den ersten Blick als höchlichst zur Aufreizung der Einbildung noch kinderhaft beschränkter Gemüther und Völker geeignet erscheint. Und doch ist der Erd- oder Feuersalamander ein völlig harmloser, lediglich sich vor seinen vielen Nachstellern durch eine leicht ätzende Saftabsonderung schützender Molch, wie seine kleineren Verwandten in Teichen und Gräben, der Kamm-, Feuer- und Teichmolch, (einige seltene Arten des letzteren finden sich in den sagenhaften nördlichen Moorseen, Mummelsee, Herrenwieser See) und verbrennt im Feuer oder über Kohlen nicht nur elendlich gleich allem Lebendigen, sondern fürchtet sich sogar schon ängstlich vor auf ihn einfallenden heißen Sonnenstrahlen. So bildet nach jeder Richtung den vollsten Gegensatz zu ihm seine nahe Familienangehörige, die vom Süden her eingewanderte Smaragdeidechse (Lacerta viridis), vielleicht das farbenprächtigste und reizvollste Thier, das Deutschland besitzt. Sie ist eigentlich eine Italienerin, kommt aber, wie in der Nordschweiz vereinzelt auch in den wärmsten Gegenden des Schwarzwaldes (an den Südabhängen, Isteiner Klotz, Tuniberg, Kaiserstuhl) vor, stets paarweis lebend und nur in der heißesten Sonne aus ihrem Erdstollen hervorschlüpfend. Ihre Größe ist verschieden, kann Schuhlänge erreichen, immer indeß unterscheidet sie sich durch den stärkeren Körperbau und die leuchtende Smaragdfarbe auch von den größten Exemplaren der andern, zuweilen ebenfalls hellgrün abgetönten „Schuppenechsen", der Zauneidechse (Lacerta agilis) und der Bergeidechse. Obgleich die letztere nicht Eier legt, sondern lebende Junge zur Welt bringt, unterscheidet sie sich in Gestaltung und Wesen doch wenig von der ersteren, die an allen besonnten Mauern, Felswänden, Planken und Erdwällen, ihrem Namen der „Beweglichen" Ehre bereitend, blitzgeschwind entlang und emporschwänzelt, leider vielfach nicht im wörtlichen Sinn, da sie oft ihren äußerst leicht abreißenden Schwanz in den Fingern nach ihr haschender Händen zurückgelassen hat. Die „Lacerten" gehören zu den freundlichsten und gewissermaßen unentbehrlichsten Thiererscheinungen des Schwarzwaldes, und es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß sie sämmtlich ebenso gift- und harmlos sind, wie die letzte der „Schuppenechsen", die der Sippe der „Glanzschleichen" angehörige, schlangenähnliche Blindschleiche. Im Uebrigen ist diese keineswegs blind, sondern sogar recht scharfsichtig, doch eine große Sonnenfreundin, wie alle Echsen, und bei Tage träg und unbeholfen, so daß sie sich ohne jeden Widerstand ergreifen und aufheben läßt. In der Dämmerung dagegen beginnt sie ihre Jagd und gleitet dann, merkwürdig verändert, in flinken, behenden Windungen umher. Denn sie besitzt zwar Füße, aber diese sind unter ihrer glatten, stahlblauen Schuppenhaut nach innen zurückgeblieben und dadurch völlig unnütz für sie geworden. — Eine seltene Erscheinung im Schwarzwald bildet noch die aus der Westschweiz gleich der Viper vom Jura herübergekommene Mauereidechse, die sich seltsamer Weise besonders im Murgthal findet.



Wenn Säugethiere, Vögel, Fische und Kriechthiere im Süden Deutschlands keine wesentliche Vermehrung gegen die in der Mitte und im Norden vorhandenen erfahren, so ist dagegen — nicht immer zur Annehmlichkeit — ein größerer Reichthum an Weichthieren und besonders an Insecten unbestreitbar. Und zwar nicht allein der Zahl der Arten, sondern mehr noch derjenigen der Individuen nach. Sie steht wieder gegen die der Alpengebiete zurück, aber an heißen Sommertagen des Schwarzwalds drängt sich dem in Norden Beheimatheten überall auf Feldern und Wiesen, an den Wegen und in Gärten durch Geschwirr in der Luft und Gekrabbel am Boden, an Halm und Blatt auf, daß er in den Süden Deutschlands, unter stärkere Sonnenwirkung versetzt worden.

Es fällt selbstverständlich nicht möglich, aus dieser Fülle anderes als das Allgemeine mit einigen bezeichneten Einzelheiten heraus zu heben. Um das weniger Anziehende — in Manchem noch recht euphemistisch so zu Benennende — voranzustellen, ist nirgendwo ein fühlbarer Mangel an großen und kleinen Fröschen wie an Kröten, von letzteren selbst da nicht, wo man sie eigentlich am wenigsten vermuthen würde, auf dem dürr ausgekochten Lößboden des Kaiserstuhls. Im Gegentheil versammeln sie sich in den engen Hohlschluchten desselben, von den Steilwänden herunterkollernd, zur Frühlingspaarzeit stellenweise in so ungeheuren Mengen, daß man stundenlang buchstäblich auf den schmalen Wegen im Vorwärtskommen von ihnen behindert werden kann. Außer der gemeinen Kröte treten noch die Kreuzkröte, die Wechselkröte und sogar (um Freiburg) die sonderbare südliche Geburtshelferkröte auf. Freunde von Unkenrufen und dadurch erweckten romantisch-schauerlichen Vorstellungen werden an den Hochmooren in der Dämmerung volle Befriedigung finden, und Liebhaber von Weinbergschnecken ohne zu großen Mühaufwand im Stande sein, sich ein Gericht derselben, an Austernstatt, einzusammeln. Nach dem Regen fällt es auf Waldpfaden dem Fuß oft nicht leicht, das Treten auf langhingestreckte graue, rothe und schwarze Wegschnecken immer glücklich zu vermeiden; in den Zimmern stattet dagegen bei feuchter Luft, plötzlich auftauchend und schnell über Tisch und Bett hinlaufend, gern die haarige Große Wolfsspinne ihren Besuch ab. Die Kreuzspinne ist wohl nicht häufiger, auf dem Hochland des Schwarzwalds sogar entschieden beträchtlich seltener als anderswo, dagegen gereichen Ohrzangen und Blattwanzen in ihrer übergroßen Fülle Vielen nicht eben zum Vergnügen, wofür andererseits die Bettwanze kaum in irgend einer ordentlichen Hauswirthschaft und der Floh im Allgemeinen wenig zu befürchten ist. Höchst lästig für das Niederlegen im Freien — von den unschuldigen Asseln abgesehen — sind die verschiedenen Arten von Ameisen, die theils in den Nadelwäldern riesige, termitenhafte Bauten aufführen und, zu Milliarden verbreitet, wohl im ganzen Schwarzwald keinen Fußbreit eine Minute lang völlig freilassen. Von ihnen machen sich übrigens die kleinen Arten und besonders die gelbe, weit unangenehmer als die große schwarzbraune Waldameise; ein Eindringen der Schwärme in die Häuser findet indeß nicht statt. Gleiche Unbequemlichkeit und Ungemüthlichkeit verursachen, oft ein ruhiges Genießen von Speisen und Getränken im Freien nicht zulassend, die überall umherschwärmenden Wespen, während die große Horniß nur selten sich auf einen Tisch niederläßt, sondern zumeist unbedrohlich schwirrend ihres Weges vorbeizieht. Liebens-

würdiger tummelt sich, groß an Gestalt und Masse, in mannigfachen Arten summend und brummend allerwärts das groteske Volk der Hummeln, in der Erscheinung wie im Ton gleichsam die Bären unter den Insecten vertretend. Besonders die schwarze Felsenhummel saust oft in heißer Sonnenzeit hart am Gesicht vorbei, und wer vom Zufall beim Lagern im Walde an das Nest einer Erdhummel geführt wird, findet lange interessante Unterhaltung an dem Herzukommen und Ein- und Ausschlüpfen der geschäftigen Thierchen durch den Eingang ihres unterirdischen Baus. Die Weibchen der Hummeln besitzen zwar einen Stachel, benutzen ihn jedoch nur sehr selten, im Gegensatz zu der nach dieser Richtung weit mehr zu scheuenden, auf allen Blüthenfeldern einsammelnden Biene. Die Bienenzucht steht im Schwarzwald überall in regem Betrieb und der stets zum Frühstück gebotene Honig in gutem Ansehen. Viel belästigender indeß als die genannten „Hautflügler" sind die Bremsen, weniger die gewaltige, dumpfgeräuschvoll daherschnurrende Rinderbremse, die, bei einer Wagenfahrt unablässig die Pferde umkreisend, besonders gern, doch ohne sich an den Menschen selbst zum Blutsaugen zu wagen, den Schatten unter den Sonnenschirmen aufsucht. Geringeres Zutrauen aber ist schon in die kleinere Regenbremse zu setzen, und die kleinste der Sippe, die kaum mehr als Hausfliegen große graue Blindbremse (Chrysops, Goldauge) bildet hauptsächlich an schwülen Tagen oft eine wahre Landplage für das Fahren, Gehen und Sitzen im Freien. Vollständig unhörbar kommt sie und wird erst in dem Augenblick empfunden, wenn sie ihren winzigen Rüssel in einen unbedeckten Körpertheil (doch sticht sie auch durch dünne Handschuhe hindurch) einbohrt, und es ist nur geringe Genugthuung, daß sie sich danach regelmäßig, fast wie fatalistisch darauf vorbereitet, zwischen den Fingern fassen und zerdrücken läßt. Der Stich schmerzt freilich weder stark, noch lange, sondern erzeugt mehr ein Jucken, wird indeß durch seine Häufigkeit manchmal recht widerwärtig, da man, wenn die Blindbremsen ihren „guten" Tag haben, in einer Viertelstunde Hunderte an sich todtklatschen kann; graue Kleidung zieht sie besonders an, schwarze und helle hält sie weit mehr ab. Die Belästigung durch Mücken (Schnaken) ist nach den Gegenden verschieden, auf dem Hochland kaum nennbar, an trägen Gewässern dagegen stellenweise erheblich; im Rheinthal, hauptsächlich in der Nähe der Altwasser, machen sie den abendlichen Aufenthalt im Freien zuweilen beinahe in Mosquitoweise unmöglich. Galante Herren pflegen sich ihrer zu bedienen, um durch Anzündung wehrhafter Cigarren anwesende Damen gegen sie zu beschützen. Es kommt auch vor, daß die letzteren die Selbstpeinigung dieses ritterlichen Dienstes nicht unthätig anzusehen vermögen und opferwillig ebenfalls mit zu der gleichen Feuerwaffe gegen die summenden Kobolde greifen. Das giebt dann zu manchem Lachen und lustigen Bemerkungen Anlaß, ist komisch zu betrachten und sehr vergnüglich und allein den Mücken äußerst gleichgültig, die, trotz den lebhaften gegentheiligen Versicherungen der Erfahrenen, ebenso unbekümmert um den Rauch der schönsten Havannah, wie der patriotischsten Straßburger Pfälzerin, weiter schwirren und stechen. In der Wassernähe macht sich gleichfalls für das Sitzen im Freien bei Licht oder Lampe manchmal das haufenweise zur Flamme Flattern des Uferaas (Palingenia) und ähnlicher, an sich graziöser kleiner Ephemeren unbequem; das Quälerischste aber ohne Frage ist in manchen Wirthschaften, wo die Ställe nicht weit genug vom Eßzimmer entlegen sind, die gemeine Stubenfliege, die in solchen Häusern vom Augustbeginn öfter zu vielen Hunderten alle Speisen schwarz überlagert, unablässig alle Gesichter und Hände am Mittags- und Abendtisch kitzelt und etwas empfindliche Leute gradezu zum Abstehen von der Mahlzeit zu bringen vermag. Es kann vernünftigen Wirthen nicht dringend genug anempfohlen werden, diese Peinigung nicht als eine bedeutungslose Kleinigkeit anzusehen, sondern aus allen Kräften nach einer Abhülfe von derselben zu trachten. Die auf den Flächen ruhiger Gewässer zahlreich tanzenden Wasserfliegen sind hingegen voll-unschuldiger Natur, und mit dem da und dort in seichten Schlammpfützen sich dehnenden und krümmenden Pferdeegel (Blutegel) wird kaum ein Fremder in unliebsamen Zusammenhang gerathen, da lediglich eingeborene Schwarzwaldkinder barfüßig darin herumzu-

plätschern pflegen. Eher kann sich einmal auf Weideplätzen die Schafzecke Jemandem in die Haut verirren, um sich tief mit dem Kopf darin einzugraben, und ist dann nicht grade leicht und angenehm zu entfernen. Ein wunderlich aussehendes, nicht selten auf sandigen Wegen hurtig daherwuselndes Geschöpf, die Maulwurfsgrille, braucht als gänzlich harmloses Thier keinerlei unheimliches Gefühl einzuflößen. Sie leitet durch ihre Verwandtschaft von den hinsichtlich ihrer Schätzbarkeit mehr oder minder fragwürdigen Kerb- und Weichthieren zu dem hübschen und fröhlichen Geschlecht der Heuschrecken und Grillen über, die, groß und klein, überall zahllos als zirpende Sänger in jeder Tonart concertiren. Oft scheint es, als ob der Boden selbst sich bewege, so unzählig schnellen sich das braune und das grüne Heupferd vor dem Fuß auf; zwei mittelgroße Schnarrheuschrecken (Acridium stridulum) aber tragen wesentlich zur anmuthigen Belebung der unbewaldeten Höhengegenden bei. Sie sind echte Sonnenkinder, die Stätten liebend, wo die heißen Strahlen brüten, Felshalden, Thymianmatten und Haidestrecken. Dort trifft man sie mit Gewißheit in Mengen, wie sie, unscheinbar grau-bräunlichen Aussehens, knarrend in die Höh' schwirren, plötzlich mit leuchtend rothen oder lichtblauen Unterflügeln in der Sonne aufblitzen und wieder am Boden verschwinden, um im nächsten Augenblick abermals ebenso empor zu schnarren und zu funkeln. Nichts ist für das offene Hochland des Schwarzwaldes bezeichnender, als diese kleinen märchenhaften Begleiter in einsamer Mittagsstille auf schmalen Pfaden oder in der Weglosigkeit.

Mit ihnen wetteifern aus der Käferwelt die sich ähnlich kurz aufschnellenden grünen und braunen Sandkäfer (Cicindela), während die große Gattung der leider ausnahmslos schlecht riechenden Laufkäfer (am übelsten zeichnet sich darin der gewaltige schwarze Carabus gigas aus) nur ihre Beine zu ruhlos hastigem Umherlaufen benutzen. Unter ihnen findet sich eine große Anzahl prachtvoll gefärbter, goldschillernder Arten (Carabus auratus, nitens, splendens, hortensis etc.) auch dem Nicht-Entomologen durch ihr Blitzen in der Sonne einen bezaubernden Anblick gewährend. Der Coleopterolog vermag allerorten auf eine reiche Ausbeute an Seltenheiten zu rechnen, hier gebietet sich kurze Beschränkung auf dasjenige, was dem einfachen Naturfreund am meisten zu Gesicht kommt. Dahin gehören, wie überall, der Mai- und Junikäfer, der funkelnd umherschwirrende grüne Goldkäfer (Cetonia aurata), die Todtengräber und Springkäfer (Elatriden). Ein überaus großer Reichthum besteht an feinköpfigen Rüsselkäfern und nicht minder an großen langbefühlhornten Bockkäfern, aus denen sich der kleine Schreiner (Lamia aedilis) noch durch den kaum glaublichen Umfang seiner Fühler hervorhebt. Den Norddeutschen überrascht die verhältnißmäßige Häufigkeit des mächtig bezangten, mit starkem Geräusch durch die Luft ziehenden Hirschkäfers (Männchen) sowie der scharfbehornte Nashornkäfer; träg kriecht der seltsame flügelverkümmerte Oelkäfer (blauer Maiwurm, Meloë proscarabaeus) im Staub. In der Dämmerung schnurren die Koprophagen, große und kleine Roßkäfer laut und massenhaft durch die Luft, manche Wasserkäfer gesellen sich ihnen umschwirrend hinzu, und es geschieht wohl, daß der riesige Fischkäfer (Hydrophilus piceus), dem Abendspaziergänger fast erschreckend, wie eine Kugel hart am Gesicht vorbeisaust.

Elfenhaft zart und lieblich sind im Gegensatz zu den letztern die ruhlos gaukelnden Freundinnen der hellen Tagessonne und der Wassernähe, die der Volksmund danach auch „Seejungfern" benannt hat. An Gewässern und feuchten Stellen finden alle Arten der Libellen zahlreichste Vertretung. Die größeren, zum Theil dickköpfigen (Calopteryx, Aeschna) erregen durch ihren Flug einen summenden, selbst sausenden Ton, während die „Plattbäuche" (Libellula) den vermittelnden Uebergang zu den unglaublich zierlich-feinen „Schlankjungfern", unbedingt den feenhaftesten Geschöpfen der Insectenwelt bilden. Gleich feinsten goldenen, saphirenen und smaragdenen Nadeln tanzen sie, in der Sonne dahinflimmernd, unablässig auf schillernden, duftgleichen Schmelzflügeln um Schilfhalme und Wasserpflanzen; eine blitzend grüne Art trägt den Märchennamen der verlobten Seejungfer (Lestes sponsa).

Zuletzt, doch wahrlich nicht als Geringstes, die bunte Welt der Falter; in ihrer Fülle vor allem giebt der Süden Deuschlands sich im Schwarzwaldgebiet kund. Dasselbe zählt über 2200 Arten, von denen eine Anzahl ihm allein in Deutschland angehören, viele hier zuerst aufgefunden worden sind.

Sie ziehen auch den Blick des nicht-entomologischen Auges mit Entzücken auf sich, doch es fällt nur möglich, die Tagschmetterlinge und von ihnen einzelne durch Schönheit hervorragende namhaft zu machen. Wie überall zeigen sich in den ersten Frühlingstagen als Sommerboten der Citronenfalter (Rhodocera rhamni) und der Kleine Fuchs (Vanessa urticae); bald nach ihnen durchtummelt der Nagelfleck (Aglia Tau) in rastlosem Zickzackflug und oft gewaltiger Anzahl den Tag hindurch, obwohl er ein zu der Familie der Nachtpfauenaugen gehöriger Nachtfalter (Spinner) ist, die grünaufknospenden Laubwälder. Mit dem Vorschreiten des Frühlings schließt immer häufiger das Vanessa-Geschlecht sich an, doch erreicht seinen Höhepunkt erst in seinem zweiten, mit dem August beginnenden Spätsommerflug. Dann versammeln sich alle ihm Angehörigen nicht selten auf kleinem, mit Birken, Pappelarten, harzausschwitzenden Obstbäumen bestandenem Fleck zusammen. Durcheinander flattern der braunsammetne Trauermantel (Vanessa Antiopa), der roth funkelnde Admiral (V. Atalanta), das Pfauenauge (V. Jo) und der Große Fuchs (V. Polychloros) mit seinem selteneren Vetter Xanthomelas. Auch der Distelfalter (V. Cardui) findet sich mit ein, das weiße C (V. C. album) klappt ringsum hurtig seine Flügel zusammen, als ob es seinen auszeichnenden Buchstaben dem Blick zum Lesen vorhalten wolle, und die Sommergeneration des zweifach gearteten Netzfalters (V. Prorsa und Levana) hockt sich als kleinstes Mitglied der Familie dazwischen. So ist die ganze prächtige Sippe vereint, aber sie schwindet in ihrer Größe und selbst in ihrem Schwingenstolz zurück, wenn die zweifellose Königin der Farbenpracht, die blau-violett schillernde Iris (Apatura Iris) sich mit zum Besuch einstellt. Sie liebt, wie ihre etwas kleinere gelbgebändertschillernde, seltenere Schwester Ilia feuchte Wegstellen in sonnigem Walde; gleichen Aufenthalt mit ihr theilt der ihr auch im Flug und in der Zeichnung ähnelnde Große Eisvogel (Limenitis populi), der größte deutsche Tagschmetterling, dessen kleinere, schwarze, weißgebänderte Anverwandte Sibylla und Camilla nicht selten mit den Blumen und dem Obst der Marktfrauen bis in die Städte hineinkommen. Neugierig oft lange den Menschen umkreisend, segeln schwebenden Flugs die beiden „Ritter“ Deutschlands umher, der Schwalbenschanz (Papilio Machaon) überall, der blasse Segelfalter (P. Podalirius) mehr auf einsamen Höhen. Die eigentlichsten, am weitesten verbreiteten Sommerschmetterlinge aber sind neben den Schneckenfaltern (Melitaea) die Perlmutterfalter (Argynnis), von denen die gleich prachtvollen Kaisermäntel (A Paphia), Aglaja und Niobe sich oft in sonnigen Thalgründen zu Dutzenden um den Wanderer auf Blüthenköpfen wiegen. Natürlich stellt die große Sippe der Augenfalter (Satyridae) keine geringere geflügelte Mannschaft ins Feld und ebenso die Weißlinge (Pieris), unter denen der zarte Senfweißling (Lencophasia sinapis) und Pieris Daplidice, sowie die duftig-reizvolle Aurora (P. cardamines) erwähnenswerth sind. Zu ihnen stehen die gelben bis grünlichen Heufalter (Colias) in naher Verwandtschaft; der unbestrittene König der Familie jedoch ist der vierfach rothgeäugte Apollo (Parnassius Apollo), der manchmal vereinzelt, manchmal in kleineren Gesellungen die Berge überflattert, doch gern auch in die windstillen Thäler niedersteigt. Nah über dem Boden dagegen hält sich das zarte Heer der Bläulinge (Lycaena) und Feuerfalter (Polyommatus) mit vielen selten auftretenden Arten, oder es mischt sich zwischen die Schwärme von farblosen Sesien und rothleuchtend gefleckten Zygänen, um mit ihnen in unendlicher Zahl auf blühenden Wiesen, selbst gleich belebten Blumen, umher zu flattern. Das schöne geschwänzte Eichenschillerchen (Thecla quercus) und seine Sippenzugehörigen bevorzugen dagegen Laubwaldränder; überall huschen, wie winzige braune, dunkelgetüpfelte Schatten im Sonnenschein die verschiedenen Hesperienarten durch die Luft.

Soweit ein gedrängter Ueberblick über die Tagfalter. Aus der unabsehbaren Schaar der Dämmerungs- und Nachtschmetterlinge läßt sich nur herausheben, daß der Todtenkopf (Acherontia Atropos) sowie alle großen deutschen Schwärmer häufig gefunden werden, zeitweise auch der vom Süden herüberkommende und nächtlich dann im Rheinthal um die vielen in Kübeln gehaltenen blühenden Oleanderbäume schwirrende Oleanderschwärmer (Sphinx nerii); ebenso der große Weinschwärmer (Deilephila Celerio). Von großen „Spinnern" seien erwähnt das mittlere und kleine Nachtpfauenauge (Saturnia), endlich aus der gewaltigen Familie der „Noctuen" die häufig an Baumstämmen und Wänden mit zusammengeklappten Flügeln sitzenden blauen und rothen Ordensbänder. Am bemerklichsten von allen „Eulenarten" macht sich die kleine, goldig gezeichnete Pfeileule (Acronycta Psi), die vom Morgen bis zum Abend in Licht und Schatten wie ein Tagfalter umhertaumelt, während eine wundervolle Bärenart (Callimorpha Hera) zwar auch bei Tage fliegt, doch nur im heißesten Sonnenschein plötzlich irgendwo mit den zinnoberroth flammenden Unterflügeln flüchtig auftaucht, um sich, jäh wieder verschwindend, unter schattendes Blattwerk zurückzukauern. Von allem Geflatter bietet dieses vielleicht die sonderlichste, traumhaft-phantastische Erscheinung.

Blendend flattert weiße Fahne
Von des Aethers Lichtbastei;
Drunter, tief im Thymiane,
Horch' ich auf des Bussards Schrei.

In den Weiten zittert's goldig
Wie ein wellend Strahlenmeer
Rispenschlank und farbendoldig
Wogt's im Windhauch um mich her.

Himmelblaue Falterpärchen
Wiegen leise Flügel drauf;
Aus der Kindheit ersten Märchen
Klingen Stimmen um mich auf.

Weiches Bettchen dehnt der Quendel,
Drum sich roth als Vorhang ziehn
Mohn und Minze, und Lavendel
Nickt darauf als Baldachin.

Alle flüstern, duftbeladen,
Um Schneewittchens Kämmerlein,
Und die funkelnden Cikaden
Knarren Mittagslieder drein.

Und ich ruh' mit meinen Lieben
Ganz in Glanz und Duft und Traum,
Wie sich zwischen jungen Trieben
Dort noch sonnt der alte Baum.





BOTANISCHES.

Ein rastloser Kampf des Werdens und Aufstrebens mit dem Nicht-vergehen-wollen. Was gleich benachbarten Freunden eng zusammensteht, ist sich in Wirklichkeit todtfeind, trachtet nur danach, dem Nächsten Licht und Luft, den Nährquell des Bodens zu rauben; was sich zärtlich zu verranken scheint, sucht sich mit tückischer Umarmung zu ersticken. Alles Leben sprießt aus der Wurzel der Eigensucht, des Selbsterhaltungstriebes auf, die sich unter vielfachen Proteusformen verbergen, oft bis zur Unkenntlichkeit, ja bis zu ihrem scheinbaren Gegensatz, und doch in ihrem letzten Drange immer die nämlichen sind. Die Thierwelt hält überall das Zeugniß dafür entgegen, der Schwächere ist des Stärkeren Beute und Opfer. Nicht so deutlich auf den ersten Blick, doch am bezeichnendsten giebt dieser unablässige verschwiegene Ringkampf um die Existenz sich in dem kund, was wir gern „den Frieden der Natur" benennen, weil wir die Laute der Selbstsucht des Menschenlebens nicht darin hören. Und doch ist der Jahrtausende alte stumme Vernichtungskrieg der Bäume, Gesträuche, Kräuter, Gräser und kleinsten Moosflechten untereinander der unerbittlichste, zu dem die große grausame Mutter Natur all' ihre Kinder zwingt.

Worauf sie sinnt, es ist nur, ihre Lücken
Stets neu zu füllen aus dem großen Born
Und stets mit neuem Werden sich zu schmücken.
Was kümmert's sie, die Vielgebärerin,
Ob ihre flüchtigen Bilder sich verrücken?
Sie weiß es, daß der Tod nur ein Beginn
Erneuten Daseins ist, ein Weiterwinden
Desselben Kranzes, nicht Verlust, Gewinn.
Was kümmert's sie, ob Blätter, Menschen schwinden?
Sie weiß von ewigem Kranze sich umgeben,
Giebt lächelnd alles stets des Zufalls Winden
Anheim und spricht: Nun kämpft um euer Leben!

Nirgendwo in Deutschland aber hat im engeren Sinne die Natur noch ein so weites, ihr nicht von Menschenhand beschränktes Herrschergebiet als im Schwarzwald. Hier weigern sich Erde und Wasser noch häufig, dem Menschenwillen Frohndienste zu leisten, der Boden versagt auf weiten Strecken den Gehorsam, nur das aufsprießen zu lassen, wozu ihn der Nutzeifer nöthigen möchte. Gletscherwüsten und ungeheure todte Felswildnisse der Alpen giebt es zwar nicht, aber doch stellen sich im ganzen Gebirg tausendfältig der Bodenbearbeitung, der Cultivirung

unüberwindliche Hindernisse entgegen, und auf diesen ruht die souveräne Natur wie auf einem bald tiefdunkel verhängten, bald mit farbigem Sitz leuchtenden Thron. An nicht wenig Stellen können jäh aufsteigende Berghänge, Klüfte, Schlüchte und Tobel noch an die Vorstellung eines Urwaldes gemahnen, besonders im südlichen Schwarzwald, wo auf dem Hochland die thurmhoch aus Geblöck und Geklüft aufschießenden Tannen ihr abgestorbenes Untergestrüpp zu undurchdringlichem Flechtwerk ineinanderwirren, mit Astmoosen und grauen Bartflechten verfilzen, daß der Blick vom Wegrand nicht über die vorderste Stammreihe hinausreicht. Im vollsten Gegensatz zu der immer feuchten Kühle unter diesen unendlich ausgespannten Schattendächern liegt die Sonne auf Matten und Halden, weißflimmernden Felsplatten und Trümmergesteinen mit südlichem lebenweckendem Strahlenglanz und ruft oft auch aus scheinbar todtdürrem Boden eine bunte Fülle alles durchschlingender Gesträuche und überwuchernder niederer Blüthenpflanzen herauf. Das Gebirge trägt seinen Namen mit Recht, die Nadelholzwaldungen auf ihm erregen, besonders bei regnerischer Luft, einen schwärzeren Eindruck als anderswo. Aber wenn die Tanne, Fichte und Kiefer auch vorherrschen, verdrängen sie darum die Laubbäume keineswegs, bilden häufig mit den letzteren, zumal in den Vorbergen, gemischte Wälder, in denen Buche und Eiche nebst zahlreichen andern Blätterträgern zu vollstem Recht und kräftigster Entwicklung gelangen. Die Buche steigt sogar, mit der Tanne wetteifernd, bis nah an die obersten Ränder der Hochkuppen hinan, nur erreicht sie wegen der zumeist den Felsgrund verhältnißmäßig dünn überdeckenden Humusschicht selten die Mächtigkeit ihrer Schwestern in der norddeutschen Tiefebene und bildet, an den Berglehnen sich schräg emporstaffelnd, nicht die hohen, pfeilergetragenen Domgewölbe, mit denen die Buchenwälder des Nordens entzücken.

Zu einer Darstellung des Schwarzwaldes aber gehört unzertrennlich eine gedrängte Uebersicht seiner Flora, der Entwicklung und der Hauptstandorte seiner Pflanzen. Für jeden Naturfreund anziehend, fällt sie dem besonderen botanischen Interesse im höchsten Maße erwünscht, und wir versuchen deshalb im Folgenden eine derartige kurz veranschaulichende Zusammenfassung in knapper systematischer Form zu geben.

Das Urgebirg des Schwarzwaldes und seine Sediment-Trümmersteine sind sich, in Bezug auf ihre Eigenschaften als Unterlage der Pflanzenwelt, gleichwerthig. An ihre Hauptmassen finden sich im Juragebiet des südöstlichen Abhangs, im Kanton Schaffhausen angelagerte Kalke, sowie im Markgräflerlande, wo der Schwarzwald hart an den Rhein tritt, der Kalk des „Isteiner Klotzes“ und einer Kette von Vorhügeln an der Grenze der Ebene, die von ihm ausgehen. Hinzukommen das Eruptivgestein des Kaiserstuhls und Melaphyrunterlagen, überall den gleichfalls sehr kalkreichen Löß aufweisend. Diese Verschiedenartigkeiten der Bodenbeschaffenheit bestimmen den wechselnden Charakter der Vegetation.

Die pflanzliche Physiognomie des Schwarzwaldgebietes stimmt mit derjenigen der Vogesen genau überein. Nur zeigen die letzteren, aufs Nächste mit dem Jura verbunden, eine Anzahl von Alpenpflanzen, die dem Schwarzwald, dessen Alpenflora Relicte aus der Eiszeit darstellen, mangeln. Ebenso noch einzelne Typen, welche die Vogesen aus den französischen Mittelgebirgen erhalten, aber im Ganzen ist der Eindruck dort wie hier der nämliche; doch unterscheidet sich die Schwarzwaldflora vortheilhaft durch das häufige Vorkommen der aromatischen Grünerle (z. B. im Himmelreich), welche seine Bergregion auszeichnet.

Auch die Ebene besitzt, dem Rheinlauf entlang und mit ihm von den Schweizer Gebirgen herabgekommen, eine Anzahl typisch alpiner Gewächse, allein diese finden sich nirgends an ausgedehnten Standorten, gehen kaum bis über die Gegend von Karlsruhe hinaus und erreichen so zugleich mit den Höhen des Schwarzwaldes ihre Nordgrenze. Einige andere Pflanzen, die, der Mittelmeerflora angehörig, der Föhngrenze folgen und sich auf den Hängen des Kaiserstuhls und Isteiner Klotzes, doch auch stellenweise in der Tiefe, z. B. bei Neuenburg am Rhein finden, werden gleichfalls durch das Kalk- und Eruptivgestein der genannten Berge gegen Norden abgegrenzt.

Die Orchideen des Gebietes haben zwar völlig deutsches Bürgerrecht gewonnen und treten auch anderswo in Süd- und Westdeutschland auf, allein das Verbreitungscentrum ihrer Familie bildet doch das Mittelmeergebiet, und diesem gehören zwei Arten des Kaiserstuhls, Orchis Simia und Limodorum abortivum (Orchis abortiva, L.) recht eigentlich an. Ebenfalls zählen dahin am Isteiner Klotz Carex gynobasis und Vicia narbonensis (Französische Bohne); bei Neuenburg Rumex pulcher (Schönfrüchtiger Ampfer), Inula Vaillantii, u. A.

Südgrenzen von Pflanzen weist das Schwarzwaldgebiet nur äußerst wenige auf, Ost- und Westgrenzen fallen kaum in Betracht; botanisch lassen sich folgende Regionen aufstellen:

I. Das Rheinbett mit den Altwassern und Inundationswäldern.

II. Die obere Rheinebene: Culturland und feuchte Wälder. Die Region zieht sich an den Bergen in die Höhe und in die Thäler hinein.

III. Angelagerte Kalk- und Melaphyr-Gebirgsstöcke.

IV. Urgebirg des Schwarzwaldes. Untere Bergregion, etwa von 400—800 m.

V. Urgebirg. Obere Bergregion, 800—1300 m.

VI. Voralpenregion. Kuppen des Feldbergs, Herzogenhorns, der Spießhörner, des Belchen.

I.

Region des Rheinbettes mit Altwassern und Inundationswäldern.

Wald: Schwarz- (und Grau-) Erle, Weidendickichte und Korkulmen; eingesprengt Silber- und Schwarzpappeln. Seltener einzelne oder in kleinen Beständen auftretende Stieleichen. Holzäpfel. Weißdorngrenze gegen das Culturland.

Moore: Wiesenmoore von Hypnum (nicht Sphagnum) gebildet, mit großen Büschen saurer Riedgräser, besonders Carex stricta, panniculata bestanden.

Wiesen: Manche Seltenheiten; fast immer Tetragonolobus siliquosus (Schotenklee) mit großen, einzelnen, gelben Blüthen.

Sumpf: Große, fast mannshohe Binsen, Scirpus lacustris, Tabernae montani. Die größte Segge, Carex riparia. Blumenliesch, Butomus umbellatus; Zwergrohrkolben, Typha minima; Pfeilkraut, Sagittaria sagittaefolia.

Langsam fließende Altwasser. Seltene Laichkräuter, Potamogeton; Froschbiß, Hydrocharis morsus ranae.

Sand. Sanddorn, Hippophaë rhamnoides; Deutsche Tamariske, Myricaria germanica. Dazu seltene Schachtelhalme, Equisetum variegatum, elongatum, trachyodon.

Alte Mauern. Goldlack („Gelbveiglein"), Cheiranthus Cheiri.

Besonders bemerkenswerthe Standorte der Region bilden:

a. Die Faule Waag (zwischen Rhein und Kaiserstuhl). Hier auf Wiesen und Wiesenmooren: Uferschilfgras, Calamagostris littorea, sehr schönblüthig, dem Rhein von den Alpen herabfolgend. An Genzianen die Sumpfenzianen Gentiana pneumonanthe und utriculosa, die erstere mit großen, die zweite mit kleinen blauen Blüthen. Als deutsche Seltenheit, doch am genannten Standort gemein, die Weindolde, Oenanthe Lachenalii.

b. Die Neuenburger Rheininsel, ein besonders ausgezeichneter Fundort:

Große Binsen an Altwassern, Scirpus Pollichii und Duwalii; Rumex pulcher, ein unscheinbarer, dem Mittelmeergebiet angehöriger Ampfer. Bitterling, Chlora serotina, kleine, gelbe Genziane. Die rasenbildende kleine Glockenblume der Alpen, Campanula pusilla. Das größtblühende Weidenröschen, Epilobium rosmarinifolium, dem die Berge bedeckenden Ep. spicatum am ähnlichsten, ebenfalls von den Alpen abgeschwemmt. Der höchst seltene, dem Mittelmeer zugehörige Alant, Inula Vaillantii (findet sich auch beim „Weinstetter Hof"). Die Rempe, Brassica incana (Erucastrum Pollichii sehr ähnelnd), eine gelbe Crucifere und echteste Rheinpflanze. Ebenso der spanische Senf, Erucastrum obtusangelum, am Bodensee verbreiterter.

II.

Region der oberen Rheinebene, das Culturland und die feuchten Wälder umfassend. Sie unterscheidet sich von Region I eigentlich mehr durch das Fehlen gewisser Pflanzen, als durch eigne Erscheinungen, doch bieten die Wälder manchen Gewächsen der Berge Unterkunft.

Wald. Herrschend ist die Schwarzerle, zumeist mit Eschen untermischt und einzelne große Eichbäume einschließend. Eingesprengt sind die Traubenkirsche (Prunus padus), Ulme, Birke, an trocknen Stellen Tannen, auf Sand Kiefern. Silber- und Schwarzpappeln fehlen, die Weiden treten zurück.

Die ursprüngliche Vegetation ist durch die Cultur stark abgeändert; interessante Fundorte bieten noch die großen Wälder. Hie und da — im „Mooswald" bei Lehen („Lehener Weiher"), bei Thiengen u. s. w. — finden sich schöne Sumpffarne, Aspidium cristatum und Thelypteris, der Königsfarn Osmunda regalis, dazu seltnere Riedgräser. Aeußerst merkwürdig ist das Vorkommen der kleinen Glockenblume Wahlenbergia hederacea (Epheuglöckchen) im Mooswald bei Freiburg.

Eine botanisch schöne, doch meistens aus sonst unscheinbaren Seltenheiten bestehende Flora tritt auch auf Viehweiden (Schweineweiden), an Lehm- und Hanfgruben (den sogenannten „Hanfretzen") auf, z. B. vielfach das Büchsenkraut, Lindernia pyxidaria. Im Uebrigen bietet die Region den meisten Ubiquisten, den Wegepflanzen und den interessanten Gästen der „Eisenbahnwanderer" Unterkunft.

III.

An den Schwarzwald angelagerte Kalk- und Melaphyr-Gebirgsstöcke: Isteiner Klotz, Kaiserstuhl, als Hauptmassen, dazu gehörend vom ersteren gegen Freiburg am Gebirgsrand die Schwärze, der Kastelberg, Krummrüttiberg, Oelberg, Schönberg, Tuniberg, sowie die sämmtlichen Lößrücken des Oberrheinthals.

Wald. Der weit vorherrschende Hauptbaum ist die Buche, untermischt mit Stieleiche, Ulme u. s. w. Eingesprengt die Flaumeiche des Südens, Quercus pubescens, die Eselsbeere (Sorbus torminalis), seltener Birke oder Nadelholz in größeren Beständen.

Lößboden. Die charakteristischsten Pflanzen desselben sind: Die blaugraue Wolfsmilch, Euphorbia Gerardiana; das Niedrige Riedgras, Carex humilis; der Polirschachtelhalm, Equisetum hyemale; die Küchenschelle, Pulsatilla vulgaris; die schöne, gleich der letzteren hunderttausendfach Alles überdeckende, „windnickende", weiße, großblumige Anemone sylvestris; das ebenso zahlreiche Maiglöckchen, Convallaria majalis. Die Region enthält die besten Weinberge, reich an besonderer Flora, vor Allem schönen Liliaceen. Ueberall steht die blaue Traubenhyacinthe („Perlblume"), Muscari racemosum, seltener (Kaiserstuhl, Juragebiet) das sehr ähnliche Muscari botryoides. Vorwiegend am Isteiner Klotz seltene Laucharten (Allium), dort auch bei Istein Vicia narbonensis, der Pferdebohne ähnelnd; bei Rheinweiler die Vogelmilch, Ornithogalum nutans und das Mauer-Hungerblümchen, Draba muralis. An einzelnen Stellen des Schönbergs wächst die (gelbe) wilde Tulpe, Tulipa sylvestris.

Steile, sonnige Abhänge und Felsen. Laucharten, besonders Allium spaerocephalum. Berg-Steinkraut, Alyssum montanum; Berggamander, Teucrium montanum.

Wiesen. Reichhaltigste Orchideenflora (Orchis, Ophrys). An Genzianen Gentiana cruciata, ciliata, germanica; die gelbe („Durchwachsener Bitterling"), Chlora perfoliata.

Im Walde. Die kleine Zaunlilie, Anthericum ramosum; der Türkenbund, Lilium Martagon; die schönste Labiate der deutschen Flora, die Waldmelisse (Immenblatt), Melittis Melissophyllum; der azurblaue Bunte Steinsame, Lithospermum purpureo-coeruleum; dem Märzveilchen sehr ähnlich, doch weit seltener, Viola alba.

Besondere Standorte:

a. Isteiner Klotz.

Die schon genannten Draba muralis und Ornithogalum nutans (auf dem Weg durch die Weinberge von Istein zum Klotz). An Zäunen und in niederem Buschwald: Die Strauchwicke, Coronilla Emerus; Bunter Steinsame, Waldmelisse, Diptam, Dictamnus Fraxinella. Auf dem felsigen Boden: Das Wurzelblüthige Riedgras, Carex gynobasis; Berggamander; Haardolde, Trinia vulgaris; Zwergklee, Trifolium scabrum. In den Weinbergen: Die Französische Bohne, Vicia narbonensis.

b. Schönberg bei Freiburg.

An den Hügeln bei der Berghauser Capelle und am Weg von der Schnewburgruine nach Ebringen an Grasrainen: Fast alle Orchideen des Schwarzwaldgebietes, besonders Ophrysarten. Spinnen-Orchis, Ophrys araneifera; Fliegen-Orchis, Oph. muscifera; Bienen-Orchis, Oph. apifera; Spinne, Oph. Arachnites; Riemenzunge, Himantoglossum hircinum (Bocksorchis); Menschenorchis, Aceras anthropophora; Hundswurz, Anacamptis pyramidalis; Duftende Nacktdrüse, Gymnadenia odoratissima. — In den Wäldern häufig Türkenbund.

c. Kaiserstuhl.

Auf dem Weg von Ihringen über Oberrothweil, Burkheim, die Sponeck nach der Limburg, Sasbach, Endingen, Riegel. Bei Lilienthal im Kiefernwald: Die sehr merkwürdige Orchidee Limodorum abortivum (Dingel); der Bergalant, Inula hirta; der Gelbe Salbei, Salvia glutinosa; die Leberblume, Anemona Hepatica. Bei Burkheim die Kugeldistel, Echinops sphaerocephalus; an der Rheinseite entlang viele seltene Wurzelwürger (Orobanchen). Bei der Sponeck: Allium sphaerocephalum; die Weinraute, Ruta graveolens; der Wilde Fuchsschwanz, Amarantus sylvestris. Bei der Limburg und am Lützelberg: Der Diptam, Dictamnus Fraxinella; der Roßfenchel, Seseli Hippomarathrum; das Hügelveilchen, Viola collina.

Auf dem Weg von Gottenheim über Oberschaffhausen, Schelingen nach Oberrothweil, auf den Schelinger Wiesen fast sämmtliche Orchideen; außerdem die Scheibenrapunzel, Phyteuma orbiculare; Berggamander, Teucrium montanum; Stipa pennata und capillata (Pfriemgräser).

IV.

Urgebirg des Schwarzwaldes; untere Bergregion, etwa von 400—800 m.

Die Edeltanne bildet mit der Buche abwechselnd den Wald, dazwischen Eiche, Espe, Birke, Kirsche u. s. w., in der tiefsten Regionschicht Kastanie.

Characteristische Gewächse sind der Sauerklee, Oxalis Acetosella; Traubenhollunder, Sambucus racemosa; die Simse, Luzula maxima; der Bocksbart, Spiraea Aruncus; der Fichtenspargel, Monotropa Hypopitys. An den Wegen findet sich meistens das seltene Epilobium lanceolatum (Weidenröschen).

Das Rebgelände der Region ist sehr abweichend von der Kalkregion und bietet kaum mehr Seltenheiten; doch steigen einzelne Vertreter der hohen Bergflora bereits zu ihm herab, z. B. auf dem Schloßberg bei Freiburg das (sogen. Karlsruher-) Habichtskraut, Hieracium lycopifolium; um die Yburg bei Baden-Baden ein sehr seltener, doch dort häufig auftretender Farn, Aspidium angulare.

V.

Urgebirg des Schwarzwaldes. Obere Bergregion, 800—1300 m.

Von 800—1000 m pflegt die Edeltanne noch bedeutend an der Waldbildung theilzunehmen; über 1000 m besteht der Wald aus Fichten oder Buchenbeständen, welche auf den obersten Höhen die Fichten noch überholen. Eingesprengt ist vielfach die Eberesche (Vogelbeere), Sorbus aucuparia, und der Mehlbeerbaum, Sorbus Aria, am Waldrand und auf steinigten Halden die

Grünerle, Alnus viridis; angepflanzt häufig die Lärche und in dieser Region am Besten gedeihend. Die Kiefer tritt seltener mehr auf, die Eibe (Taxus baccata) findet sich nur an vereinzelten Stellen (Ibenthal). Bartflechten (Usnea barbata), verleihen oft dem Wald ein höchst eigenartiges Aussehen.

a. Waldflora. Prachtvolle große Farne (Pteris aquilina, Aspidium Filix masc., Blechnum Spicant), dichte tiefe Moosrasen. Als Sträucher: Gaisblatt, Lonicera nigra, Fleischbeere, Ribes alpinum, und Felsenrose, Rosa alpina. Sonst der Waldschwingel, Festuca sylvatica; der Wald-Wachtelweizen, Melampyrum sylvaticum; Berg-Männertreu, Veronica montana; Weißer Alpendost, Adenostyles albifrons; Weiße Pinselblume, Petasites albus; Blauer und gelber Eisenhut, Aconitum Napellus und Lycoctonum; Weißer Hahnenfuß, Ranunculus aconitifolius, u. s. w.

b. Fruchtbare Hochmatten (z. B. Höllsteig).

Bärwurz, Meum athamanticum; Teufelskralle, Phyteuma nigrum; Weißer Hahnenfuß.

Dürre Hochmatten (Weidetriften).

Felsenlabkraut, Galium saxatile; Katzenpfötchen, Gnaphalium dioicum; Feldenzian, Gentiana campestris; der hochstaudige Gelbe Enzian, Gentiana lutea (beide um den Feldberg, die letztere bis zur Hornisgrinde); Alpenlöwenzahn, Leontodon pyrenaicus. Von Kryptogamen das höchst seltene Allosorus crispus (auf dem Schauinsland bei Hofsgrund, alter Weg zum Ort und der Poststraße nach dem Rothschrei).

c. Feuchte Felsen.

Cystopteris fragilis (zierlicher Farn); Valeriana tripteris (Baldrian); Aurikel (Gamswurz), Primula Auricula (Höllenthal-Hirschsprung).

d. Hochmoore.

Auf der Unterlage von Torfmoos (Sphagnum) sehr interessante Flora. Als Baum die Zwergkiefer (Legföhre, Krummholz), Pinus Pumilio (Mughus); darunter die Sumpfheidelbeere, Vaccinium uliginosum; die Gränke, Andromeda polifolia, und die Moosbeere, Vaccinium Oxycoccos, als Zwergsträucher. Den Boden bedecken die zartblüthige Parnassie, Parnassia palustris; der Sumpf-Bärlapp, Lycopodium inundatum; das Floh-Riedgras, Carex pulicaris und pauciflora; die weiße und die braune Torfbinse, Rhynchospora alba, fusca; die Scheuchzerie, Scheuchzeria palustris, die Sperrige Binse, Juncus squarrosus; der Rundblättrige und der Langblättrige Sonnenthau (Fliegen-fressendes Moos), Drosera rotundifolia und longifolia (anglica).

e. Hochseen.

Sie bieten noch Interessanteres als die Moore. Am Grunde rasenähnlich die seltenen Brachsenkrautarten Isoëtes lacustris und echinospora (zu den Bärlappen gehörig); auf dem Wasser schwimmend die Wasserfeder, Myriophyllum aeterniflorum, die kleine gelbe Teichrose, Nuphar pumilum (mit Blüthen wie die Sumpfdotterblume); auf dem Feldsee das äußerst seltne Sparganium affine (Igelskolben); am Boden der Strandling, Litorella lacustris.

VI.

Voralpenregion, über 1300 m. Nur die Gipfelhöhen des Feldbergs, Herzogenhorns, der Spießhörner und des Belchen.

Kahle Triften, an windgeschützten Orten verkümmerte Buchen oder tiefer stehend Fichten, mit ächt alpinen Sträuchern untermischt: Großblättrige Weide, Salix grandifolia; Bäumchen-Weide, Salix arbuscula; Zwergmispel, Sorbus Chamaemespilus. Der Rasen wird zumeist von Borstengras, Nardus stricta, gebildet; die vom Vieh ausgerissenen verdorrten gelben Büschel desselben machen sich überall bemerklich. Im Rasen steht der moosähnliche Alpen-Bärlapp, Lycopodium alpinum; die Scheuchzer'sche Glockenblume, Campanula Scheuchzeri; Felsenlabkraut,

Galium saxatile; die Zwergstrohblume, Gnaphalium supinum; der Madaun, Meum Mutellina; das Goldfingerkraut, Potentilla aurea.

Die obersten, strauchigen Waldpartien der Region mit ihren feuchten Felsen und Moosrasen enthalten eine sehr eigenartige Flora: Eine kleine Orchidee, Listera cordata; an Farnen: Aspidium Lonchitis; gemeines Bärläppchen, Selaginella spinulosa; als Riedgras, Carex frigida; das Alpenglöckchen, Soldanella alpina; den Kniefuß, Streptopus amplexifolius; den Alpenlattich, Homogyne alpina; das Alpen-Maasliebchen, Bellidiastrum Michelii; die Breitblättrige Glockenblume, Campanula latifolia; den Atlasmantel, Alchemilla alpina. Dazu finden sich auf dem Belchen: Die Braunblüthige Hainsimse, Luzula spadicea und die Rauschbeere, Empetrum nigrum (übrigens auch auf dem Kniebis und Hornisgrinde).

Auf Quellgrund, besonders am Feldberg wachsen: Der Alpenampfer, Rumex alpinus (um die Viehhütten), das Alpen-Weidenröschen, Epilobium alpinum; das Dosten-Weidenröschen, Ep. origanifolium und nutans; die Frauentreue, Bartsia alpina; der Dauernde Sumpfenzian, Swertia perennis.

Hochgrasige Felsgruppen auf der Nordseite des Feldbergs bieten: Die Habichtskräuter, Hieracium corymbosum und prenanthoides; den Vogesensalat, Mulgedium Plumieri; den Pyrenäen-Pippau, Crepis blattarioides.

— —

Wir haben im Vorstehenden das Charakteristische der Pflanzenwelt in den verschiedenen Regionen des Schwarzwaldgebietes, sowie einzelne besondere Vorkommnisse darzustellen gesucht und schließen diesen Abschnitt mit einem kleinen Bilde. Es ist Hochsommerzeit, unmerklich leise zum Frühherbst hinneigend —

Im vollen Kranz des Erntemondes lacht die Welt:
Hoch steht im Blau der Sommerwolke Schneegebild,
Und träumend schlendert mit dem Fuß die Seele hin.
Vom Bergeshang noch tausendfältig Lichtgewog
Buntfarbiger Blüthen, duftumwebt und hoffnungslicht.
Da schimmernd winkt's vom Schattenrand des Waldgezweigs
Gleich blassem Stern auch aus der Wiese Teppichgrund:
Ein einziger Kelch, als ob für Elfenlippen er
Den Thau der Nacht gesammelt. Näher zieht's den Fuß
Und streckt die Hand — da bist du's, kolchisch Kelchgefäß,
Das an Medea's dunklen Zaubertrunk gemahnt.
Vom Waldgrund überschauert's leis mit kühlem Hauch,
Und wie auf blühend schönen Weibes Scheitel nickst,
Ein weißes Haar, ein erstes, Herbstzeitlose du,
Die Künderin und Sinnbild der Vergänglichkeit.

(Ein Schaltblatt.)

Die Tanne.



Auf einem Berggipfel des Schwarzwaldes lag ich in weiter Einsamkeit, nicht allein fernab von allem menschlichen Leben, auch das der Natur war bis auf etwas spärlichen Graswuchs fast gänzlich um mich geschwunden. Zwischen dürrem Gestein und dem kleinen windflimmernden Gehälm stand nur eine hohe, schlanke Edeltanne, offenbar die letztverbliebene zahlreicher Schwestern, die ehemals als Wald den Berg überdeckt gehalten. Die Axt hatte jene bis heut' verschont, vermuthlich sie als ein Wahrzeichen der Gegend, einen Blickpunkt aus der Ferne noch stehen belassen. Aber mir kam's, gehört zu haben, daß ihr Eigenthümer die Absicht hege, sie bald ebenfalls abzufällen.

Eine schwüldrückende Luft herrschte, und es war schon ziemlich gegen Abend, denn der Baum warf langen Schatten ostwärts hinüber. Wo die Spitze des letzteren auf den Boden traf, hatte ich mich hingestreckt und betrachtete den schönen, ruhvoll-pyramidenartigen Aufbau der Tanne. Ein Meisterwerk der Natur; sie verdiente das schmückende Beiwort der „edlen". Sicher emporgerichtet, hob sie sich in ihrem dunklen Gewand in die Luft auf, doch ein gedämpfter silberner Glanz umrann sie dabei, durchdrang sie überall. Man erkannte nicht, woher er rührte, aber er war da, wie das zweite Antlitz, welches alles Schöne als sein Eigentliches für die Augen zeigt, die befähigt sind, es wahrzunehmen. Und so erschien jener Glanz wie ihr innerstes Wesen.

Ich unterhielt mich mit ihr und sie gab mir Antwort. Mein Ohr besaß auch die Fähigkeit, diese als solche aufzufassen und zu verstehen, ob Andere es nur Windrauschen im Wipfel der Tanne benannt haben möchten.

Worauf wartest du? fragte ich; was ist dir bestimmt? Ich weiß es und will es dir verkünden. Du bist eine stolze Angehörige deines Geschlechts und wirst mit ruhiger Fassung hören, was menschliche Vortheilsucht dir bereitet. Nicht oft mehr werde ich in deinem Schatten ruhen; vernimm, dein Ende steht dir nahe bevor.

Die Tanne bewegte, ruhevoll nickend, das dunkle Haupt.

Mit Trauer, sprach ich weiter, denke ich an dein Schicksal, wohin die Zukunft dich bringen wird. Du bist verurtheilt, dem Nutzen der Menschen zu dienen, doch ich hoffe, nicht dem gemeinen, daß deine stolze Schönheit dich davor bewahrt. Vielleicht wirst du als hoher Schiffsmast über die weite See dahinziehn, ein freudiger Wimpel an deiner Spitze flattern und die Hoffnung unter dir nach einer leuchtenden, beglückenden Küste ausschauen.

Die Tanne verneinte, leicht den Wipfel regend.

Gewiß, fuhr ich fort, ich weiß Schöneres für dich. Möge es dir vorbehalten sein, zu

einem Brautbett zu dienen, das Geflüster der Liebe zu hören und sie in deine Obhut zu nehmen. Und das Glück, das du beschirmst, wird dich mit erfüllen.

Die Tanne schüttelte leis summend ihre dunkle Krone.

So willst du der Trauer dich weihen? fragte ich, dem bittren Schluß, der am Ende alles Glückes und aller Liebe bleibt? Ihren letzten Abschiedsgruß wirst du empfangen, die Thränen, welche auf den Sarg fallen, zu dem du geworden. Du hast recht, nach solcher Bestimmung zu begehren, denn sie ist die höchste aller für dich erreichbaren.

Doch auch dazu sprach die Tanne, ihren Wipfel schüttelnd, Nein.

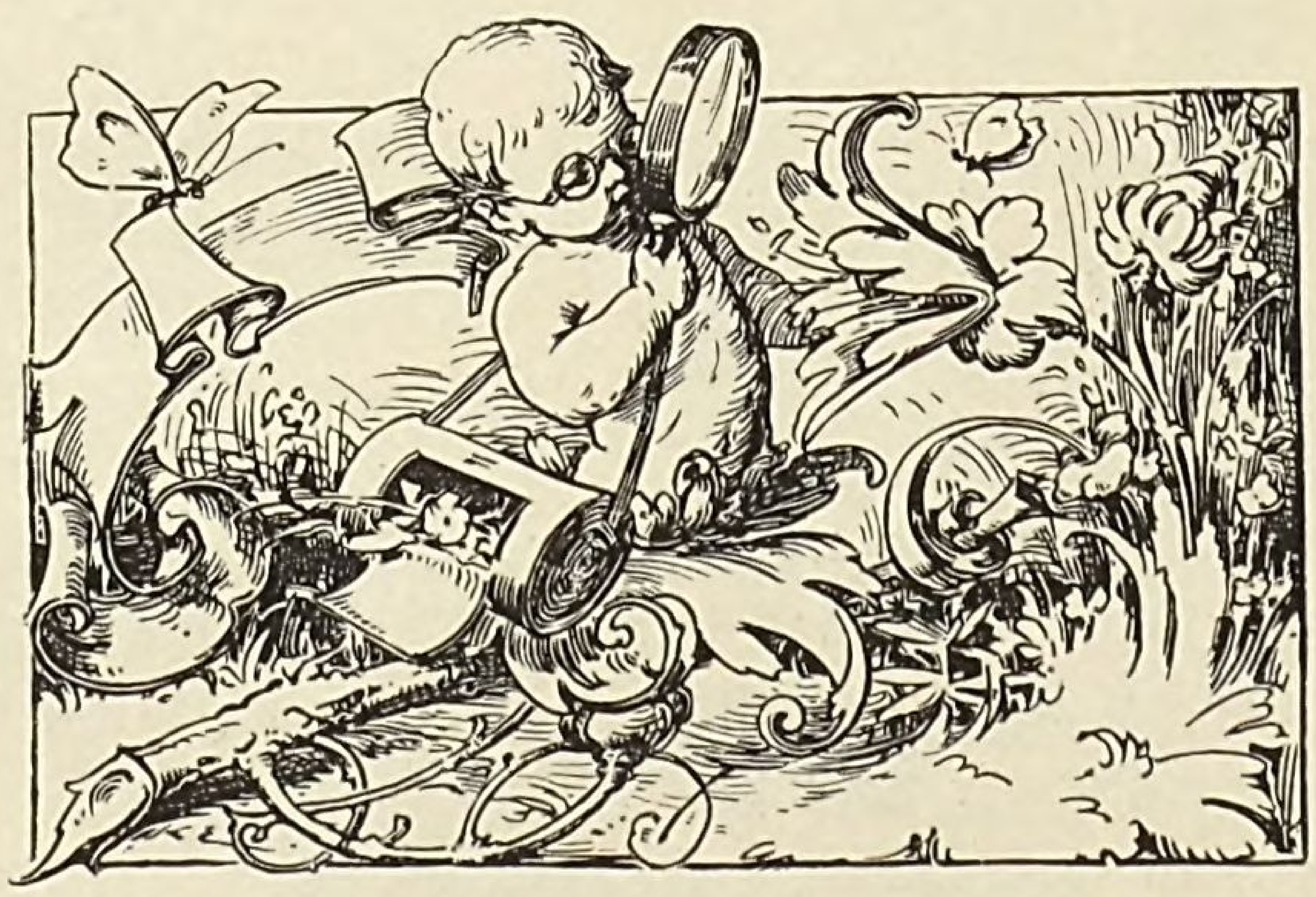
Wie? rief ich, wonach trachtest du, wenn du nicht der Hoffnung, nicht der Liebe und nicht der Trauer dienen willst?

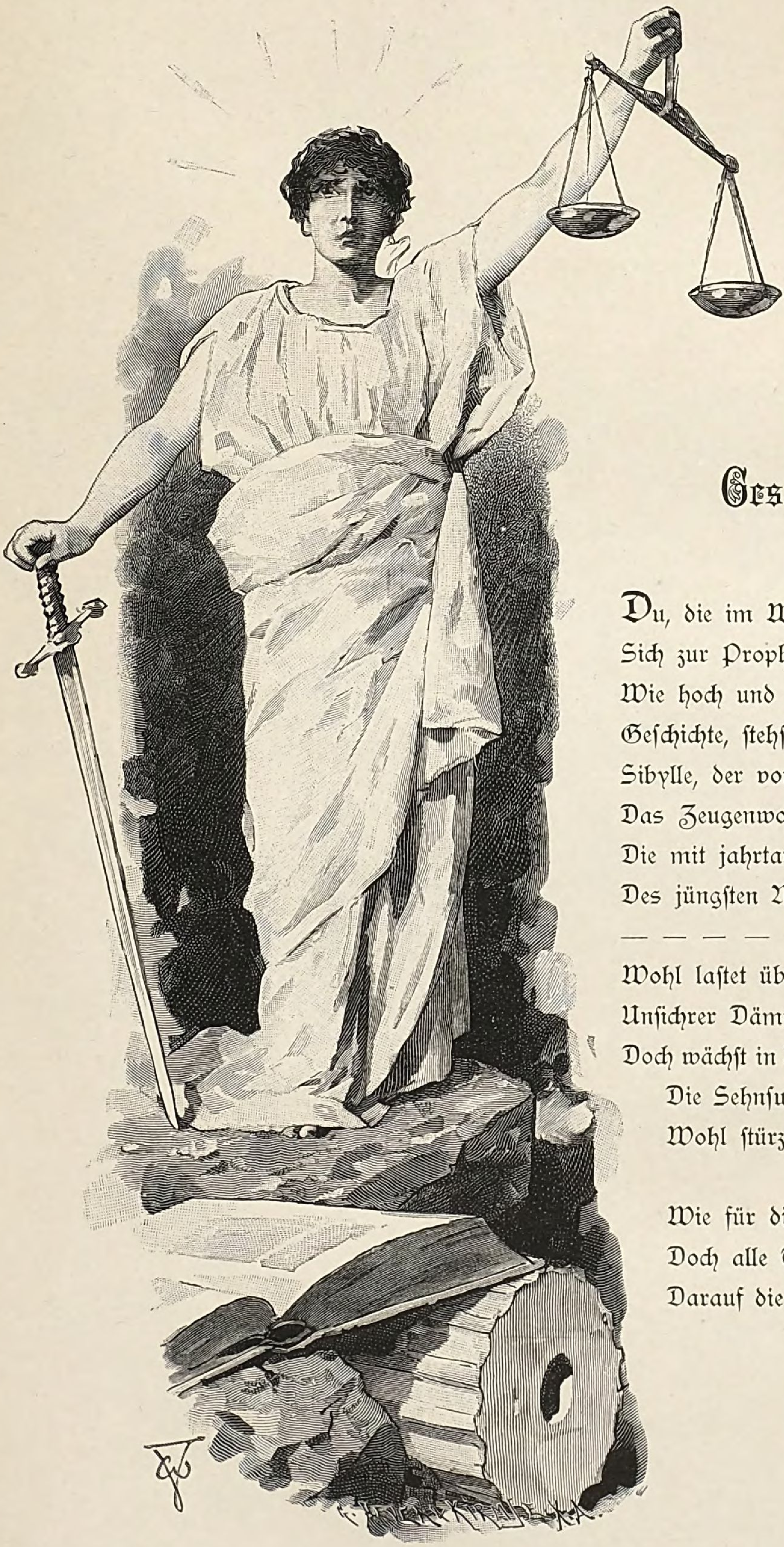
Ein Schauer ging durch sie hin, daß sie für einen Augenblick ihr dunkles Kleid ganz von sich geworfen zu haben schien und völlig in silbernem Gewande vor mir dastand. Und so antwortete sie zum erstenmal nicht nur mit Ja oder Nein, sondern ich vernahm, daß sie erwiederte: Mir ist Höheres bestimmt, als zu dienen.

Stolze Vermessene! entgegnete ich, mein Wunsch würde es dir zusprechen. Aber wer sollte dich davor behüten? Du bist in Menschenhand, und vor mir, dem Menschenblick, liegt dein Schicksal offen, daß ich dir zu sagen vermag: du kannst es nicht vermeiden, du kannst nur wählen.

Ich habe gewählt! tönte es aus einem Aufrauschen von oben zu mir herab. Wie Brandung sturmgefaßten Meeres klang's, und ich sah die Wipfel der Tanne sich hoch emporrecken, die Sonne wegreißen und sie jählings vom Himmel herunterziehn. Einen Moment lag Alles, in Nacht getaucht, verschwunden; da schoß ein Goldstrahl nieder, und der nächste Augenblick ließ die Edeltanne wieder vor meinem Gesicht aufsteigen. Nur stand sie nicht im dunklen und nicht im silbernen Gewand, sondern vom Haupt bis zum Fuß blendend wie von königlichem Purpur umwallt. Als lodernde Feuergarbe, sich selbst die riesenhafte Todtenfackel schwingend, flammte sie ihren Abschiedsgruß weit in alle Thäler hinab, und Donnerstimme umrollte mich:

Gehe, Mensch, und wähne nicht das Schicksal in deinen Händen!





Geschichtliches.

Du, die im Wirrsal dieser Tage
Sich zur Prophetin Gott ersah,
Wie hoch und ernst mit deiner Wage,
Geschichte, stehst du vor mir da!
Sibylle, der vom keuschen Munde
Das Zeugenwort der Dinge tönt,
Die mit jahrtausendalter Kunde
Des jüngsten Morgens Leid versöhnt.

— — — — — — — — — — —

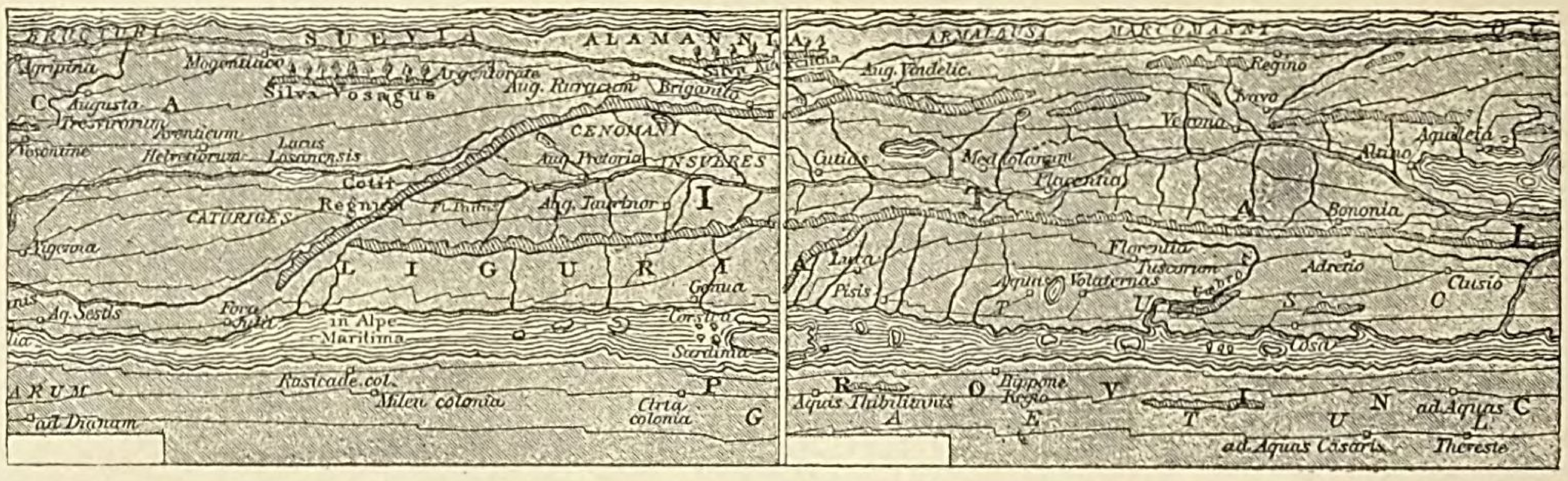
Wohl lastet über weiten Räumen
Unsichrer Dämmrung trüber Flor,
Doch wächst in Bildern dort und Träumen
Die Sehnsucht nach dem Licht empor.
Wohl stürzt, was Macht und Kunst erschufen
Wie für die Ewigkeit bestimmt,
Doch alle Trümmer werden Stufen,
Darauf die Menschheit weiter klimmt.

Emanuel Geibel.

Die ersten der höchst kargen uns aus dem Alterthum über den Schwarzwald schriftlich überlieferten Nachrichten enthält in sehr spärlicher Weise Tacitus' „Germania" (1. Jahrhundert n. Chr.). Er besaß ein Interesse, die Zustände unter den deutschen Volksstämmen mannigfach gegen diejenigen seiner Zeit in Italien rühmend hervorzuheben; sein Bericht ist deshalb nicht ohne tendenziöse Färbung, doch im Ganzen fraglos der Wahrheit entsprechend und von dem Willen, nur diese mitzutheilen, beherrscht. Einzelne Irrthümer blieben bei dem Dunkel, das immerhin über der nordisch entlegenen, von ihm selbst nicht gesehenen Gegend lag, nicht zu vermeiden.

Aus dem 2. Jahrhundert n. Chr. stammt die erste, doch nicht erhalten gebliebene kartographische Darstellung der „Germania magna" des alexandrinischen Gelehrten Claudios Ptolemäos. Nach seinen geographisch-historischen Mittheilungen und nach Analogie der „Peutinger'schen Tafel" können wir uns eine Vorstellung machen, wie jene ungefähr ausgesehen haben mag. Die Alpen werden darauf verzeichnet gewesen sein, nördlich vom Rhein umzogen, welchem von seiner Umbiegung bei Basel an im Osten eine Benennung „Abnoba mons" parallel gelaufen. Daneben werden wohl die Namen von Volksstämmen gestanden haben, die nach der Kenntniß des Ptolemäos damals an den Rändern des Schwarzwaldes gesessen; jedenfalls war zwischen Alpen und Schwarzwald „Helvetiorum desertum" angegeben.

Durch Glücksfall erhalten geblieben dagegen ist eine römische Karte unter dem Namen der „Peutinger'schen Tafel (Tabula Peutingeriana). Sie trägt den Namen nach dem Augsburger Rathsherrn, Archäologen und Historiker Conrad Peutinger, in dessen Besitz sie nach ihrer Auffindung durch den Humanisten und Poeta laureatus Conrad Celtes (eigentlich „Pickel") im Benedictinerkloster Tegernsee am Ausgang des 15. Jahrhunderts gelangte. Die im Jahre 1264 zu Colmar nach dem (verlorenen) Original als Copie gemalte Tafel verschwand nachher, ward indeß wieder entdeckt, 1591 in Bruchstücken veröffentlicht und befindet sich gegenwärtig in der Hofbibliothek in Wien. Sie stellt die älteste überlieferte, nach Art eines rotulus in elf Streifen aneinander gefügte Landkarte dar, welche in höchst sonderbarer, schmalgestreckter, lang, nicht von Norden nach Süden, sondern von Westen nach Osten laufender Gestalt zwischen blauen Rändern der Nord- und Ostsee und des Mittelmeeres, das weströmische Reich vermuthlich zur Zeit des Kaisers Theodosius I. (345—408) und wahrscheinlich nach einem „Itiinrarium" desselben veranschaulicht. Das Hauptgewicht legt sie auf die Angabe der Heerstraßen und der Abstandslängen der an diesen belegenen bedeutendsten Ortschaften voneinander, doch finden sich daneben gleichfalls Flüsse, Gebirge und Namen von Völkerstämmen, selbstverständlich sehr unvollkommen, mit angeführt. Auch „Suevia" und „Alemannia" sind im zweiten „Segment" der Karte enthalten, den Schwarzwald mit einer Baumreihe als „Silva Marciana" angebend. Darunter fließt aus dem (blaugefärbten) Bodensee der Rhein an Brigantia (Bregenz) und Augusta Ruracum (Basel) vorüber, zur Linken dann von der „Silva Vosagus" (Vogesen) begleitet. So besitzen wir in der Peutinger'schen Tafel die älteste kartographische Aufzeichnung des Schwarzwaldes.



Segment 2 u. 3 der Tabula Peutingeriana.

Eine der Irrungen des Tacitus steht gleich am Beginn der „Germania“: „Ipsos Germanos indigenas crediderim, minimeque aliarum gentium adventibus et hospitiis mixtos“. Wir wissen heut', daß lange vor der Einwanderung germanischer Völkerstämme fast der größte Theil Deutschlands von einem allerdings gleichfalls indogermanischen, aber vermuthlich schon um Jahrhunderte früher abgetrennten Volk, den Kelten, bewohnt gewesen ist, welche historisch im fünften Jahrhundert v. Chr. auch im Oberrheinthal seßhaft waren. Sie selbst so wenig, als Andere haben schriftliche Aufzeichnungen über ihre Herkunft und die Geschichte ihrer Entwicklung in Deutschland hinterlassen (was von ihrer Sprache bekannt ist, stammt wesentlich aus keltischen „Zwischenschriften“ irischer Mönche in späterer Zeit), doch trotzdem sind sie keineswegs spurlos verschwunden, vielmehr vermag die etymologische Sprachforschung an manchen Orten von ihnen innegehabte Wohnsitze nachzuweisen, weil sie denselben bis jetzt erhalten gebliebene Namen beigelegt hatten. Die Geschichte der Kelten in Deutschland ist allerdings eine sehr dunkle, auf wenig Gebieten so viel wie auf diesem (von den „Keltomanen“) gefabelt worden, und zumeist sind die sprachlichen Hinterlassenschaften, die ihnen zugeschrieben werden, mit Vorsicht aufzunehmen. Aber immerhin blieben manche Benennungen am Oberrhein von ihnen fraglos bis heute fortdauernd; sie hefteten sich, wie bei allen irgendwo sich festsetzenden Urvölkern, zunächst an hervorragende Berggipfel der Umgegend, an Landstriche und Flüsse; danach legten sie ihren Niederlassungen Namen bei. Vielseitig giebt auch der Schwarzwald mit seinen Angrenzungen noch davon Kunde, und es ist lehrreich und interessant, eine Anzahl dieser rein keltischen oder keltisch-römisch vermischten Namen hier aufzuführen.

Schon die Hauptflüsse um den Schwarzwald liefern die ersten Belege: der Rhein, kelt. Renus, das Fließende, der Fluß; der Neckar, Nicer, bedeutet muthmaßlich einfach Wasser. Von der Donau spricht schon Herodot, sie „Istros“ heißend, weil er nur den so von den Thrakern benannten Unterlauf derselben kannte: „Der Istros durchfließt ganz Europa, er entspringt bei den Kelten, welche die äußersten in Europa gegen Sonnenuntergang sind“. Der keltische Name aber war Danuvius, später von den Germanen in Tuonawa, Tonaw (mit Anklang an awa, aue, Wasser) umgewandelt. Die Quellflüsse der Donau Breg und Brigach sind gleichen Lautursprungs, erstere vormals Breg-aha, letztere Brig-aha; das Stammwort „Berg“ steckt darin, kennzeichnet sie als „Bergwasser“. Ebenso sind keltisch die Flußnamen Kinzig (Chinzechun), Murg (Murga), Acher (ac, aqua), Glotter (Glutara), Elz (Alisa), Dreisam (Trigisamum), Alb (Alba), Wiese (Wisil), Wehra (wohl Visurgis), Enz (Anisa), Nagold (Nagaltha). Ein merkwürdiger, in unsern Tagen völlig unverstandener Name ist „der Neumagen“ im Münsterthal. Er heißt keltisch Noviomăgus (Niumaga) und bietet die häufig wiederkehrende altkeltische Endung magus, welche einen Platz, Feld, ein Gebreite bezeichnet. Ebenso oft tritt die Endung dunum auf, einen Berg, Hügel, festen Ort andeutend (Tarodunum im Dreisamthal, später Zarduna, Zarten — der Tuniberg bei Freiburg, Dünberg, Düne). Als dritte häufige Endung findet sich acus, iacus, iacum (Brisiăcum, Breisach),

meistens mit einem Personennamen verbunden, einen Niederlassungspunkt des Betreffenden benennend und so dem später zu erwähnenden germanischen ingen gleichbedeutend. Eine weitere Aufzählung würde zu weit führen, wir knüpfen einige besonders hervorragende Berge an, von denen der Kandel und Belchen (Belca-Samba?) zweifellos keltische Namen tragen; doch auch der Blauen zählt vermuthlich dazu und trotz seinem deutschen Klang vielleicht sogar der Feldberg, während der fremdtönige Kniebis ein germanischer ist und so viel wie „Kniestoßer" (Kniebôz) besagt. Dagegen stammen auch die Bergnamen im Hegau (Heegewa) — nicht „Höhgau", wie er oft genannt wird — der Hohentwiel (Duellium, Twiela), Hohenkrähen (Chreginberc), Hohenhöwen, Hohenkarpfen (Calpfen) wahrscheinlich aus dem Keltischen. Von Ortschaftsnamen haben sich mehr oder minder verändert forterhalten: Kandern (Cantara), Liel (Liela), Herten (Hardun), Ebnet (Ebenote), im Kaiserstuhl Amoltern (Amolterun), Achkarren (Ahtecurle). Einige täuschen auffällig durch deutschen Klang, wie wahrscheinlich das Städtchen Riegel (Rigola) und noch mehr eine Anzahl auf „ingen" auslautender: Endingen (Andloinga), Ebringen (Ebura, Eburacum?), Mengen (Mainga). Das Dorf am Rhein Kleinkems ist ein altes Cambes, die Stadt Pforzheim eine römisch-fränkische Zusammenschmelzung (porta). Manche der genannten Ableitungen beruhen auf größerer oder geringerer Wahrscheinlichkeit, da nur unsichere oder zweideutige Aufzeichnungen darüber berichten.

Das Volk der Kelten stand im Uebrigen in seiner späteren Entwicklung um die Grenze unserer Zeitrechnung keineswegs auf einer niedrigen Kulturstufe. Ausgrabungen mannigfaltiger von ihnen angefertigter Werkzeuge und Geräthe (besonders am Kaiserstuhl) — erzener Meißel und Schwerter, Schmuckgegenstände, Glassachen, selbst Münzen — liefern Beweise dafür; jedenfalls fand zwischen den Kelten in Gallien und Spanien und den Römern eine frühzeitige Verbindung statt, wodurch die ersteren zu einer höheren Ausbildung ihrer Geräthschaften vorschritten, und diese Wirkung wird sich voraussichtlich auch auf die keltische Bevölkerung um den Schwarzwald erstreckt haben. Ob die alten Lagerwälle, die sich auf Berghöhen am Oberrhein, hauptsächlich in den Vogesen, offenbar als feste Zufluchtsstätten größerer Volksmassen finden (Heidenmauern), keltischen oder noch früheren oder erst römischen Ursprungs sind, liegt bis jetzt von verschwiegenem Dunkel der Vorzeit überdeckt. Fraglos bewohnten die Kelten nicht das dicht mit Tannen und Fichten bestandene Hochland des Schwarzwaldes, sondern außer der Rheinebene nur einzelne gegen diese im untern Verlauf breit, offen und sonnig ausmündende Thäler (Kinzig-, Rench-, Elz-, Dreisam-, Kander-, Wiesenthal). Der hier seßhafte keltische Stamm war, wie in der heutigen Schweiz, der der Helvetier.

Diese machen sich zuerst in der Geschichte namhaft, wie sie ungefähr ein Jahrhundert v. Chr. sich den von Norden her über die Donau nach Süden rückenden germanischen Cimbern zum Kampf wider die Römer anschlossen; nach wechselndem Kriegsglück geschlagen, kehrten sie unbehelligt in ihre Wohnsitze heim. Erst gegen den Ausgang der alten Zeitrechnung drangen die römischen Heere zuerst von Gallien her über den Oberrhein vor und verleibten auch die östliche Seite von diesem allmählich dem Reichsgebiet ein. Mehrfach erlitten die Helvetier dann durch Kriegszüge außerordentlich große, sie stark schwächende Verluste, in Folge deren sie von den Römern vollständig unterworfen und romanisirt wurden. Noch einmal machten sie zur Zeit des Vitellius (68 n. Chr.) einen Auflehnungsversuch, der fast mit ihrer Ausrottung endigte. Seitdem verschwinden die Helvetier aus der Geschichte, in Vermischung mit den Römern aufgehend, welche Schritt um Schritt die verödeten Landstriche am Fuß des Schwarzwaldes einnahmen und besiedelten. So hörte im 1. Jahrhundert n. Chr. die keltische Bevölkerung als selbständige am Oberrhein auf, manche ihrer entlegenen Ortschaften blieben aber vermuthlich noch geraume Zeit lang fast ausschließlich von ihnen bewohnt, und ihr Blut erhielt sich natürlich, mehr oder minder mit anderem vermengt, durch die Jahrhunderte fort. An die Stelle der Helvetier scheinen vielfach Angehörige des keltischen Nachbarstammes der Rauraker vom obern

Elsaß herübergekommen zu sein; sie begründeten an der Kniebeugung des Rheins als ihren Hauptsitz die Stadt Augusta Rauracorum (Basel-Augst).

Derart hatten die Römer gemach die Herrschaft im ganzen südlich von der Donau belegenen Deutschland angetreten und sicherten diese durch einen von der Moselmündung in den Rhein bis zur Altmühlmündung in die Donau gezogenen großen Wall (Trajanswall) und Pfahlgraben (Teufelsmauer) gegen die unbotmäßigen Germanen im Norden. Hauptsächlich war dieser Schutz für die „Agri decumates“ bestimmt, unter welchem Namen eine schmale, langgestreckte Provinz von der Rheinlinie Basel-Bodensee, den ganzen Schwarzwald einschließend, bis zum Taunusgebirge zusammengefaßt wurde. Die Bezeichnung „decumatische Aecker“ entstammte von der Abgabe eines Zehnten (Decuma), wofür die zum Feldbau geeigneten Ländereien vergabt wurden. Der Schwarzwald bildete also damals einen Theil des „Zehntenlandes“; die Zutheilung desselben fand hauptsächlich, neben römischen Heerveteranen, an Gallier statt. Daher berichtet aus dieser Zeit die „Germania“ des Tacitus: „Nicht zu den Germanen, obwohl zwischen Rhein und Donau seßhaft, sind die Bebauer der decumatischen Aecker zu rechnen; leichtbewegliches und von Armuth gedrängtes Volk aus Gallien hat sich des in zweifelhaftem Besitz befindlichen Bodens bemächtigt. Bald nachher errichtete man den Grenzwall und dehnte den Schutz weiter aus, so daß die decumatischen Aecker jetzt eine Ausbuchtung des Reiches und einen Theil der Provinz (Germania inferior) bilden“.

Im Allgemeinen tritt bei den Römern der Schwarzwald unter der Bezeichnung „Abnoba Mons“ auf (Tacitus, Plinius). Der gleichfalls (wie erwähnt, auf der Peutinger'schen Tafel) vorkommende Name „Silva Marciana“ bezieht sich muthmaßlich nur auf einen Theil des Schwarzwaldes in Verbindung mit dem oberen Theil des Schwäbischen Jura, der Rauhen Alb (alba, die weiße). Doch auch die Benennung Mons Abnoba (wohl keltischen Ursprungs) scheint eigentlich nicht den gesammten Schwarzwald einbegriffen, sondern ursprünglich nur die südliche Hälfte mit besonderem Einschluß der Landschaft um die Donau (Baar) bezeichnet zu haben. Wenigstens sagt Tacitus in seinem ersten Kapitel von den Grenzen und Flüssen Germaniens: „Danubius molli et clementer edito montis Abnobae jugo effusus“, und stellt damit zugleich den unverändert bis heut verbliebenen friedlich-ruhigen Ursprung der Donau „von sanft abfallendem Höhenrücken“ charakteristisch treffend hin. Der Genitiv Abnob*ae* ergiebt schon, daß der Name den einer Persönlichkeit darstellt, wie von vornherein zu vermuthen, einer Gottheit, und in der That haben sich in Badenweiler und Alpirsbach auf römischen Steinen Votivinschriften mit dem Namen einer „Diana Abnoba“ gefunden, der das Gebirge geheiligt und deren Kultus dort betrieben worden zu sein scheint. Ueber sie selbst fehlt weitere Auskunft, aber die Verbindung liegt nahe, daß der außerordentlich wildreiche Schwarzwald den Römern die Vorstellung eines bevorzugten Jagdgebiets der „pfeilfrohen Haingöttin“ wachgerufen. Ob und wie weit Cäsar in seinen Angaben von dem sechzig Tagemärsche langen „Hercynischen Walde“ (der Name bedeutet einfach „Hochwald“) in diesen als südlichsten Theil den Schwarzwald mit einbegriffen oder nicht, tritt nicht klar hervor.

Aus der angeführten Mittheilung des Tacitus über die „Agri decumates“ erhellt, daß seine Schilderungen der germanischen Völkerstämme, ihres Lebens und ihrer Sitten sich nicht auf die damaligen Anwohner des Schwarzwaldes mit erstrecken, sondern daß hier zu seiner Zeit — und noch fast zwei Jahrhunderte drüber hinaus — lediglich nur römisch-keltische (eingeborene und von Gallien zugezogene) Bevölkerung saß. Der Glaube frühen deutschen Bodenbesitzes am Oberrhein beruht auf einem verbreiteten Irrthum. Bis zum Ausgang des 3. Jahrhunderts behaupteten die Römer den erwähnten nördlichen Grenzwall gegen den Ansturm der Germanen und richteten sich in dieser langen Zeitdauer als unumschränkte Herren völlig nach ihrem Heimatbrauch ein, in der Ebene hauptsächlich an den Lößterrassen des westlichen Schwarzwaldabhanges und des Kaiserstuhls, wie in den offneren Thälern, vielfach selbst auf dem Hochland des Gebirgs

(Baar). Zunächst heftete sich ihr Augenmerk auf vollständigste Sicherung dieses vielzerspaltenen Gebietes. Sie legten deshalb in großartigstem Maßstabe feste Plätze und lange Befestigungswälle an, deren südlicher Hauptwall, über Thäler und Berge fortlaufend, am Wehrathal begann und sich über Murg- und Albthal bis zum Schwarzathal erstreckte. Eine ausnehmend große Anzahl von Castellen (alte „Römerthürme") verfolgte den Zweck, überall, wo bedrohte Punkte waren, hauptsächlich die Thäler und die Gebirgsübergänge nach planmäßiger Anordnung zu schließen; Reste dieser ältesten „Burgen" finden sich, mehr oder minder erhalten, versteckt und unkenntlich überbaut, in zahlreicher Menge. Zugleich indeß dienten die Castelle ebenfalls zur Sicherung der von den Römern über den Schwarzwald hergestellten großen Straßen, durch die sie ihren Besitz am Oberrhein mit dem im heutigen Württemberg-Hohenzollern verbanden. Augusta Rauracorum (Augst-Basel) bildete einen Mittelpunkt solches auslaufenden Straßennetzes, das eine unendliche Fülle schmalerer und breiter Wege (Kaiser-, Heerstraßen) durcheinanderknüpfte. In kurzen Abständen befanden sich an den letzteren die Castelle, in weiteren Zischenräumen befestigte Lager; wo die Bodenverhältnisse deutliche Ueberschau versagten, waren erhöhte „Warten" angebracht. Im Allgemeinen wurden die Bergrücken vor den Thälern für die Anlage wichtiger Straßen bevorzugt, an denen sich in gleichmäßigen Entfernungen auch Herbergen (mansiones) für Reisende fanden. Noch heute fällt da und dort einmal die sonderbar einsame Lage einer ländlichen Wirthschaft auf, bei der zu vermuthen steht, daß sie in jenen fernen Tagen ihren Ursprung genommen und sich, wenn auch in völlig veränderter Gestalt, doch auf demselben Platz „per tot discrimina rerum" fortbehauptet hat. Denn der Wegkost und noch mehr des Wegtrunks blieben die wechselnden Inhaber des Schwarzwaldes wohl zu allen Zeiten stets gleicherweise bedürftig, wie heut'.

Innerhalb dieser festen Schutzwehr gegen jeden Ueberfall legten die Römer Kolonien, Städte (Breisach), kleinere Ortschaften, selbst mit glänzender Pracht ausgestattete, ihrem heimathlichen Bajä getreu nachgeahmte Badeorte an, unter denen Aquae Aureliae (Baden-Baden) und Aquae villarum (Badenweiler) den ersten Rang einnahmen. Die durch Ausgrabungen im letzteren zu Tage geförderten Badeinrichtungen jener Zeit ergeben eine solche Luxusentfaltung an „frigidariis", „tepidariis" und „laconicis", vor denen sich camerae probalneares, Atrien, vestibulae, spoliatoria, apodytoria, depositoria befanden, an Dampf-, Schwitz- und Mineralbädern, Frottirzellen, Lese- und Salbenzimmern, Hallen und Wandelgängen in reichster Marmorherstellung, wie selbst unsere Zeit sie noch kaum irgendwo wieder erreicht hat. Das anschaulichste Bild der römischen Lebensentwicklung in jenen Jahrhunderten im Rheinthal und auf dem Schwarzwald stellt unfraglich Hermann Linggs prächtiges Gedicht „Die Römerstraße" vor Augen:

„Man spricht im Dorf noch oft von ihr,
Der Alten drauß im tiefen Walde,
Sie zeige sich noch dort und hier
Am Feldweg und am Saum der Halde.

Sie zieht herauf und steigt hinab,
Es weidet über ihr die Heerde;
An ihrer Seite manches Grab,
So liegt sie drunten in der Erde.

Es führt ob ihr dahin der Steg;
Der Pflüger mit dem Jochgespanne
Geht über ihren Grund hinweg,
Und Wurzeln schlägt auf ihr die Tanne.

Der Römer hat sie einst gebaut
Und ihr den Ruhm, die Pflicht, die Trauer,
Der Gräber Urnen anvertraut
Und seines Namens ewige Dauer.

Und heut', aus ferner Zeiten Nacht
Bewegt es mich wie nahes Wehen,
Ein Lichtstrahl, wie von selbst, erwacht,
Ein Augenblick wie Geistersehen.

Mir ist, Cohorten schreiten dort
Gepanzert nach dem Lagerwalle,
Es tönt des Kriegstribunen Wort
Vom Thurm her zu der Tuba Schalle.

Und eine Villa glänzt am Strom,
Wo Kähne landen, Sclaven lärmen;
Der Herr des Hauses seufzt nach Rom,
Nach Tibur und nach Bajä's Thermen.

Zur Gruftkapelle draußen wallt,
Mit Trauerspenden ihrem Sohne
Das Grab zu schmücken, die Gestalt
Der tiefverschleierten Matrone.

Der Prätor naht, vom Volk umringt;
Lictoren ziehn, behelmte Reiter —
Und wie sich Bild mit Bild verschlingt,
Am Tag traumwandelnd schreit' ich weiter.

Da plötzlich ruft ein Laut mich wach,
Ein Erzgedröhn auf nahen Gleisen —
Ich steh' am Kreuzweg; hier durchbrach
Den Römerpfad der Pfad von Eisen.

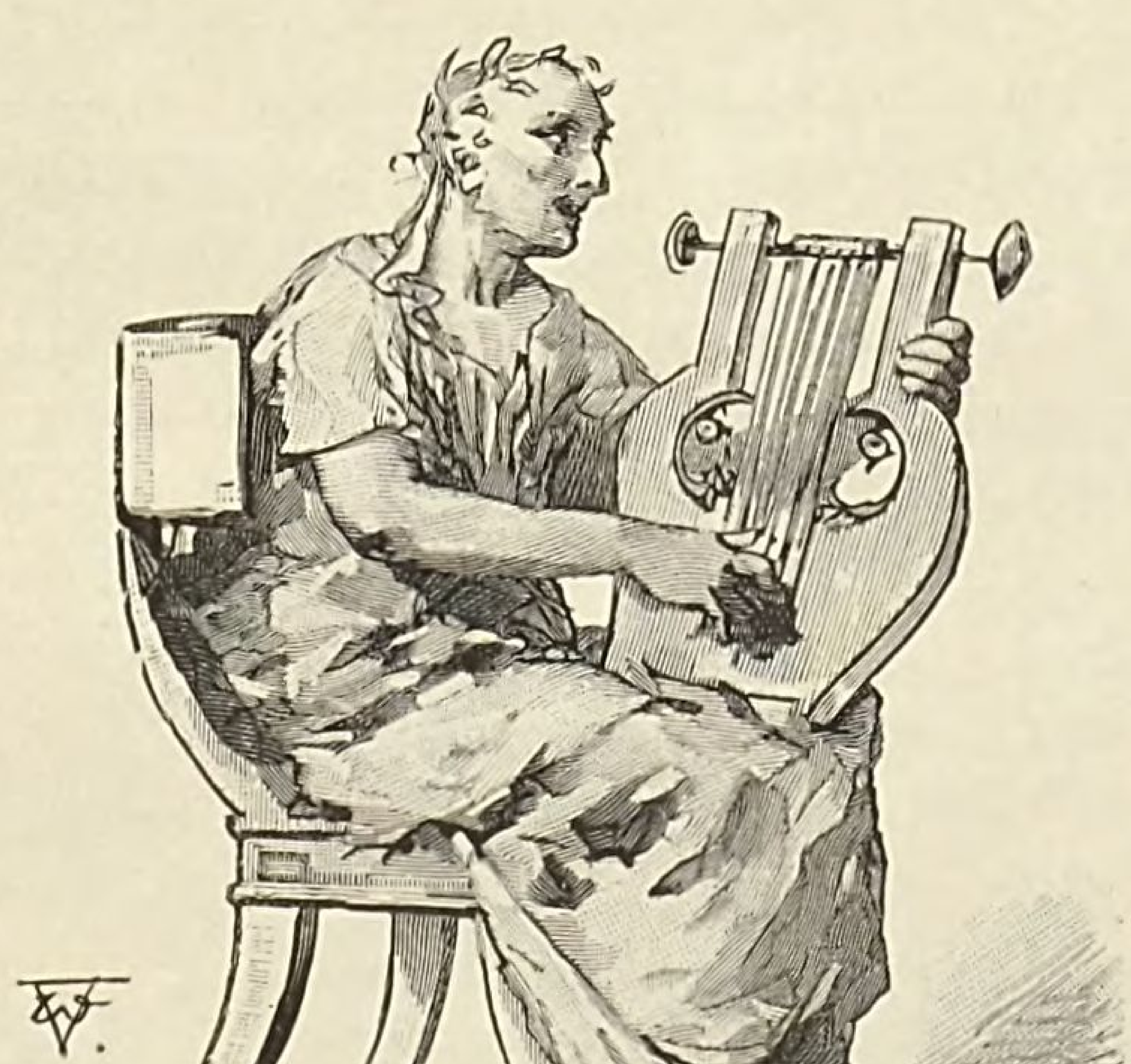
Und donnernd rollt der Wagenzug
Vorbei den alten Meilersteinen,
Wie Blitz des Zeus und Geisterflug,
Der Erde Völker zu vereinen."

Ein späteres, doch am Besten hier angeschlossenes „Idyll" aus jener fernen Schwarzwaldzeit ist uns von dem römischen Staatsmann, Dichter, Geschichtschreiber und Gelehrten Decimus Magnus Ausonius (310—396) erhalten. Es spielt in der Zeit, als die Alemannen schon mit ihren Einfällen in die decumatischen Aecker begannen und Ausonius sich im römischen Heerlager am Ostrande des Schwarzwaldes befand. Als Kriegsbeute ward ihm eine junge „sueva virguncula", Namens Bissula (vielleicht „die fröhlich Hüpfende") zugetheilt, die der schon Bejahrte väterlich liebgewonnen zu haben scheint und in einem (zum größten Theil verloren gegangenen) „Liederbuch" verherrlicht hat. Doch sind einzelne Stellen daraus auf uns gelangt, unter ihnen die folgende:



„Delicium, blanditiae, ludus, amor, voluptas;
Barbara, sed quae Latias vincis alumna pupas;
Bissula nomen tenerae rusticulum puellae,
Horridulum non solitis, sed domino venustum."

Reizvoll hat der beklagenswerth früh verstorbene Adolf Bacmeister (dem der Schwarzwald manche Untersuchung und Aufhellung seiner keltischen Namen verdankt) ein anderes Bruchstück in Sonnettform verdeutscht:



„An Bissula.

Mein Kind, im kalten überrheinischen Lande,
Dort wo der Donau Quelle rauscht, geboren,
Heimat und Mutter hast du früh verloren,
Der eherne Krieg schlug dich in seine Bande.
Ich löste sie und sparte dir die Schande,
Und die man mir als Sclavin zugeschworen,
War frei und mir zum Liebling auserkoren,
Lang eh' der Jugend Unglück sie erkannte.

Rom's freie Bürgerin — doch jeder Zug,
Der Augen Blau, die Haut so licht und lind,
Das goldne Haar giebt von Germanien Kunde.

So steht sie da, ein lieblicher Betrug;
Schaust du sie an — ein echtes Schwarzwaldkind,
Doch römisch klingt es von dem schönen Munde."

So vergingen zwei Jahrhunderte, durch welche das römische Weltreich die „decumatischen Aecker" in gesichertem Besitz hielt und in denen, trotz dem Waffengeklirr der Legionen, neben dem Abglanz Roms eine gewisse friedlich-idyllische Ruhe über den Thaleinschnitten und Abhängen des Schwarzwaldes lag. Da brach, lauter donnernd als heut' ein Eisenbahnzug die alte Römerstraße durchkreuzt, ein Sturm über den Trajanswall herein. Das erste Brausen der beginnenden „Völkerwanderung" erschütterte Luft und Erde, kündete den nahenden Zusammenbruch des zer-

rüttet in sich zerfallenden Römerreiches. Die germanischen Volksstämme des Nordens, voran derjenige der Alamannen (der Name stammt nicht, wie er gewöhnlich erklärt wird, daher, daß „alle Mannen" in den Kampf zogen, sondern von Alah-manni, die Mannen eines „Heiligthums") suchten den Weg aus ihren unwirthlichen, walddüstern Landen in sonnigere Gegenden, nach den lockenden Gefilden und Schätzen Italiens. Auch nach Niederlagen glückte es den Römern noch eine geraume Weile, ihre Provinz Germania inferior durch neue Kampferfolge und Klugheit wenigstens zum Theil fortzubehaupten, doch im ersten Beginn des 5. Jahrhunderts wälzte sich eine ungeheure, unwiderstehliche Flutwoge von Alamannen, Franken, Burgundern, Sueven, Alanen, Vandalen über die zu schwach gewordenen Schutzdeiche des römischen Besitzes in Deutschland, wie in Gallien.

Bei'm Tode des Kaisers Probus (282) hebt die erste Besitzergreifung des Schwarzwaldes durch Germanen an. Mit dem vermuthlich nur eine Gauabtheilung von ihnen bildenden Stamm der Juthungen (der Name bedeutet einfach „Nachkommen"), drangen die Alamannen in das Decumatenland ein, setzten sich darin fest und behaupteten sich darin, halb vermöge trotziger Gewalt, halb durch Verträge, auch als unter den Kaisern von Aurelian bis Julian die römische Macht noch einen letzten siegreichen Aufschwung nahm. So hatten sie ungefähr ein Menschenalter lang ihre neuen Wohnsitze, wenigstens dem Namen nach, unter kaiserlicher Oberhoheit inne. Doch als dann der drängende Vorstoß des Hunnenaufbruches im 5. Jahrhundert alle Volksstämme des östlichen Deutschlands in wilde Bewegung setzte, rissen inmitten der tausendfältigen Wirren die Alamannen von dem auseinanderstürzenden römischen Staatsgefüge so viel, als ihnen möglich ward, an sich und bildeten, damals auf der Höhe ihrer Machtausdehnung, ein Reich von der oberen Maas und Mosel, vom Main und Schwarzwald bis an den Alpenfuß der heutigen Schweiz. Ueber den Oberrhein gegangen, bemächtigten sie sich der dortigen Thalseite, die sie als neues Land betrachteten und danach Elsaß (Ali-sat, Eli-saz, Fremdsitz) benannten. Der Name der Juthungen verschwindet; statt ihrer schließen sich den Alamannen nachbarlich die Sueven an; zwischen beiden bildet, wie noch heut', der Hochrücken des Schwarzwaldes die Scheide. (Uebrigens ist an dieser Stelle zu erwähnen, daß nach neueren Forschungen eine Trennung der Sueven und Alamannen überhaupt unstatthaft erscheint, sondern die letzteren, gleich den Juthungen und noch anderen Stämmen, nur einen Theil der ersteren gebildet haben. Schon bei Ammianus Marcellinus finden sich Hinweise darauf; im 6. Jahrhundert sagt Gregor von Tours ausdrücklich: „Suevi, id est Alamanni", und eine Fülle späterer Kundgaben vermehrt diese Zeugnisse. Wir behalten indeß für unsere Darstellung die einmal bräuchlich gewordene Scheidung von Alemannen und Schwaben bei, da sie in ihrer nachherigen Entwicklung jedenfalls merkliche Unterschiede aufweisen.) In der Bevölkerung des Schwarzwaldes fließt so nunmehr durch Vermischung keltisches, keltogallisches, römisches, alamannisches und suevisches Blut zusammen, doch auch die Hunnen und andere hindurchgejagte Völker haben zweifellos noch von dem ihrigen hinzugethan; im „Hauensteiner Waldvolk" südwärts unter dem Feldberg hat sich muthmaßlich slavische (burgundische) Beimischung erhalten. Gegen den Schluß des 5. Jahrhunderts erhob sich übermächtig zu einem die Hälfte Deutschlands und Galliens (Frankenreich) zusammenschließenden Reiche der germanische Stamm der Franken mit seinen Bundesgenossen. Diese vertrieben nach blutiger Schlacht (bei Toul oder Zülpich, 495) die Alamannen wieder aus einem großen Theil ihres Gebietes, vorzüglich aus den Niederungen. Fränkische Ansiedler drangen massenhaft in's Elsaß und sogar über den Rhein (alle auf „-heim" endenden Ortsnamen bekunden fränkischen Ursprung), und in Bezug auf den Schwarzwald blieb nur das Gebirge fast ausschließlich im Besitz der Alamannen (und Sueven). Damit schließt die große Völkerverschiebung ab. Die politische Geschichte des Schwarzwaldgebietes wechselt unendlich fort, aber die Bevölkerung bleibt ihrer Stammeszugehörigkeit nach vom 6. Jahrhundert an im Wesentlichen eine unveränderte, alamannisch-suevisch-fränkische, allerdings, wie dieser Ueberblick ergeben,

viel fremdes Blut aus der Vorzeit in sich bergend. Im Verlauf der ersten Hälfte des Mittelalters bildete sich ein „Herzogthum Alemannia“ heraus, das trotz der großen erlittenen Landeinbußen doch noch ein höchst ansehnliches Gebiet darstellte, das heutige Elsaß, die südliche Hälfte von Baden, den größten Theil Württembergs, sowie die östliche und südliche Schweiz (die alte römische Provinz Rhätia) bis zu den lombardischen Seen umschloß. Ziemlich im Herzen dieses Gebietes lag der Schwarzwald.



Ein Sueve.

Es fällt nicht leicht, ein Bild davon zu entwerfen, wie sich die Weiterentwicklung um und auf dem letzteren nach seiner Besitznahme durch die Alemannen vollzogen haben mag; das große Dunkel der Völkerwandrungszeit breitet sich darüber. Angenommen darf wohl werden, daß die neuen Eigenthümer zunächst vor Allem ihr Bestreben darauf richteten, die Befestigungsvorkehrungen der Römer zu zerstören. So verschwanden die Umwallungen der Städte, die Castelle, Schlösser, Thürme und Warten. Die neuen Ansiedlungen fanden für lange Zeit (denn nach rauher Wildniß gelüstete es die Zuzügler von ihrer früheren Heimath her nicht) nur in der Rheinebene unter den Lößterrassen und in den offnen Thalausmündungen statt; das ganze Hochgebirge und selbst ein großer Theil der von den Römern schon stark besiedelten Baar blieben Jahrhunderte hindurch unbewohnt. Die Römerstraßen über den Hochrücken verfielen und überwucherten unbenutzt; wo die Axt im Gebirge und den engen Thälern schon gelichtet gehabt, schossen überall durch Jahrhunderte dunkle Tannen und Fichten wieder zu kaum durchdringlichem Dickicht auf. Im Uebrigen brachen die germanischen Eroberer nicht als blutgierige Lebensvernichter der vorgefundenen keltisch-römischen Bevölkerung herein, sondern beschränkten sich auf die Unterwerfung derselben, machten wahrscheinlich nur einen Theil des Landes zu ihrem Eigenthum und ingleichem nur einen Bruchtheil der früheren Inhaber zu Knechten und Hörigen. Unvermeidlich aber wurden sie ihrerseits dabei von der erreichten höheren Kulturstufe der letzteren wieder beeinflußt.

Hier ist es an der Stelle, einen Abschnitt aus der „Germania“ des Tacitus einzufügen. Zwar redet er nicht von den „Alamannen“, scheint also ihren Namen nicht einmal gekannt zu haben. Aber es steht nach dem oben in Klammereinschluß Gesagten wohl zu vermuthen, daß er sie unter die „verschiedenen Stämme“ der „Suevi“ mit einbegreift, von denen er folgende Schilderung entwirft:

„Nun ist von den Sueven zu sprechen, die nicht, wie die Chatten und Tencterer ein einheitliches Volk ausmachen; denn sie besitzen den größeren Theil von Germanien, doch zertrennt in verschiedene und selbständig benannte Stämme, obgleich sie in der Gesammtheit Sueven geheißen werden. Auszeichnend ist an dieser Völkerschaft die Zurückstreichung und Verschlingung des Haares in einen Knoten; dadurch unterscheiden sich einerseits die Sueven von den übrigen Germanen, andrerseits die Freigeborenen unter den Sueven von den Knechten. Bei anderen Völkerstämmen, entweder um einer Verwandtschaft mit den Sueven willen, oder, wie es oft geschieht, aus Nachahmung, ist der gleiche Brauch vorhanden, indeß selten und nur von der Jugend geübt, während die Sueven auch bei eingetretener Ergrauung das starre Haar noch nach hinten zurückzwingen und oft sogar auf dem kahlen Kopf zu einem Wirbelbusch zusammenknüpfen; die Anführer verwenden noch mehr Kunst auf diesen Schmuck. Ein Trachten nach äußerer Erscheinung giebt sich darin kund, doch ein unschädliches, denn es entspringt

nicht aus der Absicht, als Liebhaber aufzutreten und Liebesblicke auf sich zu ziehen, sondern in erhöhter Gestalt und schreckeinflößend in den Kampf zu schreiten, gleichsam mit einem Putz für die Augen der Feinde versehen".

Allerdings stammt diese Darstellung des Tacitus aus einer zweihundert Jahre früheren Zeit, ehe die Germanen das Decumatenland einnahmen, aber — wenn sie überhaupt ihre Gültigkeit auf die Alamannen mit erstreckt — jene Jahrhunderte stäter Kriege werden wohl kaum Wesentliches daran verändert haben, und wir dürfen uns immerhin die ersten deutschen Bewohner der Schwarzwaldgegenden in ähnelnder Weise vorstellen. Durch ihre Verschmelzung mit den Resten römischer Kultur und die später nachfolgenden friedlicheren Zeiten schwanden dann vermuthlich solche Absonderlichkeiten allgemach hin. Doch wissen wir, daß die Alemannen stark an ihrer Eigenart festhielten und — während die Franken nach der Schlacht bei Tolbiacum (Toul oder Zülpich) zum christlichen Glauben übertraten — noch lange (zur Bekümmerung christlicher Autoren des 6. Jahrhunderts) bei ihren alten germanischen Göttern beharrten. Ihre schließliche Abwendung von diesen scheint sich unmerkbar-allmählich vollzogen zu haben, offenbar von einer doppelten heimlichen Wirkung herbeigeführt. Einerseits fanden sich wahrscheinlich, seitdem das Christenthum im römischen Reiche Staatsreligion geworden, in der Provinz Germania inferior schon mehrfache Bischofssitze (Basel, Straßburg, Mainz, vielleicht auch Speier und Worms), und die römisch-keltische Bevölkerung war zum Theil bereits eine christliche. Andrerseits brachten auch die nachher eindringenden bekehrten Franken ihren neuen Glauben mit zwischen die alemannische Bevölkerung hinein, und zu ihnen gesellte sich nach und nach eine große Anzahl von christlichen „Glaubensboten" aus allen Windrichtungen, denen das Seelenheil der Allemannen besondere Unruhe eingeflößt zu haben scheint. Und wieder war es ein altes Kulturland, Irland, das sich am Meisten in dieser Aussendung hervorthat; die bekanntesten Namen sind Fridolin (Begründer des ersten deutschen Klosters zu Säckingen) — Columban und Gallus (Gründer von St. Gallen) — ein sagenhafter Offo (der Urheber des Klosters Schuttern gewesen sein soll) — Landolin, der im Undizthal getödtet ward und dadurch Anlaß zur späteren dortigen Erbauung des Klosters St. Landolin (Ettenheimmünster) gab — Trudpert, in gleicher Weise am Neumagen zu Tode gebracht und dadurch ebenso auch Gründungsverursacher des Klosters St. Trudpert (Obermünsterthal) — Pirmin (Stifter zahlreicher Klöster, im Schwarzwald von Gengenbach und Schwarzach) — endlich Winfried (als Bonifacius der erste Erzbischof von Mainz) und die fromme Lioba, die ihren Eifer allerdings mehr der Odenwaldgegend zuwandte und wohl das erste Frauenkloster (vielleicht auch Liebenzell im Nagoldthal?) errichtete. Alle diese, mit vielen noch von der Kirchengeschichte rühmlich verzeichneten Beihelfern, entfalteten ihre unablässige Wirksamkeit gegen die germanische Glaubenshartnäckigkeit der Allemannen, und so geschah es — wie der Tropfenfall zuletzt auch den besten Stein höhlt — daß die letzteren schließlich doch bereits mit christlichem Wasser besprengt worden waren, als die Sachsen sich noch, ihren alten Göttern getreu, lieber von dem Frankenkönig Karl (dem die Geschichte, wie bei solchen Leistungen üblich, den Namen des „Großen" beilegte) mit Feuer und Schwert austilgen, als zur Annahme des Christenthums zwingen ließen. Es gesellte sich im Uebrigen schon damals eine Reihe von nutzbringenden Umständen (Hofgunst, Amterlangung) für die zum Frankenreiche gehörigen Allemannen hinzu, um ihnen mehr und mehr die Taufe in ein vortheilhaftes Licht zu rücken, und so waren sie etwa mit dem Ausgang des 7. Jahrhunderts sämmtlich zu mehr oder minder guten Christen geworden. Und bald danach nahmen sie auch bereitwillig an dem mittelalterlichen, von der Zeit Karls des Großen ausgehenden religiösen Taumel mit Theil, der das irdische Leben, die Freuden und Güter desselben geringschätzig gegen ein jenseitiges zurücksetzte, üppigstes Emporgedeihen einer verderblichsten Priesterherrschaft durch mehr als ein halbes Jahrtausend zeitigte und neben großartigen Bethätigungen einer idealen Opferfreudigkeit zu den traurigsten Verirrungen des Menschengeistes



Christliche Glaubensboten.

und ohnmächtigster Schwächung des deutschen Reiches führte. So bis in's Innerste in diesem die Denkkraft zerstörend, daß noch die Heutzeit das daraus redende: „De te fabula narratur!“ nicht zu fassen vermag.

Nicht zu verkennen und zu unterschätzen aber bleibt dabei die hohe Bedeutung, welche grade für den Schwarzwald die Anlage von Klöstern mit sich brachte, von denen hauptsächlich die erste Neubesiedelung und Urbarmachung desselben ausging, wie unzweifelhaft in der Anfangszeit durch sie auch ein sittigender und bildender Einfluß auf die Bevölkerung geübt wurde. Wer die Schnelligkeit kennt, mit der die sich selbst überlassene Natur tausendfältig arbeitet, um auf einer kahlen Fläche auch unfruchtbarsten Bodens ein dichtestes Gewirr niedrigeren und hochaufstrebenden Pflanzenwuchses wieder herzustellen, wird sich ein Bild von der unheuren Verwilderung machen können, welche vom Ausgang des 3. bis zum 7. Jahrhundert im Gebirge und den engeren Thälern die Herrschaft ergriffen haben muß. Danach erhielt (urkundlich zuerst 763) der Schwarzwald von der einheitlich-düstern Farbe seiner Alles überdeckenden Nadelholzwälder den Namen „Silva nigra“ (982 Swarzwolt, 1120 silva Swarzwalt) und mindestens durch ein Jahrtausend knüpften sich die unheimlichsten Vorstellungen und Sagen an die endlosen schwarzen Tiefen seiner Höhen und Schluchten. Noch jetzt spukt die Erinnerung daran in dem Bilde, das man sich im Allgemeinen in England vom „Blackforest“, in Frankreich von der „Foret-Noire“ macht. (Noch vor wenigen Jahren zeigte ein Gastwirth in Paris Bärenschinken„ de la Foret Noire“ an.)

Sicherlich dauerte es lange Zeit, bevor die Alemannen aus der offenen, kultivirten Rheinebene in diese, theils auch von den Römern unangetastet belassene, theils wieder erstandene unfruchtbare Bergwildniß einzudringen Muth und Anreiz empfanden; solange die Niederung drunten ausreichende Aecker und Weideland bot, geschah es schwerlich. Nur in den größeren Thalausmündungen noch wurden die Wälder gerodet, Ansiedlungen begründet; da und dort mochte sich ein Jäger, ein Köhler, ein Nachspürer besonderer Holzarten etwas tiefer oder höher in's Gebirge hinaufwagen, das überall ungangbar geworden. Da zogen die weltflüchtigen Einsiedler und Klosterbrüder sich zuerst in einsam-abgelegenste Thalgründe des (oberen) Alb-, Neumagen-, Dreisam-, Elz-, Undiß-, Kinzigthales hinein, begründeten die zum Theil schon genannten ältesten Klöster St. Trudpert, Sulzburg, Waldkirch, St. Landolin, Gengenbach; bald

aber strebten sie durch die rauhe Unwirthlichkeit auch bis auf den Hochrücken empor, und St. Blasien, St. Georgen und St. Peter liefern die frühesten Zeugnisse dafür, deren Stiftung im 10. und 11. Jahrhundert stattfand. Die Mönche sahen sich darauf angewiesen, für ihren Lebensunterhalt zu roden, zu säen und pflanzen, Viehweiden zu beschaffen, Verbindungswege, meistens freilich noch halsbrecherischer Art, nach den Ortschaften in der Ebene, den weiteren Thälern herzustellen. Derartig nahm, unter schwierigsten Verhältnissen, durch Ausdauer und Verzicht auf alle Lebensgenüsse unter harter Arbeit da und dort die Bodenkultur im eigentlichen Schwarzwald ihren Anfang. Um die Klöster her bauten sich nach und nach erst einzelne, dann häufiger, zu ihnen in ein näheres Verhältniß gerathene Ausüber der Landbewirthschaftung an, theils aus gläubigem Bedürfniß, theils um Schutz und wechselseitige Unterstützung zu finden und zu bieten. Kleine Ortschaften, Dörfer gewannen dadurch ihren Ursprung; man erkennt heute, wie sie sich in Thälern und Mulden um die Klostermauern hergelagert. Erste Wege zwischen den neuen Ansiedlungen wurden auch über die Berge gesucht und gebahnt; Geld kannte man kaum oder es besaß geringen Nutzungswerth, an seine Stelle trat der Austausch von Arbeits- und Naturerzeugnissen. Dieser Zeitabschnitt ist der einer kulturfördernden, segensreich wirkenden Thätigkeit der Klöster im Schwarzwald.

Solches Beispiel ermuthigte und regte zur Nacheiferung. Das Land in der Ebene ward für die anwachsende Bevölkerung zu eng, man sah, daß die Bergwildniß dem Anbau nicht unüberwindliche Hindernisse entgegensetzte, und unternehmende oder von Noth gedrängte Laien begannen ebenfalls nach Raum und Bodengrund für neue Niederlassungen umzuschauen. Wie sich noch aus erhaltenen Urkunden (Roteln) erkennen läßt, bildete die Aneignung der Vorgelände für Ackerbau- und Weidezwecke den Anfang; von ihnen schritt die Besitznahme durch die Thäler aufwärts, in die Netzverzweigung der engeren Schluchten und Tobel hinein, schließlich zu den Bergen und zum Hochrücken des Schwarzwaldes empor. Die Pioniere waren Holzfäller, Harzsammler, Kohlenbrenner, Jäger; der Viehhirt folgte, anfänglich nur für die Sommerdauer, mit seiner Heerde nach. Sie errichteten sich Schutzhütten, erweiterten, verbesserten und vermehrten dieselben, suchten da und dort auch der harten Jahreszeit darin zu trotzen. Dann ahmte der Landbebauer ihrem Vorbild nach; um seine zuerst gleichfalls nur für den Sommer angelegte Wohnung auf der Höhe wuchs die Rodung, er gewann Zutrauen und Liebe für seinen neuen Heimathsitz, sicherte ihn gegen Sturm und Kälte durch feste Steinwände, durch uralte Holzbekleidung (Schindeln) und mächtige Heerdöfen und verblieb völlig in dem erweiterten Gehöft. So entstanden, im Gegensatz zu den geschlossenen oder lang in einer Reihe hingestreckten Dörfern in den unteren Thälern, die zahlreichen, überall vereinzelt zerstreuten Bauernhöfe auf den Flächen und in den Mulden des Hochlandes, die dann später unter dem gemeinsamen Namen eines Weilers, einer Rotte, Zinke zusammengefaßt wurden und sich ihrer Lage nach unfraglich noch heute zumeist ebenso wie in ihrer ersten Erbauungszeit darstellen. Dies Verfahren entsprach ganz alter, schon von Tacitus angemerkter Neigung der germanischen Völkerstämme: „Sie lieben nicht unter sich verbundene Wohnsitze, sondern bauen sich auseinandergeschieden und zerstreut an, wo eine Quelle, ein Feld, ein Waldstück ihnen dafür zusagt. Die Weiler bilden darum nicht nach unserer Art zusammenhängende Häuserreihen“. So stehen die Gehöfte auf dem Schwarzwald noch nach bald zwei Jahrtausenden da, und mannigfach erinnert die alemannische Bevölkerung droben auch noch an „die trotzigen blauen Augen, das röthlich blonde Haar und die große Körpergestalt“, wie Tacitus es als gemeinsames Kennzeichen der Germanen hinstellt.

Das Bezeichnende dieser Ansiedlungen auf den Höhen ist, daß Jeder, ohne communalen Verband, allein für sich arbeitete, mit den Seinigen, Familienangehörigen und Knechten an der von ihm ausgewählten Stelle dem herrenlosen spröden Boden Fruchtbarkeit abzuringen suchte. Daraus erklären sich die bis auf unsere Tage forterhaltenen, außer den keltisch-römischen, ältesten Namen

der Ortschaften des Schwarzwaldes. Die überall stattfindende Wiederkehr gleicher Namensendungen hat zum Theil ihren Ursprung von der Beschaffenheit des Bodens genommen, auf dem die Ansiedlungen errichtet worden, zum Theil von dem Namen Derjenigen, welche sich dort zuerst ansässig und die Wildniß urbar zu machen begonnen. So bezeichnen sol (solum, häufig zu sel, zel verändert) und schlatt eine ebene Fläche, schlier Lehm, Lettenboden, loh (viel in loch umgewandelt) Gehölz, Gebüsch, hard (oft zu art- und ert entartet — Spessart, Algert, Albert) den Forst (Furst), einen ausgesteckten Waldplatz, au die feuchte Niederung, Insel, moos und ried die Sumpfgegend, grund die Thalsenkung, bühl und bohl eine geringe Anhöhe, wangen ein Feld, tung, dung, ung ebenfalls den Wald, das Gehölz (Leiberstung, Wald des Leibert — Lützelung, kleiner Wald — Ebenung, Weitenung, ebner, weiter Wald). Anzuschließen sind hieran die zahlreich auftretenden Endungen aha, ach, bach (agua), die stets auf Wasser hinweisen, berg und burg, letzteres ursprünglich mit ersterem gleichbedeutend (von Berg das Zeitwort bergen, weil man auf dem Berg — in der Burg — geborgen war), endlich schloß, schlott (das Geschlossene, Umschließende). Mit dem letzteren gehen die Bezeichnungen von dem bereits in der Natur vorhanden Angetroffenen zu einem Gegensatz erst von Menschenhand bewohnbar gemachter Orte über. Solche kündigen die Endungen heim, hofen, weiler, hausen, statt, stetten, dorf an, ebenso bur, büren, beuern (Bauer—buwan, bauen—buwar, Bewohner), küre (Mühle). Das am Häufigsten erscheinende in den Gegenden alamannisch-suevischer Völkerstämme ist ingen. Es stammt von dem altgermanischen Wort oder mehr Sammelbegriff Ing, das Herkunft, Geschlecht, Haus, Hof bedeutete. Der Dativ plur. ingun (mit kurzem u, daher zu ingen, latinisirt inga, abgeschliffen) drückt aus „zu etwas gehörig", oder „bei dem Besitzthum des". Demnach besagte z. B. der Name Gundolfingen „zu dem Hof des Gundolf". Diese Endung kehrt in der Rheinebene und den größeren Thälern zahllos wieder, wie schon erwähnt, als ächt alemannisch dem fränkischen heim entgegenstehend. Ebenfalls oft zu ingen vom Laufe der Zeit abgeschliffen ist ing—hofen; einen Beleg dafür giebt Bodinchova, Bodinchon, heut Bottingen. Als bezeichnendste Namen für die ersten Ansiedlungen auf dem Hochland aber haben sich in Menge solche mit den Endungen reute (rod, roth) und schwand (schwende) erhalten. Sie deuten auf das Nämliche, die Ausrodung eines Stückes Urwald, nur das eine mehr activ auf die ausreutende Menschenhand, das andre mehr passiv auf das „Schwinden" der Wildniß. So ist Rikartsreute die Ausrodestelle das Richard (Rothweil diejenige „für den Weiler", Rodeck die ausgerodete Waldecke), Ittenschwand der Platz (das Haus), wo Hitto den Wald zum Schwinden gebracht. Die Genitivform der altdeutschen Namen, die auf einen Vocal auslauteten, war es (Ekkehardes —Eckartsschwand), der mit einem Consonanten schließenden in oder en (Höchenschwand, die Schwindung des Hacho). Vielfältige Verwerfungen (wie bei'm Sendimentgestein) und Abschleifungen haben die alten Namen oft schwer erkennbar gemacht; hier ist nur mitgetheilt, was ein allgemeinstes Verständniß ihrer Entstehung und Bildung erfordert.

Wenn dergestalt die Geistlichen und die unteren Berufsklassen des Laienstandes die Begründung germanischer Ortschaften im Schwarzwald verursachten (vielfach entstanden solche auch an Furten durch oder Brücken über größere Flußwasser), so gesellte sich bald als dritter Ortbildner der Adel hinzu. Dieser war uralt unter den deutschen Völkerstämmen, anfänglich zwar nur durch den Gegensatz der Unfreien zu den Freien, aus denen sich dann wieder einzelne Häuptlinge als Fürsten (Fürderste) höher aufhoben. Früh im Mittelalter jedoch schon sonderte sich ein adliger Stand der Herren (Freiherren, Junker, d. h. junger Herr) von den Bauern und Bürgern ab, sprach sich volle Gewalt (Leibeigenschaft) über die ihm Hörigen zu und zog andrerseits Dienstmannen aus den Freien in seine Gefolgschaft. So, gleichwie überall, auch im Herzogthum Alemannien; wie sich daraus im Gange der Zeit das vielverzweigte Lehnswesen

entwickelte, der Adel, indem er sich in die Abhängigkeit von noch Höhergestellten begab, vom Freien eigentlich zum Unfreien wurde und seinerseits das nämliche System nach unten wiederum ausbildete, gehört nicht hierher, wo es sich nur um die Neuanlage von Wohnsitzen an und auf dem Schwarzwald handelt. Bei dem durch die Jahrhunderte stets ungesichert bleibenden Verhältnisse wurden die Adligen vor Allem von dem Trachten geleitet, ihre Behausung geschützt und zur Abwehr eines Angriffes befähigt anzulegen. Umwallte Städte gab es noch nicht, oder vielmehr nicht mehr, denn die ehemals von den Römern erbauten lagen in Trümmern; so boten sich für den angestrebten Sicherungszweck als natürlichstes und bestes Mittel die Berghöhen, und auf diesen gründete, vielfältig unter Benutzung verbliebener Ueberreste der römischen Castelle und Wartthürme, der Adel seine Wohnsitze, die Burgen, wie schon erwähnt, so nach dem Berg benannt, weil sie die „Bergenden" waren. Hier fand die Anlage auf hohen Gipfeln oder steilen Felsen über wilden Schluchten statt (zumeist die ältesten Burgen), dort auf niedrigeren kegelförmigen Bergen und Abhängen, wo starke und hohe Mauern immerhin ausreichenden Schutz boten. Als Beispiel der ersteren lassen sich aufstellen: die alte Burg ob Baden-Baden, die Yburg, Hohenrode, Alt-Windeck, die Hohengeroldseck, Burg Schramberg, Falkenstein im Berneck- und im Höllenthal, die Schnewburg bei Freiburg und die Wilde-Schnewburg über dem Wilhelmsthal, die Kyburg, die Sausenburg am oberen Kanderthal, Schloß Bärenfels über dem Wehrathal, der Hohentwiel, wie die übrigen Burgen des Hegau's und manch' andere, besonders die kleineren „Raubburgen". Auf niedrigeren Höhen und sanfteren Abdachungen dagegen erhoben sich, vorwiegend am westlichen Rande des Schwarzwaldes die Ebersteinburg, die Schauenburg bei Oberkirch, Mahlberg im Rheinthal, Burg Ortenberg am Kinzigthalausgang, Burg Schiltach weiter aufwärts, die Lichteneck, Landeck, Hochburg im Breisgau, die Burgen auf dem Schloßberg von Freiburg, die Kastelburg über Waldkirch, die Staufenburg am Münsterthalausgang, das Schloß Badenweiler, Burg Röteln über dem Wiesenthal, Burg Werrach am Wehrathal, endlich am Kaiserstuhl die Limburg, die Sponeck, die (gänzlich verschwundene) Uesenburg und kleinere andere. Allen ausnahmslos gemeinsam war als Hauptstützpunkt und festeste Zuflucht ein hochgewaltiger, aus Felsenquadern gebauter Mittelthurm, der **Bergfried** oder **Burgfried**; dieser ist fast in allen Ruinen noch mehr oder minder vollständig erhalten, und je machtvoller, derber — ungeschlachter — er sich darstellt, desto höher läßt auch das Alter der Burgen sich schätzen. In den letzteren hausend, trugen allerdings die Burgherren selbst direkt wohl wenig zur Kultivirung des Gebirges bei, aber indirekt wurden sie mit zu wesentlichen Förderern derselben. Denn außerhalb der Burgmauern, am Fuße der Berge, Hügel, Abhänge siedelten sie ihre droben nicht genug Raum findenden Hörigen und Dienstleute an, dadurch wurden andere Freie, Bauern und Gewerkleute mit herzugezogen, und so entstanden fast unter allen Burgen von den Burgherren mehr oder weniger abhängige Ortschaften, Dörfer, die sich



Eine Burg im Mittelalter.

im Gange der Zeit zum Theil zu den bedeutendsten Städten des Schwarzwaldes herausbildeten (Baden-Baden, Freiburg, als kleinere Oberkirch, Hausach, Hornberg, Tryberg, Schiltach, Schramberg, Staufen, Lörrach). Bald indeß ließ der Adel vielfach seine Bergschlösser, besonders die schwer zugänglich belegenen zu „Raubburgen", der ständigen Noth und Angst der Umgegend ausarten, und sehr früh schon verbanden sich die rasch erstarkenden Städte untereinander oder mit sonstigen benachbarten Bundesgenossen, belagerten und eroberten manche derartige Raubhorste und zertrümmerten sie. Die meisten Burgen des Schwarzwaldes jedoch wurden erst später durch die Bauernkriege in Schutt und Asche gelegt; was von diesen noch verschont blieb, fiel dann im dreißigjährigen Kriege oder durch die Einbrüche der Franzosen im 17. Jahrhundert der Zerstörung anheim. Erhalten ist kaum eine einzige der frühesten Burgen; alle starren sie mit gebrochenen Mauern und Fensterhöhlen, schuttumgürtet und von Gestrüpp durchwildert, von dem großen Stumpf des Burgfried überragt, öde, falkenschrei-umkreist zum Himmelsdach auf; viele auch sind bis auf geringfügige Ueberbleibsel völlig verschwunden, und nur die Bewohner der Ortschaften nennen die Anhöhen über ihren Häusern noch den Burg- oder Schloßberg.

In solcher Weise wurden nach dem Schluß der Völkerwanderung durch die drei Elemente der Geistlichkeit, der Bauern und des Adels allmählich die Thäler und das Hochland des Schwarzwaldes in germanischen Besitz genommen, Klöster, Dörfer, Einzelwohnsitze, Rotten, Burgen, zuletzt Städte begründet und der Zustand geschaffen, der in seinen Hauptzügen bis heut keine Veränderung mehr erlitten hat. Was jetzt noch mit weiterem Wechsel darüber hinging, waren nur die Wandelungen der politischen Geschichte, der Zugehörigkeit des Schwarzwaldes oder vielmehr seiner Einzeltheile zu den zahlreich sich bildenden größeren und kleineren Herrschaften und Staaten. Davon kann hier nur ein zusammengedrängtes Bild entworfen werden; doch ist es von Interesse, wenigstens einen vollständigen Ueberblick über die älteste Gaueintheilung zu geben.

Das Wort Gau (gotisch gawi) bezeichnet eine Landschaft, Gegend; vermuthlich steckt das in früher Vorzeit sich vielfach umtreibende „awa, au" mit darin und giebt ihm die ursprüngliche Bedeutung eines „Wassergebietes". Als solches thun die Gaue sich, wie in anderen Ländern Deutschlands, vielfach auch im Schwarzwalde kund, tragen zum Theil gradezu von Flußläufen ihre Namen, wie der nördlichste der alten Gaue (zur Carolingerzeit), der Pfinzgau. Er umfaßte das Gebiet der Pfinz und (unteren) Alb bis an den Rhein, östlich lehnte sich an ihn der Enzgau (Enz- und Nagoldgebiet), westlich der Ufgau (der Name ist nicht mehr erklärbar), den größten Theil des Laufes der (unteren) Murg bis zur Oos umschließend. An ihn schloß sich, bei'm heutigen Baden-Baden beginnend, südlich bis zur Bleich ausgedehnt, westlich vom Rhein, ostwärts vom Hochrücken des Gebirgs begrenzt, Oos-, Rench-, Kinzig- und Schuttergebiet einfassend, die große Ortenau. Der Name rührt zweifellos von einem keltischen Morodunum her, das an der Stelle des heutigen Ortenberg (bei Offenburg) gelegen zu haben scheint und im 8. Jahrhundert die urkundliche Benennung Mortonogawa veranlaßte. Der umfangreichste Gau war der sich nach Süden zwischen dem Rhein und dem Hochkamm anlehnende, von der Bleich bis Basel reichende, das Wiesenthal noch mit umfassende Breisgau. Der alte Keltenname desselben „Brisiacum" (Breisach) wird gewöhnlich von dem „Einbruch des Wassers" (des Rheins) bei Basel hergeleitet (gotisch brikan, keltisch brisin). Der Breisgau umschloß die Wassergebiete der Elz, (Wildgutach), Glotter, Dreisam, des Neumagen und der Wiese; nach Osten begrenzt wurde er durch die (obere) Murg, von der sich nach Norden und Osten bis rings an die Wutach der Albgau erstreckte. Diesem schließt sich weiter östlich im Süden der kleine, fast ganz von Wutach und Rhein umfaßte Kletgau an, mit seinem keltischen Namen vermuthlich auf einen Gebirgsabhang (den Hohen-Randen) hinweisend. Dann folgte wiederum nach Osten und Nordosten hinauf bis zum heutigen Constanz und Ueberlinger See der Hegau (wahrscheinlich von einem keltischen Hewi; im 8. Jahrhundert pagus Egauinsse). Das große Gebiet, welches nordwärts vom Hegau, Kletgau und Albgau (nach Westen vom Breisgau und der Ortenau begrenzt) bis gegen



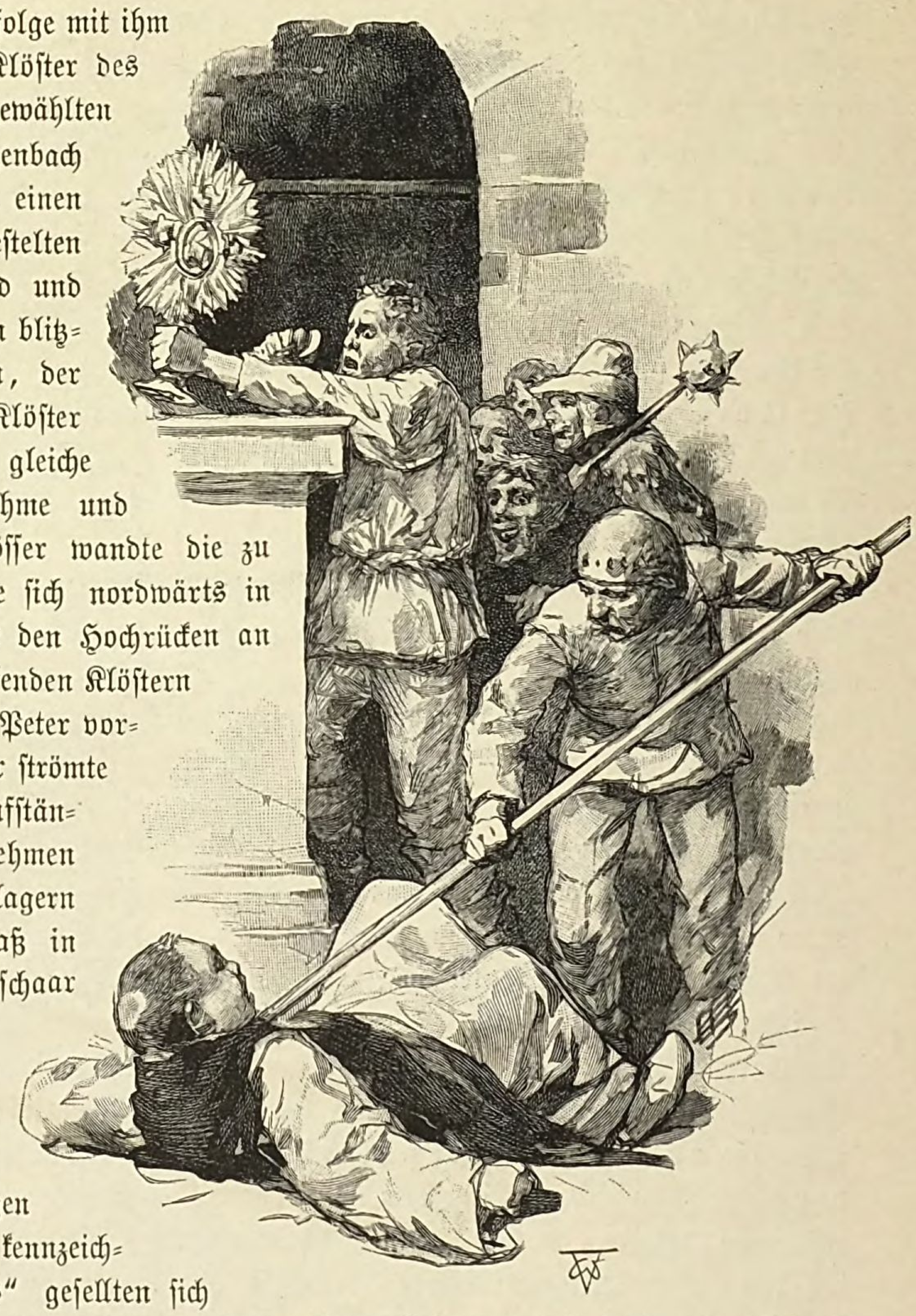
Alt-Breisach. Von Emil Lugo.

den Enzgau im Norden die Hauptmasse des Schwarzwaldhochlandes mit den Donauquellen, den westlichen Zuflüssen des Neckar und dem oberen Verlauf der Kinzig einschloß, hieß die Baar, deren alter Name Bara (wohl mit „Barre" zusammenhängend) eine Grenzmark bezeichnet haben wird.

Das waren die ältesten Gaueintheilungen des Schwarzwaldes, deren Namen sich zumeist, besonders im Volksmund, bis heute forterhalten haben (verschwunden sind wohl nur Ufgau und Albgau); innerhalb derselben aber entwickelte sich im Fortgang des Mittelalters eine Fülle von geistlichen und weltlichen Herrschaften, unter denen die von Durlach, Baden-Baden, Eberstein, Lichtenau, Ortenberg, Oberkirch, Gengenbach, Fürstenberg, Mahlberg, Geroldseck, Gebiete des Hochstifts Straßburg, Hachberg, Castelberg, Schwarzenberg, Tryberg, Hornberg, Freiburg, Sickingen, St. Trudpert, das Zwing- und Banngebiet von St. Blasien, Badenweiler, Sausenberg, Röteln, Rheinfelden, Hauenstein, Stühlingen, Bonndorf, Blumegg, Randen, Wartenberg, Sulz, Hohenhöwen, Nellenburg als die hauptsächlichsten hervorragen.

In diese Fülle von Landgrafschaften, Grafschaften, Abteien und Herrschaften fügte sich noch eine Menge kleinerer Gebietstheile ein; von Reichsstädten fanden sich allerdings wenige, eigentlich nur Breisach, Neuenburg, Offenburg, Zell am Harmersbach und Constanz, denn Freiburg, Endingen, Kenzingen, Laufenburg, Radolfzell und Villingen wurden nur kurz im Anfang des 15. Jahrhunderts von König Sigmund für Reichstädte erklärt, verloren indeß diese Selbständigkeit rasch wieder. Doch gab es daneben noch zwei reichsfreie Thäler, Reichsbauernschaften, deren Oberhaupt nur unter dem Kaiser stand, das „Oberharmersbacher Thal" (bei Zell a. H.) und die „Hauensteiner Einung" (bei St. Blasien), von denen das erstere sich bis zum Beginn unseres Jahrhunderts, von seinem „Reichsvogt" regiert, als Reichsdorf fortbehauptet hat. Alles aber durchsetzte mit oft winzigsten Besitzstücken die Reichsritterschaft des „Oberrheinischen Kreises des heiligen römischen Reiches deutscher Nation." Dann faßte der Ausgang des Mittelalters, zwar noch manche der genannten kleineren Herrschaften als souverän fortbestehen lassend, im Wesentlichen das Gebiet des Schwarzwaldes unter die obere und untere Markgrafschaft Baden, das Herzogthum Würtemberg, die Grafschaft Fürstenberg und die sogenannten „Oesterreichischen Vorlande" zusammen, letztere aus dem größten Theil des alten Breisgaus, einem großen Theil der Baar, des Alb- und Kletgaus bestehend, welche das Habsburgische Haus schon um die Mitte des 14. Jahrhunderts erwarb und bis zum Anfang unseres Jahrhunderts fortbehauptete.

Fragen wir, was an großen geschichtlichen Ereignissen über diese vielzerspalteten Gebiete hingehend, hauptsächlich seine Spuren am und auf dem Schwarzwald hinterlassen hat, so tritt uns, außer den rastlosen, alle Jahrhunderte durchziehenden Fehden und Kämpfen der Städte wie der großen und kleinen „Herren" unter sich, zunächst vor Allem der Bauernkrieg entgegen. Diese große, sich über das halbe Deutschland verbreitende Erhebung des Bauernstandes gegen die unertragbare Bedrückung durch ihre geistlichen und weltlichen Herren nahm im Schwarzwald ihren Anfang. Schon länger hatten sich am Ende des 15. Jahrhunderts heimliche Bauernverbindungen gebildet, die als Losungszeichen den Namen des „Bundschuh", des uralten deutschen Symbols der Hörigkeit und Leibeigenschaft, angenommen. Doch erst im Jahre 1513 fand der erste bewaffnete Aufstand von dem dicht bei Freiburg belegenen Dorfe Lehen aus statt, der sich vom Breisgau in die Ortenau fortpflanzte, indeß noch mit baldiger Zersprengung der „Haufen" endigte. Elf Jahre nachher dagegen gab — nach einer allerdings nicht sicher beglaubigten, doch charakteristische Merkmale aufweisenden Ueberlieferung — ein an sich geringfügiger Vorgang Anlaß zum Ausbruch des wirklichen Bauernkrieges. An einem Herbsttage hatte die Frau des Grafen von Lupfen in der Grafschaft Stühlingen im alten Albgau übermüthig ihre Hörigen von der Hafererernte mit dem Gebot fortgeschickt, für sie Schneckenhäuser zum Garnabwinden auf den Feldern einzusammeln. Ein Funke war's, der in eine Pulvertonne fiel und den Gehorsam der Leib-



eigenen in die Luft sprengte, im Gefolge mit ihm aber zahlreiche Adelsschlösser und Klöster des Schwarzwalds. Unter einem schnell gewählten Anführer Hanns Müller aus Bulgenbach erhoben sich die lupfischen Bauern, einen über dem Reihen zusammengenestelten Bundschuh auf eine Stange steckend und auf eine Fahne malend, und wuchsen blitzschnell zu einem großen Haufen an, der seine Wuth gegen die Burgen und Klöster wendete. Ueberall zeigte sich die gleiche Gährung vorhanden, nach Einnahme und Zerstörung der nächsten Herrenschlösser wandte die zu 12000 Köpfen anschwellende Masse sich nordwärts in die Baar und zog von dort über den Hochrücken an den sich klug aus der Gefahr freikaufenden Klöstern St. Georgen, St. Märgen und St. Peter vorüber in den Breisgau hinunter. Hier strömte ihnen eine gleiche Anzahl von Aufständischen zu, so daß sie es unternehmen konnten, die Stadt Freiburg zu belagern und durch Schreckeinflößung Einlaß in ihr zu erzwingen. Von der Hauptschaar hatten sich die Bauern der Grafschaft Hauenstein abgetrennt, um Rache an der ihnen wegen maßloser Bedrückung besonders verhaßten Abtei St. Blasien zu üben, und alle Hörigen des sich schon durch seinen Namen kennzeichnenden „Zwing- und Banngebietes“ gesellten sich frohlockend hinzu. Das Kloster wurde mit namenlos wildem Grimm geplündert und verheert (einer der Zerstörer schrie, die Hostien aus dem Tabernakel reißend: „Nun will ich auch einmal genug Herrgotte fressen!“) und in späterer Folge nach der Unterwerfung des Aufruhrs und Hinrichtung Kunz Uehlins, dessen abgehauene Hand man mit der Umschrift: „Diese Hand wird sich rächen!“ an die Klosterwandung nagelte, mit Pulver in die Luft gesprengt. Wie sich zu diesen Vorgängen die Bauernerhebung weiter nördlich und östlich, besonders im Schwabenlande verhielt, wo die vereinigten Haufen schließlich in mörderischer Schlacht bei Böblingen vernichtet wurden, gehört nicht hierher. Es galt nur den Theil der Bauernkriege zu berühren, der den Schwarzwald in Mitleidenschaft zog und ungefähr die Hälfte aller noch erhaltenen Herrenschlösser desselben, in Flammen aufgegangen, so zurückließ, wie sie heute von den Bergen herabsehen oder sich in umhergewuchertem Dickicht verbergen. Eine neue Zeit war angebrochen, in der man die Unbequemlichkeit und Unbehaglichkeit des vereinsamten Lebens auf den Gipfeln und am Schluchtabsturz im Gegensatz zu dem in den wohnlicheren und noch bessere Sicherung bietenden Städten zu empfinden begonnen, und nur wenige Burgen wurden aus ihrem Trümmerschutt wieder aufgebaut.

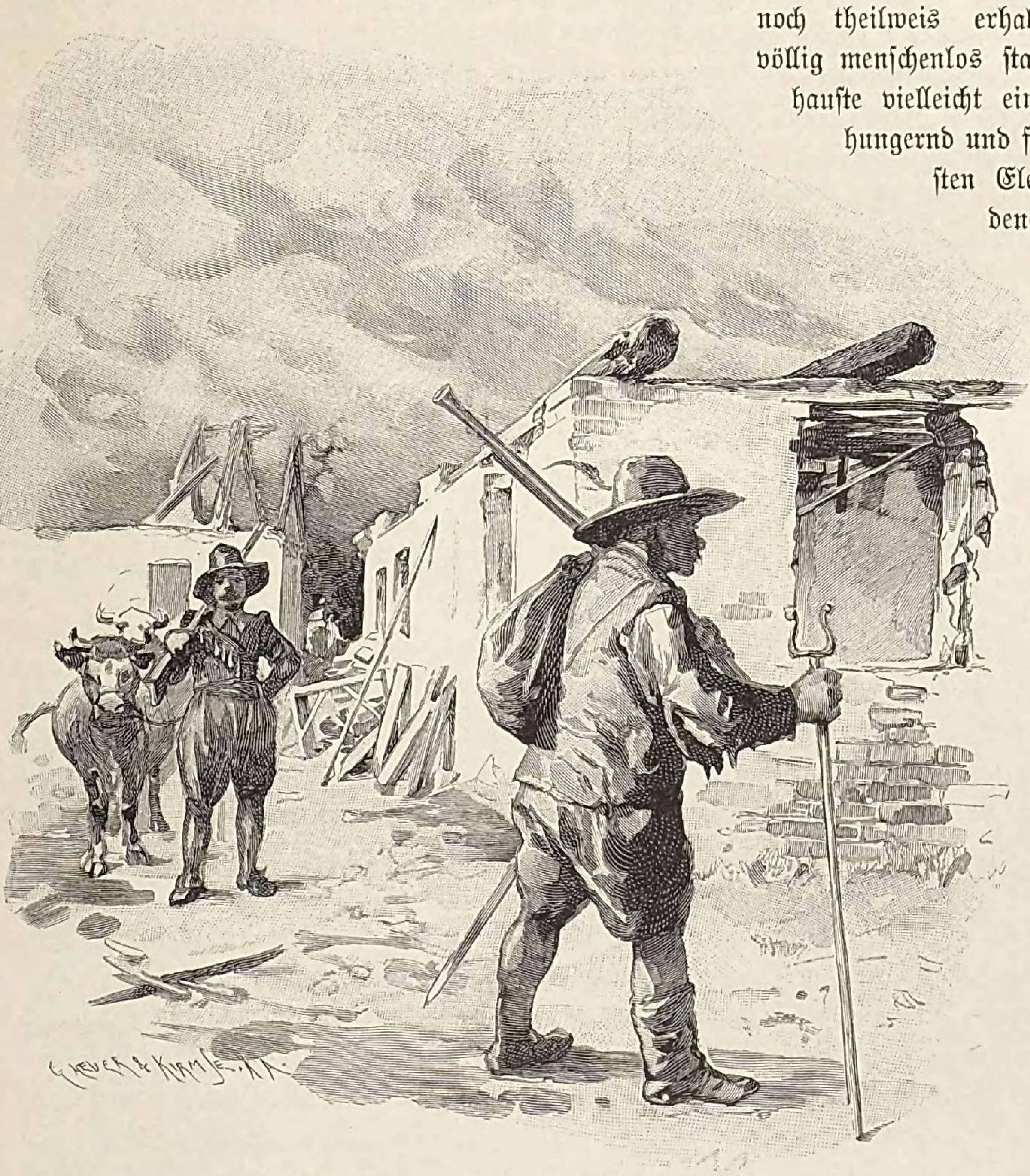
In zeitlichem, sowie auch in ursächlichem Zusammenhang mit den Bauernkriegen stand die erste Wirkung der Reformation um und auf dem Schwarzwalde. Am frühesten fand diese Anhänger am ost-westlichen Lauf des Oberrheins, wohin sich von der Schweiz aus der Calvinismus fortpflanzte. Waldshut und die alte Concilstadt Konstanz, die um ein Jahr-

hundert zuvor drei Jahre lang die innerliche Fäulniß der höchsten Würdenträger der Kirche in ihren Mauern gesehn, nahmen zuerst die Glaubensneuerung an; ihnen folgte Kenzingen im Breisgau. Doch wurden durch österreichische Waffengewalt diese mehr oder minder vom Bauernaufstand mit herbeigeführten Auflehnungen gegen Rom (nach tapferster Vertheidigung von Konstanz) bald noch wieder unterdrückt. Zu einem festen Halt gelangte die Reformation im Schwarzwaldgebiet erst, als um die Mitte des 16. Jahrhunderts die Markgrafen von Baden (obere und untere Grafschaft) sich derselben anschlossen. Zum Theil folgten ihnen darin die Dynasten der kleineren Herrschaften, zum Theil hielten sie sich auf der Seite Oesterreichs, welches in seinen „Vorlanden" mit eiserner Hand das Verbleiben bei'm Katholicismus erzwang. Indeß auch in den badischen Gebietsstrecken blieb das Glaubensbekenntniß der Bevölkerung kein dauerndes, sondern wechselte nach dem eingeführten Grundsatz „Cujus regio, ejus religio" Jahrhunderte hindurch vielfältig mit der wechselnden Religionszugehörigkeit der Fürsten. Dadurch entstand, besonders in der Rheinebene, eine seltsame buntscheckige confessionelle Durcheinanderschiebung, die bis zur Gegenwart verblieben ist. Als erhaltene Kennzeichen der unendlich kleinen Territorialzerspaltungen früherer Zeit bieten der Breisgau und die Ortenau eine Menge unmittelbar benachbarter Dorfschaften, von denen die eine ausschließlich katholisch, die andre ebenso protestantisch (man sagt im Lande: evangelisch) ist. Häufig unterscheidet man beide schon durch den Anblick ihrer Kirchthürme; diejenigen mit zwiebelförmigem Aufsatz oder schrägen Dachhauben deuten zumeist Katholicismus an, während die protestantischen Orte sich durch schmale Spitzthürme kenntlich machen, jedenfalls solche bei Neubauten durchaus bevorzugen. Ein inneres Unterscheidungsmittel liefert die Stimmenabgabe bei den Reichs- und Landtagswahlen, die hier stets einhellig ultramontan, dort ausnahmslos in nationalem und liberalem Sinne erfolgen. Der Altkatholicismus behauptet sich noch an ein paar Stellen, hat aber nirgendwo Fortschritte zu machen vermocht, sondern ist wohl in langsamem Wieder-Verschwinden begriffen. Das Schlußergebniß des hin und her Schwankens der Confessionszugehörigkeit, wie es heut' vorliegt, war, daß der obere Breisgau (das sogenannte „Markgräflerland" mit dem unteren Wiesenthal) die alte Grafschaft Hachberg (Amt Emmendingen), Theile der Ortenau (Lahr), der größte Theil des württembergischen „Schwarzwaldkreises", im Anschluß daran der Umkreis von Pforzheim, und zerstückte Theile am Oberrhein von Basel bis Konstanz protestantisch (lutherisch und reformirt) blieben. Im Katholicismus verharrten dagegen in der Rheinebene weit überwiegend der alte Ufgau, die Ortenau und die untere Hälfte des Breisgau, wo die Stadt Freiburg mit ihrem Erzbisthumssitz den festesten Hort des Ultramontanismus in Deutschland bildet. In die tieferen Thäler, wie auf die Höhen des Schwarzwaldes drang der Protestantismus fast nirgendwo. Die Seelen der dortigen Bewohner standen unter dem sichernden Schutz der zahlreichen Abteien, Klöster und Heiligenkirchen, und das Gebirge enthält beinahe ohne Ausnahme nur katholische Bevölkerung. Ein Wort über Hexenverfolgung und -Verbrennung läßt sich kurz daran schließen. Wie sich die Gebiete der geistlichen Herrschaften überall darin hervorthaten, so auch im Schwarzwald. Der weithin sichtbare Kandel nahm in diesem für den Volksglauben die Stelle des norddeutschen Brocken als Versammlungsort der bösen Geister und Hoffitz des Teufels ein, und in Folge dessen zeichneten sich die nah unter ihm belegenen Städte Freiburg und Waldkirch Jahrhunderte lang durch rastlosen Eifer in der Anstellung von Hexenprozessen aus. Die Stadt Offenburg dagegen erhielt im Beginn des 17. Jahrhunderts, obwohl sie in den voraufgegangenen neun Jahren vierundzwanzig Scheiterhaufen angezündet hatte, von dorthin entsandten österreichischen Regierungskommissären einen officiellen Tadel „wegen allzugroßer Lauheit", nahm sich denselben zu Herzen und „justificirte" in den nächsten vier Jahren sechzig Frauen, Mädchen, Kinder und auch Männer. Im Gebirg, wo häufig plötzliche verheerende Gewitter auftreten, war es Brauch, irgend eine alte Frau der „teuflischen Wettermacherei" zu beschuldigen und so lange zu foltern, bis sie gestand und nach dem „Hexenhammer-Recht" zum Feuertod verurtheilt werden konnte.

Die letzte Hexe im Breisgau ward 1751 bei Endingen am Kaiserstuhl verbrannt, eine fast siebzigjährige Frau, die durch Unvorsichtigkeit Anlaß zu einer Feuersbrunst gegeben hatte; die katholische Facultät der Universität Freiburg stellte ein beipflichtendes Gutachten dazu aus. Einige Jahre später verbot die Kaiserin Maria Theresia die Hexenprozesse in den österreichischen Vorlanden, nachdem dieselben in den protestantischen Gebietstheilen des Schwarzwaldes bereits seit Längerem abgeschafft worden. Auch in Bezug auf die Judenverfolgungen, die im 14. Jahrhundert epidemisch durch Deutschland gingen, hatte bereits der Breisgau mit Freiburg an der Spitze die höchsten Leistungen vollbracht. Das letztere verbrannte im Jahre 1349 sämmtliche in ihm ansässige Israeliten, doch auch die Städte Waldkirch, Kenzingen, Endingen, Breisach, Neuenburg, Offenburg, sowie Konstanz blieben in der Ausrottung der ihrigen wenig zurück. Trotzdem sind die Juden heute durch eine große Kopfzahl in der Rheinebene vertreten (im Gebirg finden sie sich selten), machen in manchen Städten, wie Freiburg und Müllheim, Altbreisach und Ihringen am Kaiserstuhl einen erheblichen Theil der Bevölkerung aus, und wenn wir auch die Bestrebungen des heutigen Antisemitismus keineswegs theilen, ist es andrerseits unbestreitbar, daß die Ausschließlichkeit, mit der besonders im Breisgau der Viehhandel in jüdischen Händen liegt, vielfach einen tiefgreifenden Krebsschaden für die Landbebauer bildet.

Wenn wir nach diesem flüchtigen Uebergang auf die Gegenwart zur Zeit der Reformation zurückkehren, so sehen wir den Schwarzwald von den Glaubenskriegen des 16. Jahrhunderts direkt zwar nur wenig berührt, indirekt dagegen wurden die Zustände auf ihm und um ihn von jenen in übelster Weise beeinflußt. Die Bauernaufstände und Bekämpfung der zum Protestantismus übergetretenen Orte hatten große Verwilderung, Zerspaltung, Noth, Armuth und Elend hinterlassen; das darbende Volk, nicht nur die jungen Burschen, sondern auch Familienväter zogen in Menge den Kriegsfahnen zu, kehrten nach Beendigung der Kämpfe zwischen dem Kaiser und dem Schmalkaldischen Bund völlig mittellos und zuchtlos heim und begannen ein Wegelagerertreiben in Berg und Thal. Ein Chronist jener Zeit schreibt: „Es geschah auch in diesen Zeiten viel Raub und Mord, und liefen allenthalben viel gefährliche Leute umher, welche Bettler, Keßler, Spengler und Löffler waren und eine heimliche Krei (Verband) unter sich hatten". Hauptsächlich geriethen dadurch Weg und Steg auf dem Hochland, in den engen Thälern, Tobeln und Schluchten schlimm in Verruf, und besonders die einsam gelegenen Bauernhöfe waren genöthigt, sich bei Nacht und Tag gegen Ueberfall und Brandstiftung durch Landstorger, Zigeuner und Gesindel jeder Gattung in Verwahr zu halten. So ging das 16. Jahrhundert für den Schwarzwald unter unerfreulichen, verwahrlosenden Zuständen zu Ende, das nächste hub in gleicher Weise an und leitete dergestalt zu der großen Tragödie des deutschen Volkes, dem Dreißigjährigen Kriege, über. Er begann mit der Besetzung der Markgrafschaft Baden-Durlach durch die Kaiserlichen, zog indeß den Schwarzwald erst in seinem zweiten und letzten Drittel in eigentlichste Mitleidenschaft. Dann aber auch in die schwerste, welche Deutschland in jenen Schreckensjahrzehnten sah. Ein großer Theil des „Simplicius Simplicissimus", der unübertroffenen zeitgenössischen Schilderung der Gräuel und Lebensführung während des Krieges durch Christoph von Grimmelshausen, späteren Schultheißen von Renchen im Renchthal, handelt am Oberrhein nach den Kämpfen zwischen den Kaiserlich-Liguistischen und dem schwedisch-deutschprotestantischen Heere unter Bernhard von Weimar, der ein Jahr lang Altbreisach belagerte und durch entsetzensvollste Hungersnoth die Felsenfestung („den Schlüssel und das Ruhekissen des römischen Reiches") zur Uebergabe zwang. Es würde ein Buch erfordern, nur dasjenige aufzuführen, was Städte, Dörfer und Landschaften des Schwarzwaldes durch den dreißigjährigen Krieg betroffen; alle Kriegsvölker, Kaiserliche, Liguisten, Kroaten, Spanier, Italiener, Franzosen, Schweden und protestantische deutsche Landsknechte hausten als gleiche Mordbrenner und Zerstörer, die katholische Bevölkerung der österreichischen Vorländer aber maß begreiflich den Gegnern des Habsburgischen Hauses den höchsten Schuldtheil zu und belegte

jene Zeit mit dem noch heut in der Volkserinnerung lebenden Namen der „Schwedennoth“. Als der Westfälische Frieden geschlossen worden, lag vor Allem die Rheinebene von der unteren Murg bis Basel und weiter gen Konstanz gleich einer Wüste. Die Mauern der Städte waren gebrochen, Brandschutt füllte überall ihr Inneres, auf Märkten und Gassen wuchs das Gras. Draußen lagen die Straßen unkenntlich von Gestrüpp und Unkraut überwuchert, die seit anderthalb Jahrzehnten nicht mehr bebauten Felder in Wildniß verwandelt. Zahlreiche Dorfschaften im Breisgau und der Ortenau waren vom Erdboden verschwunden und ihre Namen ausgelöscht, im Durchschnitt nur ein Zehntel bis ein Viertel der Bevölkerung geblieben. Es gab manche noch theilweis erhaltene Orte, die völlig menschenlos standen; in andern hauste vielleicht ein halbes Dutzend, hungernd und frierend, zum tiefsten Elend herabgebracht, denen Alles selbst zur niedrigsten Lebensführung gebrach. Die jungen Leute hatten sich den Kriegshaufen angeschlossen, die älteren, Frauen und Kinder sich in die Berge und Wälder geflüchtet, um auch dort zu Grunde zu gehen. Denn das Gebirge war kaum minder heimgesucht worden, als die Ebene, die Thäler; es fand sich kein noch so versteckter Winkel, in den die Beutegier, besonders der „Merodebrüder“ (Marodeure) und ihres Trosses nicht plündernd, brennend und mordend eingedrungen. Auch auf dem Hochland bestellte der Bauer keine Aecker und Wiesen mehr; er besaß kein Vieh, kein Geflügel, keine Saatfrucht; man lebte, wie im ersten Beginn, von Wurzeln und Beeren, welche die Natur bot. In's Ungeheure hatten die Raubthiere sich vermehrt, der Luchs, die Wildkatze, der Wolf füllten den Schwarzwald mit Blutgier und Geheul; was Schwert, Marter und Flammen verschont, fraßen aus Giftstoffen der Verwesung und des Brandschuttes auffaulende tödtliche Seuchen, die Pest. Es fällt unmöglich, ein annäherndes Bild der Verwüstung, des Jammers und der Verzweiflung der wenigen Ueberlebenden zu entwerfen; nur für den Wald hatte der endlose Krieg einen Vortheil mit sich gebracht. Man war Jahr=



Marodeure aus dem Dreißigjährigen Krieg.

hunderte hindurch an vielen Stellen rücksichtslos in seiner Niederfällung vorgegangen; während der langen Schreckenszeit, in der alle Gewerk- und Gewerbthätigkeit der Schreiner, Tischler, der Kohlenbrenner, Holzflößer, Eisenschmelzer und Glashütten, des Landbau's aufgehört, hatten sich viele abgeholzte Kuppen und urbar gemachte Feldflächen neu mit Bäumen besiedelt und in kleinerem Maße den Vorgang wiederholt, der um anderthalb Jahrtausende zuvor nach der Zerstörung der römischen Kultur auf dem Schwarzwald durch die eingebrochenen Alemannen stattgefunden. Was die Bauernkriege noch an Schlössern und Burgen übrig gelassen, lag jetzt, wieder zu einer Hälfte vermindert, in Asche und Trümmern.

Es war anzunehmen, daß dieses grenzenlose Elend als ein einzig dastehendes von der Geschichte verzeichnet werden würde, und dennoch war dem südwestlichen Theile Deutschlands ein fast noch Ueberbieten desselben vom Schicksal vorbehalten. Das aber geschah im Gange von anderthalb Jahrhunderten nach dem Abschluß des Dreißigjährigen Krieges, und wir laden am Besten den Leser ein, ein paar Stationen südlich vor Freiburg im Breisgau mit uns in einen Eisenbahnzug zu steigen und am westlichen Schwarzwaldrande entlang eine Fahrt bis in die Gegend von Baden-Baden zu machen.

— —

— —

Eine Eisenbahnfahrt von Freiburg nordwärts.

(Ein Schaltblatt.)

Da tritt zur Rechten ein vorspringender Berg, der Schönberg, der eigentlich Schinberg heißt, die Stadt Freiburg noch verdeckend, in's Rheinthal heraus. Er ist eine Art Bergsonderling und hat viel gesehen, war in ältester Zeit einmal eine keltische Opferstätte (vielleicht hat er die Sargform seines Oberbau's davon beibehalten), dann nahm im Mittelalter Frau Venus, „die schöne Tüfelinne“, wie es scheint vom Hörselberg in Thüringen her, zeitweilig ein Absteigequartier in seinem Innern, um interessante deutsche Ritter bei sich zu beherbergen. Den absonderlichsten Besuch aber erhielt er im Jahre 1644 von zwei sehr vornehmen französischen Herren, dem früheren Herzog von Enghien, Louis II. von Bourbon, Prinz von Condé, auch „der Große“ zubenannt, und dem Marschall Henri de la Tour d'Auvergne, Vicomte von Türenne. Sie reisten damals schon seit geraumer Zeit mit beträchtlichem Gefolge am Oberrhein von Speier bis Basel, besonders im Breisgau, und kamen so auch auf den Gedanken, zum Schönberg hinanzusteigen. Dies zeigte sich jedoch grade zu der Zeit mit einigen Schwierigkeiten verknüpft, denn oben auf dem Gipfel stand just der kurfürstlich-bayrische Feldmarschall Franz, Freiherr von Mercy, der, um die schöne Aussicht mit seinen Begleitern allein zu genießen und das Herzukommen Unberufener zu verhindern, den ganzen Berg bis zum Scheitel mit Gräben, langen Steinwällen, dichten Verhauen und sonstigen Unbequemlichkeiten — wovon sich überall noch Reste finden — für Bergtouristen möglichst wenig einladend gemacht hatte. Darüber aber erzürnten sich die beiden unten Wartenden mit ihm, beschlossen in ihrer hartköpfigen Natur, nun grade ihren Willen haben zu wollen, und in Folge dessen ward der Schönberg wirklich zum Sarg, und zwar nicht mehr für keltische Opfersteine, sondern für einige tausend geopferte Bayern und Franzosen. Der Prinz von Condé stieg nämlich gegen Abend des 3. August durch das Dorf Ebringen, das alte Ebura — man sieht es nah von der Bahn sich lang aus der Schlucht herunterringeln — den Schönberg hinan, und da der Feldmarschall von Mercy sich seinerseits

darüber jetzt auch heftig erboste, so kam's zu einem thätlichen Streit, in welchem Condé zuletzt seinen Marschallstab einem Begleiter Mercys über ein mannshohes Verhau an den Kopf warf. Zugleich indeß rief er den hinter ihm Befindlichen zu: „Holt mir ihn wieder!" — in dieser Positur stellte ihn nachmals eine Bildsäule zu Paris auf der Brücke Königs Louis XVI. dar — und sein Gefolge vollzog den rühmlichen Auftrag auch buchstäblich, sprang dem Stabe nach und warf bei der Gelegenheit Mercy zusammt seinem Geleit auf die andere Seite des Schönbergs, in's Hexenthal hinunter. Nur kam eine erhebliche Anzahl der Franzosen nicht ganz bis oben hinauf, sondern blieb vor der Hand in den Weinbergen und im dichten Wald bei Nacht liegen und ward dann in eine große Grube gesammelt. Man nannte diese länger als ein Jahrhundert „das Beinhaus auf dem Bohl" — dort oben liegt die Stelle — und erleuchtete speculative Gemüther machten später ausfindig, dasselbe besitze eine absondere Heilkraft für Gicht und Gliederreißen, so daß im Jahre 1791 der damalige Pfarrer von Ebringen, um dem Andrang frommer Wallfahrer ein Ziel zu setzen, sich veranlaßt sah, die Gebeine, „wovon nur noch drei Kornsäcke voll übrig waren", fortschaffen zu lassen. Es ist merkwürdig, wie still gegenwärtig der Schönberg mit seinen Tannen und seinem Türkenbund, seinen Orchideen und Genzianen daliegt, als ob er sich niemals mit etwas Anderem als Blumenzucht beschäftigt habe. Aber das ist so seine Art, man kann nicht sagen, daß er mit seiner Vergangenheit für sich Reclame macht. Nur verleugnet er selten ein gewisses ernsthaftes Gesicht, dem sich die Wolken gern als graues Haartoupé aufsetzen.

Der Zug pfeift, bei der letzten Station vor Freiburg um die Ecke des Schönbergs biegend, die rothbraune Spitzenpyramide des Münsters steigt auf. Zur Rechten hebt sich vor dem weitausgebreiteten hohen Schwarzwalde eine kleine Anhöhe — im Volksmund „das Bergle" genannt — mit einer gelben, von hohen Lindenbäumen überschatteten Kapelle, der „Lorettokapelle", darauf. Es ist überraschend, wie schnell Linden wachsen, denn an dem Tag der Veruneinigung auf dem Schönberg dort gegenüber war noch keiner von diesen dicken, uralt scheinenden Stämmen vorhanden. Auch die Capelle nicht, vielmehr stand der Feldmarschall Mercy mit Fußsoldaten, Reitern und Geschütz droben, in Allem etwa noch 12,000 Mann stark, und seine beiden Gegner vom vorigen Tage nahmen mit ungefähr 20,000 Köpfen an Fußvolk und Cavallerie den ganzen Thalgrund davor ein. Das Ergebniß dieser abermaligen Begegnung, am 5. August des Jahres 1644, war nicht grade freundlicher, als die erste auf dem Schönberg. Jener Tag schloß damit, daß er ungefähr 6000 Franzosen und 1200 Bayern, unter ihnen auch den Generalwachtmeister Kaspar von Mercy selbst, der mit dem Pallasch in der Faust vorgestürmt war, „zu den Uebrigen legte" und daß der kaiserliche Reitergeneral Jean de Werth seine Meinung dahin abgab: „Er, seit zweiundzwanzig Jahren mit dem Bluthandwerk vertraut, habe niemals einem so blutigen Treffen beigewohnt". Der große Condé setzte dem freilich die tröstliche Aeußerung entgegen, „zu Paris werde in einer Nacht mehr Ersatz geschaffen, als hier auf dem Schlachtfeld geblieben"; für die Stadt Freiburg fand dies aber jedenfalls nicht statt, da sie im Verlauf dieses freundnachbarlichen Besuches von jenseits des Rheines ihre sämmtlichen vier wohlummauerten Vorstädte, ihre vor den Thoren gelegenen Mahl-, Walk-, Papiermühlen und Steinschleifen und obendrein die alten und hochehrwürdigen Klöster Sankt Wilhelm, Santa Clara, Agnes, Magdalena und Adelhausen auf Nichtwiederkehr vom Erdboden verschwinden sah. Anstatt der letzteren frommen Heimstätten ward aber damals die Lorettokapelle errichtet, und es scheint fast, als habe die Weltgeschichte die erste Säcularfeier derselben durch einen wörtlichen besonderen Knalleffect auszeichnen wollen. Denn genau um hundert Jahre nach der Schlacht „am Bergle", nämlich im Jahre 1744, zog der Marschall von Coigny mit einem sehr beträchtlichen Heere zur Belagerung der Stadt Freiburg heran — die im Uebrigen an diese nachbarlichen Caressen schon ein Dutzendmal gewöhnt worden — und da der Lorettoberg sich als vorzüglichster Aussichtspunkt eignete, beschloß Seine allerchristliche Majestät, König Louis XV. höchstselbst, dort seinen Standpunkt zu

nehmen und die Begrüßung Freiburgs mit Bomben, Haubitzen, fliegenden Pechkränzen, sowie die dadurch entstehende hübsche Illumination der Stadt zu betrachten. Vorher ward indeß in die letztere ein Bote mit dieser Ankündigung und dem strengsten Gebote an die Vertheidiger gesandt, die königliche Observationsruhe dort in keiner Weise zu stören. Sei es aber durch Ungeschick irgend eines widerborstigen groben Geschützes, oder wie sonst, plötzlich fuhr dennoch eine etwa zwanzigpfündige Eisenkugel in die Lorettokapelle hinein und zwar hart über dem Rand der kleinen Thür — sie sitzt zum Gedächtniß dort noch eingemauert — in welcher grade Seine allerchristliche Majestät in Ihre ästhetische Betrachtung versenkt stand. Darüber verfiel dieselbe begreiflicher Weise in die äußerste Entrüstung und sprach sich als Zeichen Ihrer allerhöchsten Ungnade dahin aus, daß von einer solchen königsmörderischen Stadt kein Stein auf dem andern bleiben solle. Völlig erfüllte sich dieses majestätische Wort allerdings nicht, allein eine „Grabschrift auf Freiburg" aus der Zeit besagt, daß der Marschall von Coigny wenigstens redlich das Seinige dazu gethan, denn sie lautet: „Fuit Imperii clavis, sed rupta est; fuit Germaniae gloria, sed transiit; fuit Austriae decus, sed abiit; heu fuit, fuit! Quiescat Friburgum, Arx et Ars, proprio tumulata cinere, utinam (sed vix) suscitanda!"

Nun läßt der Zug Freiburg, das doch wieder „aus dem Grabhügel der eignen Asche" erstandene, im Rücken, und einen Augenblick taucht weit linkshinüber zwischen dem Tuniberg und dem Südausläufer des Kaiserstuhls ein kleiner sonnenflimmernder Punkt auf. Das ist der Domthurm von Altbreisach, einer in gewisser Hinsicht merkwürdigsten Stadt Deutschlands, man könnte sie ein deutsches Pompeji nennen. Sie tauschte durch das Wechseln des Rheinflußbettes in früherer Zeit oftmals ihre Zugehörigkeit zum Breisgau und zum Elsaß, jetzt liegt sie seit Langem im ersteren, hart am Ufer auf einem steilen, etwa hundert Fuß hohen, zehn Minuten langen und ein Dritttheil so breiten Felsrücken. Oder vielmehr, sie lag dort — eine Stadt mit Thürmen, Mauern und vielen Häusern, die im Mittelalter der Hauptort am Oberrhein, uneinnehmbar und so wichtig war, daß ein österreichisch-deutscher Kaiser einmal seine Werthschätzung durch die Aeußerung an den Tag legte: Wenn Wien und Breisach zugleich vom Feinde bedroht seien, würde er Breisach zuerst zur Hülfe eilen. Man sieht's ihm wirklich so wenig mehr an, wie einer alten verschrumpften Hexe von neunzig Jahren, daß es eine so heftige Zuneigung einflößen konnte. Zu Bernhards von Weimar Lebzeit war dies jedoch noch möglich, denn er warb, wie schon erwähnt, ein ganzes Jahr lang vergeblich um die damals bereits recht alterthümliche Schöne und konnte ihre felsharte Sprödigkeit schließlich nur durch das etwas ungalante Mittel des Aushungerns bezwingen. Nach seinem Tode verhandelte der Generalmajor von Erlach sie für hübsche Goldbildnisse Königs Louis XIII. an den Cardinal Richelieu, und der glorreiche König Louis XIV. ließ ihr ein noch vorhandenes Schild auf die Brust heften, auf welchem die Flüsse Rhein und Donau von dem mit dem französischen Lilienwappen ausgezeichneten Kriegsgotte Mars gefesselt gehalten wurden. Darunter setzte der poetische Sinn, die Wahrheitsliebe und Bescheidenheit des großen „Gerechten" das geschmackvolle Distichon:

„Limes eram Gallis, nunc pons et janua fio,
Si pergunt Galli, nullibi limes erit."

Es hat jedoch Alles auf Erden seine Zeit, spricht der Prediger Salomo — „Steine sammeln und Steine zerstreuen", und wenn er in unseren Tagen gelebt hätte, würde er vielleicht seiner langen Aufzählung vergänglicher irdischer Dinge „gallische Zuneigung" angefügt haben. Zunächst freilich schloß König Louis XIV. die vermittelst reichlichen Geldaufwandes gewonnene Rheinschöne ausnehmend in's Herz und ließ sie von seinem obersten Kämmerer, Herrn Sebastian Le Prestre de Vauban auf's Sorglichste mit einem neuen prachtvollen, ihr bis zum Hals an-

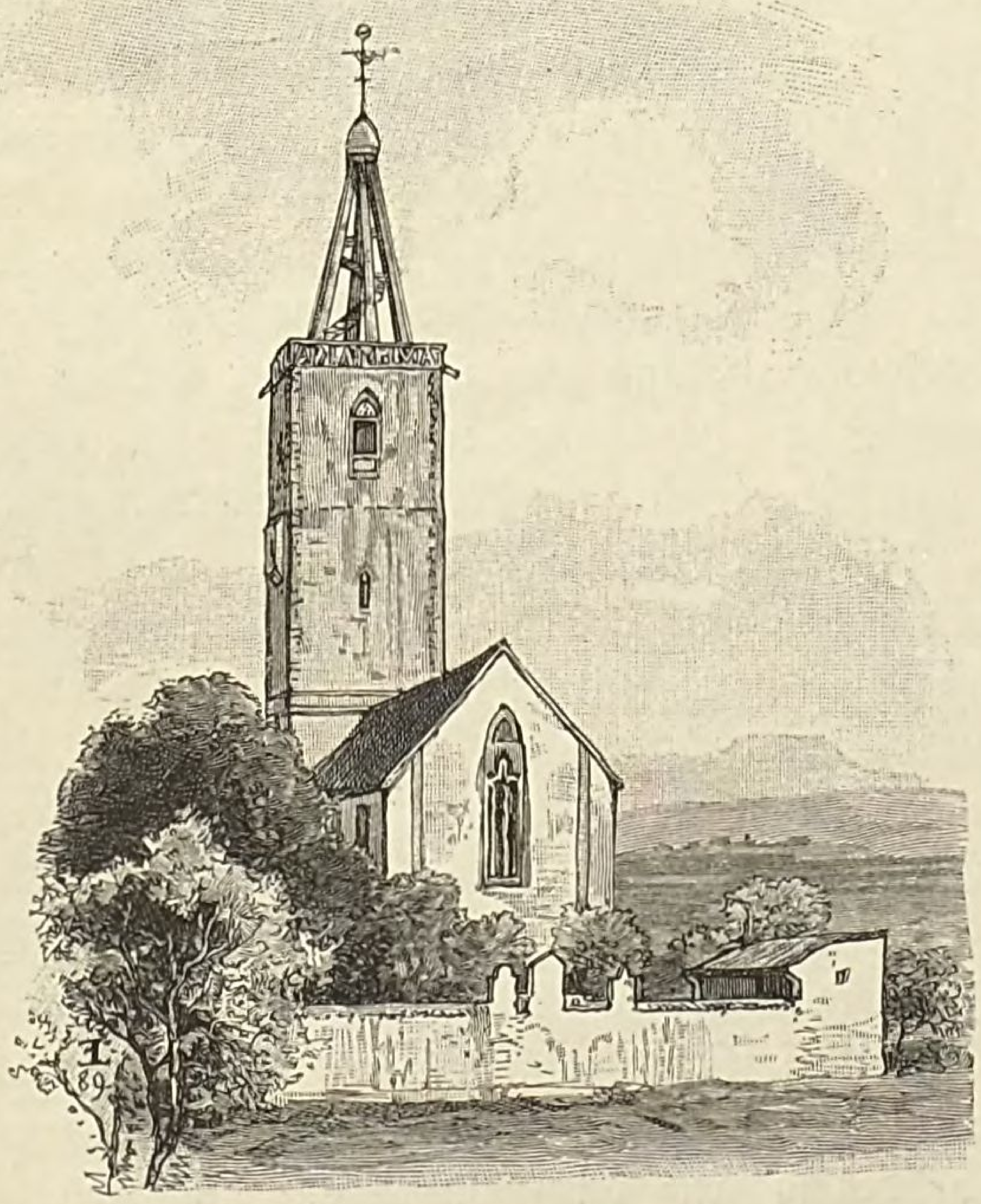
schließenden Steinkleid herausputzen, bei dessen Zuschnitt besonders auf die Brüstungen höchste Kunstfertigkeit verwendet ward. Allein um ein Nestoralter später brachte der spanische Erbfolgekrieg Breisach wieder an das sogenannte Deutsche Reich zurück — und gegenwärtig ist von den ehemaligen Thürmen, Häusern und Mauern auf dem Felsen eigentlich nichts geblieben, als die letzteren, und das giebt ein höchst sonderbares und nachdenkliches Bild, wie sich auch im neuen Deutschen Reich kein Seitenstück dazu wieder findet. Denn die alten Mauern sind alle vorhanden, wie einst, nur reichen sie nicht weiter, als bis zum ehemaligen ersten Stockwerk hinauf und tragen kein Gebälk mehr über sich, sondern umschließen statt der früheren Wohn-, Schlaf- und Gewerksstuben, Kammern, Küchen und Keller kleine Gärten mit Gemüsekräutern, Reblauben mit Pfirsichspalieren, an denen sich nur Bienen und Schmetterlinge ein Stelldichein geben. Ab und zu steht noch ein bewohntes Haus dazwischen, als ob ein Todtengräber sich möglichst nah an sein Berufsgebiet herangebaut habe, und um die anachronistischen heilen Fensterscheiben liegt „die Ruhe eines Kirchhofs.“ Denn Straßen, in denen keine Wagen rollen, keine Menschen gehen, Kinder spielen, Hühner gackern und Hunde bellen, haben etwas ähnlich Stilles an sich, wie die Wege, zu deren Seiten Kreuze, Trauereschen und epheuübernickte Granitsteine mit eingelassenen Marmortafeln stehn, und über die Gassen des alten Altbreisachs schleicht höchstens einmal eine graue Katze, glimmert den Fremden einen Moment verwundert mit grünlichen Augen an, springt an einer der schweigsamen Mauern hinauf und verschwindet. Von Zeit zu Zeit öffnet sich jedoch zwischen den letzteren ein Ausblick, und dann genießt man eine Rundschau über den Sund- und Breisgau, auf den noch grün hinschießenden Rhein, den Kaiserstuhl, die Vogesen und den Schwarzwald, bei günstiger Luft bis an die Berner Alpen, die Diablerets und den Montblanc, wie das deutsche Reich sie so leicht erreichbar nicht zum andern Mal bietet. Zwischen allen diesen Herrlichkeiten aber liegt Altbreisach unter der heißen, goldgelben Sommersonne des Oberrheinthales wie ein vergessenes Häuflein Unglück.

„Wie geschieht das, und was bedeutet das?“ fragt der Lutherische Katechismus, und ein deutsches Sprüchwort antwortet darauf, daß Geschwindigkeit keine Hexerei ist und auch Altbreisach gegenüber nicht war. Nämlich ihm gegenüber jenseits des Rheines lag, wie im letzten Kriege 1870, auch schon am Ausgang des vorigen Jahrhunderts unweit der französischen Festung Neubreisach das Fort Mortier grade auf dem nämlichen Fleck, und am Sonntagsabend des 15. September im Jahre 1793 fingen die Kanonen desselben an, ein wenig nach Altbreisach hinüber zu schießen. Es war nur ein Sonntagsvergügen, das keinen andern Zweck verfolgte, als etwas Abwechslung in die Einförmigkeit des Garnisonlebens zu bringen, denn Altbreisach besaß schon lange keine Festungswerke mehr, sondern war nur noch das, was man eine „offene Stadt“ nennt. Aber es machte den drüben Befindlichen offenbar außerordentlichen Spaß, zu sehen, wie gut sie zielten und daß schon nach dem fünften Bombenschuß ein Haus auf der Felshöhe zu brennen anfing. Deshalb begleiteten sie ihre Sonntagsunterhaltung mit hübscher, lautherüberklingender Janitscharenmusik und setzten jene bis zum 19. September fort, an welchem die große Fackel, die im Rheinthal angezündet schien, sich verlodert hatte, weil in Altbreisach nichts Brennbares mehr übrig geblieben. In Frankreich aber herrschte zu der Zeit zufällig kein König, sondern eine zur Befreiung und Beglückung der Menschheit eingesetzte Republik, deren Kommissäre, die Herren Lacoste und Mallarmé, ursprünglich den Befehl überbracht hatten, mit der Beschießung um Mitternacht zu beginnen, damit die Einwohner im Schlaf von dem republikanischen Angebinde überrascht würden. Der Kommandant von Neubreisach erwies sich jedoch in dieser Richtung von tadelnswerther Launenhaftigkeit und Insubordination, daß er erst am Nachmittag damit begann, die von König Louis XIV. gesammelten Steine wieder zu zerstreuen. Die geflüchteten Einwohner der von Grund aus zerstörten Stadt besorgten indeß, daß die sonntägliche Langeweile im Fort Mortier einmal zur Wiederholung des so artig ausgefallenen Scherzes verlocken könne, bauten ihre Häuser nicht wieder auf, und deshalb liegt der bewohnte Theil Altbreisachs

seitdem unter dem östlichen Absturz des Felsens und durch diesen so vor der nachbarlichen Begrüßung gedeckt, daß die Kanonen des Forts Mortier im Jahre 1870 sich droben keine andre Unterhaltung mehr verschaffen konnten, als da und dort aus dem uralten Dom einige Stücke herauszureißen.

Doch vergessen wir den Ausblick zur Rechten der Bahn nicht! Auf dem geschlängelten Weg drüben am Waldrand würden wir rasch die „Hochburg" erreichen, und dort an der Ecke tritt sie, nicht eben reizvoll von hier aus, wie eine Reihe zerbröckelter Zahnstumpfen hervor. Eine der größten Ruinen Deutschland's ist es, an Umfang dem Heidelberger Schloß noch überlegen und diesem, wenn auch nicht an erhaltener baulicher Schönheit, doch an Großartigkeit ihrer Trümmerwelt voll vergleichbar. Sie hieß übrigens ursprünglich „Hachberg", und das war nichts hervorragend Aesthetisches, denn „Hach" ist eine altdeutsche Bezeichnung für Stier. Später ward dann aus Hachberg Hochberg und daraus schließlich die poetische Hochburg, wie jeder gebildete Mensch sie heut' benennt, obwohl sie durchaus nicht hoch belegen ist. Da man indeß auch von hochgeborenen Leuten spricht, die unten im Thal zur Welt gekommen, mag die Hochburg ihren veredelten Namen immerhin mit einem gewissen Anrecht weiterführen, zumal sie verständig genug ist, sich den wirklichen Bergen umher gegenüber, vor denen sie allerdings äußerst winzig zusammenschrumpfen würde, nicht zu überheben. Poetisch dagegen ist sie wirklich und war dies bis zur Mitte unseres Jahrhunderts dergestalt, als ob die Natur selbst ihren vorgefundenen romantischen Stoff zu einer Dichtung benutzt hätte. Sie glich bis dahin dem undurchdringlichen Märchenwalde des schlafenden Dornröschens, so hatten unangefochten Baum, Strauch, Ranke und Blume es sich durch anderthalb Jahrhunderte darin bequem gemacht. Auch jetzt bilden die breiten Burggräben im Hochsommer noch eine grünverflochtene Wildniß, schatten überall hohe Wipfel auf das zerborstene Mauerwerk, treiben junge Eichen, Tannen, Kiefern und Lärchen tausendfältig aus dem Gestein, hängt gelbflammender Ginster vor zugangslosen Söllern und Erkern, aus denen braune Thurmfalken mit einem Klageschrei auffahren, und wenn man irgendwo begründete Aussicht hat, an einem heißen Julitage, über dem die Sonne im Scheitelpunkt steht, einem Mittagsgespenst zu begegnen so ist's, in denlangen, enggewundenen, von reglosem Gezweig übernickten, grabesstillen Gängen der Hochburg. Denn sie ist jetzt mit Beil und Hacke so zugänglich gemacht, wie ihre alte, stolze, vielhundertjährige Geschichte und Bedeutung es wohl posthum beanspruchen kann. Leider sind die darüber verbliebenen Aufzeichnungen verhältnißmäßig und vergleichsweise nicht erheblich, und eine über dem Hauptausgangsthor angebrachte Tafel giebt ebenfalls dem Besucher nicht viel Anhalt durch die lakonische Mittheilung:

„Auf Befehl des Ministers Louvois trotz versprochener Schonung zerstört durch den General du Fay im Jahre 1689."



Kirche von Denzlingen.

Nun verlassen wir an dem interessanten Kirchthurm der Station Langendenzlingen (dessen wir später noch eingehender gedenken werden) und bald darauf an den Trümmerresten der 1675 vom General Vauban in Asche gelegten Burg Lichteneck vorüber die weite Ein=

buchtung des Schwarzwaldes, in deren Mitte Freiburg liegt, die fränkischen „Heim“ nehmen überhand, Herbolzheim, Ringsheim, Kippenheim, drüben rechts blickt über das Gelände auch der Thurm von Ettenheim her. Nicht die Kirche am Ausgang des Bleichthales, die gehört dem Pfarrdorf Altdorf, dessen männliche Insassen sich im Jahre 1790 durch sehr unverzagten Widerstand gegen einen französischen Heerhaufen ziemlichen Ruf in der Umgegend erworben. Weiter rechts ist Ettenheim.

Vielleicht geht der Wind, den man den Föhn heißt, noch der alte, den schon Gottfried August Bürger gar genau gekannt und geschildert:

„Der Thauwind kam vom Mittagsmeer
Und schnob durch Welschland trüb und feucht,
Die Wolken flogen vor ihm her,
Wie wenn der Wolf die Herde scheucht.
Er fegte die Felder, zerbrach den Forst,
Auf Seen und Strömen das Grundeis borst.“

Es ist also anbrechender Frühling, für die Gegend hier etwa „um des Märzen Idus“, und in langen heulenden Stößen, dazwischen winselnd wie ein verwundetes Thier, kommt der Föhn durch die Märznacht über die weite, dunkle Rheinebene daher, verschlingt mit seinem Schnauben jeden andern Laut. Ab und zu schlägt ein schwerer Tropfen aus der Luft, aber die vom Wolf gescheuchten Wolkenherden stiegen zu sturmesschnell, als daß sie Ruhe finden könnten, sich zu entladen; aus einer zwischen ihnen aufklaffenden Lücke taucht dann und wann flüchtig die Mondsichel und wirft einen Augenblick geisterhafte Halbhelle über die öden Felder zwischen Rhein und Schwarzwald. Sonst blickt nur noch da drüben aus einem der weißlich herüberschimmernden Häuser um die Kirche — es gehört einem Besitzer aus dem Geschlecht von Ichtrazhein — ein später Lichtschein; das Städtchen liegt schon in tiefem Schlaf.

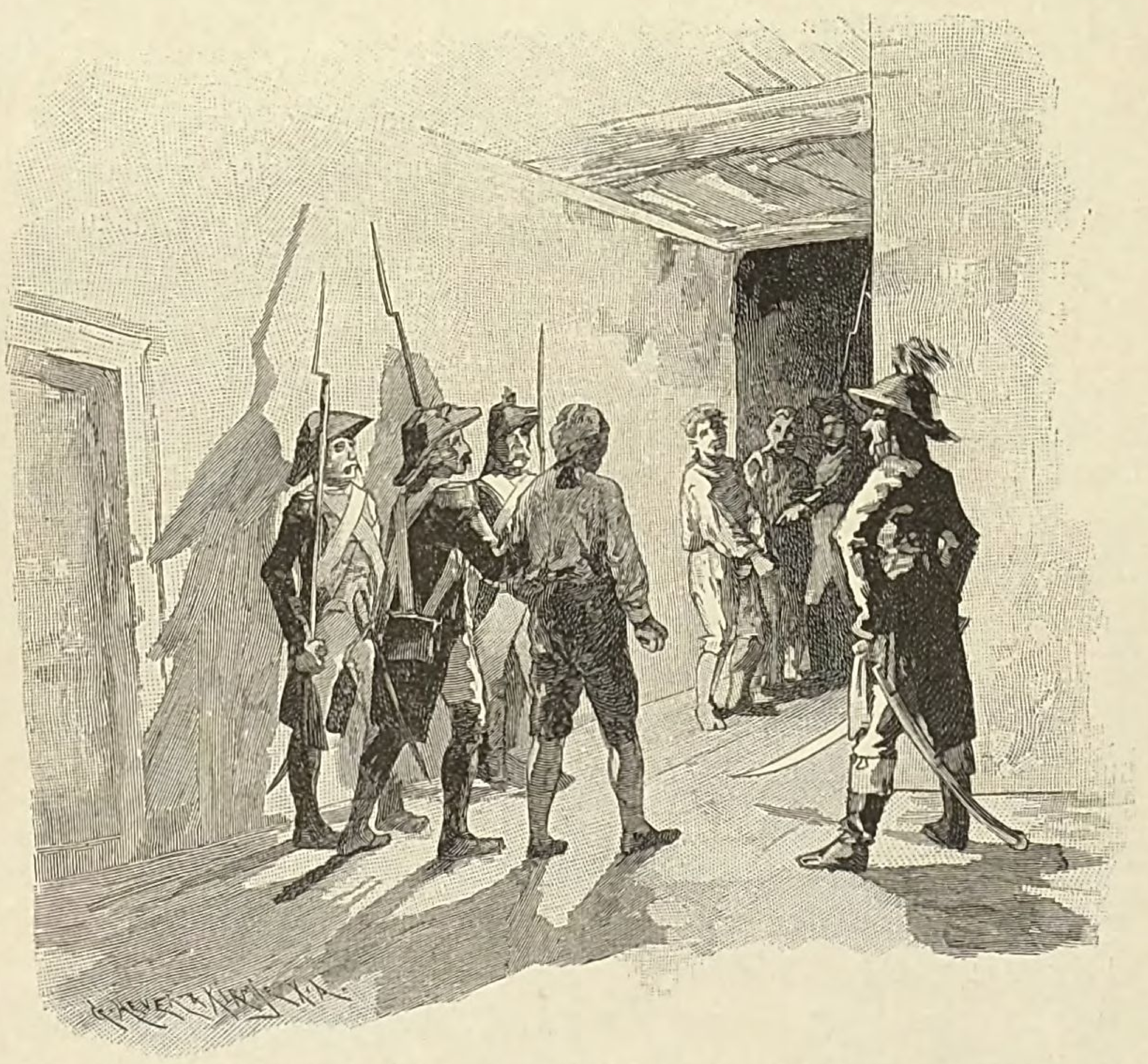
In dem erhellten Zimmer erhebt sich jetzt ein junger Mann im ersten Anfang der Dreißiger von einer altmodischen Causeuse, auf der er neben einer jugendlichen schönen Dame gesessen. Beide tragen etwas sehr Vornehmes in Haltung und Zügen; er hat den Arm um ihren Nacken gelegt, küßt ihren Mund und sagt — doch nicht auf Deutsch —: „Gute Nacht, Charlotte — es ist schmerzlich, daß wir uns trennen müssen“.

Doch zugleich bewegt sein Arm sich rasch von ihr zurück, denn die Thür öffnet sich, und die Hand seiner heimlich angetrauten jungen Frau respectvoll an die Lippen führend, wiederholt er: „Eine böse Nacht — ruhen Sie wohl, Prinzessin!“

Sie blickt ihm nach, wie er hinausgeht — zuckt es unwillkürlich in ihrer Hand, als wolle sie ihn noch einmal zurückrufen, zurückhalten, um ihn nicht in der bösen Nacht allein zu wissen? Vielleicht scheint's nur so, jedenfalls ist es nur nervöse Aufregung ihrer Sinne durch den rasselnden, stöhnenden und heulenden Sturm, was sie zu der instinctiven Regung veranlaßt. Das alte Haus ist fest gefügt und wird nicht zusammenbrechen, und morgen kehrt der beglückende Tag. So läßt sie ihn fortschreiten; sein Fuß verhallt durch den langen Gang, in welchem er sich dem andern Flügel des großen Gebäudes zuwendet und in sein Schlafgemache eintritt. Er spricht noch einige Worte mit einem ihn dort empfangenden Kammerdiener, dann schickt er auch diesen fort und entkleidet sich. Sein Gesicht ist von blasser Farbe und trägt Anzeichen muthmaßlich ererbter Kränklichkeit, aber aus seinen Augen leuchtet neben dem Liebesglanz, der sie freudig belebt, geistige Kraft, und ein Zug um den Mund deutet auf milde, wohlwollende Sinnesart. Er horcht gedankenabwesend noch einen Moment hinaus, wie die einzelnen schweren Tropfen an die Fenster klirren, dann schläft er. Es ist das letzte Licht des Städtchens Ettenheim, das er neben sich ausgelöscht; die Thurmuhr hat windverhallend Mitternacht geschlagen, nichts regt sich mehr, als der wüthend am Gebälk und den

Gitterläden rüttelnde, klappernde und knatternde Föhn und ab und zu der langgezogene Heullaut eines Hofhundes, der westwärts in die tobende Nacht des 15. März des Jahres 1804 hinauswittert.

Da kracht es eigenthümlich drüben im Dunkel des dichten Weidengestrüpps, das die vielverflochtenen Rheinarme zwischen dem Städtchen und der grade gegenüber belegenen französischen Elsaßfestung Schlettstadt umgiebt. Wie ein Schwarm von großem, behutsam flatterndem Nachtgevögel huscht es durch das Dickicht an den mattbleiern aufschimmernden Stromspiegel, doch es ist kein Vogelzug, sondern ein Menschentrupp, denn er setzt auf bereitgehaltenen Fährböten über den styxartig dunkel und einsam rollenden Fluß und windet sich, von kundigem Führer geleitet, auf der deutschen Seite wieder aus dem Weidengestrüpp hervor. So ziehen sie weiter, gradaus gegen Ost durch's badische Land. Wie die Mondsichel einmal kurz aus dem jagenden Gewölk tritt, läßt sich erkennen, daß sie sämmtlich bewaffnet sind, französische Uniformen tragen und etwa an vierhundert Mann stark sein müssen. Hier irgendwo kreuzen sie die heutige Bahnlinie die jetzt über ihre zeitverwehten Fußstapfen hinläuft, dann rücken sie eilfertig, so geräuschlos wie möglich weiter gegen die Mündung des dunklen Schwarzwaldthals. Außer ihnen regt sich nichts Lebendiges in der bösen Nacht, nur der Hund drüben heult in kürzeren Absätzen wider den Sturmwind auf.



Es vergeht noch eine Zeit, dann fährt der Schläfer in dem Ichtrazheinischen Hause zu Ettenheim plötzlich empor. Das Zimmer um ihn ist wieder vom Licht erhellt, vor seinem Bett steht der französische General Ordener mit blankem Degen und spricht: „Ich verhafte Sie auf Befehl des ersten Consuls, folgen Sie mir!“

Dem wehrlos zum Gefangenen Gemachten wird kaum die Frist vergönnt, sich nothdürftigst anzukleiden, ebensowenig seinen Hausgenossen, die gleich ihm im Schlaf überfallen worden und mit dem Tode bedroht, falls sie einen Ruf ausstoßen, gebunden draußen im Gange stehn. Es sind ein Marquis, ein Abbé, zwei Offiziere, einige Diener; sie haben dreihundert Soldaten und sechzig Gensdarmen keinen Widerstand leisten können und werden lautlos mit fortgeführt.

Nur wenige Minuten sind vergangen, und das Haus liegt wieder still. Niemand in dem Städtchen Ettenheim ist erwacht, selbst die junge, vornehme Dame auf der anderen Seite des großen Gebäudes nicht. Der Sturm rasselt, heult und wimmert wie zuvor, dichtere Tropfen schlagen auf den Trupp herunter, der mit seinen Gefangenen hastig über die nächtlichen Felder,

an seufzenden Fichtenwäldern vorbei dorthin zurückkehrt, von wo er gekommen. Matt und trüb bricht der erste Morgenschimmer des 15. März an, wie sie ihre Ruder wieder in den gelben, hochgeschwollenen Rhein tauchen — es ist genau die Frühstunde, in der sieben Tage später bei rothem Fackellicht im Schloßgraben zu Vincennes eine Pelotonsalve aufkracht, Louis Antoine Henri de Bourbon, der letzte Herzog von Enghien, todt zu Boden stürzt und die Prinzessin Charlotte von Rohan-Rochefort in Ettenheim zur Witwe wird. Einen Augenblick zuvor überreicht ihr heimlicher Gemahl einem der mit der Execution beauftragten Soldaten eine Locke, einen Ring und Brief, um dieselben der seit jener bösen Nacht nicht wieder Gesehenen zu überbringen, doch ein Offizier der „großen Nation“ reißt dem Empfänger das Vermächtniß aus der Hand und schleudert es auf den Boden des regennassen Grabens. Und wiederum sieben Tage nachher bittet der französische Senat den ersten Consul der Republik um die Gnade, daß er sich zur Wohlfahrt der Menschheit und Beruhigung der Welt die erbliche Kaiserkrone Frankreichs auf's Haupt setze.

Wie eigenthümlich friedfertig und sonnenstill liegt die Rheinebene da, daß man kaum glauben sollte, der Föhn könne in bösen Märznächten so schauerlich darüber hinrasen. Aber es ist eben allzeit ein schlimmer Wind gewesen, der seit alten Tagen von Südwest aus dem Wetterloch zwischen dem Jura und den Vogesen in diese Gegend hereinbricht, und es sieht nicht danach aus, als ob er sich jemals zu ändern Lust hat.

Wir sind unter den Trümmerresten der aus dem Schutterthal bei Lahr herüberblickenden, 1657 vom Marechal de Crequi in die Luft gesprengten Burg Hohengeroldseck hindurch — der Zerstörung der Tiefburg Geroldseck in der Stadt Lahr selbst nahm er sich etwas früher an — weiter nordwärts gelangt und brausen an der Kinzigthalmündung unfern dem Berghang vorüber, wo Franz de Boven de Crequi um ein Jahrzehnt vorher an dem Schloß Ortenberg seine unermüdliche Thätigkeit entfaltet gehabt. Nun rollt der Zug gleich hinter der Station Achern neben den zur Rechten fliegenden Häusern des Dorfes Sasbach fort; einen Augenblick schaut dorther ein von Bäumen und Gebüsch überschatteter Hügel. Er zeigt ein erfreuliches Gedächtnißmal der Dankbarkeit eines hochsinnigen Volkes an, denn einer jener grünen Wipfel gehört noch dem Nußbaum, in welchen am 27. Juli des Jahres 1675 eine plumpe deutsche Kanonenkugel schlug, einen dicken Ast desselben abriß und mit diesem auf ungalanteste deutsche Bärenmanier den Helden vom Schönberg, der sich eben erst durch die vollendetste Verwüstung der Kurpfalz unverwelkliche Lorbeeren um die Schläfen gewunden, den großen Marschall Henri de la Tour d'Auvergne, Vicomte von Turenne, tödtete. Es war ein Fehlgriff, von erfreulichem Gedächtniß zu sprechen, sondern ein im tiefsten Maße betrübendes wird dort drüben an die rohe Behandlung eines reisendes Gastes in Deutschland forterhalten, und das Erfreuliche beruht nur in der pietätvollen Gedächtnißstärke, mit welcher der französische Staat noch nach anderthalb Jahrhunderten sich das Vollbewußtsein der von dem Todten — hier „Gemordeten“ — zur Glorie Frankreichs auf deutschem Boden gewonnenen zwei oder drei Dutzend Schlachten bewahrt und ihm dort im Jahre 1829 ein Denkmal gesetzt hat. Man sah den hohen Granitobelisk eine Secunde lang unter dem historischen Wallnußbaum, doch da wandern wir schon im Flug unter dem hochherabschauenden Burgfried der — im Jahre 1689 von den Franzosen zerstörten — Yburg entlang, und vor uns taucht das Dorf Oos auf, der ehemalige Pilotfisch des Hai's Baden-Baden, oder — trotz seinem nicht grade anmuthig klingenden deutschen Namen — bis zum Jahre 1870 ein Vorort der Hauptstadt der Welt, nach Herrn Victor Hugo des Hirn-, Herzens- und Seelenbehälters der Menschheit an der Seine.

Hier müssen wir umsteigen, um uns auf die Zweigbahn Oos-Baden-Baden hinüber zu begeben; das letztere blickt bereits, kaum eine Wegstunde mehr entfernt, drüben aus seinem

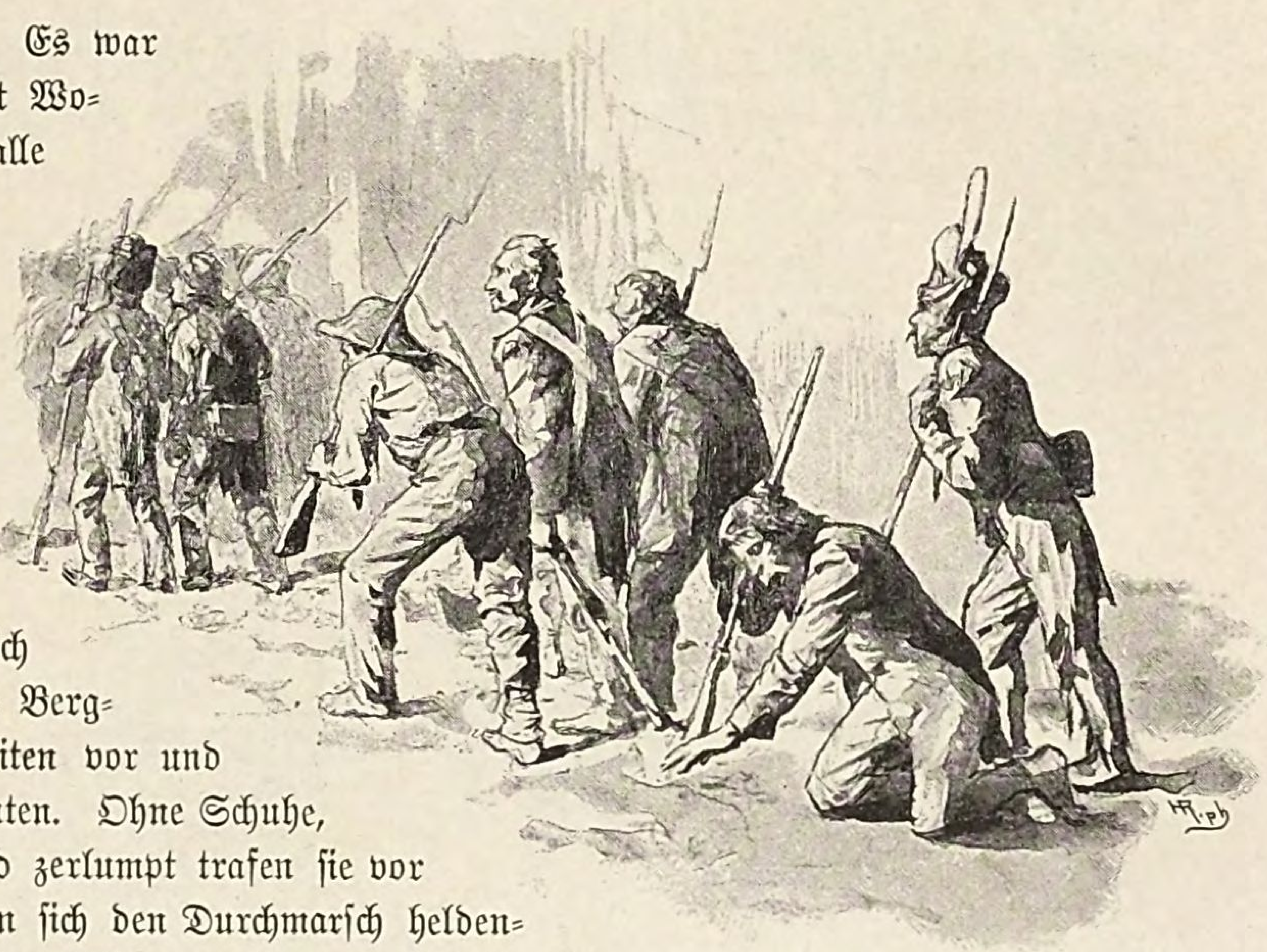
schönen, in Wirklichkeit bergumkränzten Thalkessel auf. Was zur Linken hoch von der Bergwand niederschaut, ist das ursprüngliche, im Jahre 1689 von den Franzosen zur heutigen interessanten Ruine verwandelte alte Schloß; das große Gebäude, welches darunter auf einem Hügel unmittelbar aus der Stadt selbst aufsteigt, das sogenannte neue Schloß, obwohl es sich auch nicht grade mehr in erster Jugendblüthe befindet, wie daraus hervorgeht, daß es ebenfalls schon vor zwei Jahrhunderten von einem französischen Heerführer bis auf die Quadermauern eingeäschert werden konnte.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —



Unser „Schaltblatt“ hat in einige kleine Bilder gerahmt, was durch die pfälzischen, spanischen und österreichischen Erbfolgekriege von den großen Königen Louis XIV., Louis XV. und der französischen Republik bis zum Beginn unseres Jahrhunderts über den Schwarzwald gebracht worden. Noch einmal am Schluß des vorigen sollte dieser in seiner ganzen Ausdehnung, fast in allen Thälern und auf allen Bergen zu einem riesigen Schlachtfeld verwandelt werden, wie er seit den Römertagen es nicht erlebt. Der Krieg der Republik gegen Oesterreich überschwemmte ihn in den Jahren 1795/96 vollständig mit französischen Heermassen; überall fanden Schlachten und Gefechte statt, an denen sich die zum Angriff und zur Vertheidigung zusammengeströmten Bauern und Bürger des ganzen Gebirgs, wie der Rheinebene tapfer und todesmuthig mitbetheiligten. Dann erfolgte im October 1796 der in der Kriegsgeschichte aller Zeiten denkwürdige Rückzug der französischen Rhein-Mosel-Armee unter dem General Jean Victor Moreau vom Osten her über den Schwarzwald, hauptsächlich durch den engen Felsenpaß des Höllenthals

in den Breisgau hinunter. Es war böseste Witterung, hatte seit Wochen unablässig geregnet; alle Bergwasser bis zum kleinsten Quell schäumten und tobten, Ueberschwemmungen füllten die Thalgründe, die Wege lagen als Sümpfe. Zwei österreichische Bataillone sperrten das Höllenthal, doch die Franzosen drangen, sich Bahn zu brechen, über die Berg- und Felsmassen an den Seiten vor und zersprengten den Riegel drunten. Ohne Schuhe, fast ohne Kleider, zerfetzt und zerlumpt trafen sie vor Freiburg ein, doch sie hatten sich den Durchmarsch heldenhaft erzwungen. Ringshin im Schwarzwald, vom Kniebis bis zur Rheinlinie Basel-Waldshut ward Tag und Nacht gekämpft, kein Fleck war, wo der Landsturm sich nicht erhoben, theils mit den deutschen Truppen vereint, theils auf eigene Hand dem vielfach zersprengten Feinde Abbruch zu thun suchte. Selbst die höchsten, wildesten Tobel und Schluchten um den Feldberg hallten vom Kampfgetöse wieder; in den Felsenöden um Todtnau und Bernau strömte das Blut. Vom Hochland herab ergoß sich, durch das Wildgutachthal den Weg zum Rhein suchend, ein französischer Truppenzug und ward zum größten Theil im Elzthal um die Stadt Waldkirch her vernichtet. So wüthete es mit dem Aufgebot der Verzweiflung auf beiden Seiten überall; das Bezeichnende war, daß die Schlachten nicht, wie sonst, in der Rheinebene, sondern auf dem Schwarzwald selbst geschlagen wurden.

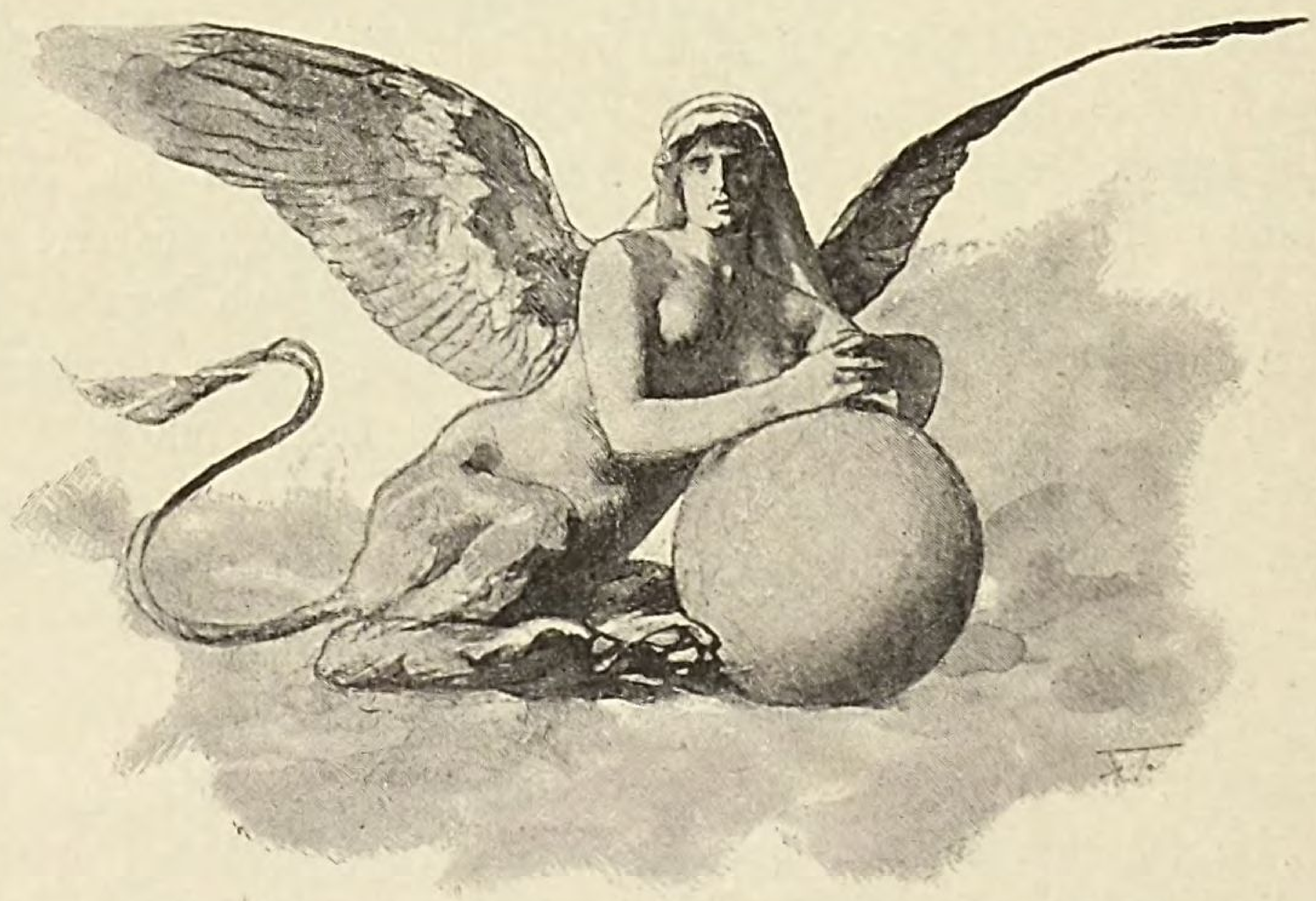


Es waren die letzten, die er auf seinen Bergen sah; möge er auch fortan keine mehr sehen! Wir übergehen, um nicht an traurige Erinnerungen zu rühren, die Geschehnisse des Jahres 1848/49, die sich zum Theil in ihm abspielten, halb Posse, halb schmerzlichster Fehlgriff einer siegreichen Uebergewalt. Im Jahre 1806 ward von Napoleons I. Gnaden das dem Rheinbund beitretende Großherzogthum Baden gebildet, die „österreichischen Vorlande" und noch bis dahin gebliebenen kleinen Herrschaften verschwanden aus der Geschichte und Geographie, und der neue badische Staat umfaßte den gesammten Schwarzwald mit Ausnahme des württembergischen Antheils. Dieser Besitzstand verblieb auch nach der Besiegung und Zertrümmerung der napoleonischen Macht, da der Großherzog Karl Ludwig von Baden sich nach der Schlacht bei Leipzig den Verbündeten angeschlossen hatte. Seitdem zerfällt der Schwarzwald in acht Kreise; er nimmt mit seinem Nordende Theil an dem Kreis Karlsruhe; ausschließlich ihm (und seiner Rheinebene) gehören an die Kreise Baden, Offenburg, Freiburg, Lörrach, Waldshut, Villingen und Konstanz (für den Hegau). Ihnen schließt sich der württembergische Schwarzwaldkreis an; im Süden zieht sich ein über den Rhein vorspringender Gebietstheil des schweizerischen Cantons Schaffhausen etwas (um den Hohen-Randen) in's Gebirge hinein.

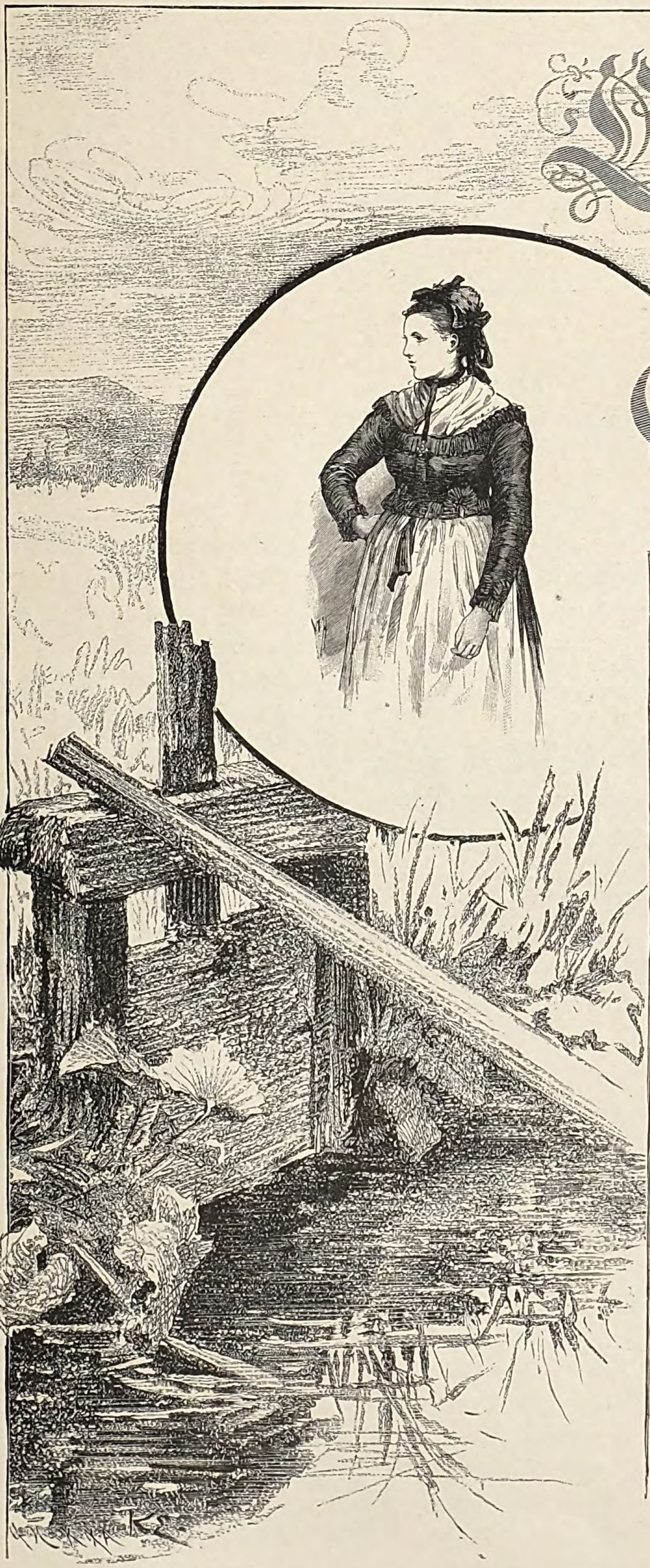
So haben wir die Geschichte des Schwarzwaldes und seiner Bewohner vom ersten Auftauchen einer ihn berührenden Kunde bis zur Gegenwart überblickt, sahen viel Wandel der Zeiten, der Menschen und Dinge über ihn hingehen, ihn selbst aber in seiner Grundgestalt unverändert

seit jenen Tagen geblieben, in denen, lange vor dem ersten Menschenbeginn, seine Berge und Thäler sich gebildet. Wenn man von seinen Höhen in die Weite schaut, läßt er desjenigen gedenken, der einstmals zuerst droben stand:

Nur Wind und Sonne, summendes Gemurr
    Der dunklen Tannen fernab unter mir.
Und gleich wie heut' der meine, so ging einst
    Von hier der erste Menschenblick hinaus
In's unverstandene All. Jahrtausende,
    Geschlechter um Geschlechter drängten nach
Mit neuen Lehren, stärkrer Geisteskraft;
    Ich ward. Was weiß ich heute mehr, als er,
Der hier als Erster stand? Ein Räthsel liegt
    Zu Häupten mir das Blau, um mich die Welt,
In mir mein eignes Leben, wie um ihn,
    Und wird um Den so liegen, dessen Fuß
Zuletzt hiehertritt — —



Land und Leute der Gegenwart.



Hoch blitzt aus hellen Lüften
Der erste Frühlingsstrahl,
Im Glanz die Bergestriften,
Und Nebel wogt im Thal.

Es dunkelt und es leuchtet,
Und still noch liegt die Stadt;
Am Rainweg thauumfeuchtet
Flirrt gelbes Rebenblatt.

Das Eichhorn lugt am Pfade,
Vom Dorf ein Hahnenschrei;
Vorbei am Mühlenrade,
Am grauen Fels vorbei!

Die weißen Wasser schnurren
Und schäumen durch den Grund,
Die Wipfel drüber murren
Darein mit dumpfem Mund.

Hinauf zum Bergeskamme!
Des Waldes Dunkel fällt —
Von goldener Sonnenflamme
Umlodert liegt die Welt.

In Himmelsblau gebadet,
Von Himmelsglanz umlacht,
Von Himmelshuld begnadet
Mit ewiger Jugendpracht.

Die Winde rauschen trunken,
Und wie verrauschte Zeit
Liegt drunten tief versunken
Das eigne Glück und Leid.

Wir greifen noch einmal kurz in die Vergangenheit zurück, um zwei Aussagen alter Schriftsteller über den Schwarzwald anzuführen. Die „Nunctus'sche Chronik“ spricht von ihm im 15. Jahrhundert:

„Nigra sylva habet altissimos montes et nivales (?), habitatur tamen undique, exceptis quibusdam altissimis jugis montium. Sunt in hac sylva fontes aquae calidae, argenti venae et fontes salis, nonnulla habet oppida, vicos plurimos — unde ex his commodis habitantibus non est injucunda.“

Um ein Jahrhundert später sagt der Mathematiker, Geograph und Professor der hebräischen Sprache in Basel, Sebastian Münster aus Ingelheim („do ich Munsterus geboren und erzogen bin“) in seiner „Cosmographia universa“:

„Der Schwartzwald ist ein rauch, / birgig und winterig Land / hat viel Thennwäld / doch wachßt do zimlich korn. Es hat reich beuren / denn einer wol zwölf küw außwintern mag / darumb so zeucht es vil vieh und besunder gut ochsen / die am fleisch besser seind / wie alle metzger das bekennen / dann die Ungarischen / Bohemischen / Polnischen oder auch die schweytzerischen ochsen. Weiter zeucht es gute schaff / vil wildprät / fisch / vögel und allerley obßt gnug. Es ist diser wald gar ungleich / etwan rauch und birgig / etwan eben. Er hat sunderlich köstlich dürr / oder rösch hert wasser und bach / die haben föhrenen und eschen gnug.

(Wir schalten ein, daß alte Berichte den Wildpretreichthum bestätigen. Die Chronik der Probstei Bürgeln [unter dem Blauen] theilt aus dem 13. Jahrhundert mit, daß der Sausenhard (der große Bergwald umher) Ueberfluß an Bären, Hirschen und Wildschweinen habe. In der Mitte des 16. Jahrhunderts wird dort noch durch einen kaiserlichen Erlaß den Bauern des Hauensteiner Landes verstattet, „außerhalb Zwing und Bann (d. h. des Abteigebiets von St. Blasien) hinfür zu jagen und zu fahen das, so das Erdreich bricht und den Baum besteigt, als Bären, Wölf, Luchs, Fuchs, Tachs, Iltes, Aichhorn, Haselhünner, Byrkhünner, Urhennen. Aber Hirzen, Rehen und Schwein söllent sie nit fahen.“)

Die Münster'sche Kosmographie äußert sich weiter über den Schwarzwald:

„Es seind zimlich vil stätt / dörffer / schlösser und clöster darein kommen / das einen wunder möcht nemen / wie sie sich in der rauhen art alle betragen möchten. Aber Gott weißt wol einem jeglichen land zu geben / darvon es sich ernehren mag. Also findest du bey ursprung des wassers Murg (die untere) / nemlich hind' kniebiß / daß sich das volk mit hartz ablösen und klauben ernehrt. Dann do findt man zwey oder drey dörffer / deren einwoner alle jar 200 und etlich mehr centner hartz von den thannbäumen samlen und ghen Straßburg zu verkauffen bringen. Das volk / so bey der Kyntzig wohnet / besunder umb Wolfach / ernehret sich mit den großen Bauwhöltzern / die sie durch das wasser Kyntzzig ghen Straßburg in den Rhein flötzen / und groß gelt järlichen erobern. Deßgleichen thun die von Gerspach und andern fleken / die an der Murg gelegen seind, die das bauwholtz durch die Murg inn den Rhein

bringen / gleichwie die von Pforzhen durch die Entz groß flötz in den Necker treiben. Also mag ich auch sagen von der Tonaw / die jhren fluß gegen der Sonnen auffgang hat / die bringt auch nit kleinen nutz den beywonern / wie wol man sie nit vil braucht / oder kein gewerb darauff treibt von ihrem ursprung an biß ghen Ulm / außgenommen den fischfang und die holtzflöß.

Das gebirg im Schwartzwald gibt wunderbarlich vil gewässer / kalt und warm. Zu Baden und im Wildbad hat es heilsame heiß quellen. Gegen Lauffenburg über gibt es groß gut von eysen. — Merck weiter, das der Schwarzwald hat gut / stark und freudig kriegsvolk / auch deren vil ritter gleichen / vil ritterschaft und adels. Es stoßt an biß land Kyntzigerthal / die Vor (Baar) / das Hegöw / das Brißgöw / die Alb und das Wyrtemberger land. Item die Vor ist ein landgraueschafft / ist der grauen von Fürstenberg. Ist gar ein winterig / kaltes land / aber es erzeuget vil viechs, korn, obst und anderes."

Im Ganzen trifft diese Schilderung des alten „Weltbeschreibers" noch am heutigen Tage zu. Einiges freilich hat sich geändert; die Bären sind verschwunden und auf dem Schwarzwald hat sich ingleichem wenig „Ritterschaft und Adel" erhalten. Die Burgen derselben stehen verödet und zerfallen, und die jetzigen Nachkommen Derer, die damals darin gehauft, wohnen, falls es sie nach einem Sommeraufenthalt im Freien gelüstet, ein paar Monate lang in großen ländlichen Häusern, sogenannten Schlössern der Rheinebene und weiteren Thälerausmündungen, oder begnügen sich, wenn es sie auf die Höhen zieht, mit der „Pension" eines modernen Gasthofs gleich anderen Sterblichen. Und wenn die Aushebung Rekruten vom Gebirg herunter bringt, gehört meistens ein recht starker Phantasieaufwand dazu, einen darunter ausfindig zu machen, der „einem Ritter" gliche. Oder der Bericht Sebastian Münsters müßte nicht eben ein Compliment für die damaligen Ritter enthalten haben. Andererseits sind allerdings wiederum manche Anzeichen vorhanden, welche dennoch die Vermuthung der zutreffenden Richtigkeit des von ihm angestellten Vergleiches nicht von der Hand weisen lassen.

Unanzweifelbar bleibt auch jetzt, daß der Schwarzwald „ein rauh, bergig und winterig Land ist, das viel Thannwäld hat." Berge und Tannen bilden noch immer, zumal wenn man ihn von der Ebene aus sieht, seine Hauptkennzeichen, und im Winter ist er ganz unfraglich zumeist höchst unliebenswürdig rauh, obwohl er auch darin dann und wann Ausnahmen machen und durch linde Wärme überraschen kann, wenn es drunten „Stein und Bein" gefriert. Was aber der Kosmograph des 16. Jahrhunderts nicht gesagt und wohl auch nicht gewußt hat, da verhältnißmäßig noch heut Wenige im deutschen Reich, geschweige außerhalb desselben, es wissen, läßt sich in das kurze Wort fassen, daß der Schwarzwald im Sommer vielfältig ein Sonnenland offenster, leuchtendster Schönheit ist. Notabene unter der Voraussetzung, daß die Sonne scheint.

Denjenigen, der ihn zum erstenmal — nicht im Durchflug, sondern zu längerem Aufenthalt — besucht, wird er seltsam überraschen und nur Solche enttäuschen, welche ein kinderhaftes oder blasirtes Verlangen nach „wilder Romantik" in die Ferne treibt. Augen, die wirklich zu sehen im Stande sind, werden freilich auch nach dieser Richtung mannigfach Großgeartetes im Schwarzwald finden, doch einen Vergleich zwischen ihm und den Alpen darf man nicht anstellen — es ließe sich vielleicht am Richtigsten ausdrücken, so sonderlich es Manchem klingen mag, man darf ihn nicht dazu herabwürdigen. Er ist etwas völlig Anderes, nicht etwa ein vermindertes Abbild der Alpen, sondern ihnen so unähnlich, wie seine echten, alten „Schwarzwaldhäuser" etwa einem zu den Wolken ansteigenden gothischen Dombau. Ueberall gewahrt man bei heller Luft von seinen Höhen in der Ferne die weithingestreckte Alpenkette, von den bayrischen bis zu den savoyischen, doch er selbst besitzt nichts an gigantenhaftem, himmelstürmendem Gezack, an bläulich funkelnden, wie aus Silber gehauenen Firnen und blendenden Schneeweiten, keine Hörner und Piks, die wie Thürme und Nadeln aufschießen, keine übergewaltigen Felskämme und Grate, senkrecht

in grausige Tiefschluchten oder zu großen smaragdgrünen Seen abstürzend. Von seinem in der Nordhälfte niedrigeren, im Süden höheren Hochrücken heben sich mäßige, sanft abgerundete Kuppen, oft in schön geschwungenen Linien, doch nirgendwo einen majestätischen Eindruck erregend. Eine mächtige Wirkung durch ragende Höhe und Massenhaftigkeit üben nur wenige Berge, der Kandel vom Rhein-, Elz- und Wildgutachthal, der Belchen vom Münsterthal aus, etwa noch die Hornisgrinde und der Schauinsland (von der Freiburger Seite), der Feldberg fast nirgends, da man ihn eigentlich nur gewahrt, wenn man sich selbst gegen 1000 m hoch befindet; am stattlichsten stellt der letztere sich von der östlichen Höhe über dem Titisee (vor Saig) dar, am Rande des sogenannten „Loches“ jenseits der Höhe von Silberberg (Hinterzarten) und auf der Straße vom unteren Wilhelmsthal zum „Nothschrei“ hinan. Massenwirkungen hoher Gebirgswände bieten manche Thäler, von denen der Hochrücken ohne Vermittelung von Vorhügeln, zuweilen jäh aufsteigt, z. B. das obere Kinzig-, Wildgutach-, Dreisam-, Zastler-, Wilhelms-, obere Wiesen-, Wehra-, Albthal. Die vorwiegend im Sinne moderner Staunbegier „romantisch“ oder „pitoresk“ zu benennenden Felsthäler mit zerrissenen Schluchtwänden haben wir schon an anderer Stelle aufgezählt, sie finden sich mit Ausnahme des Berneck- und Höllenthals hauptsächlich am südlichsten Abfall des Gebirgs. Aber auch sie sind an Wildheit und Mächtigkeit mit den weltberühmten „Klammen“ der Alpen nur entfernt zu vergleichen. Und dennoch sprechen wir den in den Ohren jedes „Alpenclubbisten“ blasphemisch klingenden Satz aus, daß auch außer uns noch Mancher in Deutschland, wenn er näher mit dem Schwarzwald vertraut geworden, diesem zu längerem Aufenthalt den Vorzug vor den Alpen geben wird. Und zwar nicht um seiner leichteren Erreichbarkeit und — durchschnittlichen — größeren Billigkeit willen, auch nicht etwa aus Patriotismus, weil seine Bewohner Deutsche und nicht — Schweizer sind, sondern — es ist allerdings nicht ganz leicht, zu erklären und jedenfalls für Viele ebenso nicht leicht zu begreifen, weshalb; dies Buch hat sich vorgesetzt, zu einem Verständniß dafür zu helfen. Vielleicht spricht es sich am besten dadurch aus, daß es nicht gleichgültig ist, wer in den Schwarzwald kommt, welcher Art seine Empfänglichkeit, sein Auffassungsvermögen für die Schönheiten der Natur sind. Sein Entzücken muß nicht von Dem hervorgerufen werden, was man bei weiblichen Erscheinungen „die Blender“ benennt, sondern er bedarf der angeborenen oder vorgebildeten Sinne, das mit einfacher Erhabenheit Anblickende und das fein Anmuthreiche in sich aufzunehmen und auf sich wirken zu lassen. Nur Solchen, denen poetische und künstlerische Empfindungen nicht fremd und Worte leeren Schalles sind, offenbart sich der innerste geheime Zauber des Schwarzwaldes, eine Welt so besonderster Eigenart, wie sie sich kaum irgendwo wieder findet und dadurch Anspruch gewinnt, den stolzen Alpen an die Seite gesetzt zu werden. Er ist sehr nichtig gegen ihre Gewaltigkeit, Mannigfaltigkeit und blendenden Wunder; aber wer nach tiefer Einsamkeit und einem schönen heimathlichen Gefühl in der Natur trachtet, das die Seele mit ruhvollem Frieden und zugleich doch mit erhebenden, über die Alltäglichkeit hinauftragenden Gedanken erfüllt, den wird, wenn er einmal Wochen, vor Allem auf dem Hochlande des Schwarzwaldes, verlebt hat, Sehnsucht wieder dort hinauf zurückziehen. Denn während man in den Alpen stets höhere Gipfel über sich ragen hat und zu ihnen emporsieht, genießt man dort das Gefühl eines über der Welt Stehens, oft fast Schwebens, und der Blick geht nur in eine mannigfaltige, unendliche Weite und unter sich hinab. Das aber verleiht in der Ruhe des Morgens und Abends einen leiblich wie geistig wundersam befreienden Athemzug und umgiebt in der Sonnenstille des Mittags mit einer schimmernd weitumgebreiteten Märchenwelt.

— —

Doch das Selbstgewahren ist beredter, als die Beschreibung. Ich lade Dich ein mit mir zu gehen, irgendwo von einer Thalsohle aus zum Hochrücken hinanzusteigen. Nicht auf den gewundenen Schlingen der Fahrstraße, wenigstens nicht weiter, als bis hierher, wo das Thal sich schmal verengt, zum Tobel wird, aus dem der Bach uns über Geblöck entgegentanzt. Man

sieht, er hat guten Anlauf von drobenher genommen und kann die Hast, mit der er abwärts gesprungen, noch nicht mäßigen.

Da liegt ein Pfad zur Linken an der Bergwand hinauf, zwar etwas geröllig, indeß augenscheinlich viel begangen, und die Sohlen unter unseren Füßen sind ja stark und gut. Er muß zu einer Ortschaft droben emporführen, vertrauen wir uns also ihm an!

Doch nicht so hastig! denn es geht steil aufwärts, und chi va piano, va sano. Nach einem Weilchen verlangsamst Du Deinen Schritt auch schon; es ist Dir doch ungewohnte Arbeit, Dich so jäh in die Höhe zu tragen, dazu brennt die Nachmittagssonne heiß, und der Bergrücken ragt noch immer gleich hoch über uns.

Was giebt es hier? Der Steig spaltet sich in zwei Arme — ein Wegweiser steht nicht dabei — gehen wir links oder geradaus? Deine theoretische Gebirgswissenschaft äußert sich, man soll in solchen Fällen stets den mehr ausgetretenen Pfad wählen, und mit sicherem Bewußtsein voranschreitend, handelst Du nach dieser nützlichen Vorschrift. Eine ganze Zeit lang bewährt sie sich auch vortrefflich — aber nun — diesmal scheint die Regel doch eine Ausnahme zugelassen zu haben, ohne sich dadurch gerade erfreulich und sonderlich zu bestätigen. Wo bleibt der Weg? Er ist kurz und bündig zu Ende, hört wie der Zipfel einer Wurst auf, mitten in dickem Tannengestrüpp und Felsgeblöck. Schwarze Eichkätzchen springen lautlos von Ast zu Ast, und Häher zetern. Sonst nichts.

Wir sind falsch gerathen und müssen bis zur Abzweigung des richtigen Pfades zurück.

Du willst nicht wieder so tief hinunter, meinst, es kann nicht mehr weit sein, weglos gradauf bis zur Höhe hinanzusteigen? Möglich, ich weiß es nicht, ziehe jedoch meinerseits vor, zurückzugehen und dem anderen Weg nachzufolgen. Ich warte dann droben auf Dich — Du lachst, das Warten werde auf Deiner Seite sein? Abermals möglich — mithin auf Wiedersehen und gute Unterhaltung!

Es ist vielleicht ein bischen unchristlich von mir, Dir nicht etwas dringlicher abzurathen, indeß volenti non fit injuria, und außerdem, Du bist ja ein renommirter Alpenbergsteiger, und für Dich ist Alles im Schwarzwald nur Kinderspiel. So kann ich Dich ruhig allein Deinem Ziel zutrachten lassen, brauche Dich nur in Gedanken zu begleiten.

Doch mit den Augen der letzteren sehe ich Dich genau, wie Du gradauf in die Bruchreste des ehemaligen Felskammes von Sedimentgestein hineinsteigst. Ein Stück weit kommst Du fast rascher vorwärts, als Du selbst gedacht; aber dann fängt Deine Brust doch an nach Luft zu ringen, das Herz hämmert, und die Sache wird immer schwieriger. Denn die Steinbrocken wachsen immer mächtiger, bald mußt Du hinüber, bald Dich seitwärts durch enge Zwischenklüfte mit knietiefem Moos, Adlerfarn und breitem Lattig mühselig durchquetschen, oft beinahe senkrecht empor. Nun ausweglos Gerank und Gezack und Geklipp. Du klammerst Dich fest, verlierst den Halt, strauchelst, gleitest, stürzst und kletterst auf's Neue. Um Dich ist eine feuchtathmende, völlige Wildniß, in die kein Sonnenstrahl fällt, nur ein schwärzlich-grüner Tagesschein liegt unter dem dunklen Nadeldach der riesenhaften, dickstämmigen, überall mit abgestorbenen Unterästen zackig ausgreifenden und Alles überdeckenden Weißtannen. Von einer Himmelsrichtung läßt sich nichts mehr unterscheiden, das Einzige, was Du Dir als Ziel vorhältst, ist, stets aufwärts zu klimmen. Das Dringen und Ringen durch den sperrenden Urwald erinnert Dich an die alte Märe vom Emporkämpfen zu Dornröschens verzaubertem Schloß, doch mehr gleicht es noch einem rastlos wieder erneuten Angriff auf feindliche Böschungen, sie zu gewinnen, zu behaupten, einen Zugang auszufinden, um die nächste zu erstürmen. Du bist in der Schlacht, allerdings nur mit todten Gegnern von Stein und Holz, Gewirr und Gestrüpp hundertfältiger Art, aber jede Zeitrechnung, jedes Denken hört auf. Nur wird es Dir immer zweifelhafter, ob Du als Sieger aus dem Kampf hervorgehst; immer länger werden zwischen immer kürzeren Strecken die Rastpausen, zu denen Ohnmachtsanwandlung Dich zwingt. Die Lungen, das Herz,



Gutacher Bauern bei einer Hochzeit. Von Wilhelm Hasemann.

auch Knie und Fuß versagen den Dienst; wie Du einmal nach Deinem Puls fühlst, rast er in unzählbaren Schlägen.

Aber da befindest Du Dich plötzlich, unvorhergesehen, kaum je mehr erhofft, auf ebenem Erdreich; Du bist doch Sieger geblieben und bist oben. Auch der Wald um Dich weicht und läßt Deinen Augen auf einmal weite, freie Schau.

Eine höchst überraschende, vollgegensätzliche. Du stehst am Rande einer umfangreichen, ringsum von mäßigen Berglehnen umschlossenen Hochfläche, und für den aus dem tiefen Forstdunkel Heraufgelangten bietet der Anblick in der That etwas von dem einer fremdartig verzauberten Welt.

Zunächst befremdet es Dich, daß schon eine röthliche Abendsonne darüber fällt, ein Gefühl der Einsamkeit weckend, freundlich und leis schwermüthig zugleich. Da und dort wirft sie lange Schatten über die Hochfläche, die sich nicht eben forterstreckt, sondern in zahlreichen Bodenwellen aufhebt und zu kleinen Thalmulden einsinkt. Eine offenbar zusammengehörige Ortschaft liegt drin eingebettet, doch kaum stehen zwei Häuser oder Gehöfte benachbart nebeneinander, vielmehr alle vereinzelt hingestreut, wohl in stundenweitem Umkreis, manche klein und fern bis an das waldige Gelände hinan. Dazwischen steigen größere und kleinere, kahle Hügelrücken und Spitzen auf, mit grauem Felsgrund schimmernd oder von kurzer Grasnarbe bedeckt; auf der Höhe zumeist mit einem Busch gekrönt, einem wilden Rosenstrauch oder Schlehdorn, mit hohen Ginsterstauden, dunklem Wachholdergestrüpp oder fast schwarzem Stechpalmenlaub. Um Alles breitet sich schweigsam das schöne Licht des scheidenden Tages, und ein weicher Wind streicht wie mit langen, ruhigen, gleichmäßigen Athemzügen darüber. Man sieht, er muß der ständige Genoß dieser Höhe fast das ganze Jahr hindurch sein; das Gezweig jedes Strauches steht wagrecht von ihm abgekehrt, wie mit einem Kamm fortgestrichenes Haar.

So erregt Dir das Ganze wohl zuerst einen überraschend befremdlichen, doch dann rasch fast einen heimathlich vertraulichen Eindruck. Nichts läßt mehr durch Abstürze und Niederblicke in die Tiefe erkennen, daß Du Dich hier auf einer Höhe von 3000 Fuß befindest, ein geringes Einbildungsmaß mit etwas Zuthat und Hinwegnahme kann in eine norddeutsche Landschaft versetzen. Sogar wie kleine Bruchstücke von buschbewachsenen Feldrainen steht es hie und da, nur die Bauart der Häuser ist eine durchaus andere, und nur eine gewisse Feierlichkeit der Natur spricht von der weltabgeschiedenen Höhe.

Nun kommst Du, mich von Weitem schon auf meinem Sitz gewahrend, auf mich zu. Ich ziehe lächelnd meine Uhr und sage, daß ich seit drittehalb Stunden hier auf Dich gewartet. Es bedarf der Uhr nicht, die Abendsonne kündet genugsam, wie lange Du gebraucht, um Dich weglos durch den Felswald herauf zu arbeiten. Doch „tu l'as voulu“ — es hat Dir auch nicht geschadet, Dich mit Hunger und Durst für die Abendkost ausgerüstet und Du hast gelernt, daß doch nicht Alles im Schwarzwald nur Kinderspiel ist.

Auf breiterem Weg, dessen Geleise kundthun, daß er auch für schmalspuriges Fuhrwerk benutzbar ist und muthmaßlich als Fahrstraße letzten Ranges irgendwohin in's Unterland sich hinabwindet, gehen wir jetzt zusammen den nächstgelegenen Wohnstätten entgegen. Doch da dreht uns etwas den Kopf, eine Regung zur Linken auf einem der kleinen, kahlen Hügelabhänge. Schwarze Ziegen rupfen dort das dürftige Gekräut, und ein wenig über ihnen auf der grauen Kuppe sitzt das erste lebende Menschenwesen, das wir antreffen, ihre Hüterin. Ein winziges Mädchending, barköpfig sich gegen den Himmel abhebend, mit ganz neugierlosen, unendlich ernsthaften Augen unbeweglich auf die Fremden heruntersehend.

Aus dem Tannenwalde
Führt ein lichtes Thor,
Grüne Triftenhalde
Steigt in's Blau empor.

Auf dem Scheitel droben,
Voll im Sonnenwind,
Himmelan gehoben
Sitzt das Schäferkind.



Weiß gehörnte Köpfe
Schimmern durch's Gestein,
Und des Mägdleins Zöpfe
Leuchten goldig drein.

Auf die braunen Beine
Kurz das Röcklein fällt —
Grüß dich Gott, du kleine
Herrin dieser Welt!

Thronst mit deinen Knappen
Hier seit grauem Tag,
Deß kein Fürstenwappen
Sonst gedenken mag.

Auf dem Felsenthrone
Ein Jahrtausend schier
Fliegt die goldne Krone
Um die Schläfen dir.

Führst am Scepterstecken
Immergrünen Knauf,
Und vom Schlummer schrecken
Sorgen dich nicht auf.

B'hüt dich Gott, du kleine
Herrin und dein Reich!
Fändest drunten keine
Euch an Frieden gleich.

Nun erreichen wir das erste, mit kleinen, hellgrauen Schindeln überdachte, wie auch an den Seitenwänden bedeckte Haus; etwa auf Schußweite davon liegt das nächste, ihm fast genau gleichend. Aus einem kleinen, mageren Gärtchen heben sich ein paar bunte Blumenfarben ab, am verfallenen Lattenzaun davor lehnen, aus kurzen Pfeifen rauchend, — es muß Sonntagabend sein — einige Burschen in dunklen Jacken und rothen Westen, vom Hut flattert ihnen ein Band, und sie scheinen sich mit ebenso vielen, himmelblau gekleideten jungen Dirnen vorzüglich zu unterhalten. Worte hört man jedoch kaum, die Konversation wird eigentlich nur schweigend durch ein Kopfnicken, Rauchausblasen, Räuspern, ein Kratzen am Ohr oder Zupfen an der grasgrünen Schürze geführt. Aber alle sehen vollbefriedigt von ihrem abendlichen Sonntagsvergnügen aus.

Wir halten grüßend an, und „Grü-eß Gott" antwortet jeder und jede in gleichem Ton. Doch auf unsre Frage nach der Wirthschaft, wo wir übernachten können, sagt einer der Burschen, den Kopf schüttelnd, nur neben der Pfeifenspitze heraus: „Noa". Dann läßt er sich herab, nachzufügen, in dem Zinken sei kein Gasthaus mit Betten.

Wo finden wir denn das nächste? — „Do übi bi der Kilch". Die Pfeife deutet über eine waldige Berglehne hinüber.

Und wie weit ist's noch dorthin? — „A holbe Stund".

Wir können uns im Voraus sagen, daß es eine von den „dicken" halben Schwarzwaldstunden sein wird, aus denen eine etwas ermüdete, feinbeschuhte Stadtdame sich unter Umständen auch anderthalb bis zwei Stunden zurechtschneiden kann. So gehen wir weiter, und das nämliche Bild wiederholt sich noch ein paarmal, näher oder entfernter von der schmalen Fahrstraße. Dasselbe kahle Gärtchen, der Lattenzaun herum, die gleichen Burschen, mit den gleichen jungen Dirnen in den gleichen blauen Sonntagskleidern die gleiche befriedigende Unterhaltung führend. Langsam steigt der Weg wieder hinan durch den schon dämmernden Wald, der mehr ein Busch ist, aus niedrigen Buchen, Erlen, weißrindigen Birken gemischt. Doch jenseits der mäßigen Anhöhe öffnet er sich bald wieder, und die halbe Stunde zeigt sich diesmal als nicht allzusparsam bemessen. In einer sanften Thalmulde, der hinter uns abgesunkenen ähnlich, liegt eine Ortschaft ausgebreitet, ebenfalls der andern ziemlich gleich, nur häuserreicher, und „bi der Kilch", deren Thurm wie eine große Zwiebel aus dem letzten Abendschein herübersieht, drängen sich einige größere, stattliche Gebäude näher aneinander. Die Kirche steht ein wenig erhöht, den flachen Hochtrichter um uns her nach allen Seiten überblickend; wie wir an ihr vorüberkommen, schweift unser Auge über ihre nächste Umgebung hin.

Auf dem Grad des Hügels
An der Kirche liegt
Niederes Pfarrerhäuschen
Eng hinangeschmiegt.

Aus des Gärtleins Tiefe
Ueberwuchert schaut
Rothe Balsamine,
Tausendgüldenkraut.

Doch kein Frauenauge
Blickt auf ihren Glanz,
Keine muntren Händchen
Winden sie zum Kranz.

Fremd und unbehütet
Stehn sie, windgesä't,
Streuen ihren Samen
Weiter, windverweht.

Auf den Friedhofsacker
Zwischen Kreuz und Stein,
Und die Todtenmyrte
Wuchert hoch darein.

Wie abendlich still liegt die Hochwelt ringshin, eine Fledermaus taumelt schon im Zickzack durch die Luft, da und dort blinkt ein erstes Licht aus den zerstreuten Häusern herüber. Drüben hebt sich der Schattenumriß einer langsam schreitenden Gestalt gegen den westlichen Himmel —

Wo die grünen Triften
Fall'n vom Bergeshang,
Wandelt sacht' der Pfarrer
Letzten Abendgang.

Halbumdunkelt schwinden
Drunten Thal und Au,
Halbumschleiert droben
Lischt das Aetherblau.

Nur im West verglühet
Noch ein rothes Licht
Und umspielt des Alten
Greises Angesicht.

Nun erstirbt das Glühen —
Sonder Hut und Schuh
Springen Kinder fröhlich
Auf den Alten zu.

Nach den blonden Köpfen
Streckt die Hand er aus,
Schreitet schnellern Ganges
In sein stilles Haus.

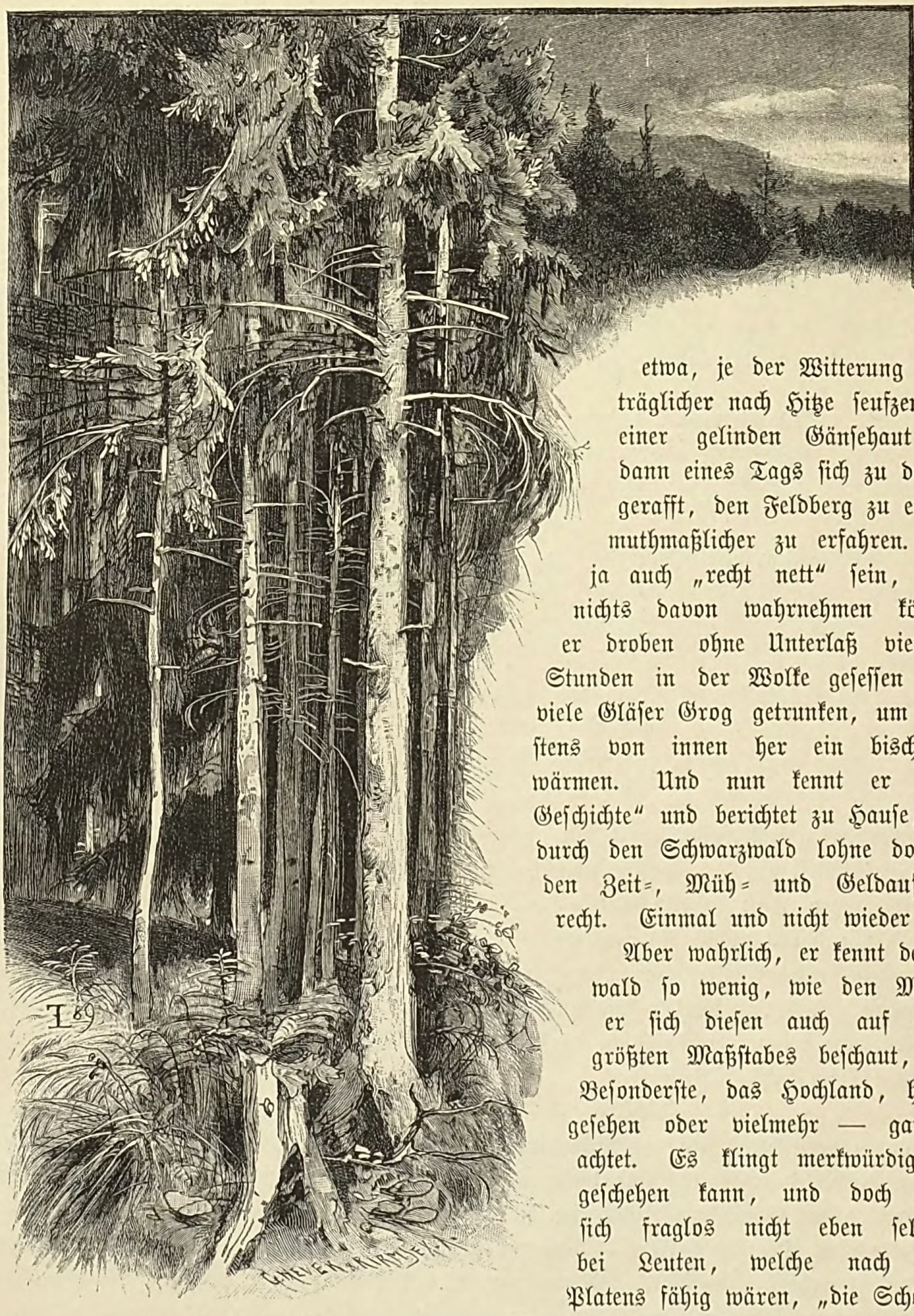
Wir aber treten unweit davon in ein andres ein, über dem „der Hirschen", das uralte Zeichen der Gastlichkeit auf dem Schwarzwald, seine goldenen Läufe zum Sprung reckt. Eine Thür öffnend, sagen wir: „Grüß Gott!" —„Grüß Gott!" kommt es uns als Antwort entgegen — und wir haben nichts Anderes mehr zu thun, als unsere Füße unter den sauberen Tisch zu strecken, alles Weitere wird der Hirschenwirth im Verein mit seiner schmuckbezopften Tochter besorgen. Und wir werden uns morgen früh weder über Kost, Trunk und Nachtlager, noch über die Zeche beschweren, sondern dankbar „B'hüt Gott!" zum Abschied sagen und dazu unsern Wirthen die Hand schütteln.

— —

Wir haben versucht, durch das Bild einer Wanderung den Aufstieg aus einem Schwarzwaldthal zum Rücken des Gebirgs und diesen selbst kurz zu veranschaulichen. Man spricht viel von den „Hochlanden" Schottlands, als seien sie einzig in ihrer Art, und doch läge es uns — d. h. wenn wir nicht Deutsche wären — außerordentlich viel näher, von den Hochlanden des Schwarzwaldes zu reden, „zu singen und zu sagen":

„Mein Herz ist im Hochland, mein Herz ist nicht hier,
Mein Herz ist im Hochland, im wald'gen Revier".

Und wer kennt dies eigentlich, der einmal den Schwarzwald „bereist", d. h. seine von den Handbüchern anempfohlenen sogenannten „Sehenswürdigkeiten" aufgesucht hat? Wahrscheinlich hat er sich einige „renommirte Punkte" betrachtet, Baden-Baden, Freiburg, Badenweiler, die Wasserfälle von Allerheiligen, im Schweiß seines Angesichtes ein paar mit Sternen bezeichnete Anhöhen erklettert, um droben bei sonnenverhängter oder nebliger Luft nichts zu sehen und ist — unterwegs Tryberg „mitnehmend" — auf der „interessanten" Schwarzwaldbahn von Offenburg nach Konstanz gefahren, um sich dort an der Table d'hôte des „Inselhôtels" etwas von seinen Strapazen und seiner Enttäuschung zu erholen. Besten Falls hat er sich noch eine



Im Hochwald.

Zeitlang unten in einem Thaleingenistet, in Herrenalb, Liebenzell, Rippoldsau etwa, je der Witterung unter unerträglicher nach Hitze seufzend oder von einer gelinden Gänsehaut überlaufen, dann eines Tags sich zu der That aufgerafft, den Feldberg zu ersteigen oder muthmaßlicher zu erfahren. Der mag ja auch „recht nett“ sein, nur hat er nichts davon wahrnehmen können, weil er droben ohne Unterlaß vier bis fünf Stunden in der Wolke gesessen und ebenso viele Gläser Grog getrunken, um sich wenigstens von innen her ein bischen zu erwärmen. Und nun kennt er „die ganze Geschichte“ und berichtet zu Hause, eine Reise durch den Schwarzwald lohne doch eigentlich den Zeit-, Müh- und Geldaufwand nicht recht. Einmal und nicht wieder!

Aber wahrlich, er kennt den Schwarzwald so wenig, wie den Mond, wenn er sich diesen auch auf einer Karte größten Maßstabes beschaut, denn das Besonderste, das Hochland, hat er nicht gesehen oder vielmehr — gar nicht beachtet. Es klingt merkwürdig, daß dies geschehen kann, und doch ereignet es sich fraglos nicht eben selten, sogar bei Leuten, welche nach dem Wort Platens fähig wären, „die Schönheit anzuschau'n mit Augen“. Aber es ist etwas Anderes durch die Straße hineilend, flüchtig ein unbekanntes Menschengesicht an sich vorüberkommen zu sehn, oder mit demselben in traulicher Stille seines Hauses zusammen zu sitzen und erstaunt nach und nach erst die Feinheit seiner Züge, das Leuchten der Augen darin, ein bezauberndes Lächeln der Lippen zu entdecken. Man geht auch wohl durch eine Stadt, die einen Ruf besonderen Liebreizes ihrer Bewohnerinnen hat, und gewahrt enttäuscht nur alltägliche Gesichter, denn die schönen Mädchen stehen nicht auf dem Markt versammelt, um sich angaffen zu lassen, und die lieblichste Anmuth des Schwarzwaldhochlandes stellt sich nicht, oder nur ausnahmsweise an der Fahrstraße zur Schau. Doch oft verbirgt sie sich nur wenige Schritte von dieser hinter

leichtem grünem Schleier und blickt heimlich lachend mit schelmischen Augen dem ahnungslos durch Staub und Sonnenglut Vorüberrollenden nach.

Ja, der Gegensatz der Tiefthäler und des Hochlandes ist vielfach ein seltsam überraschender. Drunten verdient der Schwarzwald häufig seinen Namen im vollsten Maß. Einförmig ziehen düster-endlose Tannenwälder sich an gewaltigen, bedrückenden, traurig stimmenden Berglehnen empor, öde, mächtige Schutt- und Geröllfelder werfen sich hochher dazwischen wie versteinerte, grauschwarze Wellen breiter Stromfälle herab. Wer hinaufzudringen sucht, verstrickt sich bald in undurchdringliches Gestrüpp, Huflattig und Adlerfarn schlagen über ihm zusammen, Dornengerank umhäkelt, umspinnt und hält ihn, er sinkt in Sumpfbrüche ein, und Granitblöcke thürmen sich unübersteiglich vor ihm auf. Aber auch wer auf gebahntem Weg emporsteigt, wird in den sonnenlos finsteren, kaltanschauernden Schluchten und Tobeln, durch die er sich häufig aufwärts winden muß, von keiner Ahnung der freudig-heitren, warmen Welt berührt, die ihn droben erwartet. Doch zuweilen thun sich seltsam-traumhafte Winkel darin auf:

Hat je, derweil in frostig dunkler Waldeskluft
Du, kalt umschauert, pfadlos durch die Wildniß rangst,
Fast wie ein Hauch von Geisterlippen plötzlich dich
Ein Odem heißen Tannenduftes überströmt?
Dein Fuß hält inne, märchenhaft sind Ohr und Aug'
Versunken ganz in süßgeheimer Sinnenlust,
Und umgewandelt liegt die Welt, fremd und vertraut,
Als hättest du in Vorzeitsträumen anderen Sterns
Sie so gewahrt. Verzaubert klingt im Zweiggeflecht
Der Vogellaut; mit Blumenangesichtern nickt
Die Lichtung rings. Als ob in eine Heimat du
Gelangt, wo Alles wundertraulich dich umfängt,
Zieht es zur Rast dich, und, ein lieblich Räthsel nur,
Klopft durch die Sonnenstille dir das rasche Herz.

Doch bald fühlt der Wanderer am heißen Sommertag, daß er Schritt um Schritt sich aus der schwül bedrückenden Luft drunten erhebt, daß seine Brust leichter athmet, sein Fuß, statt zu ermüden, behender ansteigt. Und nun fällt das schwarze Dickicht wie durch Coulissenverwandlung einer großen Schaubühne jählings um ihn ab, mit besonnten Haiden und Matten liegt das Hochland vor ihm gebreitet, üppige Wiesen decken die Gründe gleich grünem Sammet, sanfte Halden schimmern in der Weite, von hohen, dunklen Wipfeln überwallt, an den Abhängen glitzert es überall wie gewundene Silberadern von rieselnden, hüpfenden, lichtspiegelnden Quellen. Alles ist fröhliches Leben, sich ähnlich wiederholend und doch im Einzelnen unendlich mannigfach, in seiner Einfachheit schön und groß.

Gewiß fesselt es wunderbar reizvoll Blick und Empfindung, wenn es im Mai oder Junibeginn im ersten Schmuck seiner tausendfältigen Frühlingsblüthen daliegt. Eine Frische, ein Duft und eine Freudigkeit des Werdens breitet sich dann über Nähe und Ferne, die bis in die Glieder und die Seele des Wanderers mit hineinfließen, sie ganz durchfluthend, von aller Erdenschwere und trüben Gedanken entlastend. Aber wer es vermag, komme dennoch um das Ende des Juli, im August! Das Hochland ist eine Schöne, die wohl im Frühling als geschmückte Braut dasteht, doch ihr Hochzeitsgewand legt sie erst im Hochsommer an. Sie weiß, daß die Sonne zu dieser Zeit am Bereitwilligsten ist, bei ihrer festlichen Pracht behülflich zu sein, wenn drunten in der Rheinebene, in den Thälern Wiesen und Flur unter dörrendem Himmel traurig versengt und vergilbt liegen, da entfaltet das Hochland sich sein prangendes Feierkleid um die Schultern. Dann blüht die Haide auf, in wundersamem Zauber wie ein da und dort anfluthendes „purpurnes Meer" Homers sich zu den Hügeln hinauf und von den Hängen herabwellend; weithin leuchtend, einem rothen Walde gleich, stehen breite Halden ganz von den mannshohen Blüthen des Weidenrösleins zu einem Dickicht überdeckt; umher wallt von kaum minderer Höhe

in sonnenhafter Mantel windflimmernden Waldhafergrases. Doch die Natur hat ihren Frühlingsgeschmack für grüne Kleidung mit gelbem, blauem, weißem Schmuckbesatz geändert, sie will jetzt überall Roth sehen. In die großen Gewandmassen der Haide und Weidenrosen stickt sie die glühenden Kelche des Fingerhutes ein; roth, wie ringsum ausgestreute Granatsteine flammen würzige Erdbeeren unzählig an den sonnenheißen Wurzelstöcken abgefällter Bäume, und wie ein rother Teppich überziehen oft zwerghafte Preißelbeerwälder den Boden der einsamen Höhen, schimmern korallengleich über dem grauen oder weißen Felsgestein. Dann mischen mit dunklerem Roth kaum absehbare Himbeerschläge sich ein, ausreichend in kurzen Minuten auch die Lust der zahlreichsten Gäste mit ihren süßen Früchten zu stillen, dort wieder, aufgeschleuderten kleinen Kohlen ähnelnd, funkeln die Unterflügel der Schnarrheuschrecken plötzlich ringsum durch die blendende Strahlenluft.

Nur wo der Nadelwald in tiefem Schweigen sein dunkles Dach über mächtige, vielverschiedene Moosteppiche breitet, hält gleich Trauerperlen die blauschwarze Heidelbeere, oft von erstaunlicher Größe und den Durstenden köstlich erfrischend, millionenfach das Geblöck oder den ebenen Hang übersäet und ist kein Roth vorhanden. Oder doch — gestern noch nicht, aber plötzlich nach einer Regennacht flammt es auch zwischen den Tannenbäumen allerorten aus dem verschatteten Erdreich herauf. Carmoisinroth, scharlachroth, kirschroth — Dunkelmänner sind's, Sonne und helles Himmelslicht scheuend — Fliegenschwämme, Kapuzinerpilze, Täublinge; in allen Farben durchwimmeln sie wie breitbehutete Kobolde die Waldtiefen, lauern an den Wegrändern.

„Zwischen Dorn und Hagebutte
Truppweis' an des Pfades Rand
Stehn sie hier in weißer Kutte,
Dort im braunen Mönchsgewand.

Andre blähn gleich Cardinälen
Sich im flachen Scharlachhut,
Ach, und vollends nicht zu zählen
Ist die schwarzgefleckte Brut.

Dicht geschaart und immmer dichter
Durch's Revier von Ort zu Ort
Wälzt das schwammige Gelichter
Seine Propaganda fort.

Klimmt mit unheimlicher Schnelle
Hügelan aus jeder Schluft,
Haucht von jeder sumpfigen Stelle
Seinen Brodem in die Luft."

(Emanuel Geibel.)

Vom August an ist der Schwarzwald in nicht allzutrocknen Sommern überaus pilzreich. Der Eierschwamm (Pfifferling) beginnt den Reigen, oft weite, halb durchsonnte Waldstrecken und Lichtungsränder gelb überdeckend, allgemach da und dort jetzt auch von den Umwohnern gekannt und furchtlos für die Küche gesammelt. Dann folgt zeitlich zumeist ein bösartiges Geschlecht, der Dickfuß und Hexenpilz, hin und wieder auch der Satanspilz, alle mit starkem kolbigem Stamm und großem braun-grauem Hut, sämmtlich an den rothgelben geflammten Streifen ihres Stammes, wie an dem Blauanlaufen ihres Fleisches beim Durchbruch erkennbar; ihre Zeitgenossen sind die ihnen an Giftigkeit gleichkommenden, schönfarbigen Fliegenpilze und Täublinge (Speiteufel); wunderlich eisbärenmäßig arbeitet der harmlosere „Erdschieber" sich aus seiner Unterwelt herauf, mit dem breiten Rücken Erdschollen, Moos, selbst Gestein auf sich in die Höh wölbend. Doch mit einem Schlage, bald früher bald später, ergreift der edle Steinpilz die Herrschaft, als ob er über Nacht seinen häufig außerordentlich zahlreichen und ihm höchst ähnlichen Dickfußvetter aus seinem Reich verjagt habe. In guten Jahren steht er überall, im trocknen Nadel- und Laubwald, im Gestein, am harten Wegrand, selbst mitten zwischen dem Haidekraut, in seiner unförmlich curiosen, schiefbehuteten Gestalt den Kenner treuherzig anblickend, als fordere er denselben auf, ihn mitzunehmen und ihm am Mittagstisch ein ehrenvolleres Ende zu bereiten, als es seiner draußen von Schnecken und Insectenlarven harrt. Wer sich im August und September im Schwarzwald aufzuhalten gedenkt, sollte nicht versäumen, sich vorher, doch auf's Genaueste, über die Kennzeichen des Steinpilzes unterrichten zu lassen; hat er dieselben einmal erfaßt, so ist eine Täuschung nicht möglich oder wenigstens völlig aus-

geschlossen, sobald man es sich zur Regel macht, jeden beim Durchbrechen bläulich anlaufenden Pilz wegzuwerfen. Ueberhaupt ist es dringlich zu empfehlen, ein „Schwämmehandbuch" (etwa das von Lenz oder Hahn) ins Gebirge mitzunehmen. Der kundig Gewordene wird seinem Umherwandern in Wald, Berg und Thal einen großen Reiz durch Aufspüren und Heimtragen reicher Beute hinzufügen, sich und seinen dankbaren Tischgenossen täglich die Mahlzeiten durch eine gesunde, höchst schmackhafte Würze verbessern. An sonstigen vortrefflichen Schwämmen vermag er, indeß stets nur vereinzelt, in Laubwäldern den weißmilchenden, in erster Jugend oft völlig dunkel-violett behuteten Goldbrätling zu finden, vielleicht den feinstschmeckenden aller Pilze; häufig seinen nahen Verwandten, den schärferen, orangefarbig milchenden echten Reizker. Gern im Gras, an feuchten, doch nicht sumpfigen Hängen steht der anfangs hochrothköpfige, dann braunbedachte Kapuzinerpilz, an gleichen Stellen mit ihm der Ringpilz und Schmerling, beide mit feuchter, leicht abziehbarer Oberhaut und goldgelben, nadelartigen Röhren der Unterseite; ihr fast schneeweißes Fleisch wird beim Kochen völlig schwarz. Der Wald beherbergt noch als oft auffindbare und der Mitführung würdige Arten den Kuhpilz und Habichtsschwamm; die ebenfalls eßbare Ziegenlippe kann dagegen zu unliebsamen Verwechslungen Anlaß geben. Der Semmelschwamm ist selten, der ihm ähnelnde Stoppelschwamm indeß manchmal in großer Massenhaftigkeit auftretend, doch wegen seiner Zähigkeit nur in Ermanglung von Besserem zu empfehlen; ebenso die, wie Korallengeflecht aussehenden gelben und rothen Hirschschwämme und der storchbeinig hohe Parasolschwamm, der seinen prächtigen breiten Schirm auch über dem dürrsten Boden ausspannt. Launenhaft verhält sich der König der Pilze, der Champignon. Zuweilen ist er Jahre hindurch wie aus der Welt verschwunden, dann tritt er einmal zahlreich auf Viehweiden auf. Doch er vor allem ist seiner schlimmstgearteten Vetterschaft (Knollenblätterschwamm) halber für den nicht völlig Kundigen ein gefährlicher Gesell, so vortrefflich Viele, besonders Frauen, ihn „am Geruch" sicher unterscheiden zu können — vermeinen.



Wasserhäusle.

Wir haben das Hochland in seinem Mikrokosmos geschildert, wie es sich aus größerer Höhe der südlichen Schwarzwaldhälfte zur geringeren der nördlichen abdacht. An manchen Stellen öffnet sich auch von ihm aus der Blick in die Ferne, läßt da und dort einzelne am Horizont aufsteigende Alpengipfel gewahren. Zumeist indeß sind diese durch die breiten, dem Hochland aufgelagerten Kuppen verdeckt, und erst von den letzteren genießt das Auge die freie unermeßliche Rundschau über das eigne Gebiet des Schwarzwaldes hinaus. Es liegt in der Sache, daß die höchsten Erhebungen der Südhälfte den Vorzug der unbehinderten Alpenaussicht

bieten. Dahin sind zu rechnen der Kandel und der Feldberg mit seinen Nachbarn, vor allem aber der Belchen und Blauen, die den ersteren einen Theil des Rundblicks nach Süden rauben, sowie die Höhe von Höchenschwand über St. Blasien. Vor den drei letztgenannten liegt bei klarer Luft am frühen Morgen oder gegen Abend die Alpenkette halbbogenartig in einer Länge von über fünfzig Meilen ausgebreitet, im Osten mit der bairischen Zugspitze, im Südwesten mit dem Montblanc schließend. Tausendfältig schießen dann über den dunklen Rückenwellen des Jura und den Vorbergen der Nordschweiz die schimmernden weißen und bläulichen Zacken aneinandergereiht in den Himmel, oft so hoch, daß man sie für nachahmende Wolkengebilde hält und staunend erst am Deutlichwerden bekannter Formen sich von ihrer Wirklichkeit überzeugen muß. Am Ragendsten treten aus ihnen die Gruppen des Finsteraarhorns mit den Schreckhörnern und der Jungfrau mit Mönch, Eiger, Breithorn und Blümlisalp hervor, die man im Uebrigen auch von allen niedrigen Anhöhen des südlichen Gebirgsabfalls, sogar von der Eisenbahn zwischen Alt- und Neubreisach aus gewahrt. Eigenartig ist es, wenn man an heiterem Abend das Glück hat, aus dem seltsamen Portalgewölbe des Münsters von Altbreisach durch einen der Bogen am Ende der Welt die kleine, röthlich glänzende Kuppe des Montblanc vor sich zu erkennen.

Doch nicht minder groß und schön als der südlich gehende Blick ist von den genannten Bergen der nach Westen gerichtete, an dem auch die Nordhälfte des Schwarzwaldes gleicherweise theilnimmt. Die Sonnenuntergangsstunde ist dafür die günstigste Zeit. Unabsehbar dehnt sich zu den Füßen des Beschauers von Süd gen Nord die breite Ebene, überall mit hellflimmernden Ortschaften durchstickt; nun nebelnd verschwommen, nun deutlich ragt der gigantische Münsterthurm von Straßburg auf. In der Mitte des weiten Thales streckt der Kaiserstuhl seine dreifach begipfelte Kette hin, südlich daneben hebt Altbreisach sich vom felsigen Rücken. Ein schimmerndes, strahlenspiegelndes Band durchwindet, hier aufblinkend, dort verschwindend, die grüne Niederung —

Da zieht im tiefen Land der Rhein,
Von Abendglut beschienen,
Und funkelt in dem rothen Schein
Gleich dunklen Blutrubinen.

Drüben aber nun stößt auf den langen Bergwall jenseits der Rheinebene wie ein Feuerball die Sonne —

Als ob zu glühendem Cyklopenaug'
Er heimkehr' in des Belchen breite Stirn,
So sinkt er schräg zum Wasgenwald hinab.

Der Schleier aus Purpurfäden, der die Vogesen überfüllt gehabt, beginnt zu zerrinnen, sie gliedern sich, Kuppe um Kuppe tritt aus dem abebbenden rothen Strahlenmeer hervor, und

Ich begrüß' euch da drüben in schimmernder Weite
Hoch über des Rheins aufspiegelndem Glanz,
Ihr Berge des Wasgau's — aus blutigem Streite
Rückkehrende Warte germanischen Land's!

Ihr Zwillingsgipfel, entfremdet in trüber
Zerrissenheit Schmach uns Jahrhunderte lang,
Es rauschen nun wieder herüber, hinüber
Die Wipfel den alten, verschwisterten Klang.

Heim kam't ihr so jung, als ihr Abschied genommen,
In blühender Almen unalterndem Kranz;
In schimmernder Weite willkommen — willkommen,
Du kehrende Warte germanischen Land's!

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wie liegt in dem schönen Abendlicht die Welt zu unseren Füßen! Fassen wir die unermeßliche Schau noch einmal in einen Ueberblick zusammen!

Im Nord und Süd und osthinüber thürmt
Der Schwarzwald rings die Tannengipfel auf;
Von hellerem Felsgestein durchgittert, dort
Durchgrünt von weichem Thal, aus dem, ein Blitz
Doch ohne Klang, die ferne Sense flammt,
Ein Fenster glüht, ein Thurmknauf schillernd gleißt,
Und Wassersturz das weiße Silberband
In's Dunkel wirft. Wie drunten hundertfach
Der Pfad, der Weg, die breite Straße rings
Von Ort zu Ort, von Berg zu Thal sich krümmt!
Zur Scheuer zieht auf ihr die Ernte heim;
Zum Nachbardorf, mit Sang und Saitenklang
Bis hierher grüßend, drängt ein froher Schwarm.
Auf schroffem Steig vereinzelt drüben sucht
Vor Nacht ein arbeitsmüder Wandrer Rast
Am Heimatsherd, den grüne Bergtrift still
Und traut umschließt — da stiebt ein weiß Gewölk
Tief drunten auf und ringelt schuppig sich
Zu langem Schlangenleib, der stets zerfließt
Und vorwärts züngelnd doch sich stets erneut.
Wie Sturmgevögels schriller Wetterpfiff
Verhallend tönt's empor; nun stockt's und hält,
Und nun auf's Neu' schon ringelt's sich und kriecht
Gen Norden fort. Gleich einer Schnecke scheint's,
Doch athemlos in Wahrheit braust der Zug
Da drunten, auch im festen Weggeleis,
Und trägt der Hände, der Gedanken Werk,
Des Bodens Frucht, der Fremde Kostbarkeit
In eiligem Flug jedwedem Harren zu.

Doch um ihn her gen Westen vor dem Blick
Dehnt unabsehbar sein Gefild der Rhein.
Ein lachend Bild, vom hohen Waskenwald
(Denn also lautet der Vogesen lang
Verderbter heimatlicher Namensklang)
In schöngeschweiften Rahmen eingefaßt.
Aufleuchtend zieht der königliche Strom
Durch reiche Ufer. Tausendfältig rings,
Wie des gestirnten Himmels Abbild, weiß
Mit Stadt und Dorf, mit Thurm und Schloß durchwirkt,
Vom Mittag breiten gegen Mitternacht
Der Sund- und Breisgau Wiese, Korn und Wein.
Vorbei an Breisachs stolz und schreckensvoll
Hernieder ragender Vergangenheit,
Am alten Schöffensitz des Kaiserstuhls
Vorüber, weit hinab, wo dämmerfern
Ein steingeworden blühend Kranzgewind,
Sich Straßburgs Dom in ewiger Jugend hebt.
Doch dort, stromauf, ein giebelreich Gewirr,
Schließt Basileas alte Kaiserstadt
Das glanzverwebte Thal. Grotesk und weich,
Ein bunt Gemisch von Trotz und Anmuth, reckt
Sein vielzerklüftet Haupt der Jura, gelb
Vom Abendlicht bestrahlt, in Frankreichs Blau,
Und hinter ihm zerrinnt im Duft das All.

Kein Laut hier oben als des Windes Hauch
Im leichtbewegten Blatt, und schweigend nun
Zum Wasgau steigt der Feuerball hinab.
Mit Schatten überfliegt's im Osten schon
Das Waldgebirg; im Thalgrund schauert's auf,
In schleppend langem Nebelkleide wallt
Aus Kluft und Schlucht die Nacht, vom Dorfthurm klingt
Des Lichtes Scheidegruß; ein zitternd Spiel,
Wie Bienensummen nur verhallt's empor —
„Sie rückt, sie weicht, der Tag ist überlebt."
Da plötzlich schießt's im weiten Bogenrund
Des Südens, Flammen gleich, in den Zenith.
Wie Fäden, die der Tag verwebt und die
Mit abendlicher Hast die weiße Hand
Penelopes aus ihrem Einschlag löst,
So rinnt ein Schleier hauchverweht dort ab —
Und purpurlodernd hoch und höher glüht,
Dem Nordlicht gleich ob nachtverhüllter Welt,
Ein Rosenkranz um ein Titanenhaupt,
Vom Firn des Säntis bis an den Montblanc
Der Alpen riesenhaftes Schneegezack.

Da dreht unser Blick sich noch einmal — sei es von Höchenschwand, vom Blauen, Belchen, Schauinsland, Feldberg, Kandel, Kniebis, der Hornisgrinde — ostwärts zurück, und über den dunklen Wäldern und Gipfeln des Schwarzwaldes tauchen auch dort fern am Rande ebener Weiten weltabschließende Erhebungen auf. Im Südosten kleine, nah zusammengedrängte, schroffe Kuppen, die Basaltkegel des Hegau — dann nordwärts entlang ein langhingedehnter, im letzten Licht halb herüberschimmernder Strich, der steile Abfall des schwäbischen Jura oder der Rauhen Alb, über der einzelne dunkel aufgethürmte Spitzen höher emporsteigen. Weit im Norden als letzte sichtbare eine leere, sargähnlich abgeplattete, ihr entgegengesetzt im Süden eine von hohen Burgzinnen, Dächern und Thürmen überkrönte —

Zwei Gipfel ragen im Schwabenland,
Sie künden empor mit deutender Hand
Des Deutschen Reiches Geschichte:
Der öde Staufen im Abendglanz,
Der Hohenzollern im Zinnenkranz,
Vergoldet vom Morgenlichte!

So blicken wir von der stillen Schwarzwaldhöhe in die Runde, von einer unermeßlichen, sich friedevoll zur Nachtruhe bereitenden Welt umbreitet. Ja,

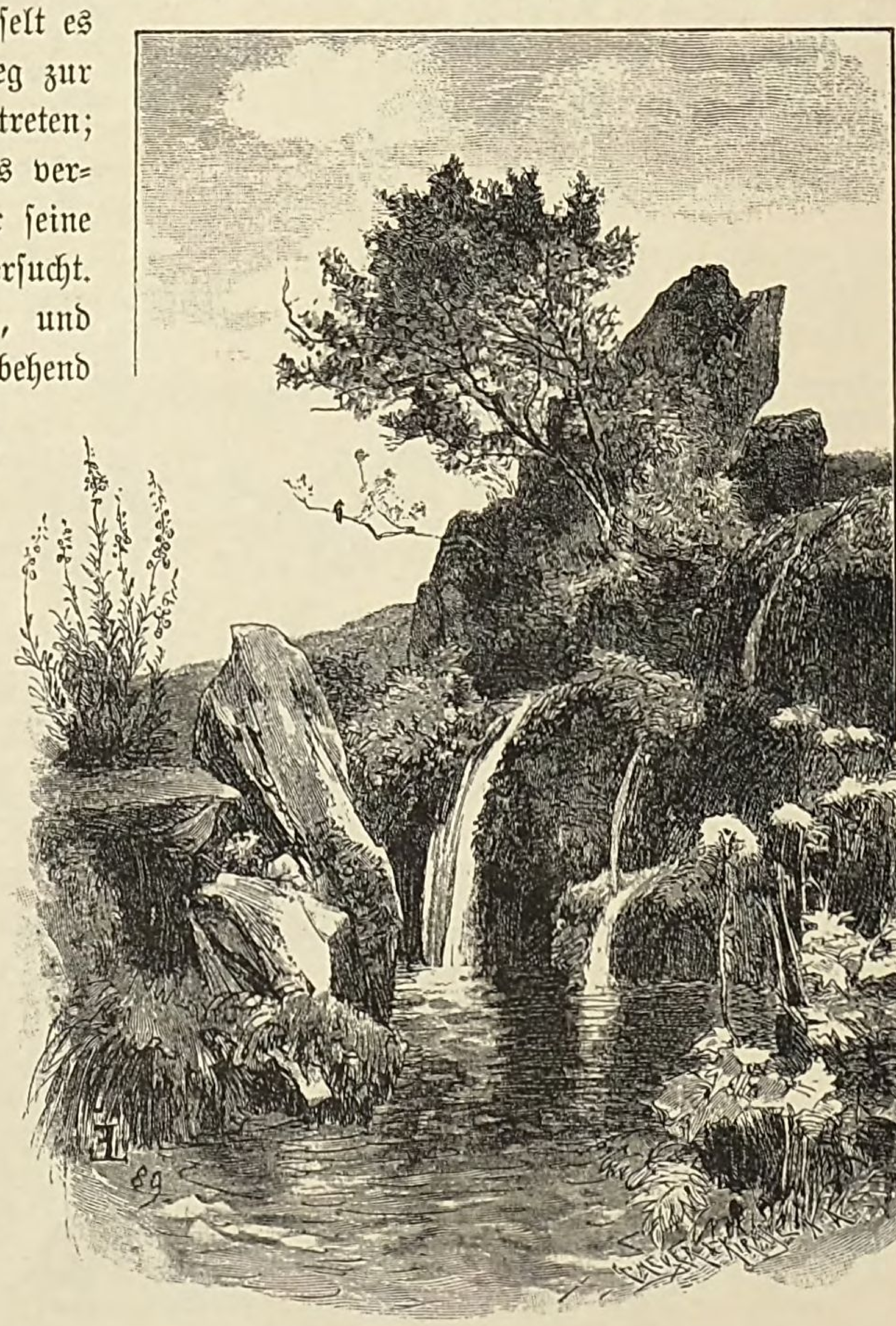
Der Frieden ist's, der segenspendende,
Der hunderttausendfältig Arm und Fuß,
Der Haupt und Herz auf allen Wegen regt.
Ein blühend Antlitz schmiegt um unsern Fuß
Er rebumlaubt und heimlich tannumrauscht
Die Götterstirn vom deutschen Waskenwald
Bis an des Hegau's Siebenhügeldom,
Und seines Mundes Sonnenlächeln scheucht
Vom Blau des Aethers drüber jeden Flor.

Nur dort — ist es ein Schatten, ein Gewölk? —
Wo fern im West am rothen Horizont
Der Waskenwald zum Jura niedersteigt,
Reckt's aus der Lücke seltsam sich herauf,
Emporgestuft, ein nebelndes Phantom;
Drin manchmal hastig zuckt's wie blauer Stahl
Und funkelt auf, und grollend rollt es nach
Und schüttert dumpf im Elsaß bis zum Rhein
Den grünen Boden. Ist es Wettersturm,
Der wuthgepeitscht zur Nacht von West her dräut —
Zur Nacht, wenn Deutschland schliefe? — Horch, da dröhnt's!

Kein Donner ist's; von Belforts Felsenwall
Hallt des Geschützes Aufkrach dumpf heran.
Die graue Dämmrung fällt zu Thal; im Süd
Welkt farblos von der Jungfrau weißer Stirn
Das Rosendiadem; die Welt versinkt.
's ist Zeit zur Ruhe, und wir können uns
Getrost zum Schlafen legen. Wenn zur Nacht
Von West ein Wetter aufbräch' — Deutschland wacht.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wir haben eine Wanderung über das Hochland gemacht, die demselben aufgelagerten Kuppen bestiegen und von ihnen den Blick in die Weite schweifen lassen. Doch vor unsern Füßen ist noch etwas von uns nicht Beachtetes geblieben — kein im Abendroth wie ein Erzspiegel glühendes breites Band gleich dem Rhein, aber dennoch mit diesem in engem Zusammenhang, wenn es auch nur als ein schmaler silberheller Strich um uns und unter uns hinabzieht. Leise, glimmernd und glänzend, rinnt und rieselt es auf der einsamen Höhe, den weiten Weg zur Nordsee oder zum Schwarzen Meer anzutreten; einem feinstimmigen Kindchen läßt sich's vergleichen, das aus grüner Wiege hervor seine kleinen Füße zu erstem Lauf zu regen versucht. Die Sonnenmutter lächelt drauf nieder, und gelbe und blaue Bachstelzen huschen behend drumher, ermuthigend zwitschernd und mit den langen Schwänzchen auf und ab wippend.



Rühm' Andrer die Welle
Der rauschenden See,
Dich preis' ich, o Quelle
Auf Bergeshöh!

Geheimnißvoll klingend
In silbernem Fall,
Dem Felsschooß entspringend
Wie Bergcristall.

Wie spielendem Kinde
Auf blumiger Au,
So sammeln die Winde
Dir Perlenthau.

Es schwirren die Bienen
Zu dir noch empor,
Den Winden zu dienen
Als summender Chor.

Die Welle rühm' Andrer
Auf rauschender See,
Dich preiset der Wandrer
In Wolkennäh'.

Du bettest ihn nieder
Auf moosigen Grund,
Und Träume und Lieder
Summt ihm dein Mund.

Den schmachtenden Lippen,
Dem wallenden Blut
Entquillt's deinen Klippen
Wie Himmelsflut.

Dich preis' ich, o Quelle
Auf einsamer Höh',
Wie Perlen so helle,
So kühl wie Schnee!

So plätschert es droben überall, sucht seinen Weg, stößt plötzlich zu einem gleichen Genossen, wie auf einen Herbeiruf eilen immer mehr herzu, und freudig setzt der vereinte Schwarm seinen Lauf fort. Hastiger, denn aus hundert Rinnsalen und Quellchen ist er ein Bach und kühn geworden, vom Hochland in die Tiefe drunten hinabzudringen und zu springen. Er fühlt sich selbständig, durch Waldtobel und Schluchten sich ein eignes Thal zu suchen, dies zu beherrschen, ihm seinen Namen zu geben. Von allen Seiten aus Klingen und Buchten hüpfen ihm Hülfsgesellen zur Unterstützung entgegen, denn aus der Ehre erwachsen ihm auch Pflichten, er muß Mühlräder und Sägewerke treiben, ringshin die Wiesen überrieseln, um ihr Wachsthum zu fördern. Aber sorglich sammelt er seine weitabgelenkten Wasser wieder zusammen, und so zieht er durch das breiter werdende Thal, sieht mit Stolz, statt der schmalen Holzstege droben, schon hohe Steinbrücken sich über ihn wölben. Da tritt er in eine neue Welt, sein Thal mündet in ein größeres ein, und seine junge selbständige Lebensführung nimmt ein jähes Ende. Ein stärkerer Sprosse seines Geschlechtes wälzt sich unvermuthet über ihn, packt ihn, verschlingt seine Wellen und seinen kurz besessenen Namen. Und weiter geht's, der Ebene zu, dem noch mächtigeren Fluß, bis auch diesen der „Vater Rhein“ nur als eines seiner unzähligen Kinder in sein weites Bett aufnimmt.

Der Schwarzwald ist das wasserreichste Gebirge Deutschlands und gewinnt dadurch einen besondersten Reiz. Kein Tobel und kein Thal, worin es nicht schmal oder breit, oft mehrfältig über Geblöck daherrauscht, und selbst der heißeste Sommer trocknet fast nirgendwo die zumeist von üppigem Pflanzenwuchs begleiteten Quellen und Bäche völlig aus.

Plaudernd plätschert ihr Geriesel
Fort in hüpfend kleinen Wellen,
Sorglich stets die grauen Kiesel
Ihres Bettes zu erhellen.

Manchmal nur aus dem Gedränge
Unter Stein- und Wurzelschwellen
Sammelt stille Wassermenge
Sich an kleinen dunklen Stellen.

Und so drängt es stets von hinnen,
Immer ein Vorüberschnellen,
Ein Entweichen und Entrinnen,
Ein Zerstieben und Zerschellen.

Und dort flimmert es und funkelt
Grün und golden aus der Tiefe,
Als ob drunten süß umdunkelt
Tiefgeheimes Wunder schliefe.

Wir haben der Gründe des Wasserreichthums im Schwarzwald bereits an andrer Stelle Erwähnung gethan, der vielfachen, gleich Riesenschwämmen die Feuchtigkeit aufsaugenden und lange festhaltenden Hochmoore und Brüche, die auch bei den heftigsten Gewitterstürzen kein rasches Verlaufen der Wasser — wie es z. B. in den Vogesen stattfindet — zulassen. Ebenfalls ist gesagt worden, daß der Schwarzwald mit seinem größten Theil noch in das Regengebiet der Alpen fällt, und der jährliche Niederschlag, der sich darin ausspricht, thut sich in „nassen Sommern“ oft auf recht wenig liebsame Weise kund.

Unermessene Wolkenmassen,
Wochenlang vom Süd getrieben,
Regenströme, nicht zu fassen,
Welchem Weltmeer sie entstieben.

Trüb' in's Fenster schleicht der Morgen,
An den Wänden kriecht die Spinne,
Webt aus Mißmuth und aus Sorgen
Graues Netz um Herz und Sinne.

Aber draußen in den Schlünden
Sammeln sich die Himmelswogen,
Rauschen aus den Waldesgründen,
Brausen aus den Felsenbogen.

Rings in tosenden Cascaden
Donnern Bach und Quell hernieder,
Tausend weiße Nixen baden
Drin die schaumumblitzten Glieder.

Und im Schäumen und im Brausen
Webt ein Lied von wilder Minne
Athemlos, mit süßem Grausen
Dir der Wald um Herz und Sinne.

Es dürfte nicht unpassend sein, vom Wasser einen kurzen Uebergang auf den Wein zu machen, ohne indeß damit die Befürchtung eines intimen Zusammenhanges derselben im Schwarzwald zu regen. Allerdings bedarf es auch hier, wie allerorten, des Himmelsnasses, um Rebensaft zu erzeugen, aber damit endet auch die Theilnahme des Wassers an der Weinbereitung, und es dürfte sich kaum irgendwo ein Rebbesitzer oder Wirth finden, der einen schnöden weiteren Mißbrauch mit der erstgenannten Flüssigkeit betriebe. Vielmehr kann man mit Sicherheit darauf rechnen, überall im Schwarzwald, wie fast nirgends sonst in deutschen Landen, reinen, unverfälschten und unversetzten Traubensaft zu erhalten, natürlich von besserer und minderer Güte, auch von jener mindersten, die sehr noch an die sauerste Schlechtigkeit grenzt. Doch beschränkt sich die letztere eigentlich nur auf sehr kleine, niedrige oder einsam abgelegene Wirthschaften, Viehhütten und dergleichen; meistens enthält der Keller auch in den ländlich einfachsten für den anspruchsvolleren Gast einen „guten alten Tropfen", freilich auch für guten Entgelt, wie im Allgemeinen gesagt werden muß, daß die selbstgezogenen Landesweine in Rücksicht auf ihren Gehalt und im Verhältniß zu guten anderen — mit Ausnahmen — keineswegs billig und oft nicht preiswürdig genannt werden können. Unter 1 Mk. 20 Pf. für den Liter ist in keiner Wirthschaft ein trinkbarer Landwein zu haben, und in den häufigeren Fällen steht die Schmackhaftigkeit derjenigen eines Mosel- oder Rheinweines zum selben Preis nach, nur ist die Bürgschaft der Aechtheit vorhanden, die bei den letzteren immer mehr schwerwiegenden Zweifeln unterliegt. Doch der Kundige wird finden, daß auch die feineren Sorten im Durchschnitt überzahlt werden müssen.

Die Höhen des Schwarzwaldes lassen selbstverständlich keinen Weinbau zu, nur ganz vereinzelt findet dieser sich einmal an kleinen Stellen in inneren Thälern des Gebirgs und erzeugt dort einen Trunk, zu dessen Bewältigung die Constitution und erbliche Ueberlieferung der Umwohner erforderlich ist. Dagegen liefern zum Theil die nach Westen gerichteten weiteren Thäler an ihren Südabhängen vortreffliche und stellenweise die stärksten Weine des Landes, unter denen wir nach unserm Dafürhalten denen des Glotterthales und Elzthales (Buchholzer, Suggenthaler) vor allen übrigen den Vorzug geben. Eine Flasche alten „Glotterthälers" von gutem Jahrgange kann sich — allerdings auch wieder im Preise — mit gleichwerthigen des Rheingau's messen; leider sind die genannten Rebberge von der Natur auf sehr geringe Ausdehnung beschränkt. Das Rench- und Kinzigthal erzeugen den Dürbacher, (vortrefflich der „Weißherbst") Klingelberger und rothen Zeller, der untere Abhang der Hornisgrinde den bekannten rothen Affenthaler; mehr als Curiosität zu erwähnen ist noch das „Eberblut", unter Schloß Eberstein im Murgthal gedeihend. Das eigentliche und reichhaltige Weingebiet des Schwarzwaldes aber stellen der Kaiserstuhl und das „Markgräflerland" dar. Das letztere erstreckt sich am Gebirgsabhang von Freiburg bis gegen Basel, doch werden die „Markgräflerweine" im engerem Sinne unterschieden, die nördlich und südlich von der Stadt Müllheim um die Orte Sulzburg, Laufen,

Auggen, Schliengen, Bellingen, Rheinweiler, Kleinkems, Istein, Ehringen wachsen. Sie sind leicht und angenehm, manche auch höher kultivirt und von feinerer Art, allein auf sie bezieht es sich hauptsächlich, daß sie in der Mehrheit dem geforderten Preise nicht entsprechen. Am meisten Einklang zeigen in dieser Richtung unfraglich die zu den besten zählenden Weine des Kaiserstuhls (und Tunibergs). So wasserarm derselbe durch seine filternde, ihn rundumgebende Lößschicht ist, so weinreich ist er auch durch sie seit ältesten Tagen geworden, denn höchst muthmaßlich haben schon die Römer, vielleicht gar bereits die Kelten ihn zum Rebbau benutzt. Die Wahrscheinlichkeit liegt wenigstens äußerst nahe, daß die so besonders dafür geeigneten Gelände des Kaiserstuhls früh die Anregung dazu gebracht haben, wenngleich Bodmann (Rheingauische Alterthümer) „unbedenklich die Ursprünge des Weinbaues im westlichen Rheingaue auf den Zeitraum der austrasischen Regierung des Merovingischen Königsstammes setzt". Allein es steht wohl sicher anzunehmen, daß die hohe römische Kultur im Süden des Decumatenlandes früher zum Anbau des Rebstocks geführt haben wird, da die Ansiedler von der Ansicht Catos, der Weinbau bilde die vortheilhafteste Bodenbenutzung („de omnibus agris vinea est prima, si vino multo siet") unterrichtet gewesen sein werden. Und rechnen wir hinzu, daß derselbe sich einerseits in Gallien schon frühzeitig durch die Römer ausbreitete, andrerseits die vina Rhaetica, d. h. die Weine der Provinz Rhätien, die heutigen Tiroler und Veltliner bereits von Virgil das Lob erhielten:

„et quo te carmine dicam,
Raetica? nec cellis ideo contende Falernis",

so dürfen wir dem ersten „Kaiserstühler" wohl auch ein Alter von 17—18 Jahrhunderten zumessen. „Jahrgänge" aus jener Zeit sind freilich — „leider" kann man wohl kaum sagen — nicht mehr erhalten, doch es wird damals in gleicher Weise schon wie heut' gegolten haben:

Wenn die Rebe blüht,
Gährt im Faß der Wein;
Wenn die Traube glüht,
Steigt der Durst am Rhein.

Wo's zu Berge strebt,
Wo's zu Thale sinkt,
Wo's sich fröhlich lebt,
Wo's sich durstig trinkt.

In die Traube rann
Himmelslicht und Glut,
Wieder himmelan
Trägt uns drum ihr Blut.

So hoch als die Lößschicht, das vulkanische Gestein des Kaiserstuhls überlagernd, auf diesen hinansteigt, folgt ihr auch der Weinbau, so daß ein breiter, dichter Gürtel von Reblanden das ganze Gebirge lückenlos umschließt. Die Menge des jährlich eingekelterten Traubensaftes würde deshalb eine außerordentlich große sein, wenn nicht bald seit einem Jahrzehnt durch Maifrost oder Spätsommernässe lediglich Mißernte („Herbst") auf Mißernte bereitet worden wäre. Immerhin jedoch ist die Fülle noch reichhaltig genug, daß der Wanderer in keiner Ortschaft des Kaiserstuhls Gefahr läuft, Durst zu leiden. Jede Wirthschaft führt ein „eigenes Gewächs", und dasselbe ist nicht nur fast ausnahmslos zu empfehlen, sondern dort auch in einem richtigen Verhältniß zu seinem Preise. Den obersten Rang nehmen die Lagen um das Dorf Ihringen ein („Ihringer Weißherbst"), doch auch solche um Altbreisach, Wasenweiler, Achkarren, Bickensohl, Küchlinsbergen, Endingen stehen ihnen an Güte des Erzeugnisses nahe. Der Kaiserstuhler Wein zeichnet sich gemeiniglich durch eine schöne, tiefe Goldfarbe aus, die auch in's Bräunliche und Röthliche (Schillerwein) übergeht; er ist erheblich schwerer als die Mehrzahl der „Markgräfler", bleibt dagegen nach dieser Richtung hinter dem „Buchholzer", dem „Suggenthaler" und besonders dem „Glotterthäler" wieder zurück.

Wir haben im Obigen kurz die hervorragendsten Landesweine gemustert, von denen jeder

größere Gasthof im Schwarzwald diese oder jene im Keller lagern hat, wie übrigens in neuester Zeit auch fast überall gute Flaschenbiere aus Karlsruher, Freiburger und sonstigen Brauereien geführt werden. Als ein fragwürdiges, da und dort im Südosten in Betracht kommendes Getränk ist noch der „Seewein“, der um die Norduser des Bodensees wachsende, zu nennen. Er hat (wie die „Seehasen“) zu Väterzeit viel für den Spott in Reden und Versen herhalten müssen, aber man sagt, daß auch das von der Natur am stiefmütterlichsten bedachte Mädchen bei ausreichender Nachsuche immer noch einen Mann findet, der den Abglanz einer Venus in ihm gewahrt, und so besitzt ebenfalls der Seewein seine Liebhaber. Für uns werden diese allerdings nur durch die Erweiterung des Sprüchwortes begreiflich, daß die Liebe nicht allein blind, sondern stellenweise auch geschmacklos sein muß; doch es scheint, daß der Seewein zu jenen Schönheiten gehört, die sich erst in vorgerücktem Alter als solche kundgeben, denn seine Lobredner behaupten wenigstens, er habe sich im letzten Jahrzehnt „außerordentlich verschönert“.

Und so führt der Wein uns in einem natürlichen Fortgang zu Denen, welche im Lande „vinum consumere nati“ sind, zu den Bewohnern des Schwarzwaldgebietes. Der Mensch ist stets in seiner Entwickelung ein Kind seines Heimathlandes; vor Allem üben auf ihn bestimmende Einwirkung der Boden, auf dem, und der Himmelsstrich, unter dem er sein Leben verbringt. Als erstes bedingendes Moment fällt freilich auch seine Herstammung in's Gewicht, und in Bezug hierauf haben wir früher gesehen, welche vielfältige Blutvermischung zu alten Zeiten in der Oberrheinebene stattgefunden, so daß in dieser, vor Allem in den Städten sich nur äußerst wenig reinerhaltene germanische Stammesart findet. Haar und Augen wechseln hier zwischen blond (blau) und dunkel, der Wuchs ist im Durchschnitt kaum ein mittlerer und wenig kraftvoll, weibliche Schönheit unter der Landbevölkerung nicht häufig. Im Ganzen bilden die Bewohner des Rheinthals ein Gemisch, dessen Urheberschaft sich nicht mehr sondern läßt; fraglos fließt viel romanisches und keltisches Blut darin, doch das letztere aus den Gesichtern demonstriren zu wollen, ist ein ziemlich willkürlich-zielloses, „keltomanisches“ Unterfangen, da niemand etwas davon angeben kann, wie die vielberedeten Kelten ausgesehen. Vielleicht standen sie sogar typisch nach neuerer Anschauung den Germanen keineswegs so sehr fern, und die dunkle Augen- und Haarbeschaffenheit in heutigen Tagen wäre nicht mit auf ihre Rechnung, sondern hauptsächlich auf diejenige der Römer zu setzen. Gleicherweise dunkel wie jene ist eben auch ihr Ursprung am Rhein.



Einfahrt in ein Bauernhaus.

So hat nur das Gebirge mit seinen Thälern zum größten Theil eine unvermengte Reinheit des alemannisch-suevischen Volksstammes bewahrt, die sich bei der seßhaften Bevölkerung zumeist auch auf den ersten Anblick durch die einheitliche Farbe der Augen und des Haares, den höheren und kräftigeren Wuchs kundgiebt. Natürlich ist von unserer, den Verkehr so stark erweiternden Zeit auch dort allgemach manches Fremde eingemischt worden, aber ein fest verbliebener Grundstock der Landbewohner läßt sich doch überall deutlich erkennen. Es liegt Alt-

kernhaftes darin, eine gesunde Natur; die höhere Körpergestalt verbindet sich mit ansprechender Gesichtsbildung. Die letztere erstreckt sich besonders auf das weibliche Geschlecht, das vielfach ihm Angehörige aufweist, die durchaus nicht nur als „ländliche" Schönheiten gelten können. Im Durchschnitt altern zwar die Frauen rasch, doch junge Frauen und Mädchen überraschen oft durch eigenartige, selbst feine Anmuth der Gesichter. Die Frische der zarten und doch blühenden Hautfarbe, die weißen, tadellosen Zähne, helle, freundliche Augen und langherabfallende blonde Zöpfe vereinigen sich zu gewinnendstem Bilde. So trifft man häufig das echterhaltene Alemannenthum besonders auf dem Hochland, doch es giebt auch Thäler, z. B. das Simonswälder (Wildgutach), in dem es schwer fallen würde, ein einziges völlig anmuthloses weibliches Gesicht ausfindig zu machen; Tochter und Mutter, ja nicht selten noch die Großmutter erregen dort gleichmäßig einen ihren Altersstufen entsprechenden augenerfreuenden Eindruck. Am charakteristischsten hat eine altalemannisch-burgundisch vermischte Art das Waldvolk im „Hauensteiner Lande" bewahrt, das sich in einer Keilform vom Rhein bei Säckingen-Waldshut zwischen Wehra, Schwarzach und Schlücht bis gegen den Südabfall des Feldbergstocks erstreckt, eine Hälfte des alten „Albgaus" in sich einschließend. Die dortige Bevölkerung hat von ihrer eigenthümlichen Tracht (auf die wir später zurückkommen werden) den Namen der „Hozenwälder", kurz auch „Hozen" erhalten und sondert sich, wie durch vielfältige Eigenart, so auch durch ihren fast ausnahmslos auffällig stattlichen Körperbau aus den übrigen Schwarzwaldbewohnern hervor. Gewissermaßen als ein geschichtliches Curiosum sei hier übrigens eingefügt, daß nach der neueren Forschung die Alemannen-Sueven als ein Zweig des großen germanischen Völkerstammes der Semnonen (oder einfach „Sueven"?) ihre frühesten Wohnsitze im heutigen Vorpommern und der Mark Brandenburg innehatten und somit die ersten — Berliner waren. Doch auf Nachfrage würde sich vermuthlich herausstellen, daß an der Spree wie im Hozenlande nicht eben viel Erinnerung daran geblieben.

Der Schwarzwald besitzt nicht nur in den Thälern, sondern auch auf seinem Hochland eine erhebliche Anzahl von Städtchen, aber den Hauptbestandtheil der Bevölkerung macht überall der Landbewohner, der Dörfler, der Bodenbewirthschafter aus.

Der Bauer! Der Bauer!

Es ist eine Lebensfreude, wenn er zum Jahrmarkt oder Wochenmarkt von seinen Bergen in eine größere Stadt der Ebene herunter kommt, ihn zu sehen, zu betrachten, zu bewundern, stundenlang.

Er steht überall, an einer Ecke oder im Gewimmel, etwa mit einer rothen Weste und alten Gulden- oder Vierbatzen-Knöpfen dran. Der lange Rockschooß schlottert ihm hinten beinah' auf die Fersen, eine Hutform aus Urgroßväterzeit überstülpt ihm den breiten Kopf. Zwischen den Zähnen hält er die kurze Pfeife und pafft den Umhergedrängten locomotivenartige Rauchwolken in die Gesichter. Er kann's, er hat es dazu. Er pafft und grinst und — sit venia — rülpst, denn er hat schon manchen Schoppen heruntergeschüttet. Ohne eine Miene zu verziehen, trampelt er Jedem auf die Füße; daß er Jemandem um eine Strohhalmsbreite ausweichen könnte, wäre ihm mehr als spanisch. Obwohl kein Wölkchen am Himmel ist, trägt er einen hünenhaften buntbaumwollenen Familienschirm wagrecht unter'm Arm und stößt, wenn er sich einmal dreht, die Zwinge desselben einem Vorbeikommenden in's Gesicht und das nächste Mal in eine Ladenscheibe. Aber auch das mit der gleichen Gelassenheit, ohne den Mund zu rühren. Man könnte ihn einen unglaublichen Tölpel und Rüpel heißen, aber man thäte Unrecht damit, denn er ahnt gar nicht, was das Gegentheil davon ist. Er ist Er, und wie sollte er seine Natur nicht aus dem Dorf in die Stadt mitbringen? Schon vor Jahrtausenden hat man ihn als den „göttlichen Sauhirten" besungen, und er ist der conversativste Bewohner der „menschennährenden Erde". Einzig wenn ein quieksendes Ferkel irgendwo durchbrennt, durch die auseinanderstiebende Menge galoppirt und sich in die Röcke der kreischenden Frauenzimmer verwickelt, verläßt ihn eine kurze Weile sein altclassischer Stoicismus. Er reißt die Pfeife aus

dem Munde, rennt gewohnheitsmäßig, von seiner innersten Natur getrieben, mit hinterdrein und brummt: „Bigott, 'sch a Luder"!

Aber dies Bild verwandelt sich doch in Manchem, wenn man ihn auf seinem Heimatboden antrifft. Im Allgemeinen freilich ist der Schwarzwaldbauer, wenigstens nach außen, nicht von übermäßiger Liebenswürdigkeit, sondern wortkarg-eingezogen, gleichgültig gegen Fremde, wenn ihnen gegenüber auch nicht auf Gewinn, doch sehr auf Wahrung seines Besitzrechtes bedacht. Er schimpft gern Denjenigen nach, die seine Wiese und Kornfeldränder betreten, und verfügt dabei über einen, wenngleich nicht reichhaltigen, doch kräftigen Wortschatz. Wo Wege über Gehöfte oder dicht an solchen vorbeiführen, fährt nicht selten um eine Ecke, aus einem Winkel ein großer bissiger Hund auf die Vorüberkommenden los, und in den meisten Fällen wird der Bauer dies höchst gelassen, ohne jede Aeußerung oder Bethätigung mit ansehen. Und ebenso hält er es für einen artigen Spaß, wenn eine laut durcheinandergrunzende Schweineheerde städtischen Damen den über sein Grundstück laufenden Weg versperrt und bedrohlich nach ihren Kleidersäumen schnuppert.

Allein wesentlich andern Eindruck regt doch der Bauer hier, als am Markttag drunten in der Stadtstraße. Aeußerlich bietet er wohl die nämliche Erscheinung, aber er steht und geht hier auf seinem Besitzthum, seiner Heimatsscholle und ist ein lebendiges Stück von ihr, derb, grobfaserig und mundkarg wie sie, doch auch sicher, ausdauernd und gesund wie sie. Wirkliche Rohheit, Verschlagenheit, Verlogenheit und Raufsucht gehören jedenfalls zu den Ausnahmen; breitspurig tritt er einher, indeß seine Bewegungen passen in den Rahmen um ihn her. Nach den Begriffen eines Tanzmeisters sind sie gewiß immer noch plump, lächerlich, „horrible", aber sie erscheinen hier doch mehr als die eines königlichen Tölpels und philosophischen Rüpels. So ist Er, geht und steht er auf seinem ererbten Grund. Er kann sich's leisten, zu sein, wie er ist, wie 's seine Vorväter gewesen. Wer ihn nicht so will, der bleibe von ihm weg. Das ficht ihn gewiß nicht an; auch das kann er sich leisten.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Hell blitzt im gelben Korngewog die Sichel auf;
Wie blüthenbunt von Mohn und schneegesterntem Kelch,
Mit weißen Miedern, rothem Kopftuch überflockt,
Dehnt sich die Hochtrift, grünerstarrten Wellen gleich.
In heißer Arbeit ringt des Lebens Mühsal dort,
Doch scheint's im holden Wechsellicht von Blau und Gold
Ein farbig Spiel nur, sorgenloser Falter Tanz.
Nun tönt vom Dorf, das drunten tief im Felsenspalt
Verborgen ruht, der frühen Feierglocke Ruf;
Gleich Wandervögeln schwindet's hier und dort hinab,
Sie ziehen heim, und reglos liegt die Mittagswelt.
Nur mählich kürzer schrumpfen noch die Schatten ein,
Dann ist's, als stünd' ein schweigend Weilchen still die Zeit
Und raste mit in mühvergessenem Sonnentraum.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Landbewirthschaftung und Viehzucht bildet naturgemäß den Hauptnahrungszweig der Schwarzwäldler, und meistens haben an jenen auch die für die nothwendigsten Lebensbedürfnisse sorgenden Handwerker mit Antheil. Die oft weite Entlegenheit der Dörfer von größeren Ortschaften bringt mit sich, daß in jedem gewöhnlich ein Schreiner, Schmied, Bäcker, (obwohl in vielen Häusern auch selbst Brod gebacken wird), ein Flickschneider, Flickschuster, ein kleiner Kramladen vorhanden sind; ebenfalls fehlt selten ein Universalgenie, ein Mann, der für Alles Rath und werkthätige Hülfe weiß, wo die Fachkundigkeit der übrigen Künstler und Wissenschaftler ein Ende genommen. Daß der in früheren Zeiten starkbetriebene Bergbau beinahe völlig aufgehört, haben wir schon an anderer Stelle berührt und ebenso der Holzflößerei auf einigen Flüssen,

hauptsächlich der Kinzig und unteren Murg, Erwähnung gethan. Einen Hauptreichthum des Schwarzwaldes macht eben sein Holz aus, und die Abfällung, Verkleinerung, Niederführung und Zersägung der Bäume beschäftigt das ganze Jahr hindurch tausend und aber tausend rüstige Hände. Selten wird sich ein größeres Thal ohne Sägemühle finden, oft folgen mehrere in kurzen Abständen hintereinander. Es sind zumeist mächtige Gestalten, die nur mit Hose und Hemd, aus dem die nackte Brust hervorsieht, bekleidet, hoch in den Bergen und Tobeln die Bäume fällen, sie entrinden und unendlich mühsam durch den Wald bis zu einem breiteren Wasserlauf niederschleifen. Dort bleiben in den schwierigen Gegenden die Stämme dann gemeiniglich liegen, bis in Folge der Frühlingsschneeschmelze oder eines heftigen Wettersturzes Hochwasser eintritt und sie polternd und knatternd weiter mit in die Tiefe hinunterreißt. Es erfordert viel harte und oft gefährliche Arbeit, das Holz bis zu seiner Benutzung fertig herabzuschaffen, und gewaltig ist die Verschiedenheit seines Preiswertes droben im Gebirg („auf dem Stamm") und drunten in der Rheinebene. Indeß wird es nicht nur für beträchtlichen Handel nach auswärts, als Bau- und Brennholz verwerthet, sondern vielfältigst auch im Kleinen, besonders zur Herstellung von häuslichen Geräthen, verarbeitet. Man zerspaltet es zu Rebstecken und Schindeln, die beide große Lieferungen erheischen, fertigt Geschirre aller Art, Zuber, Butten, Gelten, Brenten, Siebe, Schapfen, Platten, Koch- und Eßlöffel daraus an. In manchen Gegenden wird diese Arbeit emsig Haus bei Haus gefördert — ein enges, vom Höllenthal zum Hochland hinaufführendes Thal trägt danach sogar den Namen „Löffelschlucht" — auch Frauen und Kinder betheiligen sich daran, und der weißköpfige Greis und die Greisin sitzen am Abend des Tages und ihres Lebens vor der Thür oder im Winter auf der Ofenbank und schaben noch an ihrem Löffel. Auch die Kunst der Holzschnitzerei ist verbreitet und liefert mannigfache Erzeugnisse, besonders in Verbindung mit der Uhrmacherei, doch muß ein nicht voreingenommenes Urtheil einräumen, daß sie im Allgemeinen nicht auf gleicher Stufe mit der in der Schweiz und im Jura betriebenen steht. Von der neuen „Schwarzwälder Majolika" dagegen läßt sich sagen, daß sie die altbekannte von Thun jedenfalls ebenbürtig erreicht, wenn nicht überflügelt hat. Aber auch bei ihr, wie bei'm Wein, stehen die geforderten Preise oft nicht im rechten Verhältnis zur Waare.

Urkundlich wird schon im Anfang des 14. Jahrhunderts „die alte Glashütte" bei Lenzkirch erwähnt, das Betreiben der Glasbereitung im Schwarzwald ist somit bereits ein halbtausendjährig altes, doch die Vermehrung der Glashütten zur heutigen Anzahl stammt erst aus dem Schluß des 17. Jahrhunderts. Gegenwärtig finden sie sich häufig im ganzen Gebirg, und mehrfach kehren Benennungen von Ortschaften nach ihnen wieder (Glashütten, Altglashütte, Neuglashütte). Daneben bilden Wollenspinnerei, Baumwollenweberei, Herstellung von Bürsten und Thonwaaren nicht unwesentliche Ernährungszweige; die erstgenannte hat hauptsächlich im Hauensteiner Lande ihren Sitz, während die außerordentlich lebhaft von der weiblichen Bevölkerung gehandhabte und einträgliche Strohflechterei vorwiegend auf dem Hochland, von Höchenschwand über Lenzkirch, Kappeln, Neustadt, Furtwangen bis nach St. Georgen heimisch ist.

Wohl die oberste gewerkliche Erwerbsquelle und diejenige, durch die der Schwarzwald im übrigen Deutschland, ja fast auf der ganzen Erde am Bekanntesten geworden, entfließt ihm aus der Uhrmacherei. Auch diese hat ihren Sitz auf dem Hochland, wo sie in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts auf einem Glashofe bei dem Kloster St. Peter ihren ersten Ursprung durch die Familie Kreuz genommen; bald indeß folgte ihr die Familie Dilger bei Furtwangen darin nach, und schon am Ende des vorigen Jahrhunderts fand eine jährliche Versendung von vielen tausend Uhren durch ganz Europa statt. Es ist höchst interessant, den Fortschritt derselben von ihrem ersten rohen Beginn, wo ein beliebiger Feldstein die Stelle des Gewichtes vertrat, bis zu der heutigen höchsten technischen und künstlerischen Vollendung zu betrachten; niemand, der sich in Tryberg aufhält, sollte versäumen, die „Ausstellungshalle" in Furtwangen zu besuchen, die eine äußerst reichhaltige Sammlung von den ältesten Schwarzwalduhren bis zu den neuesten



Eine Mühle in Gutach.

herab enthält und (wie in gleichem die dortigen Händler) die beste Gelegenheit zu einem preiswürdigen Ankauf bietet. Es findet sich Alles beisammen von der einfachsten Weck- und Kukuksuhr bis zu den kunstvollsten Musikwerken (Orchestrions), die hauptsächlich aus der Stadt Vöhrenbach in der Baar und Unterkirnach herstammen. Unendlich mannigfach sind die geschmackvollen Formen der feineren, oft mit Wachtelruf verbundenen Kukuksuhren, auch solche mit Hahnschrei, Trompetenstößen, allen denkbaren, den Stundenschlag kündenden Stimmen und Rufen stehen für den Liebhaber zur Auswahl. Die Uhrenindustrie nimmt ungefähr denselben Raum auf dem Hochland mit der Strohflechterei ein, ihre Hauptorte außer den beiden genannten sind Furtwangen Gütenbach, Triberg, St. Georgen-Thennenbronn, Lenzkirch, Neustadt. Ueberall in diesen befassen sich zahlreiche Hände mit der Anfertigung der einzelnen Uhrenbestandtheile, und der Wohlstand jener Gegenden ruht wesentlich auf der Befähigung zu dieser, größte Genauigkeit fordernden Arbeit. Besonders gehen in der Gegenwart die Uhren nach Amerika und England; mit hundert größeren und kleineren Kisten hochbestapelte Wagen führen sie, gewöhnlich nächtlicher Weile, zur nächsten Eisenbahnstation hinunter, und es weckt eigenen Eindruck, wenn man im Nachtdunkel das Ohr an eine derartige Ladung legt und hinter den Holzwandungen das lebhafte Durcheinanderticken wie Stimmchen kleiner in Käfige eingesperrter Geschöpfe vernimmt. Ebenso verwunderlich kann es dem Wanderer begegnen, daß er im Sturm und Regen über das Hochland kommt und ihm ob der Thür eines einsam belegenen Hauses weither eine räthselhafte Inschrift entgegensieht, über deren Bedeutung er unter seinem Schirm besonders dann eine Weile vergeblich grübeln wird, wenn der Urheber der Schrift, auf etwas gespanntem Fuß mit der Orthographie stehend (oder vielleicht als Anhänger der neuesten ministeriell ausfindig gemachten), seine Ankündigung in die Buchstaben „Kukukuren“ gefaßt hat.

Wir haben einen Blick auf die bedeutsamsten Gewerbbetriebe des Schwarzwaldes geworfen,

denen sich da und dort noch andre, z. B. die der Kohlenbrenner, der Harzer, der Blechlöffler anschließen; in Bezug auf ihre Wohnsitze aber sind alle diese Gewerkausüber mit der Landwirthschaft betreibenden Hauptzahl der Bevölkerung in ihren Städten, Dörfern, Weilern, Zinken, Rotten und Einzelgehöften vereinigt. Die Städte des Schwarzwaldes in den Thälern und auf dem Gebirg bieten fast ausnahmslos einen sauberen, freundlich-einladenden Anblick; in dem ersteren liegen sie fester, „städtischer" zusammengeschlossen, zeigen, daß sie zu früheren Zeiten von einer (hie und da noch stückweis erhaltenen) Ringmauer umgeben gewesen sind, auf dem Hochland haben sie zumeist mehr den Anstrich einer großen ländlichen Ortschaft. Auf einen guten Gasthof mit freundlichem Entgegenkommen, wohlbesetztem Mittagstisch und bequemer Nachtunterkunft kann der Einkehrende in den Städten überall unbedingt zählen, doch auch in den Gasthöfen der größeren Dörfer wird er nach allen diesen Richtungen nur selten eine vernünftig begründete Ausstellung zu machen haben. Befindet sich in einer Ortschaft eine Poststation, so ist im Durchschnitt am Meisten anzurathen, die mit dieser verbundene Wirthschaft zu bevorzugen. Die Namen der Gasthöfe entstammen der Mehrzahl nach der Thierwelt; am Verbreitetsten ist wohl „der Hirsch", mit der landesüblichen alten, starken Endung stets „Zum Hirschen" genannt. Doch die Namen Zum Bären, Zum Löwen, Zum Rößle, Zum Pfauen, Zum Adler, Zum Schwan, Zum Ochsen und manche andre, schlechthin oder mit einem „schmückenden Beiwort" schwarz, weiß, roth, golden verbunden, stehen an Häufigkeit wenig nach, nur treten in dieser Gegend die einen, in jener die andern mehr auf; „Zum Rappen" hat im Uebrigen zumeist nichts mit dem „Rappen" zu schaffen, sondern ist gewöhnlich ein sonderbar orthographisches „Zum Raben". Von den nicht dem Thierreich entlehnten Benennungen begegnen am Oeftesten: Krone, Stern, Sonne, Engel, Kreuz, grüner Baum, Blume, Rebstock, Traube oder kurzweg „Zur Post". Die Einen haben mehr dem modernen Fortschritt Rechnung getragen, als die Andern, hier finden sich eine abgetrennte „Herrenstube" und ein „Speisezimmer", dort nur eine allgemeine Gaststube, aber dem Zweck der Ausrast und Stärkung dient auch die kleinste Wirthschaft, den an sie zu stellenden Anforderungen gemäß, sauber und gut. Die vielbesuchten Bade- und Luftkurorte unterscheiden sich natürlich größtentheils in Bezug auf ihre Gasthöfe und Wirthschaften durch städtischere, oft weit weniger behagliche Einrichtungen und stellenweise hoch hinauf vertheuerte Preise.

Die engen, langgewundenen Thäler des Schwarzwaldes bedingen auch eine langgedehnte Hinstreckung der Dorfschaften, die, wie wir früher gesehen, schon aus der ersten Ansiedlungszeit herstammt. Gewöhnlich hält die Kirche mit einigen Gebäuden umher die Mitte des Dorfes inne, thalauf und thalab ziehen sich die übrigen Häuser in Zwischenräumen oft nach beiden Richtungen eine halbe Stunde weit fort; zur Rechten und Linken steigen vereinzelte Höfe bis zum Oberrand der Berglehnen hinan. Gemeiniglich fällt der Name des Dorfes mit dem des Thales zusammen; wo das letztere ein sehr langes ist, theilt es sich auch wohl in zwei nach „oben" und „unten" benannte Kirchspiele (Obermünsterthal-Untermünsterthal). Am Längsten hingestreckt aber sind die Dörfer und Weiler in den kleineren Seitenthälern, wo das erste Haus nicht selten am Ausgang desselben steht und das letzte droben am obersten Anfang auf der Höhe liegt. Die Durchwanderung einer solchen, vielleicht nur aus 20—30 Gebäuden bestehenden Ortschaft kann Stunden erfordern. Nach oben hinauf nehmen diese Dörfchen vielfach den Namen „Zinken" oder „Rotten" an und zerstreuen sich dann noch immer weiter auseinander, so daß die Lage der Häuser schließlich den Einzelgehöften gleichkommt, die das Hochland überdecken und häufig in vielstündigem Umkreis über Berg und Muldenthal den Sammelnamen einer weitzersplitterten Gemeinde tragen.

Das alte „Schwarzwaldhaus" mit seinem dunkelbraunen Gebälk, den kleinscheibigen Fenstern, Holzbrüstungen, dem ringsum weitüberspringenden, mächtigen, fast zur Erde herabreichenden Dach und der schrägen Seitenauffahrt zu dem Heuboden ist leider mehr und mehr

im Verschwinden begriffen. Es finden sich wohl in vielen Thälern noch manche altprächtige, malerische Muster der Art, doch der Geist der Zeit geht dahin, sie durch charakterlose Stein- oder Fachbauten zu ersetzen. Auch dem Hochland droht der gleiche Verlust mehr und mehr, doch tritt dort etwas anderes, kaum minder Ansprechendes an die Stelle durch die allgemeine Ueberkleidung der Hauswände und Dächer mit kleinen, hellgrauen Holzschindeln, die einen überaus sauberen und zierlichen Anblick gewähren. Ein solches Dorf in seiner Thalmulde von der Sonne überglänzt, wirft überallher ein eigenthümliches Geflimmer zurück, als ob die Lichtstrahlen von tausend kleinen rieselnden Silberwellchen aufgefangen und wiedergespiegelt würden; seltsam überrascht zuweilen das schimmernde Emportauchen eines derartigen Daches aus weiter Berg- und Waldeinsamkeit. Ausnahmslos ist die Wohnstube jedes Schwarzwaldhauses mit einem mächtigen, fast immer grünglasirten Ofen gerüstet, um der langen Winterkälte zu trotzen. Auf zwei oder drei Seiten läuft eine Bank um den Ofen her, gewöhnlich von diesem selbst mit seinem Sockel gebildet; auf den Höhen ist auch wohl die Einrichtung getroffen, daß die Hausbewohner sich auf seine Oberfläche hinzustrecken vermögen, um sich in besonders polarhaft bedrohenden Froststurmnächten vor dem Erfrieren zu schützen.

Ein kurzer Schritt führt von der gemeinsamen äußeren Wandumhüllung der Hausbewohner zu der des Einzelnen, der Gewandung. Gleich den Sitten und Gebräuchen erhalten sich überlieferte charakteristische Kleidertrachten länger in Gebirgsgegenden als in Flachländern, deren Bevölkerung leichter der Beeinflussung durch städtische Mode unterliegt, und auch der Schwarzwald hat sich noch viel Eigenart der Kleidung bis heute bewahrt, auffallender Weise im Ganzen das weibliche Geschlecht mehr als das männliche. Wenigstens in den Städten, wo man noch oft Frauen in ihrer alten Nationaltracht sieht, deren Männer dieselbe vollständig abgelegt haben. In den Dörfern und auf dem Hochland dagegen sind auch die letzteren vielfältig bei dem Väterherkommen in der Kleidung verblieben und tragen sie mindestens am Sonntag als Festgewand. Dies wechselt etwas nach den Gegenden, stimmt aber doch im Allgemeinen darin überein, daß ein langer, dunkler Rock mit rother oder weißer Ausfütterung bräuchlich ist. Die Brust bedeckt eine rothe Weste oder ein Brusttuch, in heißer Zeit nur ein farbiges Zwerchband zwischen den Hosenträgern über dem grobleinenen Hemd; vollendet wird der Anzug durch dunkle Kniehosen aus Tuch, Sammet oder Leder, schwarze oder weiße Wollenstrümpfe, ein um den Hals geknüpftes schwarzes Tuch und breitgeränderten Filzhut; ältere Bauern tragen wohl noch alte Silbermünzen als Knöpfe an Rock und Weste, die jüngeren Burschen meistens „Schopen", kurze Jacken mit farbigem Kamisol drunter. Oft indeß sieht man auch bei dem sonntäglichen Kirchgang schon als vornehm geltende, völlig städtische schwarze Kleidung. Die weibliche Tracht ist um Vieles mannigfaltiger, erleidet in jedem Thal nach Zuschnitt, Stoff und Farben Abwandlung, zertheilt sich in manchen Gegenden in eine dreifache, die werktägliche, sonntägliche und eine solche für besonders hohe Feste, Hochzeiten, Leichenbegängnisse und läßt sich nicht unter eine Gesammtschilderung zusammenfassen. Doch kehren in ihren Abänderungen die stark gefältelten „Jüppen" (Röcke, jupon) wieder, die wunderbar schillerfarbigen Schürzen, kurze, engärmelige, oft weitaus nicht bis zur Taille reichende „Schopen", bunte Leibchen und Brustlätze, Koller, bebänderte, auf der Rückseite gold- oder silberbestickte Kappen oder breite Strohhüte mit häufig sonderbarstem Aufputz von großen farbigen Wollenknäueln. Die curioseste, doch in letzter Zeit beinahe verschwindende Kopfbedeckung tragen die Elz-, Glotterthälerinnen und Simonswälderinnen (doch nur die Frauen): Hohe gelbe oder rothe Hüte, in der Form altväterischen „Cylindern" völlig gleich; eine größere Ansammlung derselben, z. B. in der Kirche, bietet etwas vollkommen Burlesk-Groteskes. Im ganzen „Markgräflerland" herrscht ausschließlich die große, auf der Scheitelmitte befestigte Flügelhaube aus schwarzer Seide oder Battist, gleich einer riesigen, die Fittige ausspannenden Fledermaus weit zu beiden Seiten des Kopfes abstehend, indeß ein hübsches Gesicht, wenn auch befremdlich, doch nicht übel kleidend. Die Flügelhaube ist ein protestantisches Kennzeichen, wie



Vor einer Wallfahrtskirche. Von Wilhelm Hasemann.

denn die confessionellen Unterschiede außerordentlich auch solche der Trachten mit sich bringen. Unter der katholischen Bevölkerung waltet weit mehr das Farbige und Absondere vor; bezeichnend dafür ist schon, daß die katholischen Frauen und Mädchen bei der Werkeltagsthätigkeit rothe, die protestantischen weiße Kopftücher tragen. Wie gesagt, tritt aber überhaupt allerorten Verschiedenartigkeit auf, selbst nächstbelegene Nachbardörfer gleichen sich oft nicht völlig in der weiblichen Kleidung. Von dem Fremden bleibt dies wohl unbemerkt, aber für die Trägerinnen enthalten feine Unterschiede in der Nüance einer Schürzenfarbe, in einer Strumpfzwickel, einem Zopf- oder Hutband schwerwiegende Bedeutung.

Im Ganzen sind die weiblichen Nationaltrachten wohl kleidsam und Augen erfreuend, doch in manchen Bezirken haben unsinnige Steigerungen, Kürzungen und Aufbauschungen einzelner ihrer Bestandtheile zur Geschmacklosigkeit und höchster Unbequemlichkeit, ja bis zur vollständigen Unförmlichkeit der Gestalt geführt. Da steht z. B. so ein kleines Ding von nicht recht zu schätzenden Jahren, etwa fünfzehn bis achtzehn, in seinem Sonntagsstaat; ein paar lange, dicke Zöpfe besagen, daß es ein Mädchen ist, und wenn der Blick sie aus ihrer unförmigen Hülse herausschälen könnte, käme jedenfalls ein natürliches und vielleicht recht zierlich gebautes Evatöchterlein zum Vorschein. Aber so ist's, wenigstens vom Rücken her gesehen, nur ein kleines, komisches, buntfarbiges Ungethüm, und vermuthlich wird die Vorderschau nicht viel daran ändern. Sie trägt ein ganz sommerhimmelblaues Kleid mit halbschuhhohen Achselpolstern, zwischen denen der Kopf wie auf einem buckligen Rücken festgeklemmt sitzt. Wahrscheinlich hat die Natur auch ihr unter dem Prachtgewand um die Leibesmitte herum etwas von dem verliehen, was die Städterinnen mit mehr oder minder Vernunft und Vortheil oder Nachtheil für ihr Leben als Taille zur Schau stellen, doch die altvererbte Toilettenkunst ihres Dorfes ist nicht gewillt gewesen, ihr eine leiseste Andeutung davon zu belassen. Statt dessen hat sie auf die Hüften und rund um den Leib hohe, breite, dicke Wülste gelagert, über die sich der Rock wagrecht wie ein Glockenmantel wegspannt und dann gegen die Füße verdünnt, schräg zugespitzt herabfällt. Die untere Hälfte des jungen Dinges erscheint so wie eine umgekehrte, halbabgestumpfte, blaue Pyramide, und darauf paradirt etwas wie ein gleichfarbiger, vertrakter, auswüchsiger alter Weidenstumpf, der statt grünbelaubter Austriebe oben braunes Haar und darüber ein kleines, schwarzbebändertes, goldbesticktes Hinterkopfskäppchen trägt. Nun dreht sie sich, und über dem himmelblauen Rock prunkt eine frühlingsgrasgrüne Schürze; das Kleid ist vorn auf der Brust weit geschlitzt, ein rothbeschnürtes jaspisfarbenes Mieder füllt die Lücke. Darüber sitzt ein achatbraunes seidenes Halstüchelchen, schön glatt und straff gezogen und mit einem papierdünnen Goldblechschmuck besteckt, der wie ein paar große gelbe Butterblumen auf einer dürren Ackerscholle flammt. Es giebt keine Farbe des Regenbogens, die nicht ihre Pracht über sie ausgeschüttet hätte, und offenbar fühlt sie sich sehr glücklich und stolz über ihren wundervollen Sonntagsanzug. Doch wie sie den Kopf jetzt hebt, sieht dabei ein so niedliches, rosig-weißes, weiches und feines Gesichtchen auf, daß kaum ein Zweifel bleiben kann, die unerkennbare Gestalt drunter in den unförmlichen Polstern und Wulsten werde nicht minder anmuthig und mädchenhaft zierlich von der Natur drangefügt sein.

Die rothen Lippen leicht über die kleinen, schneehellen Zähne aufziehend, daß sich ihr flüchtig schelmische Grübchen in die Wangen falten, blickt sie uns mit zwei veilchenblauen Augen halb „verschamt“, halb treuherzig an, und innerlich kopfschüttelnd betrachten wir das allerliebste, närrische Menschenbild.

Ja, manchmal merkwürdige, oft schier unbegreifliche, sinnlos entstellende Tracht des weiblichen Geschlechts auf dem Lande! Wer sie einmal ausgeklügelt und zuerst zurechtgeschneidert hat, konnte auf eine Preismedaille für Bekleidungsnarrheit Anspruch machen. Sie leistet nicht selten Alles an Widernatur, was die feinste Pariser Costümkünstlerin zu erdenken vermöchte, und jedenfalls besitzen die ländlichen Trägerinnen keinen berechtigten Grund, groß gaffende

Augen der Verwunderung nach den Centaurentournüren oder Reifrock-Tonnengestellen vornehmer städtischer Damen aufzureißen. Doch haben sich viele Schwarzwaldgegenden, zumal auf dem Hochland, von derartigen Geschmacksverirrungen frei bewahrt und lassen einen Wettstreit mit den anmuthig-kleidsamsten Nationaltrachten im übrigen Deutschland zu. Natürlich drängt sich auch die Sucht nach „Verfeinerung“ ein, indeß kaum in die eigentlich an der Landscholle haftende Bevölkerung. Wo man „damenhaftem“, städtischem Sonntagsstaat begegnet, wird man voraussetzen dürfen, daß er Frauen und Töchtern aus den Industriekreisen angehört.



Der „Herrgottswinkel“.

Ebenso wechselreich wie die weiblichen Trachten sind auch die Mundarten des Schwarzwaldes; man kann von ihnen gleichfalls sagen, daß sie fast in jedem Thal eine stärkere oder geringere Verschiedenheit darbieten. Zunächst ist einem durch Hebel's „Alemannische Gedichte“ verbreiteten Irrthum zu begegnen. Man könnte die Sprache derselben gleichsam ein Sanskrit gegenüber dem Prakrit der wirklichen alemannischen Volksmundarten benennen; sie wird nirgendwo, auch nicht im Wiesenthal s o geredet, sondern stellt gewissermaßen eine einheitliche Zusammenbildung der Vorzüge vieler Dialektabweichungen dar, eine Idealverklärung der Einzelmundarten zu einer nicht in der Wirklichkeit vorhandenen Allgemeinsprache. So wohllautend diese dem Auge auf dem Druckblatt zu klingen scheint, so wenig thut sie's vielfach dem Ohr aus dem Munde der Sprecher; hier ist einmal die Theorie golden und der Baum der Praxis häufig recht grau belaubt. Der Nord- und Mitteldeutsche wird fast überall große Mühe haben, zum Verständniß einer längeren Ansprache oder Erwiederung des schwarzwälder Landvolks zu gelangen, sehr oft wird ihm dies mit dem besten Willen überhaupt nicht gelingen. Am Wenigsten im südlichsten Theil des Gebirgs, dem Markgräfler- und Hauensteinlande, deren Sprache starken

Anklang an die nordschweizerische Mundart bietet; das Wiesenthal dazwischen vertritt indeß das reinste badische Alemannisch. Ebenso zeigt sich im Breisgau und der Ortenau eine nahe Verwandtschaft mit dem Elsässer „Ditsch“, allerdings nicht ganz so unverständlich wie das letztere und minder heiserrauhkehlig; jedenfalls stellt diese Mundart durch ihren besonderen Consonantismus die stärkste Abweichung unter den Gesammtdialecten auf. Die grammatischen Formen der alemannischen Volkssprache (die man übrigens vielfältig von sogenannt Gebildeten in den größeren Städten ebenso hört) sind zum großen Theil höchst widersinnig verschoben, z. B. Indicativ und Accusativ völlig vertauscht; träge Abschleifung der Endsilben, Corrumpirung der Worte und harte Zusammenziehung verursachen große Undeutlichkeit des Klanges, in dem Zisch- und Gutturallaute vorwalten. Die schwäbische Mundart im württembergischen „Schwarzwaldkreis“ ist unfraglich ansprechender und klarer in's Ohr fallend, wenngleich auch sie für den Fremden manche Verständnißschwierigkeit mitbringt.

Aus der Feststellung der Stammeseinheit der Alemannen und Sueven geht hervor, daß auch ihre Sprache ursprünglich die nämliche gewesen und nur verschiedene Entwicklung genommen. Wann und wie dies im Mittelalter geschehen, ist deutlich nachweisbar; kurz läßt sich das Verhältniß zwischen beiden dahin kennzeichnen, daß sich in der schwäbischen Mundart eine der neuhochdeutschen Sprache höher angenäherte darstellt, während die alemannische einen auf der Lautstufe des Mittelhochdeutschen verharrten, zurückgebliebenen Dialect bildet. Der wesentlichste Unterschied beider beruht auf dem Vocalismus; das Alemannische hat überall die alten î, û, ü, ou, iu, beibehalten (wib, bur, müs, koufa, fiur), das Schwäbische sie zu ei, ou, eu, au, ui umgewandelt (weib, bour (Bauer), Mäus (Mäuse) kaufe (kaufen), fuir (Feuer). Außerdem sind die Gutturallaute ch, kh im ersteren meistens rauher als im letzteren. In ein kürzestes Beispiel gefaßt, kann man sagen: Wo das hochdeutsche „gewesen“ gsi lautet, spricht man alemannisch, wo dafür gsai (oder gwê) geredet wird, schwäbisch.

So hat sich die beste, am Leichtesten auffaßbare Sprache dort ausgebildet, wo das Schwäbische und Alemannische auf der Gebirgshöhe zusammenstoßen und ihre guten und hübschen Eigenarten wechselseitig aneinander ausgetauscht haben. Dadurch behauptet das Hochland von Bonndorf-Lenzkirch an bis über das Kinzigthal hinaus auch den Vorzug unschwerer Verständigung mit den Bewohnern, wozu indeß jedenfalls die Uhrenindustrie durch das weite Umherkommen vieler ihrer Betreiber und Händler in deutschen Landen nicht unwesentlich beitragen mag. Selbstverständlich wird der Fremde in allen Gasthöfen und größeren Wirthschaften nicht auf sprachliche Hindernisse stoßen.

Auch in Bezug auf die ländliche Grüßart unterscheiden sich das Alemannische und das Schwäbische. Es finden sich nur wenig Stellen im Schwarzwald, wo männliche, wie weibliche Bevölkerung dem ihr auf Straße und Steg Begegnenden nicht „die Tageszeit bietet“; beim Heimgang aus der Kirche oder von einer sonstigen Zusammenkunft kann daraus für den Wanderer eine Art Spießruthenlaufens erwachsen, da er eine halbe Stunde lang fast unausgesetzt auf hundertfältigen Gruß zu erwiedern hat. Aber während im Schwäbischen das alte „Grü-eß Gott!“ (und „Pfü-et Gott!“) ausschließlich seine Herrschaft erhalten, ist dies in den reinalemannischen Bezirken des Schwarzwaldes beinahe gänzlich abgekommen, obwohl es dort vor noch nicht langer Zeit ebenfalls bräuchlich gewesen sein muß, da Einem noch dann und wann alte Leute mit einem „Grüß Gott!“ vorübergehen. An die Stelle ist heut allgemein ein charakterloses, äußerst unmelodisches, langgezogenes „Tak!“ (Guten Tag!) getreten, doch nur in der Zeit von ungefähr neun Uhr Vormittags bis vier Uhr Nachmittags. Der Schwarzwälder hält sehr genau auf die Tageszeit, grüßt vorher stets mit „n'Morge“ und nachher mit „n'Obnd“. Vereinzelt kommt auch wohl „Mittak!“ und „Nachmittak!“ vor. Der für deutsches Land geschmacklose Verabschiedungsgruß „Adjö“ ist leider überall durchgehend, wo das schwäbische „B'hüt Gott!“ verschwunden.

So haben wir „Land und Leute" des Schwarzwaldes der Gegenwart in einer allgemeinen Ueberschau an uns vorübergehen lassen; zu den letzteren gehören noch allerhand umwandernde „Existenzen" (oft fast wie lucus a non lucendo erscheinend) männlicher und weiblicher Gattung, die man wohl da und dort auf Wegen und Pfaden antrifft. Meistens ziehen sie schwer beladen einher, mit einer gefüllten Kiepe oder sonstiger Traglast auf dem Rücken, in denen sie Hausirerschätze aller denkbaren Art für billigste Preise, Ausschußwaaren von Stadtläden und Jahrmarktsbuden führen und damit die Zinken und Rotten, doch mit Vorliebe auch die einsamst entlegenen Gehöfte aufsuchen. Wunderliches Volk manchmal in Tracht und Aussehen, und zuweilen noch wunderlicher in den Köpfen. Heruntergerathene, ehmals vermögliche Leute finden sich drunter, verkannte Genies, große Philosophen, Allerweltswisser, -Rathgeber und -Beihelfer. Sie bilden in der Berg- und Waldeinsamkeit die wandernde Zeitung (obwohl der Landbriefträger täglich einmal auch in das abgelegenste Haus Post hinaufbefördert), die kleine und große Welt, setzen durch die Fülle ihrer Alles umfassenden Kenntnisse Alt und Jung in mundaufreißendes Staunen. Es kann höchst unterhaltend sein, mit ihnen auf einer Wirthschaftsbank zusammenzutreffen und sich an ihrer demosthenisch sprudelnden Beredsamkeit oder ihren tropfenweis quellenden tiefsinnigen Betrachtungen zu erfreuen und zu bereichern. Zumeist geht Einem erst nach einer Weile auf, daß es hinter ihren Stirnbeinen nicht ganz richtig beschaffen ist, oder daß in chaotischem Nest ihres Kopfes eine Brut uralten Aber- und Wunderglaubens aus Vorväterzeit durcheinander sprattelt. Aber ausnahmslos ist es harmloses Volk, dem zu begegnen nur Spaß macht und das mit üblichem Weggruß unter seiner sauren Traglast oder der Bürde seiner Gedankenfülle vorübergeht.

Schließen wir diesen Abschnitt mit ein paar „Bildern", wie sie das Hochland in häufiger Wiederkehr darbietet! Wir sehen am sonnenfreudigen Sonntagmorgen das Gehöft eines „Höchstbauern", des am Weitesten nach oben Seßhaften einer zerstreuten Ortschaft vor uns. Das mächtige, mit silbergrauen Schindeln bedeckte Dach wölbt sich vorn weit über zahlreiche grüne Fensterstöcke des oberen Wohngeschosses, nach rückwärts dagegen gräbt es sich in den Rasenboden der Berglehne hinein, an der das Haus steht; so führt eine ebenerdige Zufahrt von hinten durch ein großes Scheunenthor in den Heuraum, welchen man von der Vorderseite erst vermittelst des Treppenanstiegs im Innern erreicht. Das ganze Gebäude ist tadellos gehalten, ohne das geringste „Unthätle"; festlich sauber gekehrt liegt der Hofraum nebenan, selbst die Aufstaffelung des Düngers besitzt eine gewisse feierliche Architektur, und die Federkleider vielfältig durcheinander wimmelnder Hühner und Haustauben erscheinen wie frisch aus der Wäsche gekommen. Ein Rundblick läßt die Berechtigung des Namens „Höchstbauer" erkennen. Der Hof schaut weit über die gesammte Thalmulde mit ihren übrigen Wohnstätten hinweg, Haferfeld und Wiesen auf sanft geneigten Hängen ziehen sich vom Gehöft abwärts, über diesem aber gipfeln sich mäßig ansteigende, kahle Steinmatten, oft von großem, grauem Felsgeblöck durchsetzt, dann folgt grüner Laubbusch und als letzte hohe Krone drüber dunkler Tannenwald. Die ganze Landschaft umher ist einfach, allein wohin man blickt, zieht sie das Auge und den Fuß mit geheimem Anreiz in ihre Stille, zu den sonnigen Gesteinhalden und reglosen Waldrändern hinan. Kein Laut ist überall als Lerchengetriller und das Wettkrähen zweier Hähne auf weit auseinander belegenen Höfen. Schrill und siegesgewiß schmettert der nähere jedesmal seinen Ruf hinaus und hebt triumphirend, den letzten Schrei zu behalten, den flammend rothbekammten Kopf. Aber jedesmal kommt es dennoch, unendlich weit her, wieder wie ein in der Sommerluft zerrinnendes Echo zurück, so daß ein Menschengehör es oft kaum vernimmt. Das Ohr des herausgeforderten Rivalen jedoch hat nichts Anderes zu thun, als auf das Verstummen oder Entgegnen in der unbekannten Ferne hinüberzuhorchen, und er schleudert aus dick aufgekollertem Hals wieder lautes Zeugniß seiner unermüdlichen Hahnesehre in die Sonntagsstille

hinein. Vom Horizont, matt im Licht zergehend, sieht wie der hochaufgewölbte, langhingestreckte Rücken eines antediluvianischen Walfischungeheuers der Feldberg herüber.

Rund um diesen her steigert sich das Hochland zu seinen stärksten Erhebungen an, wird das Steingeblöck der tiefschwarzen Waldmassen am Dichtesten und Mächtigsten, ragen die Tannenwipfel am Gewaltigsten auf. Die Natur behauptet noch ihr altes Anfangsrecht, und auch am Menschenleersten wird's. Doch eben in diesen weiten Einsamkeiten webt der geheimste Zauber des Schwarzwaldes.

Die Wolken ziehen von Mittag her,
Weißleuchtende Segel in blauem Meer.
Wie alte Tempelsäulen stehn
Ernstgraue Felsen; im Windeswehn
Darüber wallend ein grüner Kranz,
Und um sie im schimmernden, flimmernden Glanz
Wie reiches Geschmeide,
Rothblühende Haide.

Doch im Dämmern des Waldes in moosiger Kluft
Von Tannennadeln ein schauernder Duft;
Ein Lichtstrahl, der verloren irrt,
Ein plätschernder Quell, ein Tauber girrt;
Verhallend stößt der kreisende Weih
Fernher aus den Lüften klagenden Schrei
Hoch über den Zweigen;
Sonst tiefes Schweigen.

Im Gerank und Gestein ein Pfad noch kaum,
Nur einsame Wildniß im Mittagstraum.
Da schillert es auf wie ein spiegelnder Bach,
Aus silbernen Schindeln ein glitzerndes Dach,
Eine letzte Behausung, weithin allein
Und verlassen im zitternden Sonnenschein;
Nur Rispen und Ranken
Lispeln und schwanken.

Kein Laut; weit offen das graue Thor,
Zwei winzige Geschöpfchen nur knieen davor;
Ein Büblein, ein Mägdlein, zusammengeschmiegt,
Barfüßig, barhäuptig. So reglos liegt
Auf den Knieen das Pärchen. Ein Hauch bewegt
Ihm das flächserne Haar; umeinandergelegt
Hält stumm es nach oben
Die Hände gehoben.

Ist's zum Mittagsgebet? Kein Herdrauch steigt
Vom Dachfirst auf, und Alles schweigt.
Durch's Stubenfenster nur schimmert es hell:
Ein Linnen, gespreitet auf niedrem Gestell,
Ein Kopf heraufgebettet am Rand,
Ein weißes Gesicht; eine reglose Hand
Hält, licht wie von Golde,
Eine Blüthendolde.

Wie Silber rieselt's vom glimmernden Dach;
Die Mutter liegt todt im dumpfen Gemach,
Der Vater stieg zum Kirchdorf hinab
In der Mittagsrast und bestellt ein Grab;
Tief drunten klirrt sein Schritt durch's Gestein,
Gleichmäßig. Die Kinder blieben allein,
Die Hände faltend
Und Todtenwacht haltend.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Ein seltsames, wie aus einem alten Volksmärchen geschnittenes Bild, wenn der Umwanderer es in der Gebirgseinsamkeit derartig antrifft. Doch schließen wir mit einem anderen, heiterer gearteten, wie es, ein wenig so oder so verschieden, Jedem manchmal am Abend entgegentreten wird.

Hinab zum Städtchen
In's Nachtquartier!
Am Brunnen die Mädchen,
Der Wirth vor der Thür.

Die Bauern zur Linken
Lärmen und plärr'n;
Zur Rechten blinken
Die Tische der „Herrn".

Der Bauern Gehader
Tönt auf und verweht;
Nun redet der Bader
Als Autorität.

Doch hüben, verloren
In ernsten Befund,
Die Honoratioren
Mit nippendem Mund.

Der Apotheker,
Der städtische Rath,
Der einstige Bäcker
Und jetz'ge „Privat".

Der Bürgermeister,
Als Meister des Wort's
Nach Würden preist er
Den Pfarrer des Ort's.

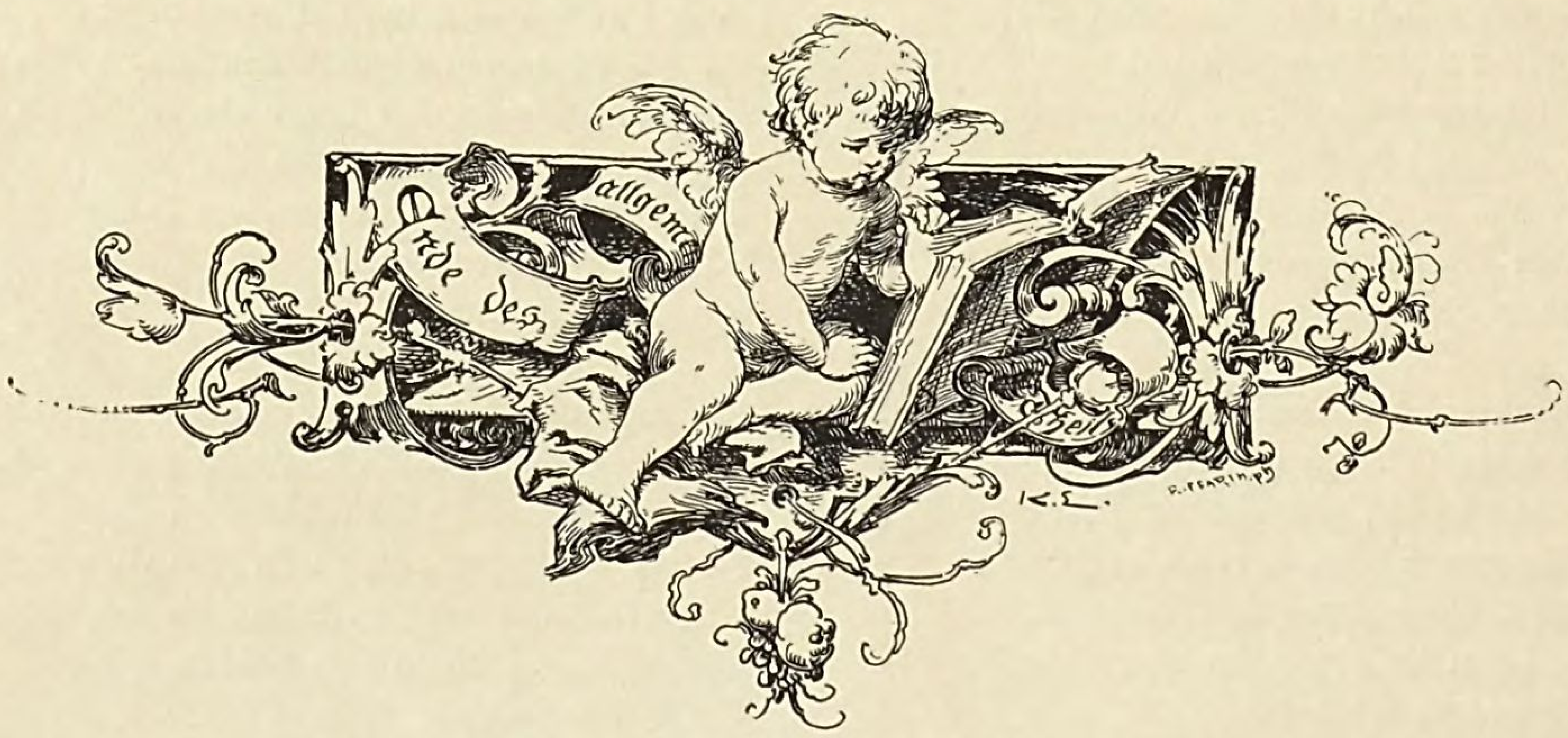
Mit würdiger Haltung
Berühmet der Hirt
Des Städtchens Verwaltung —
Es schmunzelt der Wirth.

Es folgen die Züge
Sich rascheren Gang's,
Es klappern die Krüge
Beschleunigten Klang's.

Zur Rechten, zur Linken
Gered' und Geschrei —
Die Lider sinken
Allmählich dabei.

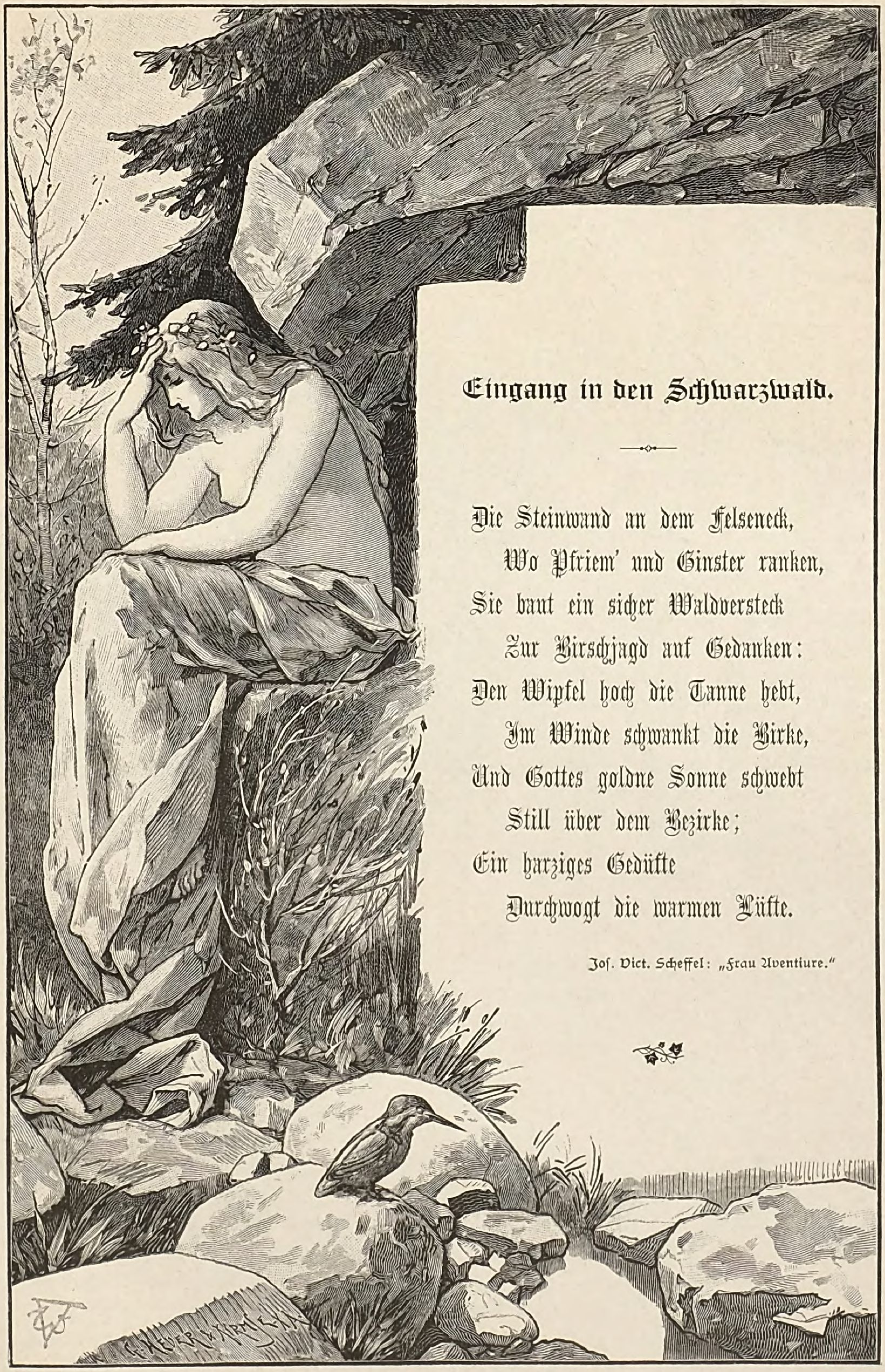
Zur Ruh' denn! Ein Rufen
Des Wirthes, und dann
Die dunkelnden Stufen
Nach oben hinan

Ein freundlich Geschöpfchen
Hat Licht angemacht
Und nickt mit dem Köpfchen:
Schlafets wohl! Gute Nacht!



Besonderer Theil.

Die Einzelgebiete des Schwarzwalds.



Eingang in den Schwarzwald.

Die Steinwand an dem Felseneck,
Wo Pfriem' und Ginster ranken,
Sie baut ein sicher Waldversteck
Zur Birschjagd auf Gedanken:
Den Wipfel hoch die Tanne hebt,
Im Winde schwankt die Birke,
Und Gottes goldne Sonne schwebt
Still über dem Bezirke;
Ein harziges Gedüfte
Durchwogt die warmen Lüfte.

Jos. Vict. Scheffel: „Frau Aventiure."

Die nördlichen Eingangspforten in den Schwarzwald.

(Würtembergischer Schwarzwald.)



Durlach.

Demjenigen, den der Bahnzug von Norden her durch das Rheinthal auf Karlsruhe zuführt, winkt von abgerundeter geringfügiger Bergkuppe ein weithin sichtbarer Thurm den ersten Gruß des Schwarzwaldes entgegen, das hohe alte Gemäuer auf dem „Burgberg" bei der Stadt Durlach. Die Vorgeschichte des Thurms, wie des Ortes zu seinem Fuß liegt im Dunkel ferner Vorzeit. Muthmaßlich war der erstere eine Römerwarte des Decumatenlandes oder steht auf den Fundamenten einer solchen und sah auf eine römisch-keltische Niederlassung „Duriacum" herab. Jedenfalls ist die Stadt eine der ältesten des Rheinthals, und war, an der Pfinz belegen, dem ehemaligen Pfinzgau zugehörig. Die Geschichte thut ihrer im 11. Jahrhundert als eines Dorfes Erwähnung, im 12. ward in einer ihrer Gassen, die danach noch heut „Königsgäßchen" heißen soll, Herzog Konrad von Schwaben ermordet. Bald darauf verlieh Kaiser Friedrich II. sie als „Eigengut" an die Markgrafen von Baden, die ernestinische Linie der letzteren erhob sie im 16. Jahrhundert zu ihrer Residenz und benannte sich nach ihr „von Baden-Durlach" (die sogenannte „untere Markgrafschaft"). In Folge dessen blühte das Städtchen auf — eine markgräfliche „Schulordnung" aus jener Zeit ist von eigenthümlicher, trefflicher Art und schon 1529 ward hier eine Luther'sche Bibelübersetzung gedruckt — doch der dreißigjährige Krieg reckte seine grimmigen Fänge auch über Durlach aus. Nach der Schlacht bei Nördlingen ward es von Tilly'schen Mordbrennern eingenommen und verwüstet, die mit Jagdhunden nach den in die Wälder unter den Schnee geflüchteten Einwohner und besonders Einwohnerinnen spürten. Das Ende des 17. Jahrhunderts brachte — selbstverständlich — eine vollständige Zerstörung der Stadt durch die Verheerer der Pfalz unter dem General Melac mit sich. Von der ganzen Ortschaft blieben nach dem „Durlacher Brand" des Jahres 1689 nur fünf kleine Häuser übrig, und die Stadt mußte völlig aus Schutthaufen neu auferstehn. Dann verlor sie ihre frühere Bedeutung gänzlich, als im Anfang des folgenden

Jahrhunderts der Markgraf Karl Wilhelm seine Residenz von ihr nach Karlsruhe verlegte. So ist Durlach heut ein stiller Vorort des letzteren, aber dennoch nicht so geringfügig, wie es von der Bahn aus erscheint. Um das 1689 wieder erbaute Schloß lagert ein fester städtischer Kern mit mannigfachem Straßengezweig, schöne, freundliche Gärten umgeben besonders den südlichen Außenrand. Auch die Wirthschaft zum „Amalienbad", nahe dem Bahnhof, bietet höchst angenehmen, luftig-schattigen Gartenaufenthalt mit anmuthiger Ländlichkeit verbunden.

Auf dem Weg zum Thurmberg am oberen Stadtende legt ein mächtiger Felsblock neben dem Rande eines winzigen Wasserlaufs durch seine Inschrift: „Anno 1672, 19. Sept. ist dieser Stein ein Halbstund wegs vom Gewesser hergefloz worten", Zeugniß von der kaum glaublichen Kraft eines hoch angeschwellten, für gewöhnlich fast wasserlosen Sturzbaches ab. Der Fußpfad zur Berghöhe hinan führt nicht ohne Mühsal über 538 Steinstufen empor, denen sich noch 114 im Innern des Thurmes hinzugesellen. Beschwerdelos hebt dagegen in wenigen Minuten eine neue Drahtseilbahn zu der Wirthschaft auf dem Gipfel hinauf. Wer Zeit besitzt, einen Zug in Durlach zu überschlagen, sollte den Besuch dieser ersten Schwarzwalderhebung nicht versäumen; eine Stunde reicht dafür aus, da man, besonders an schönen Nachmittagen, alle zehn Minuten auf den Abgang eines Drahtseilzuges rechnen kann.

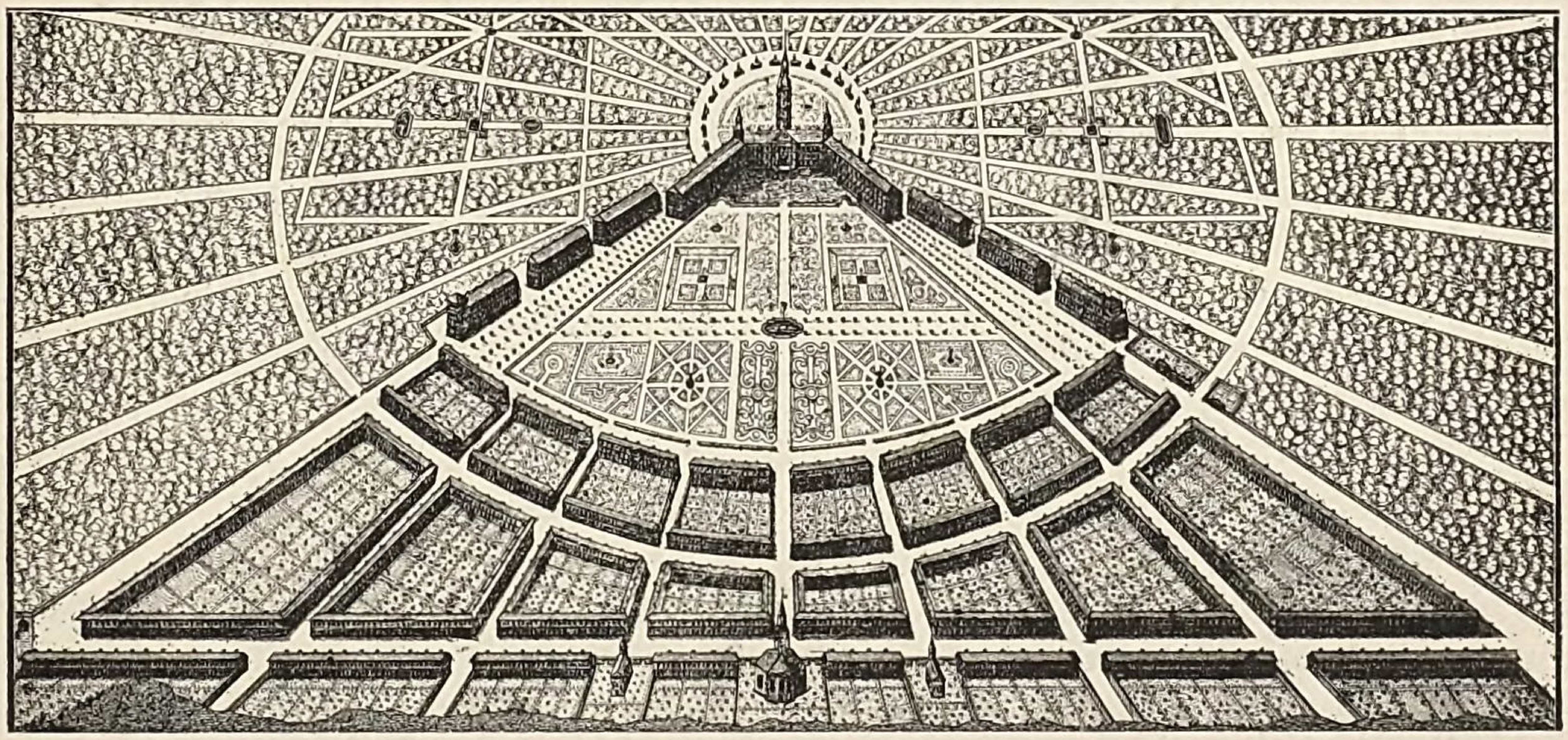
Der sogenannte „Durlacher Thurm" gehört im Grunde nicht zu Durlach, sondern zu dem nördlich unter ihm belegenen, schon im 9. Jahrhundert als Besitzthum des Klosters Weißenburg im Elsaß genannten Dorfe Grötzingen, welches im 12. Jahrhundert „Grafen von Gretzingen" besaßen. Diese waren Herren der Burg, die im 13. Jahrhundert an die Markgrafen von Baden kam und den Sitz des Markgrafen Rudolph I. bildete, doch 1281 von seinem Namensvetter Kaiser Rudolph I. (oder dem Bischof von Straßburg) erobert und zerstört wurde. Das Schloß scheint seitdem kaum recht wiederhergestellt worden zu sein, verfiel jedenfalls rasch, so daß schon im 16. Jahrhundert nur noch der Thurm stand.

Der Blick von der Platte desselben umfaßt bei klarer Sicht eine weite Rundwelt. Im Norden gewahrt er über die Einkerbung des Pfinzthales die Rücken des „Neckargebirgs" gegen den Odenwald hin; westwärts ragt aus der Ebene der gewaltige, vierfach bethürmte Dom von Speier, und die „schwarze Gloriole" unablässig aus zahllosen Schloten aufqualmender Rauchmassen deutet die Lage Mannheims. Da und dort blickt der Rhein durch seinen Pappel- und Weidenkranz, das Hardtgebirg der Rheinpfalz hebt sich hinter ihm in schöner Linie, nach Südwesten staffeln die Vogesen sich langsam an. Vom hohen Schwarzwald dagegen gewahrt man noch nichts; nach Süden und Osten scheint der Blick fast wie über ebenes, nur leicht gewelltes Land hinzugehen, mit endlosen Wäldern, zumeist von Laubholz bedeckt. Doch täuscht dieser Eindruck; von unten gesehen stellt die scheinbare Fläche sich als ein langer, niedriger Bergstrang dar, der, gerade von Norden nach Süden laufend, den Thurmberg mit dem eigentlichen nördlichen Schwarzwald verbindet.

Ueber die Dächer von Durlach drunten gen Westen fortgehend, trifft der Blick auf eine am Bahnhof beginnende, schnurgerade, eine Stunde lange Pappelallee, an deren unterem Ende das Glimmern der Sonne auf mannigfachen Thürmen, großvorragenden und ein Gewirr bildenden niedrigeren Häusern eine verhältnißmäßig weitausgebreitete Stadt deutet. Noch vor zwei Jahrhunderten hätte das Auge dort nichts als dichten Wald gewahrt, aus dem sich nur eben bemerkbar der Kirchthurm und das (1689 gleichfalls von den Franzosen eingeäscherte) markgräfliche Schloß des angeblich um eine markgräfliche Mühle entstandenen Städtchens Mühlburg aufgehoben. Ungefähr in der Mitte zwischen diesem und Durlach lag das im Jahre 1110 vom Grafen Berthold von Henneberg gestiftete, später zu einem fürstlichen Schloßsitz und Oekonomiehof umgewandelte Kloster Gottsau. Wo vom letzteren sich der tiefe „Hardwald" bis nach Mühlburg erstreckte, dehnt gegenwärtig sich Karlsruhe, die Haupt- und Residenzstadt des Großherzogthums Baden, aus.

Die Zerstörung Durlachs und ein Begehren nach ländlicher Ruhe weckten im Anfang des 18. Jahrhunderts in dem Markgrafen Karl III. von Baden (die beiden lange getrennt gewesenen Markgrafschaften Baden-Durlach und Baden-Baden waren wieder zur Vereinigung gelangt) den Gedanken, sich in der Einsamkeit einen Wohnsitz zu erbauen. Im Jahre 1715 begann er mit der Verwirklichung dieses Planes, der Sage nach an einer Stelle, wo er, von der Jagd ermüdet, eines Tages im Walde in Schlaf gefallen war. Der Schloßbau ward rasch und zum größten Theil nur aus Holz aufgeführt; der Markgraf äußerte später, da seine Lande fast immer der Schauplatz des Krieges seien, würde es unklug gewesen sein, viele Kosten auf einen Ort zu verwenden, der so leicht ein Raub der Flammen werden könne. Auch wolle er lieber, daß man von ihm sage, er wohne übel und sei schuldenfrei, als daß es heiße, er habe ein prächtiges Residenzschloß erbaut und stecke voller Schulden. Indessen lieferten auch die badischen Landstände ansehnliche Beisteuer zu den Kosten, und so vermochte der gelehrte Prorector Johann Caspar Malschius zu Durlach in seinen „Mußenächten" („noctes vacivae") bald zu singen:

„Quae nuper late fuit horrida sylva, repente
Facta fuit, Carolo principe, digna domus."



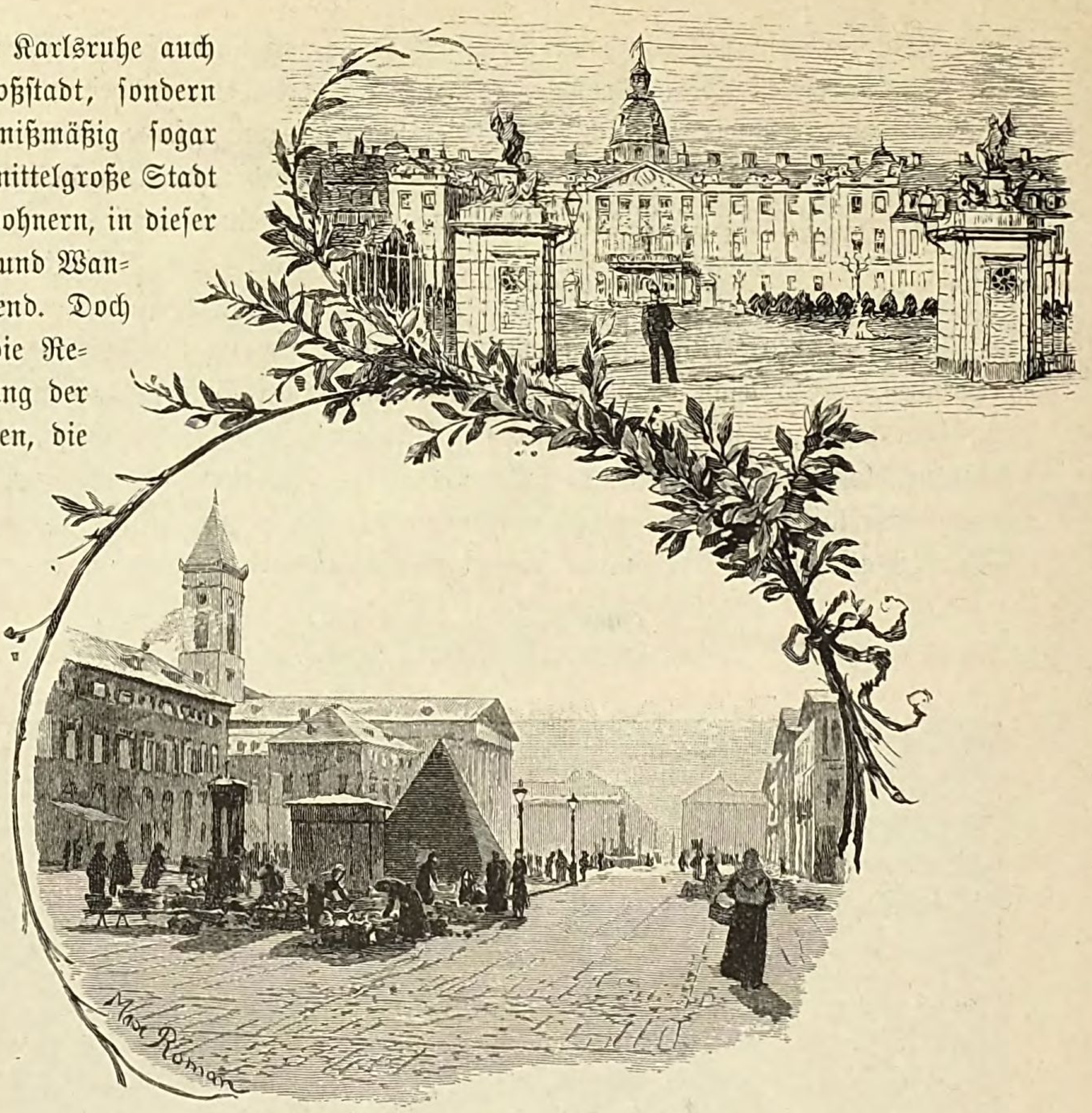
Stadtplan von Karlsruhe vom Jahr 1722.

Das Nämliche besagte eine Inschrift am Eingange jenes ersten alten Schlosses: „Anno 1715 war ich ein Wald, der wilden Thiere Aufenthalt. Ein Liebhaber der Ruhe wollte hier in der Stille die Zeit vertreiben, in Betrachtung der Creatur, die Eitelkeit verachtend, den Schöpfer recht verehren. Allein das Volk kam auch herbei und baute, was du hier siehest. Also keine Ruh, solange die Sonne glänzet, als allein in Gott zu finden, welche du, wann du nur willt, auch mitten in der Welt genießen kannst. Anno 1728."

Also schon dreizehn Jahre nach der Grundsteinlegung des Schlosses hatten sich so viele Ansiedler hinzugezogen, daß der Markgraf sich zur Niederschrift der obigen Klage veranlaßt sah. Sein Wunsch war gewesen, einen Sommerruheplatz für sich zu finden (daher der Name „Karlsruhe"), doch mußte er sich sehr bald darein fügen, neben dem Residenzschloß auch eine Residenzstadt aus dem Waldgrund aufwachsen zu sehn, und in der That zeigt ein Grundriß der Stadt Karlsruhe dieselbe bereits im Jahre 1722 dem Wesentlichen nach in der gegenwärtigen, seltsam-fächerartigen Gestaltung, an der das Schloß den Heftknauf darstellt.

Es berührt eigen, wenn man heut, jener alten, einen Anhauch des 18. Jahrhunderts mit sich bringenden Inschrift gedenk, durch die Straßen geht und sich vorstellt, daß die Urälterväter des jetzigen Geschlechts als Kinder erst die Begründung der heutigen Hauptstadt Badens

gesehn. Allerdings ist Karlsruhe auch gegenwärtig keine Großstadt, sondern nur eine — verhältnißmäßig sogar noch ziemlich stille — mittelgroße Stadt von etwa 60000 Einwohnern, in dieser Zahl, wie an Handel und Wandel Mannheim nachstehend. Doch der fürstliche Hofsitz, die Regierung und Vereinigung der höchsten Landesbehörden, die polytechnische Schule, die Malerakademie, das Hoftheater haben zusammenwirkend der Stadt den obersten Rang unter denen Badens erworben, sie bildet einen Anziehungspunkt und Aufenthaltsort für zahlreiche Fremde, weist eine Fülle stattlicher öffentlicher und Privatgebäude auf und besitzt in der früheren Lang-, jetzigen Kaiserstraße, der längsten Durchmesserlinie, eine zeitweilig an großstädtisches Wesen erinnernde Hauptader des Verkehrs. Vom östlichen Ende führt (mit einer Trambahn) die genannte Pappelallee nach Durlach, berühmt oder berüchtigt durch ihre schnurgerade Richtung und merkmallose Gleichartigkeit, die schon manchmal Anlaß gegeben, daß ein fröhlicher nächtlicher Wanderer zwischen beiden Städten, der unterwegs eine unvermerkte Umdrehung gemacht, wieder auf seinen Ausgangspunkt zurückgekommen.



Karlsruhe (Marktplatz und Schloß).

An öffentlichen Sehenswürdigkeiten bietet Karlsruhe außer der Kunsthalle mit ihrer Gemäldegallerie und dem Schloß kein Uebermaß; geschichtlich interessant ist nur eine Steinpyramide als Gruftdenkmal des im Jahre 1738 verstorbenen Begründers der Stadt, des Markgrafen Karl, auf dem Platz, wo die erste Stadtkirche gestanden (siehe das Bild). In Bezug auf Naturschönheit indeß befindet sich Karlsruhe keineswegs arm, wie es dem Vorüberfahrenden irrthümlich erscheinen mag. Der große Schloßpark enthält wundervolle Plätze und Wege, noch immer tritt im Norden halbbogenförmig der manche Stunden weite Hardwald mit seinen Buchen und Eichen unmittelbar bis an die Stadt heran, und südlich führt die Beiertheimer Allee mit uralten, nur leider stark abgängigen Prachtbäumen, vielfach von Malern bewundert und benutzt, nach dem Dorf Beiertheim (1110 „Burten"). Gleich den Bergen mangelt dagegen das Wasser sehr; in weiter Entfernung rinnen nur die im Sommer fast ausgedörrten kleinen Läufe der Pfinz und Alb vorüber, doch führen häufige Bahnzüge die Erfrischungsbedürftigen der Residenzstadt in einer kleinen halben Stunde nach dem Rheinbade bei Maxau.

Wir haben Karlsruhe nur mit einem flüchtigen Ueberblick gestreift; es ist die Hauptstadt des Landes, wie Durlach es vor ihr für einen Theil desselben gewesen, doch mit dem Schwarzwald steht es im Grunde außer allem Zusammenhang, bildet lediglich durch seine Eisenbahnen

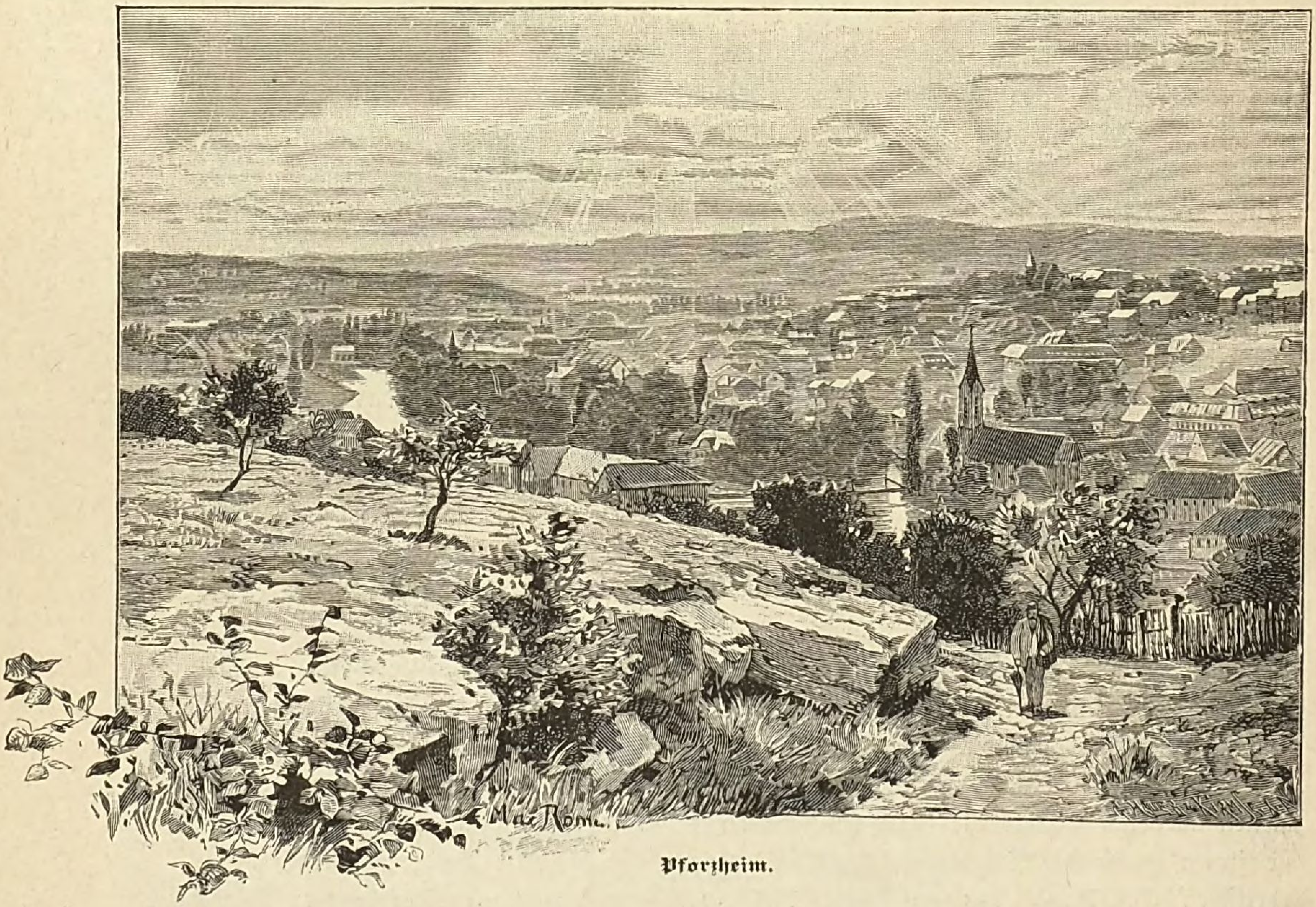
einen Knotenpunkt, von dem aus sich in Kürze die Eingangspforten in die nördliche Gebirgshälfte erreichen lassen. Ein besonderer Grund macht es vortheilhaft, uns zuerst nach Osten, dem Hauptheil des „würtembergischen Schwarzwaldes", zuzuwenden, denn derselbe sondert sich in hervorstechender Weise von der eigentlichen Masse des Gebirges, gestaltet sich zu einer von der letzteren seitab liegenden, wenigstens was die Thäler der Enz und Nagold angeht, kaum mit dem hohen Schwarzwald verbundenen Welt. So kehren wir auf der Bahn von Karlsruhe nach Durlach zurück, biegen bei diesem mit dem Zug zur Rechten ab an vielen freundlichen Dorfstationen des Pfinzthales vorüber, durchbrechen in einem Tunnel bei Ispringen (1365 Uspringen) die vorgelagerte Bergwand, gelangen damit unter dem Rücken der Wasserscheide zum Neckar hindurch und in etwa einer Stunde von Karlsruhe aus zu der ziemlich tief zwischen rundum ansteigenden Geländen eingesattelt sich bergenden Stadt Pforzheim, einer der industriereichsten und geschäftigsten des badischen Landes, an Bewohnerzahl den nächsten Rang nach Mannheim, Karlsruhe, Freiburg und Heidelberg einnehmend.

Pforzheim, urkundlich zuerst 1085 erwähnt, bekundet dem Blick die Herstammung seines Namens von porta, stellt gleichsam eine dreifache Zugangspforte zum Schwarzwald durch die Thäler der Enz, Nagold und Würm dar; ein nah von einer Anhöhe herabragender unzweifelhafter römischer Wartthurm legt Zeugniß für eine Ansiedlung an dieser Stelle im Decumatenland ab. Der berühmte Humanist Johannes Reuchlin ward 1455 hier geboren, und wie er selbst sich in „Capnio" gräcisirte, hatte er die Marotte, den Namen seiner Vaterstadt von dem Trojaner Phorkys herleiten zu wollen, doch bemerkt schon Matthäus Merian (im 17. Jahrhundert) dazu: „Ist aber zu beförchten, die Trojaner seyen hieher nie kommen." Etymologisch wird der Name vielfach als „Porta Hercyniae" erklärt, wogegen wohl das einfache porta mit später angefügtem fränkischem „heim" näher liegt. Merian liefert ein Bild der Stadt mit festen Ringmauern und vielen ungewöhnlich schmalen und spitzen Kirch- und Klosterthürmen; die letzteren erläutern sich allerdings dadurch, daß Pforzheim von mittelalterlichen Zeiten her nicht weniger als acht (sechs Mönchs- und zwei Frauen-)Klöster besaß. Mit Durlach abwechselnd war es lange Residenz der badischen Markgrafen, eine Bildsäule auf dem Marktbrunnen soll den Markgrafen Ernst († 1588), den Urheber der Durlachischen Linie, darstellen. Die Schloßkirche enthält noch ein Standbild des seiner Zeit vielberühmten, wohl auch berüchtigten Markgrafen Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Culmbach, des Gegners Kurfürst Moritz' von Sachsen auf dem „Peiner-Felde", sowie ein Medaillonbild des badischen Markgrafen Georg Friedrich mit den Namen in der Schlacht bei Wimpfen (1622) gefallener Pforzheimer. Vierhundert derselben hielten angeblich damals die siegreiche Uebermacht der Kaiserlichen unter Tilly so lange auf, daß sie ihrem Herrn die Rettung ermöglichten. Leider beruht diese Heldenthat lediglich auf der poetischen Erfindung eines im Jahre 1788 von dem damaligen Pforzheimer Bürgermeister Deimling veröffentlichten dramatischen Gedichtes, dessen Urheber auch selbst seine dichterischen Zuthaten nicht verhehlte. Geschichtlich ist nur, daß im sogenannten „weißen Regiment" ein Fähnlein zum Theil aus „angeworbenen" Pforzheimern bestanden haben wird; eine „Leibwache" von 400 Pforzheimer Bürgern des in Durlach residirenden Markgrafen bildet völligen Widersinn. Neuerdings freilich hat der Pforzheimer Stadtpfarrer Brombacher einen Rettungsversuch der Mythe angestellt und die gänzlich fehlenden Berichte der vielen, sonst höchst redseligen Quellen des 17. Jahrhunderts und der eigenen Schreiben des Markgrafen Georg Friedrich durch eine gewagte Kirchenbuchstatistik zu ersetzen versucht. Diese zum Theil äußerst abenteuerlichen Gedankensprünge fanden eine etwas übereilte ministerielle Anerkennung, wurden von den Zeitungen ausposaunt und Gegenstand großer Reclame. Immerhin ist der von den Pforzheimern auf die Sage gelegte Werth begreiflich und erfreulich, aber wenn sie ein Denkmal setzen wollten, hätte sich Reuchlin wohl als geeigneteres Objekt dafür dargeboten.

Merian benennt Pforzheim „eine feine, wolgebawete Statt"; jetzt kann man ihr nach

mancher Richtung die Bezeichnung einer modern=eleganten, selbst hier und da prächtigen beilegen, obwohl sie sich auch mannigfach noch Alterthümliches, z. B. auf dem „Lindenplatz" zwischen Enz und Nagold vielhundertjährige herrliche Linden, bewahrt hat. Weitbekannt sind die viele Tausende von Arbeitern beschäftigenden fast zahllosen Goldwaarenfabriken, welche Pforzheim den Namen der „Goldstadt" eingetragen, sie aber auch mit zahlreichen socialdemokratischen Elementen ange=füllt haben. In Bezug auf Wirthschaftsnamen ist interessant, daß hier der sonst im eigentlichen Schwarzwalde kaum auftretende „Zum Waldhorn" beginnt und fast in allen Ortschaften des Enz=, Nagold= und Murgthales wiederkehrt.

Das von Pforzheim am weitesten östlich abzweigende Würmthal gehört seiner ganzen Beschaffenheit nach nicht mehr dem Schwarzwald an, wir beschränken uns deshalb auf die



Pforzheim.

beiden in der genannten Stadt zusammenmündenden, sich ziemlich parallel laufenden Thäler der Enz und Nagold. Das erste ist das erheblich kürzere, der Charakter beider jedoch von ziem=licher Gleichartigkeit, derjenige enger, vielfach gewundener, von mäßig hohen Waldbergen ein=gefaßter Gebirgsfaltungen. Wie ihre kleinen Flußläufe sich bei Pforzheim vereinigen, so auch ihre Eisenbahnlinien, die bis zur ersten Station Brötzingen (1090 Brotzingen, später Breccingen) gemeinsame Geleise besitzen. Von dort trennen sie sich etwas nach Westen und Osten, um dann gleiche südliche Richtung innezuhalten. In beiden Thälern befinden sich einige der bekanntesten und meistbesuchten Bäder des würtembergischen Schwarzwaldkreises, im Enzthal Wildbad, im Nagoldthal Liebenzell und Teinach. Den von Pforzheim aus Hineingelangenden empfängt und umfängt rasch manches dem Schwarzwald Eigenthümliche, doch Alles in kleinem Maßstabe, anmuthig und freundlich, ohne großartige Wirkungen. Er sieht sich scheinbar von Bergen ein=geschlossen, die in Wirklichkeit keine sind, sondern nur Seitenwände des Thaleinschnitts. Wer — wiewohl immerhin nicht ohne Mühe — zu ihnen emporsteigt, gewahrt sich überrascht auf eine

fast ebene, fruchtbare, mit Kornfeldern und Wiesen bedeckte Hochfläche versetzt, die noch nichts von der Sonderart des Hochlandes im südlichen Schwarzwald an sich trägt, oftmals an Norddeutschland erinnern kann. Nur die dunklen Tannenwälder heben da und dort solche Täuschung auf.

Die Enzthalbahn durchbricht bald mit einem Tunnel den Schloßberg des bereits würtembergischen Städtchens Neuenbürg (im 12. Jahrhundert Novum castrum), das im 16. Jahrhundert eine Zeitlang zum Theil die von der Pest vertriebenen Professoren und Studenten der nahen Universität Tübingen in seinen Mauern sah und eine „Freiung“, ein Asylrecht für Todtschläger „ex animi impetu“ auf die Dauer von sechs Wochen und drei Tagen besaß. Von dem Schloß Neuenbürgs läßt die Sage unter der Enz hindurch einen Gang zu der gegenüber liegenden „Waldenburg“ führen, in der die „Enzjungfrau“, schneeweißgekleidet, einen Schatz hütet. In einer Stunde von Pforzheim aus ist Wildbad erreicht, die einzige bedeutende Stadt des Thals, klein an ständiger Einwohnerzahl (4000), doch hervorragend durch die große Fülle der sich dort alljährlich einfindenden Gäste. Wildbad ist im Gegensatz zu vielen anderen „Kurorten“ ein wirkliches, hochwerthvolles Heilbad und wird deshalb im Durchschnitt auch nur von ernstlich Leidenden besucht. Der Ruf seiner warmen Quellen (bis zu 30° R.; neues Badgebäude, Fürstenbad, Katharinenbad für Unbemittelte) stammt aus alten Zeiten und ward nach anderer Richtung noch besonders durch Uhlands Gedicht „Der Ueberfall im Wildbad“ verbreitet, das die Rettung des Grafen „Eberhard des Greiners“ durch einen Hirten vor der Bedrohung durch die „Schlegler“ hinüber nach



der Burg Zavelstein im Nagoldthal behandelt, bei welchem Anlaß Wildbad 1367 zuerst erwähnt wird.

Der Genannte hielt sich im Frühling dieses Jahres mit seiner Frau, seinem Sohn Ulrich, dessen Frau und Kinde im Wildbade auf, wo der Ueberfall ohne vorherige Absage durch den Grafen von Eberstein, Wolf von Wunnenstein und einige Glieder der „Martinsvögel“ stattfand. Die Annal. Stuttgart., als beste Quelle, melden darüber: „Ipsi (Eberhard und Ulrich) vero per pauperem ammoniti vix pedestres effugerunt in castrum suum Zäfelstein“, und die „Würtemb. Chronik“ fügt dem bei: „Do halff ym ain baur in der nacht yber die berg allein darvon“. Die ganze Fehde bildete übrigens nur einen Theil der damaligen, unter sich in Verbindung stehenden rheinisch-schwäbischen Händel, welche aus der Gegenwehr der Ritter gegen die wachsende Uebermacht der Territorialherren und gegen die Städte entsprangen. Mit dem Ueberfall im Wildbad standen die Händel der Ebersteinschen Lehnsleute von Windeck und der Röder gegen Straßburg, das mit Eberhard von Würtemberg verbündet war, in engem Zusammenhang.

Auch sonst noch nahmen historisch namhafte Persönlichkeiten im Wildbad Aufenthalt. Der schon genannte landflüchtige Markgraf Albrecht Alcibiades besuchte das berühmt gewordene Bad, ebenso der Wirth aus der „Herberge zur Gerechtigkeit“, Franz von Sickingen und sein Freund Ulrich von Hutten. Kaiser Karl V. verlieh 1530 von Augsburg aus Wildbad einen den „Badfrieden“ wahrenden Freiheitsbrief, der die, wie es scheint, nützlich-wünschenswerthe Bestimmung enthielt: „Daß bey Verlierung des Haupts die Badgäste miteinander nichts unfreundliches, frevenlichs oder thätlichs fürnehmen.“ Allerdings stand in ein wenig verwunderlichem Widerspruch die Nachfügung dazu: „Daß diejenige, so einen ungefährlichen Todtschlag begangen, auch andre

(außgenommen Mörder und offentliche Straſſenräuber oder dergleichen Uebelthäter) allhie Jar und Tag Fried und Freyung haben ſollen." Die Hauptaufgabe für Solche, die ſich das Vergnügen eines Todtſchlags nicht verſagen konnten, beſtand mithin darin, ihn „ungefährlich" zu machen. Jedenfalls war das übelberufene Karolingiſche Strafgeſetz in Betreff eines Paragraphen „wegen Vernachläſſigung pflichtmäßiger Umſorge" erheblich nachſichtigerer Sinnesart als unſere humane Zeit.

Beſonders das 16. Jahrhundert betrachtete heiß aus der Erde heraufbrechende Quellen als unfehlbarſtes Heilmittel faſt für alle und jegliche Uebel und erließ Badvorſchriften, wie -Ordnungen der ſorglich genaueſten und oft curioſeſten Art. Sämmtliche Schwarzwaldbäder beſaßen dergleichen ausführlichſte Beſtimmungen, die ziemlich überall in nämlicher Weiſe wiederkehrten und für die eigene Heilquelle ſtets auch die Wunderwirkungen („durch göttliche Benedeyung") aller übrigen in Anſpruch nahmen. Sebaſtian Münſter berührt Wildbad allerdings nur kurz mit der Anmerkung: „Iſt bequemer den mannen dann den frawen, wie das bad zu Obern Baden im Schwytzerland mehr nutzet die frawen dann die man." In Manchem drollig aber iſt es, noch um die Mitte des 17. Jahrhunderts aus dem Munde eines hochgelehrten ,,Physicus Ordinarius" nach vorangegangener endloſer Aufzählung der Leiden, für die das Bad unfehlbare Hülfe mit ſich bringe, des Weiteren zu vernehmen:



Kurpark zu Wildbad.

„Hilfft auch und lindert ſtättlich denen, ſo mit der beſchwärlichen Herzen-Krankheit deß Podagrams, Gleichwehe und Zipperlins behafftet, mehr als zu beſchreiben iſt, dann ſie entweder ihrer ſchmertzlichen Krankheit gar entbunden, oder doch große Milterung haben und auf etlich Zeit befreyet werden. Für das Zittern der Glieder, ſo von Forcht, Trunckenheit und andern Urſachen kommt, den Krampff, auch Lähme, Contractur und ſchwache Gliedmaſſen. Wunden ſo übel geheilet ſeyn, bricht es wider auff und widerbringet die Beinbrüch; die böſe offne erfrörte Füß und andere erfrörte Glieder heylet es aus dem Grund. Damit aber in oberzehlten Anligen und Zuſtänden dieſes Bad mit Nutzen gebrauchet werde, ſo iſt hoch von nöthen, daß der Leib zuvor gebührender maſſen mit Purgieren, und erheiſchender Notturfft nach, mit Aderlaſſen darzu wol praeparirt, geöffnet werde. Welches doch alles mit Rath eines wolerfahrenen Medici, der zuvor ſein temperament, Complexion und Leibs Zuſtand wol und eygentlich examinire und erkundige, geſchehen ſoll. Es ſollen auch die Bad-Leuth auß erheblichen Urſachen alle Sorgen, Bekümmernuß, Zorn, Melancholi, Schwermüthigkeit und Ungedult auß dem Sinn ſchlagen und dargegen ihnen ſelbſt Kurtzweil und Ergötzlichkeit machen. Die Speiſen ſollen im Wunderbad wol dawlich ſeyn, eines guten Saffts, anmuthigen Geſchmacks, wenig Ueberflüſſigkeit zeugen, damit das Waſſer die übrige ſchädliche Feuchtigkeiten deſto leichter mit ſich nehmen und der Leib deß Mineraliſchen Waſſers durchtringende Würckung beſſer außſtehen, und keine Unordnung im menſchlichen Cörper folgen möge. Es bezeuget auch die tägliche Erfahrung, daß zwar in den Leibs Gebrechen die Doctores Medicinae mit tauglichen Artzneyen wol erſprießlich ſeyn: Wann aber Dr. Koch und Dr. Keller nicht auch das beſte thun, nimbt es gemeiniglich ein unglückſeeligen Außſchlag. Das geſchicht auch in den Wildbädern, mit denen,



Wildbad. Von Max Roman.

ihrer starken Mineren halb, weniger als mit den Apotecker Büchsen zu schertzen. Derowegen am urträglichsten ist, sich einer guten Diaet zu befleissen, mässig halten, und nicht mehr einfassen, als die Natur biß wider zu Einsitzen verdäwen kan: Wenig und etwas guts zu essen ist am besten, wil aber einer das Bad viel Essens, Panckethierens und Kurtzweil wegen besuchen, der kans besser daheim und im Wirthshaus verrichten."

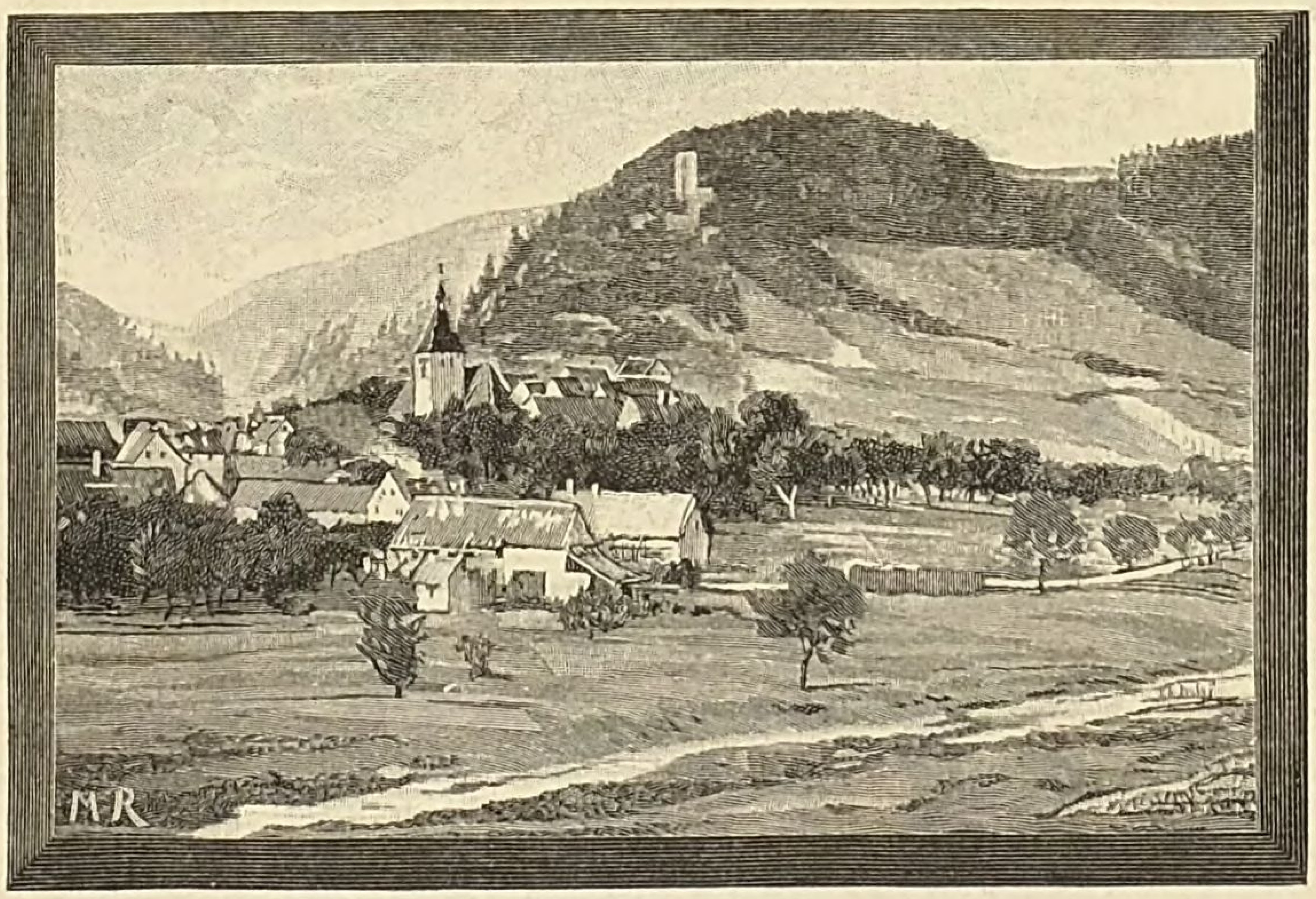
Für das gute Salair des Herrn Badearztes hat offenbar der städtische College schon damals getreulich Sorge getragen; im Uebrigen bedünkt, daß der alte Practicus, wenn ihm an Kenntniß des menschlichen Körpers auch Mancherlei gebrochen, in der menschlichen Natur nicht ganz unbewandert gewesen und diese sich nicht gerade erheblich von der heutigen unterschieden haben muß. Der Mehrzahl der Badegäste unserer Tage dürften manche der Vorschriften und Ermahnungen des Hygieinikers aus dem 17. Jahrhundert noch jetzt recht zweckdienlich anzuempfehlen sein.

Die Stadt Wildbad, von der Enz durchflossen, füllt die ganze Sohle des engen Thales aus, das von wallartigen, steilen Waldbergen begrenzt wird. Der Fluß vermag beträchtlich anzuschwellen und zur Holzflößerei nutzbar zu sein; er ist stark mit Felstrümmern durchsetzt, ebenso weisen die Abhänge zahlreich verstreutes Geblöck auf. Der Ort besitzt durch die Kuranstalten, Hôtels und Privatmiethswohnungen für Badegäste in seinem Haupttheil ein elegantes Wesen und hat im Winter ein ziemlich rauhes Klima. Im Sommer dagegen verursacht die eingeschlossene Lage leicht starke Hitze einer schwül-unbewegten Luft, gegen die auch der Schatten der Anlagen nur unvollkommene Abhülfe gewährt. Die Eisenbahn endet hier, doch ziehen sich mannigfache Wege, die Gelände ersteigend, zu den Nachbarthälern der Nagold, Alb und Murg hinüber. Das Enzthal selbst hebt sich hinter Wildbad mälig stärker zur Hochfläche empor und nimmt, wenn auch in kleinem Maße, typischen Schwarzwaldcharakter an. Bei dem Pfarrdorfe Enzklösterle, das, 1323 als „Klösterlein" erscheinend, seinen Namen mit Unrecht trägt, da es keine alte Klosterstätte, sondern nur aus früher Zeit eine Kapelle, vermuthlich mit einer Mönchszelle, besessen, schneiden sich die großen Straßen, die (unter dem „Hohlohkopf" durch, unweit von dem in ungeheure Urwaldwildniß und Einsamkeit eingebetteten Hohlohsee vorüber) nach Gernsbach im Murgthal, sowie nach Freudenstadt und Nagold führen. Nah dem Kirchweiler Urnagold (1228 als „Ecclesia Nagelte" zuerst genannt) entspringt die Enz unter dem Namen Poppelbach aus dem „Wulzenteich", bald fließt unweit von dem Dorfe Besenfeld, durch das eine in Urkunden als „alter Weg" bezeichnete Römerstraße führte, die Nagoldquelle zur anderen Seite hinab nieder. Der höchste Punkt der Hochfläche (etwas über 800 m) ist erreicht, und langsam beginnt sie, sich gen Osten zur Neckarniederung abzudachen.

Kehren wir zu der dem Enz- und Nagoldthal gemeinsamen Eingangsstation Brötzingen zurück, einem Dorf von großer Ausdehnung, das zahlreichen Fabrikarbeitern Pforzheims Unterkunft gewährt, so sehen wir uns nach Durchfahrung eines Tunnels auch im Nagoldthal plötzlich in eine noch eben zuvor ungeahnte Gebirgsthalwelt versetzt. Eine breit vorgelagerte Sandsteinfelsenwand, der Weißenstein, der im 13. Jahrhundert die Stammburg der „Edlen von Wizzenstein" trug (außerdem umgaben ihn die Burgen Hoheneck, Rabeneck und Kräheneck, wie der Volksmund sie heißt), von einer alten, gleichnamigen Ortschaft hoch überkrönt, sperrt bald wieder dem Schienenstrang der Weg; der Zug durchbricht auch hier das Hemmniß und folgt nun den Krümmungen des engen Wald- und Wiesenthales, um dem vormals markgräflich badischen Städtchen Liebenzell entgegenzueilen, das gleichfalls seit alten Tagen zu den gepriesensten Badeorten des Schwarzwaldes zählt. Nicht nur, daß es als mächtig zur Besiegung des „Hundshungers" („der unersättlichen Fräßigkeit") galt, sondern der große Rulandus versichert auch, „daß solches den Verstand wider zurecht bringe"; es enthält also unfraglich auch für unsere Zeit noch einen höchst verdienstlichen Heilquell; zu bedauern fällt, daß sein Wunderwasser bis jetzt nicht ausgiebiger durch das gesammte deutsche Reich zur Versendung gelangt.

Der Besuch des anmuthig belegenen Bades, vorwiegend von der schöneren Hälfte des Menschengeschlechtes, ist ein reger, und da die Thermen sich besonders gegen den Krankheitscomplex der Hysterie und Hypochondrie dienlich erweisen, mag der alte Ruland nicht so unrecht mit seiner Anpreisung des Ortes für etwas ins Wanken gerathene Vernunft gehabt haben.

Das Städtchen, von kaum mehr als 1000 Einwohnern, dörflichen Aussehens, ist dennoch ein sehr altes und war ehemals Hauptort einer Herrschaft der Grafen von Calw. Der Namensursprung entstammt zweifellos von cella (im Mittelalter Liebecella, oppidum Cell); ob diese erste eine Kloster- oder Badzelle gewesen und etwa die Begründerin derselben die „Glaubensbotin" Lioba gewesen, ist nicht mehr aufhellbar. Die Stadt zieht sich, mit dem Bade durch eine Lindenallee verbunden, ziemlich steil an der Bergwand empor, von einer Burgruine überragt, auf der schon im 13. Jahrhundert „Herren von Liebenzell" gesessen. Aus dem 14. Jahrhundert meldet Crusius (Annal. Suev.): „Erckinger von Merklingen, der sich den großen Tyrannen genannt, hatte dies Städtlein und Schloß Liebenzell inne, wider welchen der Markgraf von Baden zu kriegen sich zu schwach befand; deswegen Pfalzgraf Ruprechten um Hülfe angerufen, welche dann mit gesammter Hand dies Liebenzell eingenommen und den Tyrannen von dem höchsten Thurm des Schlosses herunter gestürzet, und steht solcher Thurm noch; des über dem Städtlein gelegenen Schlosses aber ist noch das zerfallene Gemäuer übrig." Liebenzell ward im Jahre 1692 gleich allen anderen Ortschaften des Nagoldthals nach der Schlacht bei Oetisheim (854 Audensen, östlich von Pforzheim) durch die Franzosen unter Melac verbrannt.



Bad Liebenzell.

Die ganze Nagoldbahn zeigt sich sehr tunnelreich, wie die von ihr durchzogene Landschaft in ziemlicher Gleichartigkeit. Eine Wegstunde aufwärts von Liebenzell folgt an der Einmündung des eng und tiefeingeschnittenen „Ziegelbachthals" und des „Schweinbachthals" die Station Hirsau in einem schönen, rings dunkelumwaldeten Kessel, dem nur der halbmondförmige abgerundete große rothe Sandsteinbruch des Welzberges zur Abwechselung dient. Jenseits des Flusses erheben sich dicht am Rande des Dorfes, kaum über dies erhöht, die Trümmerreste des Klosters Hirsau gegen dunklen Bergwaldhintergrund, eine der größten und eigenartigsten Ruinen Deutschlands bildend. Man erhält aus der Entfernung keinen Eindruck von der weiten Ausdehnung derselben, sondern gewahrt nur drei ohne Zusammenhang erscheinende, verbliebene Hochbauten, eine Gebäudewand mit zwei getreppten Giebeln, von hoher Baumkrone überbreitet, weiter nach rückwärts einen viereckigen Thurm und zur Rechten eine noch erhaltene, mit kleinem Spitzthurm versehene Kapelle. Erst beim Hineintreten sieht man zwischen langen zerfallenen Kreuzgängen die alten Höfe in blühende Wiesenflächen und Obstbaumgärten verwandelt, prächtige, hohe Wipfel vereinigen sich da und dort zu waldartiger Schattenspendung, am ragendsten ist aus dem Schutt des herzoglichen „Lustschlosses", auch Abtei oder Prälatur genannt, über den beiden erwähnten Giebeln die berühmte, oft, doch am schönsten von Uhland besungene „Ulme zu Hirsau" aufgewachsen:

„Zu Hirsau in den Trümmern
Da wiegt ein Ulmenbaum
Frisch grünend seine Krone
Hoch überm Giebelsaum.

Er wurzelt tief im Grunde
Vom alten Klosterbau,
Er wölbt sich statt des Daches
Hinaus ins Himmelsblau.

Wenn in dem dumpfen, stummen
Getrümmer ich gelauscht,
Da hat ihr reger Wipfel
Im Windesflug gerauscht.

Ich sah ihn oft erglühen
Im ersten Morgenstrahl,
Ich sah ihn noch erleuchtet,
Wenn schattig rings das Thal."

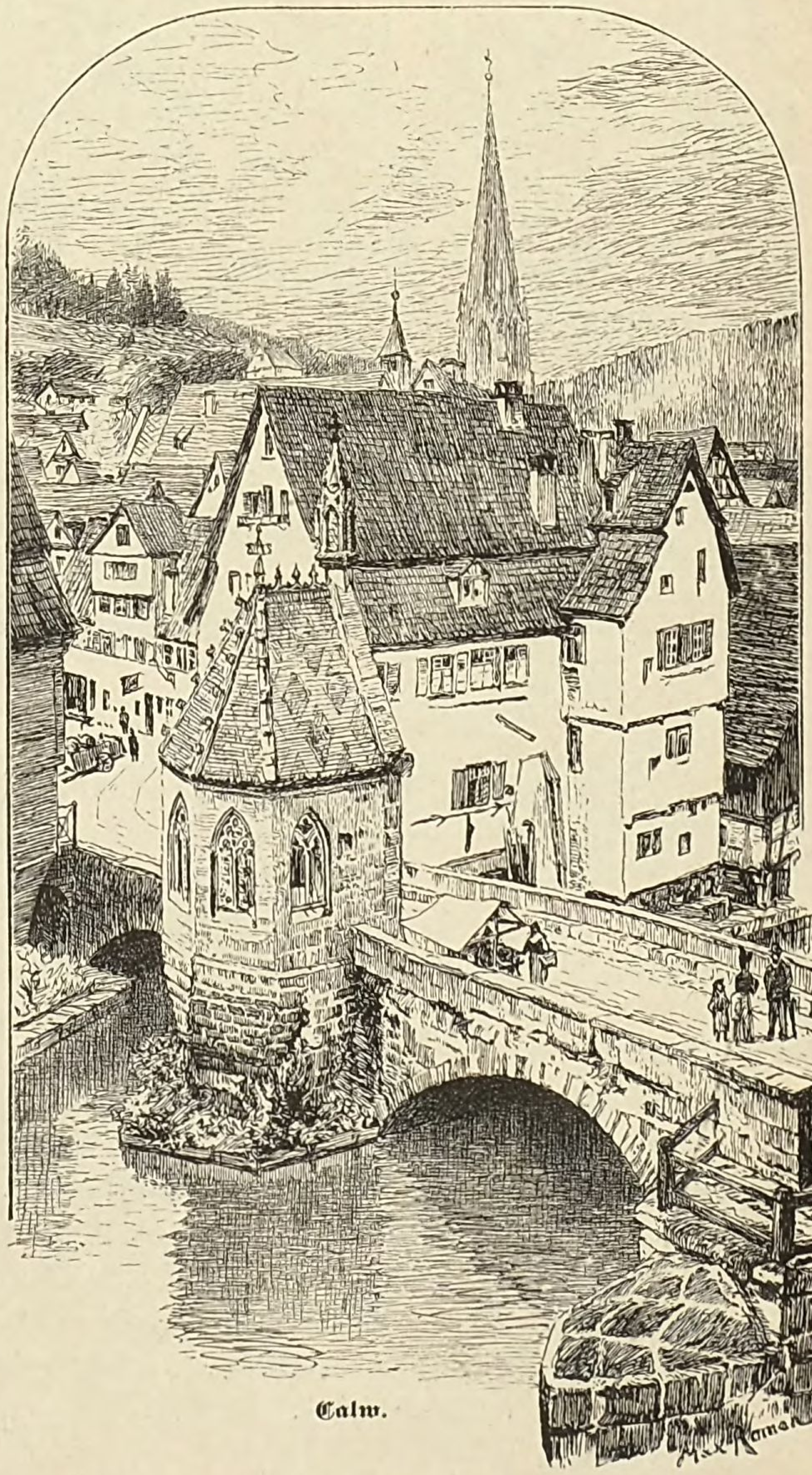


Kloster Hirsau.

Uhland selbst erscheint solchem Baumwipfel unter den schwäbischen Dichtern unseres Jahrhunderts vergleichbar, über die sich zumeist schon der Dämmerungsschatten der Vergessenheit legt, während ihn noch ein volles Goldlicht des Gedenkens und der Liebe der Besten seines Volkes überfließt. — Neben der alten 31 m hohen Ulme ist eine junge, doch auch bereits in erfahrenen Jahren befindliche emporgeschossen; besonders merkwürdig erweist sich als Ueberrest der alten Peterskirche des „Neuen Klosters" der im Volksmund sogenannte „Eulenthurm" durch die zum Theil räthselhaft-unerklärbaren Thiergestalten seines aus Stein gehauenen Figurenfrieses. Hier näher auf die zahlreichen Sehenswürdigkeiten einzugehn, versagt der Raum; der Wißbegierige findet Schriften darüber am Thoreingang der Ruinen. Wie so häufig, sind leider manche der interessantesten Theile derselben abgeschlossen und nur in einer, für den nach ruhiger Betrachtungszeit Begehrenden lästigen Begleitschaft zu sehen.

Hirsau, auch Hirschau genannt, trägt fraglos seinen Namen von Hirschen (mittelhochdeutsch Hirz, Hirß), die vormals zahlreich in der Gegend gewesen, und führt auch einen Hirsch mit dem Abtsstabe zwischen den Vorderläufen im Wappen. Die Legende läßt das Kloster 645 durch eine adlige Wittib aus dem Geschlecht der nachmaligen Grafen von Calw, Namens Helizena, in Folge einer Traumerscheinung dreier Fichtensprossen aus einem Stamm, die sie am Morgen an dieser Stelle dann in Wirklichkeit angetroffen, begründen; eine „Helizena-Kapelle" bildete jedenfalls einen ältesten Theil der Baulichkeiten. Geschichtlich dagegen ist die Herstellung der „Aurelius-

celle" im Jahre 838 unter Kaiser Ludwig dem Frommen (814—840); die Namen wechseln im Anfang noch, eine Urkunde Heinrichs IV. und eine Bulle Gregors VII. 1075 sprechen vom monasterium Hirsaugia sive sancti Aurelii cella und vom monasterium sancti Aurelii quod dicitur Hirsawgia. Das Kloster stellt sich als aus mancherlei, verschiedenen Zeitabschnitten angehörigen Bestandtheilen zusammengefügt dar, auch der romanische Stil weist dem „Aureliuskloster" mit der Kirche den ältesten Ursprung zu. Im 11. Jahrhundert folgte dann der Bau des „Neuen Klosters" (Großhirsau) mit der „Peterskirche" in gothischem Stil, und am Ende des 16. Jahrhunderts ließ der Herzog Ludwig von Würtemberg die alte baufällig gewordene „Abtei" niederreißen und auf ihrem Grunde in deutscher Renaissance ein Lustschloß errichten (Giebel mit der Ulme), in welchem er und seine Nachfolger oftmals Jagdaufenthalt nahmen und durch Ueppigkeit glanzvoll-verschwenderischsten Hoflebens sich in stärksten Gegensatz zu der Regel des hartbenachbarten Klosters versetzten. Trug doch selbst der lutherische fürstliche Hofprediger Lukas Osiander (dessen Vater allerdings Grobschmied gewesen zu sein scheint) den Gewissenszwang und Muth in sich, der hochvornehmen Gesellschaft des Schlosses nicht minder unverblümt den Text zu lesen, wie später sein berühmter plattdeutscher Confrater Jobst Sackmann zu Hannover. Denn er spricht „vom Uebersichziehen der Haare bei den Weibern, die deswegen aussähen wie ein Säuhag" (ob das etwa die heutige Mode des Heraufkratzens der Haare am Hinterkopf gewesen?), wie von den Männern, „deren langes, zottiges Haar aussehe, als wenn junge Katzen daran gesogen oder der Teufel sie daran durch einen Zaun gezogen hätte".



Calw.

Der Klosterabt Ludwig Veldener erhielt 1558 durch den Herzog Christoph von Würtemberg in dem Decan von Calw, Heinrich Weickersreuter, einem lutherischen Coadjutor zugeordnet, welcher 1560 Abt wurde und die — nur im dreißigjährigen Krieg noch wieder durch ein katholisches Interregnum unterbrochene — Reihe der protestantischen Aebte bis zur Aufhebung 1807 eröffnete.

Nach der Niederbrennung Liebenzells 1692 hatten die Franzosen Hirsau umlagert, sich jedoch durch eine Contribution abfinden lassen, um schnellmöglichst das nahbelegene Calw erobern und in Asche legen zu können. Schon waren sie vom letzteren nagoldaufwärts weiter gezogen, als ein unglücklicher Vorgang (der Schuß eines Calwer Bürgers auf Melac) sie zu nochmaliger Umkehr veranlaßte, welche

auch das in Flammen Aufgehen Hirsaus zur Folge hatte. Das vollständig zerstörte Kloster ward nicht wieder aufgebaut, sondern seine weite Trümmerwelt als „Steinbruch" behandelt. „Wollte Jemand eine Bodenplatte, eine Thürschwelle, ein Thür- oder Fenstergewände haben, da gab es ja in der großen Peterskirche, in der Allerheiligenkapelle, im Kapitelsaal, in den Refectorien und sonst überall die schönsten Platten und Steine genug. Brauchte Jemand zu seinem Kachelofen Stützen, so riß er romanische Säulen und Pilaster weg; Schleifsteine, Schüttsteine für die Küche, Schweinströge wurden aus den Klostersteinen gemacht." Ein „Herrschaftsmaurer" aus der Nähe von Calw kam noch im Anfang dieses Jahrhunderts alljährlich einmal mit langem Rock und Dreispitz auf dem Kopf und holte Wagenladungen von Steinen fort. Die in den Ruinen spielenden Kinder schauten zu und dachten, das müsse so sein, „doch die Alten haben dann und wann den Kopf geschüttelt und gesagt, es wundere sie, daß man das so geschehen lasse". So berichtet eine noch vorhandene uralte Augenzeugin jener Verschleppungen — et sic transiit gloria mundi.

Wir haben lange Aufenthalt in den wunderbaren Trümmern Hirsaus gemacht und schreiten in einer halben Stunde von ihnen zu dem freundlichen, interessant am Gelände emporklimmenden Städtchen Calw weiter, dessen Name sich ziemlich keltisch ausnimmt und in ältesten Urkunden als Kalewa, Chalawa auftritt; jedenfalls steckt die „Au" in seinem w. Im Jahre 1281 erscheint die „civitas Kawel" mit Stadtrecht begabt; obwohl der Ort im 17. Jahrhundert zweimal verheert worden, berührt er doch mit einem alterthümlichen Anhauch, ist hübsch, regsam und enthält ein liebenswürdiges Wesen seiner 5—6000 Bewohner. Von der alten Burg Chalavva auf einem Hügel, deren Name an den „kahlen Löwen" im Wappen der ehemaligen Grafen von Calw anklingt, finden sich nur sehr geringe Reste; ein vorzeitlicher Bericht spricht von vier „Gefängnussen", die darin vorhanden gewesen, „darunter zwey gar böse, deren eines der Kesselthurn genannt wird". Von einem Grafen Hubert von Calw berichtet die Sage, daß er Schloß und Gattin heimlich verließ, um im Dorf Deißlingen bei Rottweil Ochsenhirte zu werden, einmal nach Calw zurückkehrte, wo seine Frau gerade Hochzeit mit einem Anderen feierte, sich ihr durch seinen Ehering zu erkennen gab, doch ebenso heimlich sich darauf wieder zu seiner Heerde nach Deißlingen von dannen machte.

Von Hirsau führt neben der Landstraße ein Gangsteig, sowie auf der andern Seite der Nagold ein Wiesenpfad nach Calw; die ganze Gegend hat etwas höchst heimlich Trauliches. Zur Linken der Stadt windet sich in langen Schlingen interessant die Bahn nach Stuttgart am Gelände empor; gegenüber schlängelt sich durch die schön gehaltenen städtischen Anlagen ein überaus anmuthiger Weg aufwärts, der, in eine Fahrstraße ausmündend, zur Hochfläche hinan und in $1^1/_2$ Stunde nach Zavelstein führt. Für Denjenigen, der Teinach besuchen will, ist das Einschlagen dieses Weges sehr zu empfehlen, außerdem versetzt derselbe überraschend aus der Thalenge auf die leicht gewellte, einsame Ebene des Hochlandes. Durch weite Waldungen und Kornfelder gelangt man in menschenleerer Stille fast unvermerkt-plötzlich vor die Häuser von Zavelstein — um Vergebung, der Stadt Zavelstein, wie es an ihrem Eingang amtlich beglaubigt steht. Zum Glück, denn man könnte sonst leicht in den unliebsamen Irrthum verfallen, Ihro Hochedelgeboren für ein kaum wohlgeborenes Dorfnest letzten Ranges anzusehen. Die Stadt Zavelstein ist die winzigste des Deutschen Reiches, sie besitzt in etwa zwanzig Häusern mit einer Kirche, die ursprünglich ein Wartthurm gewesen zu sein scheint, noch nicht 400 Einwohner, doch bietet es einen gewissen Trost, daß alle Diejenigen der bei ihr eingepfarrten Ortschaften, auch Teinachs, der schriftlichen Aussage des „dortigen Volksschullehrers" gemäß „todt und lebendig nach Zavelstein gehören". Der nicht zweifelsfreier klärbare Name bedeutet vermuthlich Tafelstein, wohl von der Gestalt des Felsrückens, auf dem der Ort ruht; seinen Ursprung verdankt dieser jedenfalls der an seinem Nordrand sich anschließenden, 1692 gleichfalls von den Franzosen zerstörten Burg der Grafen von Calw, auf die sich, wie schon erwähnt, im 14. Jahrhundert Eberhard der Greiner von

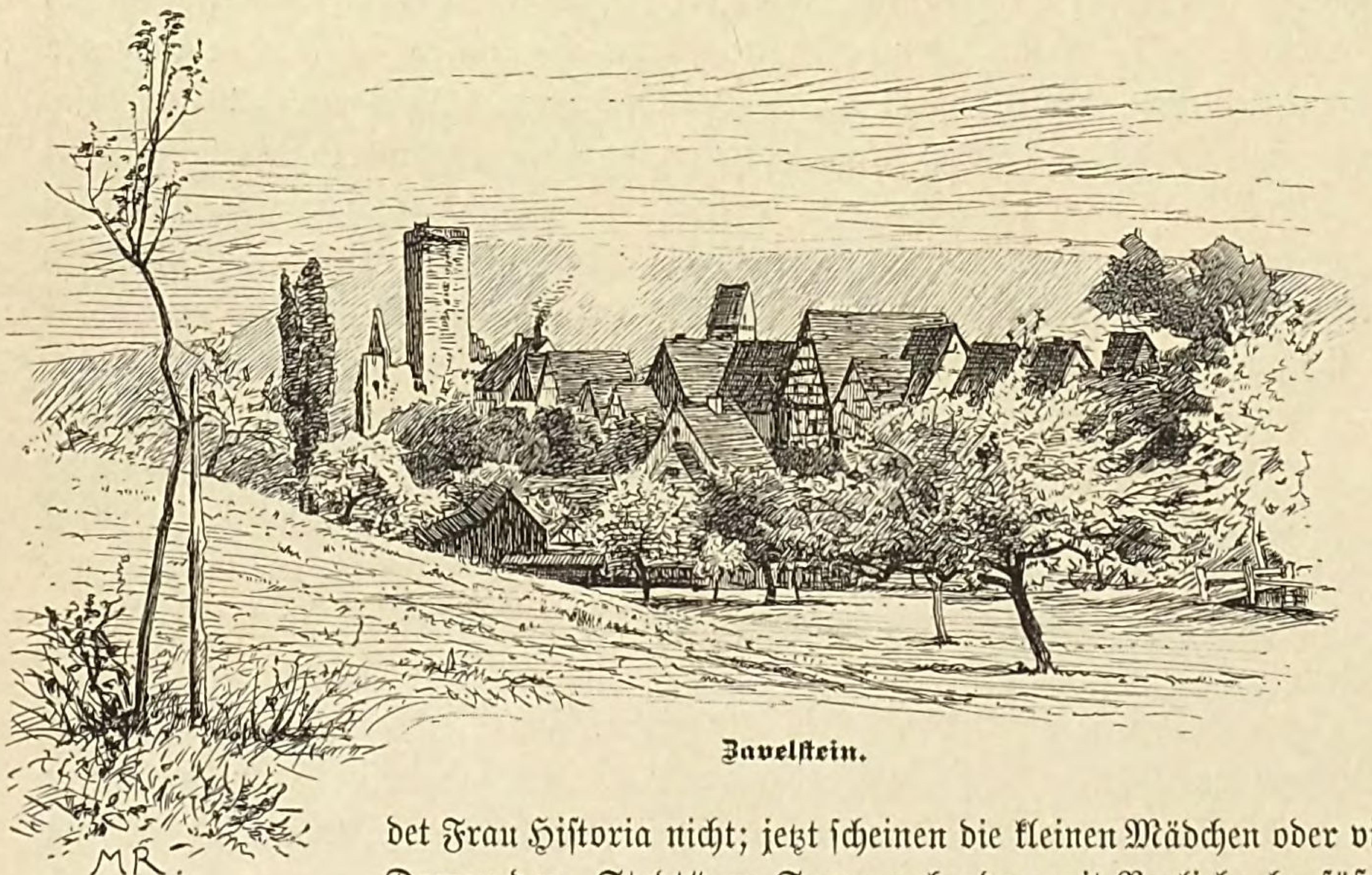
Wildbad (über Würzbach und Röthenbach) auf noch heut nicht unbeschwerlichen Wegen herüberflüchtete.

„Kleine Burg für wenig Mannen,
Städtlein rußig, eng und schmal,
Rings des Schwarzwalds Edeltannen,
Unten tief das Teinachthal —

Rauhe Lüfte, Wolkenflüge,
Schneegestöber, Sonnenschein:
Also wandernd im Aprilis,
Schaut' ich einst den Zavelstein.

Nie von Riß und Sprung genöthet
Ragt sein schlanker Römerthurm
Wie gegossen und gelöthet
Quaderfest im Zeitensturm. — “

So stellt Joseph Victor Scheffel in seinem „Gaudeamus“ den Zavelstein gleichsam lebendig vor Augen. Die Ruine ist eigenartig und besaß unverkennbar in ihrem Thurm auch ein „böses“ Gefängniß. Letzterer soll von der Hartherzigkeit eines Vaters, des Herrn Hans von Gültlingen erzählen, der im 14. Jahrhundert seine Tochter darin eingesperrt, weil sie einen jungen, mit ihm in Zwietracht lebenden Ritter in seiner Gegenwart geküßt habe. Ob dies Mittel von endgültiger Wirkung gewesen, vermeldet Frau Historia nicht; jetzt scheinen die kleinen Mädchen oder viel mehr jüngsten Damen der „Stadt“ an Sommerabenden mit Vorliebe barfüßig um den alten Thurm zu tanzen. Im März dagegen geben sie sich einer noch anmuthigeren Beschäftigung hin, indem sie alsdann auf den umhergebreiteten sonnigen Bergwiesen Sträuße von den lilafarbenen bis weißen, gestreiften Blüthen des Frühlingssafrans (Crocus vernus) pflücken, der sich sonst nur in Gärten findet, hierher aber, als an eine der wenigen Stellen Süddeutschlands, aus seiner Alpenheimat herübergewandert ist und veilchenhaft, oder mehr noch gleich der Herbstzeitlose tausendfältig den Boden bedeckt.



Zavelstein.

„Crocus, Sproß des Morgenlandes,
Seltner Gast auf Schwabens Flur,
Zeugniß ewig jungen Frühlings
Und uralter Weltcultur:
Wo itzt Flocken nieder wirbeln
Auf die wohldurchblümte Au,
Pflanzte einst ihr Saffrangärtlein
Eine kluge Römerfrau.

Saft den Süpplein ihrer Küche,
Herzarznei für böse Sucht,
Dunkler Locken Wohlgerüche
Zog sie aus der edlen Frucht.
Und im Anhauch dieser Blume
Schritt sie, wenn der Frühling nah,
Opfernd zu dem Heiligthume
Der Diana Abnoba“

Das hervorragendste und einzig ansehnliche Gebäude des Ortes bildet die Gastwirthschaft zum Lamm, mit großen Räumen sofort die Nachbarschaft eines vielbesuchten Sommeraufenthaltes

verrathend. Ein Abend auf der dortigen breiten Terrasse, die in das von weiten, dunklen Wäldern umfaßte Teinacher Thal niederblickt, ist etwas Schönes. Nur hüte man sich vor den „Zavelstein-Gedichten" im Fremdenbuch des „Lammes"; sie sind durchweg bösartiger rhythmischer Natur, doch in der Form den Inhalt noch immer thurmhoch überragend.

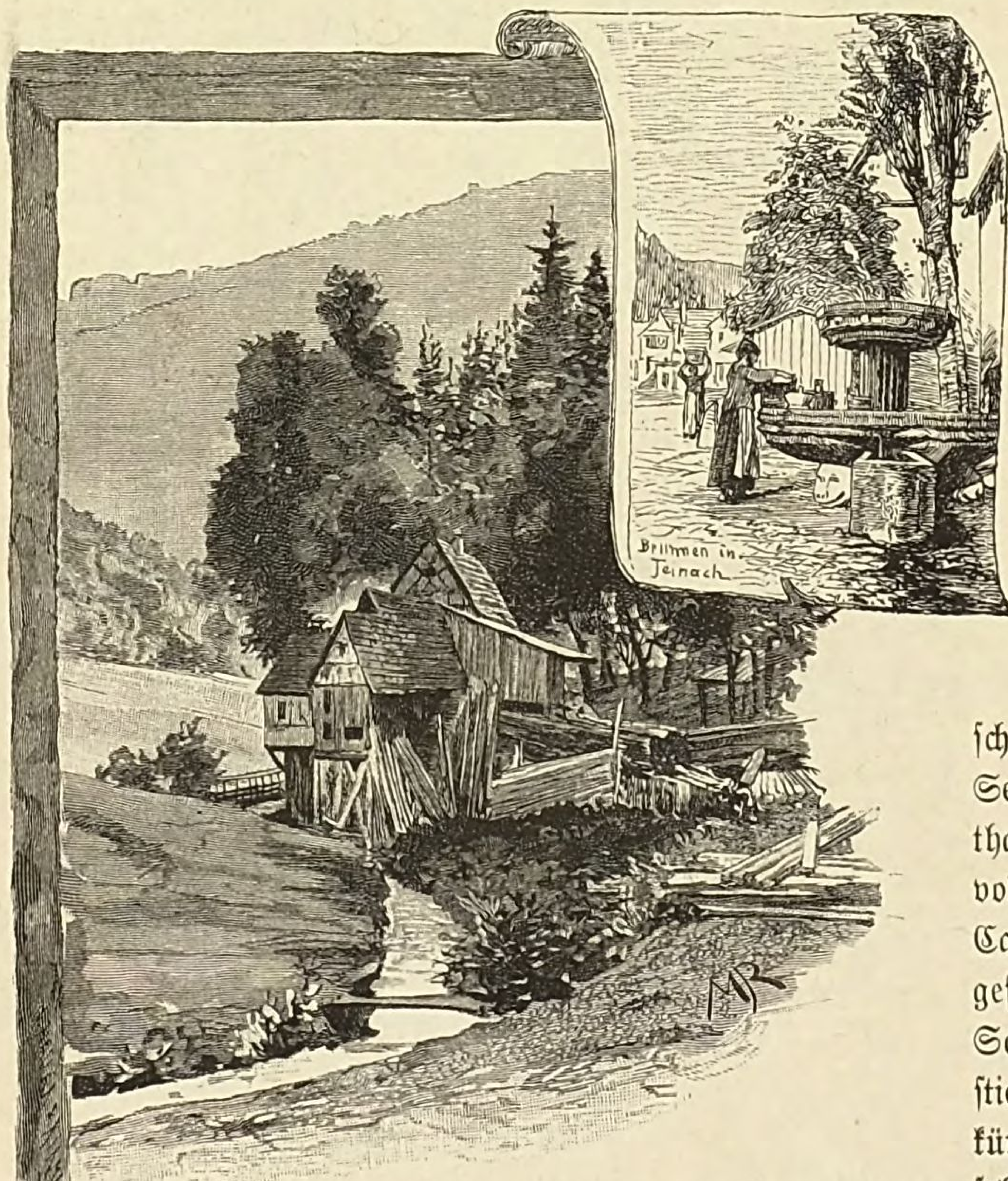


Römerin auf dem Zavelstein.

Ein steiler Abweg führt in einer starken Viertelstunde (aufwärts von doppelter Zeiterforderniß) zum Dorfe und Bade Teinach hinunter. Dem Rückblickenden verwandelt rasch das Bild Zavelsteins sich vollständig. Dies liegt jetzt nicht mehr auf einer Ebene, sondern thront von hoher, fast senkrechter, tannendunkler Felswand mittelalterlich seltsam herab. Schnell ist in engem Thalkessel Teinach, alturkundlich „Taginach" (vom männlichen Namen Tag, Dag, und Ach), auch einmal 1523 als „Vorstadt von Zavelstein" benannt, erreicht. Es war ebenfalls ein „Wildbad" und hieß im 14. Jahrhundert danach, in dem sein „Sauerbrunnen" sich bereits großer Anziehungskraft erfreute. Ihm wurden die „virtutes" nachgerühmt, „zu eröffnen, zu treiben, zu wärmen, zu verzehren, zu trocknen, zusammenzuziehen, zu reinigen und zu heilen". Diese Kräfte erhielt der Quell von einem Gestein seines Ursprungs, „so von etlichen pro flore Lunae gehalten wird", und dadurch ward er „sehr dienlich den Melancholischen, item den Tauben und Hirnschwindenden Menschen und denen, so mit dem bösen Geist besässen gewesen seyn: Dann er löset ab alle verbrandte Melancholische Feuchte und führet sie auß, in welcher Feuchte der böse Geist seine Tücke und arglistige Possen mit den armen Menschen, so es ihme GOtt der HErr verhenckt, fein machen kan, die Vernunfft zu verdunckeln und die Sinne zu betriegen."

Gegenwärtig dürfte die Zahl der Teinach zu Heilzwecken aufsuchenden „armen" Menschen nicht gerade erheblich sein, wenigstens verträgt sich nur ein recht erfreulicher Vermögensstand für die Dauer mit einem dortigen Badaufenthalt. Das Bad gerieth durch den Dreißigjährigen Krieg stark in Verfall und gelangte wesentlich erst wieder zum Aufschwung, als es in der Mitte unseres Jahrhunderts durch Ankauf vom Staate in den Besitz des Stuttgarter Verlagsbuchhändlers Karl Hoffmann überging, dessen Erben auch jetzt noch die Inhaber sind. Ein bekannter Dichter der Zeit ließ damals seine Feder zu einer starken Reclame für Teinach benutzen, die, wohl in Einigem

gerecht fertigt, im Ganzen doch zu weit überschwänglichem Dithyrambus ausblühte, da es nach ihr kaum Vollendeteres auf der Erde geben könnte. Die Lage, Umgebung und Natur Teinachs sind gewiß anziehend, doch im engen Thalgrund immerhin Geschmackssache und bei großer Gästezahl allerorten rasch überfüllt. Wem Luxus, Eleganz, Comfort und großstädtische Gesellschaft den Hauptreiz eines Gebirgsaufenthalts ausmachen, der wird dort vollste Befriedigung finden. Es scheint eine ziemlich drakonische Gesetzhandhabung zu herrschen, wenigstens bedroht „das Schultheißenamt", das wohl nur einen euphemistischen Namen für die Badeverwaltung darstellt, eine Anzahl recht harmloser Dinge mit Strafe. Ob darunter lebenslängliche Einkerkerung in Teinach oder gar im Zavelsteiner Thurmverließ zu verstehen ist, geben die Tafeln leider nicht an. Im Uebrigen liegt noch der „Gasthof zum Hirsch" wie ein Pfahl im Fleisch zwischen die Gebäude des „Königlichen Bades" (diesen Titel führt es noch fort) eingekeilt, er besitzt für seine Besucher das nämliche Badeanrecht und entspricht mit beträchtlicherer Billigkeit vollständig allen Anforderungen vernünftiger Leute.



Bad Teinach.

Ein dreiviertelstündiger hübscher Abweg führt aus dem Teinacher Seitenthal zur Bahnstation im Hauptthal der Nagold, dessen bedeutungsvollste Orte wir in Liebenzell, Hirsau Calw und Zavelstein-Teinach dargestellt haben. Bald heben Fluß und Schienen sich nun zu stärkerem Aufstieg, der Charakter des Thals verkündet, daß man sich dem Auslauf desselben auf der Hochfläche annähert. Wie zuvor Weißenstein, tritt das Städtchen Wildberg, lang und alterthümlich auf schmalem Felsgrat hingestreckt der Bahn entgegen, bei dem 1583 ein höchst interessanter (in Stuttgart befindlicher) vierseitiger Römeraltar aufgefunden wurde, der Reliefbilder einer Diana (Abnoba?) mit einem Hund, Apollos mit der Leier, einer geflügelten Nike und eines Sylvans mit langem Stabe in Begleitung eines Schweins darstellt. Die Stadt besaß ein im 14. Jahrhundert zuerst genanntes, gegen den Schluß des 16. Jahrhunderts aufgehobenes Dominikanerinnenkloster „Ruthi", später „Reuthin" (das Gereutete); nun bricht ein Tunnel durch den Felsgrat hindurch, freundliche helle Dörfer breiten sich im Grund aus, die Fahrt verlangsamt sich, in weiter, schon hochgelegener Thalmulde taucht sehr ansehnlich-stattlich die Stadt Nagold auf, von der Burgruine Hohennagold mit rundem Bergfried auf schmalem, sehr steilem Bergrücken hoch überragt; die Trümmer der Burg und Vorburg gehören zu den mächtigsten des würtembergischen Schwarzwaldes, und besonders ist der Aufblick durch den Hohlraum des Thurmes zu seinem dicht überwachsenen Oberrand höchst eigenartig.

Ausnahmsweise tritt hier die Anlage des Ortes früher als die der Burg auf, denn der erstere wird schon 773 als Villa Nagaltha genannt, während die letztere erst um vier Jahr-

hunderte später erbaut worden; auch sie durchzog eine heut „alte Weinstraße“ genannte Römerstraße. Die Nagold, die der Stadt den Namen gegeben, verschmälert sich zu kleinem Bachrinnsal in einsamer Gegend, ein kahler, hoher Bergrücken mit dem sonderbaren Namen „Hirnschale des Teufels“ lagert sich quer in den Weg und nöthigt zu mannigfachen Windungen. Ein echtes Schwarzwaldhochthal bald zur Linken, bald zur Rechten, tannendunkel mit Geblöck überstreut, dann ein Pfiff der Locomotive, die den „Hochdorfer Tunnel“, den längsten Würtembergs, durchmißt (man kann langsam bis 250 zählen) und wenn die kurze Nacht wieder abfällt, befindet man sich in einer vollständig verwandelten Welt. Der Zug hält auf der Station Hochdorf (1130 Hodorf juxta Sneite, Schneitbach) über 500 m hoch, spurlos ist alles an den Schwarzwald Erinnernde verschwunden, fast ebene, nur nach Ost und Süd sanft abgedachte Hochfläche umgiebt den Bahnhof, und jenseits des Neckarthals hebt sich die ganze, schier endlos gestreckte Bergkette der Schwäbischen Alb vom kahlen Hohenstaufen im Norden bis zum schloßgekrönten Hohenzollern und weiter bis zu den Kegeln des Hegaus im Süden klar vor dem Blick auf. Das Ganze ist so überraschend als eigen, schön und großartig, und der Bahnsteig von Hochdorf zählt zu den besuchenswerthesten Aussichtspunkten am Ostrande des Schwarzwaldes. Höchst merkwürdig sind hier außerdem die Schlingen der sich von der Plateauhöhe zum Neckar hinunterwindenden Bahn, die in allerseltsamster Weise das nah drunten liegende Horb erreichen muß, so daß ein Fußgänger zwischen manchen Stationen (z. B. von Horb nach Altheim) rascher ans Ziel gelangt als der Zug.



Freudenstadt.

Wir befinden uns in Hochdorf bereits außerhalb des eigentlichen Schwarzwaldes und benutzen die erst seit Kurzem fertiggestellte Bahn, um wieder an einen seiner Eingänge bei Freudenstadt zurückzukehren. Die Fläche hebt sich westwärts noch immer mehr, um bei dem genannten Ort bis über 700 m anzusteigen. Der Weg dorthin ist einförmig und ohne Reiz; der schöne Fernblick auf die rauhe Alb verschwindet, bei dem Dorfe Aach (im 12. Jahrhundert „Aha“, später „Inn der Ahe“) führen zwei große Brücken über den Thalgrund des zum Neckar hinabfließenden Glattbaches, aus dem Orte drunten ragt ein größeres Gebäude, jetzt Wirthschaft zur Sonne, vormals ein Schloß, das ein Freiungsrecht und vor sich eine alte Thingstätte besaß. In der alterthümlichen Wirthsstube befindet sich eine hölzerne Hülse, welche nach der Ueberlieferung Verbrechern, sobald sie ihre Hand hineinsteckten, für zwei Tage Sicherung verlieh.

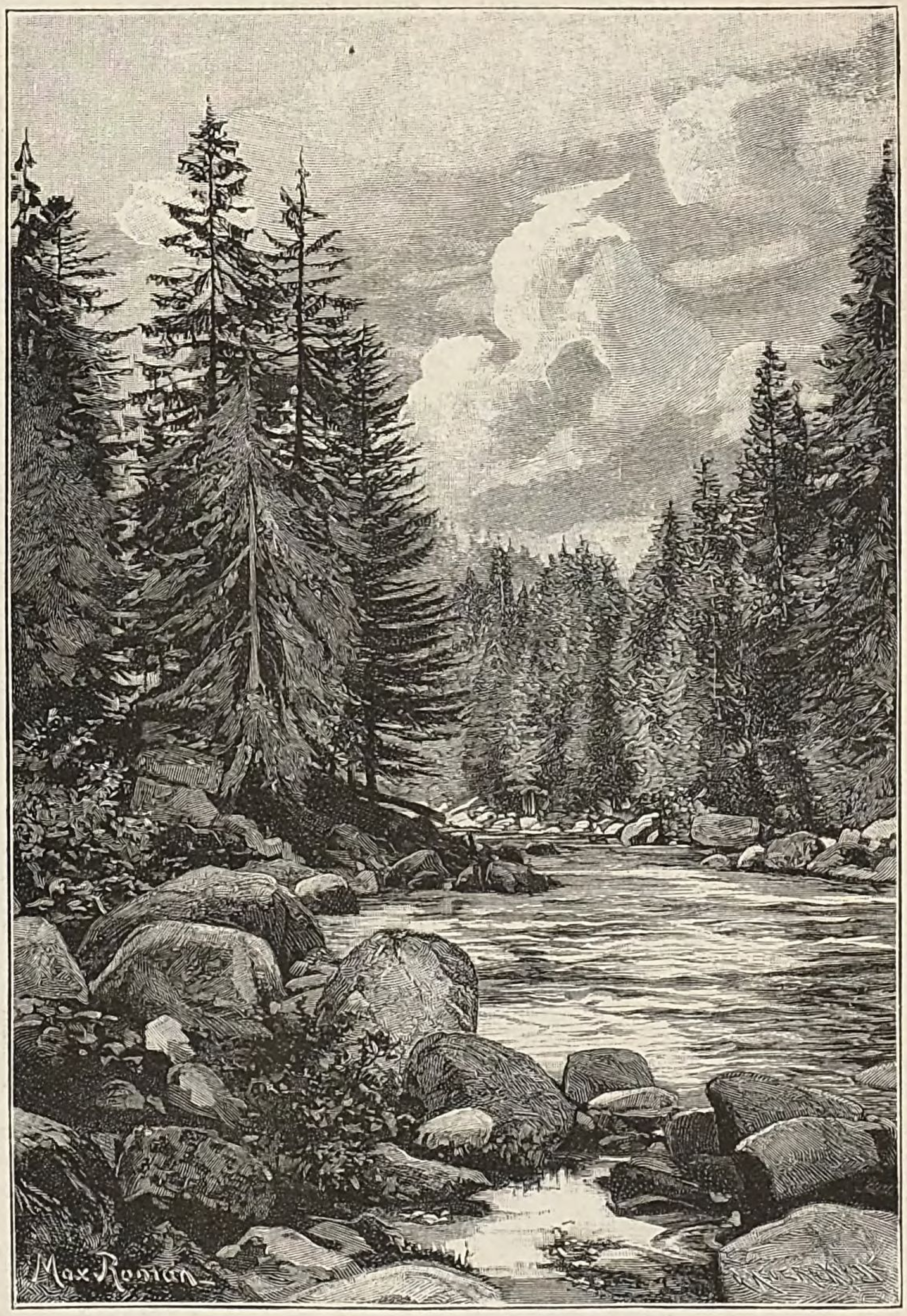
Dornstetten, ein kleines, uraltes Städtchen (schon 763 als „Tornestat“, dann Tornigestat genannt) auf einer Hügelwelle bleibt gleichfalls zur Linken, bald gewahrt man schon aus ziemlicher Entfernung gegen weitgedehnten dunklen Waldrand Freudenstadt, in mancher Hinsicht einen der absonderlichsten Orte des Schwarzwaldes. Der Name ist recht euphemistisch; an sonnenheißen Tagen erregt es gleich im Anfang nicht viel Freude, eine Viertelstunde vom Bahnhof „Klein-Freudenstadt“ (mit einem Schwarwaldhôtel) auf staubiger, schattenloser Landstraße bis zum Beginn der Stadt hinanzuwandern, und diese präsentirt sich dem Eintretenden jedenfalls als eine Sitzstätte höchst bescheidener Freuden, gleicht nur darin einer schönen Frau, daß es vortheilhaft für sie erscheint, wenn möglichst wenig über sie gesagt wird. Verhältnißmäßig allerdings erfreut sie sich noch großer Jugendlichkeit, denn sie ist eine erst in neuerer Zeit künstlich, als Zufluchtsort für aus Oesterreich durch den Erzherzog Ferdinand 1598 vertriebene Pro-

testanten angelegte Stadt. Bald nach ihrer Begründung — bei der auch ein Galgen mit errichtet und sogleich 1602 eingeweiht wurde — meldet der Historiograph von ihr: „Hertzog Friederich von Würtenberg, Hochlöblichen Gedächtnuß, hat im Jahr 1600 mitten auff dem Schwarzwald und gleichsamb im Wagrecht und Centro desselbigen, da sich das Geländ des Hoch-Teutschlands voneinand scheidet, und der eine Trauff des Wetters in den Rhein, der ander in den Neckar fället, ein solche rauhe, dicke und finstere Wildnuß, da man vor Jaren für den verfallenen Bäumen und Windbrüchen schwärlich und Winterzeit gar nicht fortkommen können, auff die dritthalbtausend Morgen groß außreuten, eine lustige Statt dahin bawen und den ungeschlachten Boden zu Aeckern und Wiesen zurichten und also zahm machen lassen." — „Der Markt, oder Platz, ist sehr groß, und seyn under den Häusern Schwibbögen, daß man im Truckenen gehen kan." — „Hochgedachter Fürst hat auch ein sehr schöne Kirch allda erbawet, und die Cantzel also gebawet worden, daß der Prediger Männer und Weiber, sie aber einander nicht sehen können, sondern jedes Geschlecht besonders sitzen thut."

Das Alles verhält sich in der „lustigen" Stadt noch heut wie damals, nur scheint den Einwohnern im Gange der Zeit doch etwas bei der Saharaähnlichkeit ihres Marktplatzes bange geworden zu sein, denn sie haben denselben mit allen möglichen und unmöglichen Dingen an Häuschen, Gärtchen, winzigen Anlagen, Einfriedigungen bunt überbaut, so daß seine ursprüngliche einheitliche Gestalt kaum mehr herauszufinden ist. Die Kirche dagegen ist unverändert und besteht, Hunderte von Wappen im Innern bergend, eigentlich aus zweien, in stumpfem Winkel mit den Längsschiffen aneinander gebauten, von denen jede am Ende einen eigenen Thurm besitzt. So blieb die „lustige" Trennung und wechselseitige Unsichtbarkeit der Männlein und Weiblein während des Gottesdienstes denn auch gegenwärtig noch im Fortbestand und mag durch das Wiederfinden nach dem Predigtschluß mit zur Berechtigung des Namens Freudenstadt beitragen. Leid hat dies im Uebrigen auch mannigfach erlebt, da es im 17. Jahrhundert sowohl von der Pest, als auch mehrmals von großen Feuersbrünsten heimgesucht ward. Trotzdem wurde „freudigen Gedeihens" halber sein anfänglicher Name Friedrichsstadt 1604 in den jetzigen umgewandelt und verdient ihn in gewisser Hinsicht durch den Waldreichthum der Stadt, welcher ihr die Umlage von Communalsteuern fast erläßlich macht. Der Plan, eine Festung aus ihr zu machen, gelangte indeß „durch den allzu frühen tödtlichen Hintritt" ihres Begründers nur halb zur Ausführung.

Die Lage Freudenstadts, sehr winterrauh durch die Höhe, ist, wenigstens nach drei Seiten, eine denkbarst trostlose, doch bildet es vermittelst der neuen Kinzigthalbahn, sowie seiner Landstraßen die östliche Haupteingangspforte in den nördlichen Schwarzwald, einerseits nach dem Kniebisgebiet, andererseits in das Murgthal, das zu den größten und schönsten des ganzen Gebirges zählt. Es überrascht aufs Aeußerste, sogleich wenn man die Stadt gegen Osten verläßt, sich hoch über dem „Christophsthal", dem schluchtartig tiefen Einschnitt des Vorbachs, zu befinden, der, Hammerwerke und Sägemühlen treibend, den südlichsten Zufluß der Murg bildet. Auf vorzüglicher Fahrstraße geht es rasch abwärts, das Thal, dem der Enz und Nagold parallel gen Norden laufend, verbreitert sich bald und zeigt bei dem großen Pfarrdorf Baiersbronn (das unter diesem Sammelnamen zuerst 1292 als „Baiersbrunne" erscheint), der größten Gemeinde Würtembergs, ein echtes typisches Bild alter suevisch-alemannischer Ansiedlung. Ueberallhin, unzählig vielfach, auf kleinen Rücken, an Berghängen, in Thälern und Mulden liegen Häusergruppen und Einzelgehöfte verstreut, noch heute deutlich das Absonderungsgelüst jener ersten Urbarmacher in der Waldwildniß bekundend. Dies Alles überdeckende Leben auf dem Hochland gewährt ein überaus buntes, heiteres Bild, wie kaum an einer anderen Stelle des Schwarzwaldes; von Baiersbronn führt die große Kunststraße über den Ruhstein und Ottenhöfen nach Achern im Rheinthal hinüber. Wir folgen der sich am Fluß weiter abwärts ziehenden; die „Rothe Murg", von Westen herkommend, mündet hier mit dem Vorbach zusammen

und giebt von jetzt an dem Thale seinen Namen. Geraumer Weile bewahrt dies noch seinen vorigen Charakter fort, an den Seiten schauen freundliche, wohlbehäbige Dörfer von offenen Anhöhen herab. Der auf die „Romantik" des Murgthals gespannt Sinn fühlt sich enttäuscht, die Landschaft ist lachend anmuthig, doch weit, frei, ohne Schattenwurf und nicht im geringsten wild pittoresk. Erst allmählich tritt wieder eine Verengerung ein, die Bergwände rücken höher und näher zusammen, das Wasser der Murg scheint sich auf einen Widerstand zu bereiten und schnellt in Sprüngen und schäumenden Wirbeln rascher dahin. Am Rande der Straße hören die Ortschaften auf, nur selten noch sieht aus einem Seitenthälchen ein vereinzeltes Haus oder eine Holzhütte herab, dann treten plötzlich die Häuser des Dorfes Schönmünzach hervor, in der Mitte des von Freudenstadt bis Gernsbach 44 km langen Murgthals belegen.



Die Schönmünzach.

Hier mündet, von der Hornisgrinde her, die Schönmünzach ein, bald danach aus der nämlichen Richtung, am Hochkopf entspringend, die Rauhmünzach, während aus Osten von der Wasserscheide zur Enz nur unbedeutendere Zuflüsse kommen. Die Murg, von Beginn schon ziemlich wasserreich, wird stärker geschwellt und für die Holzflößerei aus den sie rings umschließenden ungeheuren Bergwaldungen vortrefflich benutzbar. Unter den Flußabwegen zur Beförderung von Baumstämmen nimmt sie mit der Kinzig im Schwarzwalde den ersten Rang ein.

Der Weiler Schönmünzach gehört zum nahe im Osten von ihm belegenen Pfarrdorfe Schwarzenberg (1085 mons, qui Swarzenberc dicitur) und verdankt seine Entstehung erst einer um die Mitte des vorigen Jahrhunderts hier angelegten großen, sehenswerthen Glashütte. Mit guten Wirthschaften ausgerüstet, begrüßt er freundlich in malerischer Lage; von hier beginnt die Romantik des Murgthals. Gleich am Nordausgange des kleinen Ortes steht der großherzoglich badische Hoheitsgrenzpfahl dem königlich würtembergischen gegenüber, und fast wie ein „Reservatrecht" berührt die Seltsamkeit, daß die Post von Freudenstadt hier nicht nur bis Schönmünzach

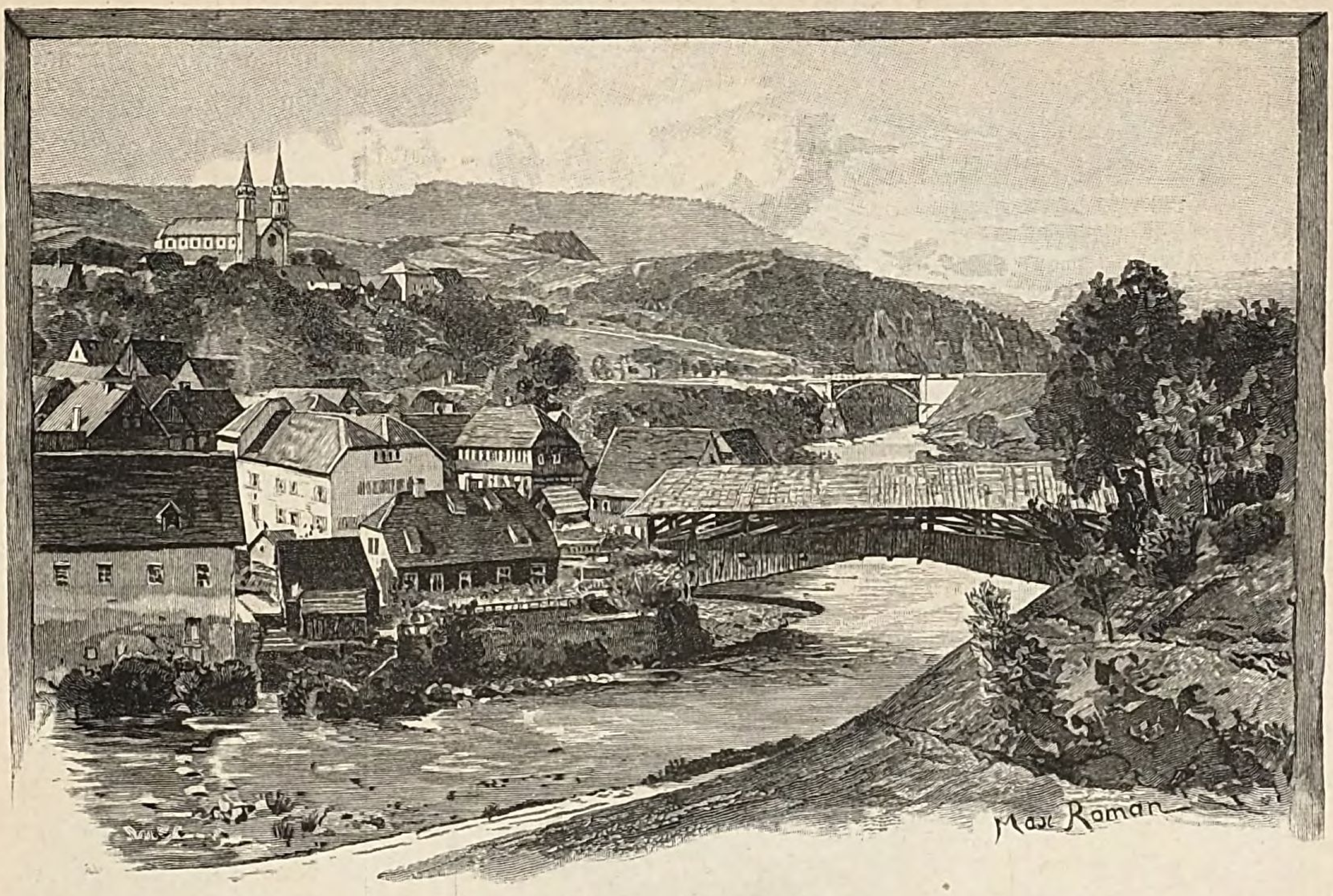
königl. würtembergisch ist, sondern dies auch ganz bis nach Gernsbach verbleibt. Ueberhaupt ist in diesen Gegenden des Schwarzwaldes für die Brief- und Postkartenabsender eine stätige genaue Erkundigung anrathsam, in welchem engeren deutschen Vaterlande sie sich zeitweilig befinden, um die Empfänger nicht mit Strafporto zu belasten.

Das verengte Thal gewährt zumeist nur noch dem Fluß und der Straße Raum; die



Wasserfall bei Rauhmünzach.

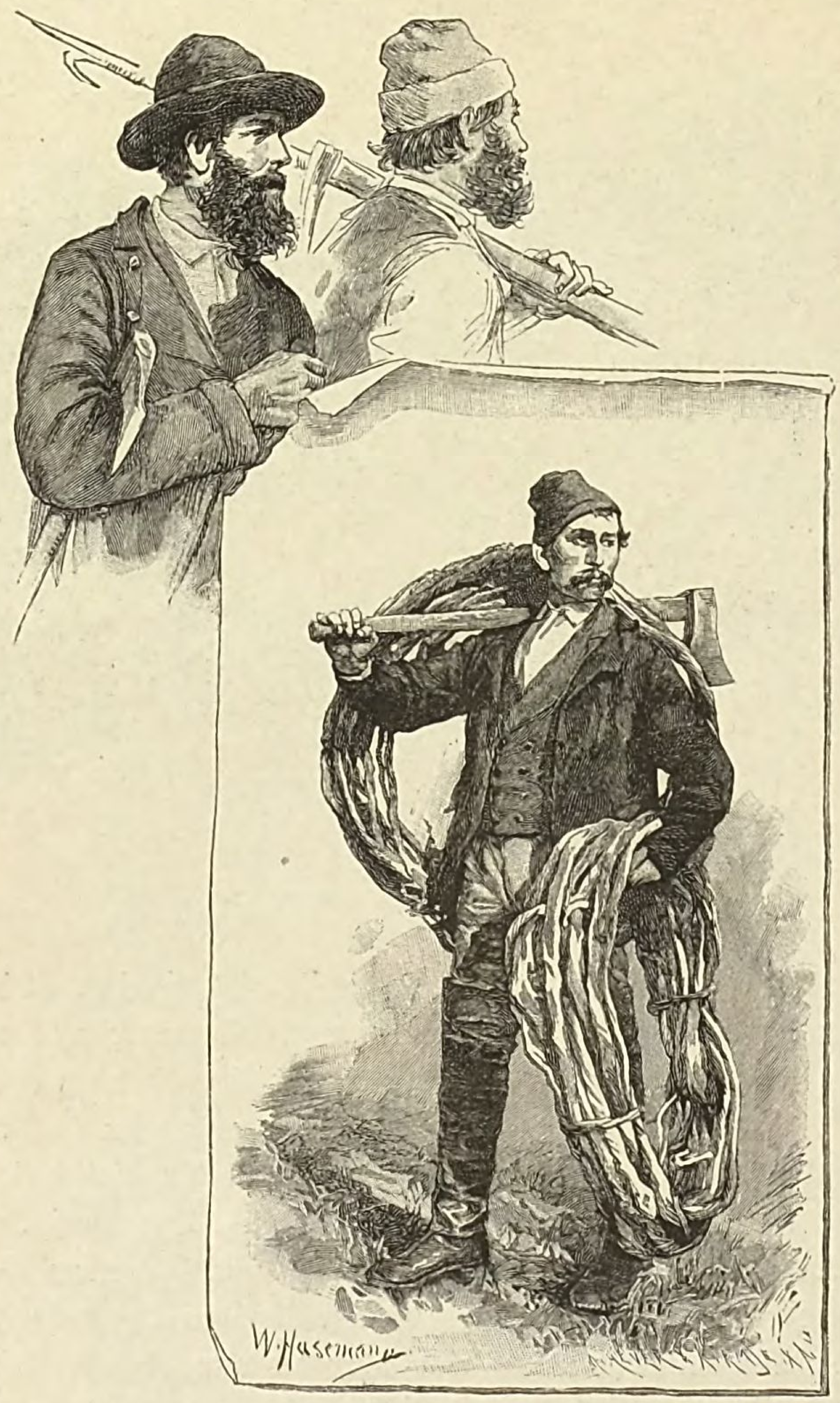
dunklen Bergwälder zur Rechten und Linken überdecken stundenweit Alles mit hoher Einsamkeit. Ein Dörfchen, Kirschbaumwasen, dessen Name seine Beschaffenheit andeutet, liegt überraschend in das weite Tannenmeer eingebettet, dann trifft der Wanderer nur mehr die wenigen Häuser von Rauhmünzach an. Dagegen häufen sich immer stärkere Felsblöcke, zwischen denen die Murg drunten in der Tiefe ihren Weg sucht, die Gegend ist wild und schön, wirkt indeß auf die Dauer doch etwas eintönig, bis man in $2^1/_2$ Stunden von Schönmünzach eine Erweiterung und



Forbach im Murgthal.

in derselben das Pfarrdorf Forbach, die unbestrittene Perle des Thales, erreicht. Ein schöner Sommerabend dort bleibt unvergeßlich. Man gehe über die neue Brücke und gerade vor dieser etwa zwei Minuten einen kleinen Fußsteig hinan bis zu einer diesen überwölbenden Edelkastanie. Unter ihr bietet sich der reizvollste Niederblick auf das Thal und den großen Ort mit seiner hochthronenden, überraschend mächtigen, doppelthürmigen Kirche. Ueberall hin breitet sich eine so mannigfach reiche Scenerie aus, wie das Auge sie selten wiederfindet. Das Dorf liegt unter einer üppigen Fülle von Laubbäumen, nach allen Seiten heben sich prächtig gewundene, breite und schmale, hellschimmernde Wege empor, von denen einer in vier Stunden über hohe Waldberge nach Baden-Baden hinüberführt. Den Rückweg nehme man über die alte, bedeckte Murgbrücke und steige durch den gasthofreichen Ort zur Kirche aufwärts, wohl der interessantesten Dorfkirche des Schwarzwaldes. Sie ist neuerdings ganz aus röthlichen Sandsteinfindlingen von den Höhen der Murgberge erbaut, die großen Kosten hat ein „Heiligenfonds" bestritten. Forbach wird zuerst 1386 bei einer Vergabung genannt; geschichtlich bietet es nichts von Interesse, als daß 1689/90 die badische Regierung vor den französischen Mordbrennern hierher flüchtete.

Der schönste Theil des Murgthales öffnet sich bald unfraglich nachdem die Straße Forbach wieder verlassen und einen kleinen Tunnel durchmessen. Der breite Fluß schäumt in der Tiefe zwischen hoch und senkrecht abstürzenden, zersplitterten grauschwarzen Felswänden, erhält sich lange in ähnlicher Weise fort. Doch treten jetzt wieder zahlreiche, in prächtige Baumfülle von Kastanien und Wallnüssen eingelagerte Dörfer an seine Ränder heran — leider auch ein hoher Rauchschlot — Flößereibetrieb und Sägemühlen streuen überall emsige Lebensthätigkeit hinein. Bei dem Dorfe Weißenbach führt der nächste Weg, die schon früher erwähnte Straße, nach Enzklösterle, vielgewunden nach dem Forsthause Kaltenbronn und zur Urwaldeinsamkeit um den Hohlohsee (978 m), der am längsten behaupteten Zufluchtsstätte der Bären, Luchse und Wölfe hinauf. Nordher grüßt aus der Ferne schon lange Schloß Eberstein von der Bergwand herab. Zu ihm steigt bei den ersten Häusern von Gernsbach (Badhôtel) ein Fußweg empor,



Flößer von der Murg.

der bald in die neue große Fahrstraße nach Baden=Baden einmündet und durch herrlichen Tannenhochwald in 20 Minuten nach der früheren Burgruine Eberstein bringt, die zu einem großherzoglichen Lustschloß restaurirt worden und von den Altanen schöne Niederschau ins Murgthal gewährt.

Schloß Eberstein, zur Unterscheidung von Alt=Eberstein (Ebersteinburg) auch Neu=Eberstein benannt, ward am Ausgange des 17. Jahrhunderts von den Franzosen zerstört. Ueber dem Thore zum Burghof sieht das Eberwappen mit der Rose herab, die sich auch in dem Wappen der Herrn von Alt=Windeck wiederfindet und diese als Lehnsleute der Grafen von Eberstein kennzeichnet. Nach dem mißlungenen Ueberfalle im Wildbad flüchtete Wolf von Wunnenstein hierher und wurde vergeblich vom Grafen Eberhard belagert. Vor der Wiederherstellung des Schlosses durch den Markgrafen Friedrich im Jahre 1804 lag es in tiefem Zerfall, nur da und dort zeigten sich noch an den Wänden Spuren ehemaliger, von Hans Baldung herstammender Gemälde; das Ganze gemahnte redend an die Verse Uhlands:

„Doch drinnen ist es öd und stille,
Im Hofe hohes Gras in Fülle,
Im Graben quillt das Wasser nimmer,
Im Haus ist Treppe nicht, noch Zimmer,
Ringsum die Epheuranken schleifen,
Zugvögel durch die Fenster streifen."

Am Abhang zum Murgthal, unter der Burg, befindet sich der Rebberg, auf dem das rothe „Eberblut" wächst oder vielmehr seit manchen Jahren schon nicht mehr gewachsen ist. Verkauft

wird es trotzdem in der Umgegend noch zu hohem Preise (3 Mark die Flasche). Es bildet natürlich nur eine „Etikettesache“, der Kenner gewahrt sogleich an der Lage, daß dort kein wirklich guter Wein zu gedeihen vermag, aber die Rechnung auf „eberblut-dürstige“ Besucher trügt selbstverständlich nicht, und ihr Verlangen findet Befriedigung; volenti non fit injuria. Für modern-romantische fahrende Leute ist gleichfalls ein „Eberpfad“ angelegt, dem man aber nicht folgen muß, wenn man nach Schloß Eberstein zu kommen trachtet. Mit seinem Namen irreleitend, kürzt er nur die Fahrstraße nach Baden-Baden.

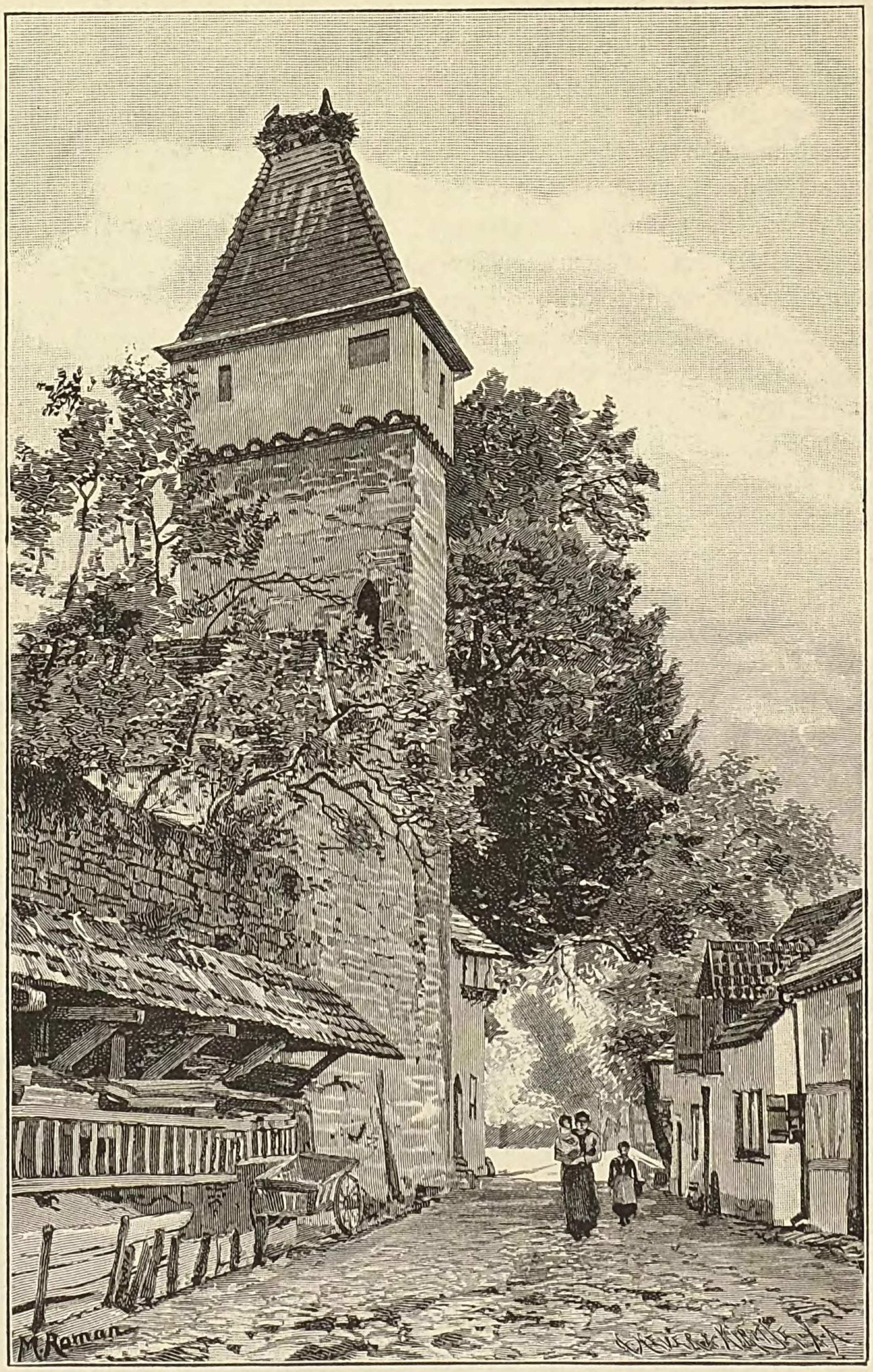
Wie droben am Beginn des Murgthales Freudenstadt, liegt hier am Schluß desselben (wenigstens seines interessanten Theiles) unter Eberstein die Stadt Gernsbach als Eingangspforte in den nördlichen Schwarzwald, durch eine Zweigbahn von Rastatt aus mit der Haupteisenbahn des Rheinthals verbunden. Gernsbach, zuerst 1219 als ein Marktflecken Geerespach genannt, doch seit 1270 eine ummauerte Stadt, zu beiden Seiten der breiten, über ein schräges Wehr fallenden Murg, bietet mit seinen Häusern ein ziemlich neuzeitliches Ansehen, da es gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts zweimal von großen Bränden heimgesucht worden. Doch finden sich noch einige interessante alte Gebäude, unter denen das Rathhaus sich besonders auszeichnet; von einem ehemalig bei der oberen Pfarrkirche belegenen alten Schloß der im 13. Jahrhundert ausgestorbenen „Schenken von Geerespach“ ist nichts geblieben. Die Stadt bildet einen Hauptsitz des Holzhandels; die Flößer theilten sich hier ehemals in die drei Klassen der Wald-, Murg- und Rheinschiffer, die jedoch später zu einer „Schifferschaft“ vereinigt wurden; älteste Nachrichten darüber entstammen dem 13. Jahrhundert. Zwei Brücken, eine kleine Inselanlage zwischen sich einschaltend, überspannen den Fluß, einen hübschen Umblick gewährend; jenseits des Wassers ziehen sich die „Vorstädte“ Bleiche und Igelsbach mit kleinen Häuschen entlang. Eines der unscheinbarsten derselben enthält eine Wirthschaft und betitelt sich „Zur Murgluft“. Es ist gewiß dazu berechtigt, so gut wie es anderswo vielfach Vergnügungsorte „Zur Rheinluft“, „Mainluft“ oder sonstiger Flußluft giebt, und es fällt eigentlich nicht recht zu sagen, warum der Name so drollig berührt: „Zur Murgluft.“

Das Murgthal wendet sich nun aus seiner bisherigen streng nördlichen Richtung nach Nordwest, erweitert sich, verliert seinen vorherigen besonderen Charakter, die Eisenbahn folgt dem Flußlauf und führt an dem Dorf Gaggenau mit einer großen Glasfabrik vorüber zu dem stattlichen, sehr alten, wohl nach der Farbe des benachbarten Berggesteins benannten Pfarrdorf Rothenfels („pagus a vicino rubeo monte sic dictus, ad fluvium Murgam situs“), das ursprünglich die Mutterkirche für das ganze untere und mittlere Murgthal bis über Forbach hinauf gebildet. Ein kaiserliches Hofgut (curia cum praedio) bestand dort schon im Anfang



Schloß Eberstein.

des 11. Jahrhunderts, von Kaiser Heinrich III. an das Bisthum Speier vergabt; die Entdeckung einer lauen eisenhaltigen Quelle im Beginn unseres Jahrhunderts bei Gelegenheit eines Bohrens auf Steinkohle führte zur Anlage einer wohleingerichteten und gern besuchten Badeanstalt. Lage



Storchenthurm in Gernsbach.

und Klima des Ortes sind anmuthiger Art und scheinen aus den Bewohnern desselben von jeher ein fröhliches Völkchen gemacht zu haben, das manchmal bei Kirmeß und Fastnacht mit seinem gestrengen Pfarrherrn in Gegensatz gerathen. Wenigstens sah ein solcher sich im Jahre 1605 gemüßigt, seine Rothenfelser, als sie am ersten Fastnachtabend auf dem Rathhause einen

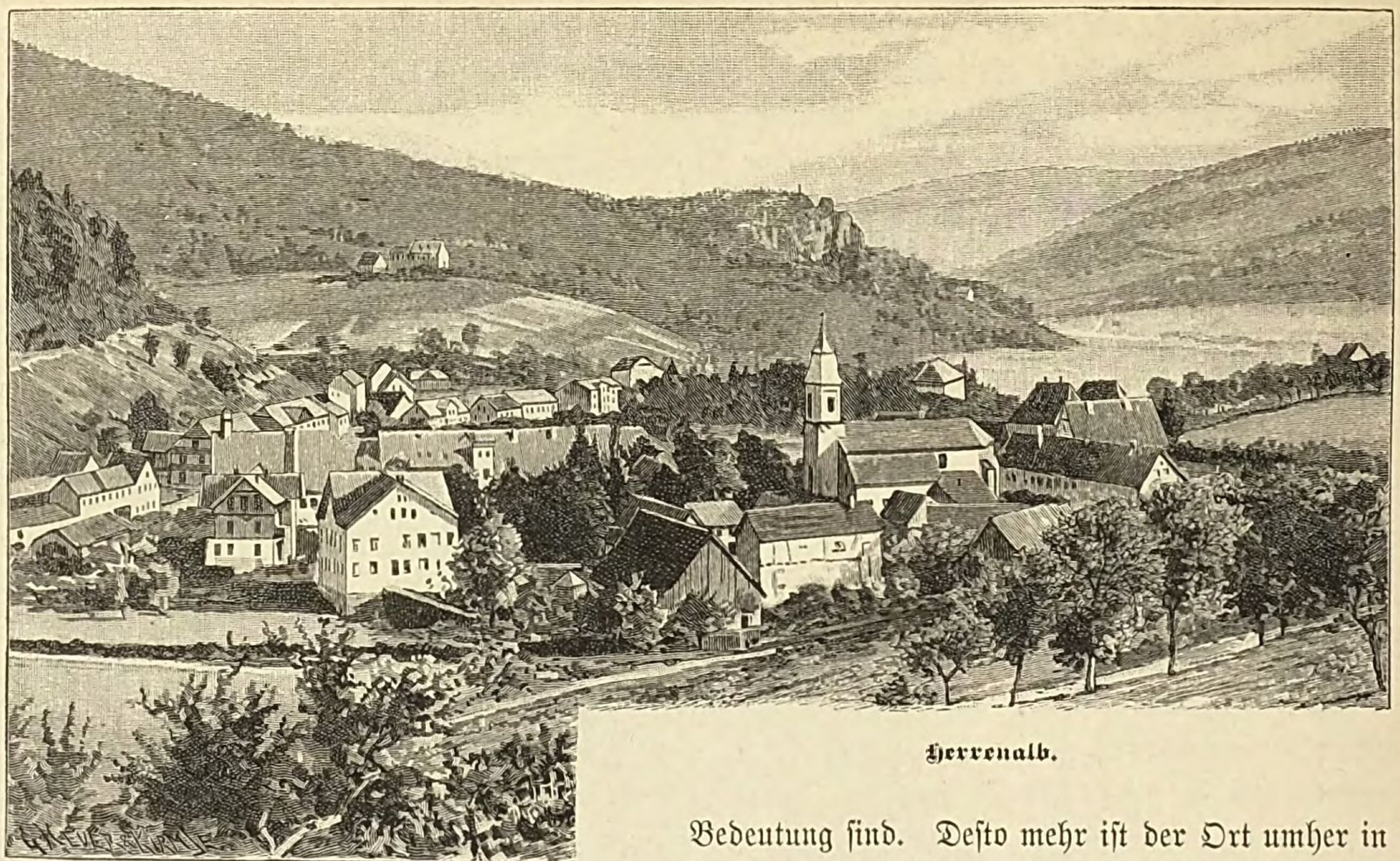
Tanz abgehalten, am nächsten Sonntag von der Kanzel mit einer derben Strafpredigt zu überschütten. Er tritt darin als ein Vorläufer Abrahams a Santa Clara auf; eine Stelle ist so bezeichnend, daß sie Mittheilung verdient:

„Heisa, der Teufel ist todt und seine Großmutter auch! Wir tanzen, bis wir genug haben, die Herrschaft hat es erlaubt. Ich jedoch sage euch, der Bischof hat an solchen Tagen das Tanzen zu erlauben, und nicht die Herrschaft. Vermaledeit seien die Aeltern und Obrigkeiten, welche das erlauben! Ja, wenn's mit dem Tanzen genug wäre, wie aber sehen die schönen Jungfern des andern Morgens aus! Es werden daher Alle, so dem leichtfertigen Tanze beigewohnt, in eine Strafe von sechs Gulden verfällt, und hat der Plazmeister das Gretel heimgeführt, so kann derselbe auch diese Strafe eintreiben."

Der Zug fährt durch das untere Murgthal weiter über das alte eberſteinische, im Jahre 1090 zuerst erwähnte, noch jetzt sich höchst mittelalterlich ausnehmende Städtchen Kuppenheim nach der durch manche geschichtliche Ereignisse neuerer Zeit — Friedenscongreß und „Gesandtenmord" 1798, Execution der badischen Aufständischen 1849 — nicht eben erfreulich bekannten badischen Landes- und deutschen Reichsfestung Rastatt (1090 „Dorf Rasteten"). Auch sonst erhebt diese wenig Ansprüche, zu einem Lieblingsaufenthalt für Fremde zu dienen, obwohl dem Markgrafen Ludwig Wilhelm („Prinz Ludovicus") die Lage des Ortes so wohl gefiel, daß er sich 1706 in ihm ein großes Residenzschloß erbaute und mit Trophäen seiner Türkensiege ausschmückte. Aus der Zeit der „Decumatischen Aecker" hat sich auch hier ein viereckiger, vier römischen Gottheiten geweihter Altar erhalten. Drei derselben sind unerkennbar geworden und nur Merkur tritt noch deutlich hervor, der allerdings als Handelsgott mit dem heutigen Rastatt in äußerst geringem „actuellem" Zusammenhang steht.

Wir müssen nochmals nach Gernsbach zurückkehren, um eines letzten und nicht unwesentlichen Zuganges zum nördlichen Schwarzwald Erwähnung zu thun. Zwischen dem Unterlauf der Murg, der Enz und Pfinz entspringt, ihnen allen ziemlich parallel fließend, auf der Abdachung des Gebirges nach Norden die (untere) Alb ungefähr in der Mitte zwischen Gernsbach und Wildbad auf dem 900 m hohen, schmalen und eigenthümlichen Berggrat der „Teufelsmühle" und schneidet ein Zwischenthal zwischen den genannten ein, das, im Anfang eng, steinig und wild, sich bald zu einem anmuthigen Wiesen- und Waldgrund erweitert. Seine Bedeutung erlangte es schon in alter Zeit durch die frühe Gründung der Klöster Herrenalb und Frauenalb in ihm, von denen das erstere als reizvoll belegener Sommeraufenthaltsort, außerdem seit mehreren Jahrzehnten in eine Bade- und Wasserheilanstalt umgewandelt, immer stärkere Anziehungskraft besonders auf norddeutsche Gäste ausübt. Das würtembergische Gebiet springt, Baden an dieser Stelle am schmalsten verengend, hier mit so wunderlichem Auswuchs vor, daß ihm der Anfang des Albthals mit Herrenalb zugehört, während der weitere Verlauf des ersteren und schon Frauenalb badisches Besitzthum bilden.

Den bequemsten Zugang nach dem stattlichen Pfarrdorf Herrenalb bietet die Kunststraße von Gernsbach über Loffenau, die noch eine Weile hinter dem letzteren in Schlingen aufwärts steigt, um sich dann ins Albthal hinabzusenken; die Entfernung von Gernsbach bis zu dem 330 m hoch belegenen Herrenalb beträgt auf etwas kürzenden Abschneidewegen gute zwei Stunden. Es ist schon gesagt worden, daß die Stiftung des Klosters in die Anfangszeit der Besiedelung der tiefen Tannenwildniß des Schwarzwaldes fällt (1150), der Name kennzeichnet es im Gegensatz zu dem um zehn Jahre zuvor schon begründeten Frauenalb als Mönchs- (Cistercienser-) Kloster; nach seiner Lage im alten Albgau ward es zuerst monasterium in Alba, dann Alba Dominorum benannt. Der Stifter desselben war Graf Berthold II. von Eberstein, dessen Nachkommen vielfach ihre Gruft darin gefunden. Die Reformation machte das Kloster protestantisch, sowohl vom Bauernkriege als vom Dreißigjährigen Kriege ward es stark verwüstet, so daß die erhaltenen Ueberreste außer der Kirche und einem Buckelsteinthurm nicht mehr von besonderer alterthümlicher



Herrenalb.

Bedeutung sind. Desto mehr ist der Ort umher in seiner engen Thallage aufgeblüht, besitzt neben der Badeanstalt noch zahlreiche Gasthöfe und Privatwohnungen für Fremde und steht hinsichtlich seiner Umgebung und Bevorzugung durch die Natur keinem anderen im würtembergischen Schwarzwald nach. Durch seine nahe Felsengruppe des „Falkenstein“ mit seltsamen gerundeten, thurmartigen Schroffen, sowie durch tief in die Bergwände einschneidende Schluchten thut sich Herrenalb vielmehr unter allen besonders hervor.

Nordwärts von ihm überschreitet die Straße sehr bald die badische Grenze und bringt in einer Stunde, sich leicht senkend, nach Frauenalb, das außer seiner umfangreichen, in Privatbesitz befindlichen Ruine nur wenige Häuser aufweist. Die Geschichte dieses im Jahre 1138 gleichfalls vom Grafen Berthold II. von Eberstein und seiner Gemahlin Uta gestifteten Nonnenklosters macht sich als sehr reich an äußerlicher und innerlicher Unfriedsamkeit bemerklich. Das Ende des 14. Jahrhunderts ward mit beständigem Streit und Groll zwischen der Aebtissin Margarete von Eberstein und dem Convent angefüllt, in Folge deren eine Einmischung von Seiten des Markgrafen Bernard von Baden (der ein Condominat mit dem Grafen von Eberstein ausübte) und der Aebte Marquard von Herrenalb und Albrecht von Gottsau stattfand. Badische Truppen legten 1403 Frauenalb (und Herrenalb) in Asche, 1507 vernichtete ein großer Brand wiederum die Kirche und die Nonnenzellen. Dann trat zur Reformationszeit ein großer Verfall der Klosterzucht ein, am berüchtigtsten unter der Aebtissin Paula von Weitershausen (1573—1603), so daß der Markgraf Ernst Friedrich 1596 den Entschluß zur Säcularisation des Klosters faßte. Die streitbaren Nonnen leisteten jedoch Widerstand, Paula ward mit einer Anzahl derselben gefangen genommen (sie starb 1609 in Pforzheim) und ein badischer „Gegenschreiber“ (Verwaltungsbeamter) ins Kloster gesetzt. Die Insassen des letzteren erhoben Klage bei dem Reichskammergericht zu Speyer durch den dortigen Bischof, das Urtheil befahl Loslassung der Gefangenen und ihre Wiedereinsetzung. Doch der Markgraf nahm sich ausgiebig Zeit dazu bis zur Erlassung des kaiserlichen Restitutionsedicts in Betreff der von den Protestanten eingezogenen geistlichen Güter (1629). Die inzwischen erfolgte Katastrophe des Markgrafen Georg Friedrich bei Wimpfen zog die Zurückgabe des Klosters und die Ernennung Johanna Marias von Maudach (1631) zur Aebtissin nach sich. Zum Andenken ließen die Klosterfrauen den reitenden Kammerboten, der das Urtheil aus Speyer überbracht hatte, zu Pferd in Lebensgröße am Klosterthor

porträtiren. Als 1771 die Markgrafschaft Baden=Baden an Karl Friedrich von Baden=Durlach fiel, versuchte Frauenalb, das nach völliger Unabhängigkeit trachtete, ihm die Anerkennung seiner Landeshoheit zu verweigern. Das Kloster ward wiederum von badischen Soldaten besetzt und ein abermaliger, indeß (unglaublich schnell, schon 1782) zu Gunsten des Markgrafen entschiedener Proceß beim Reichskammergericht angestrengt. Durch den Luneviller Frieden und Reichsdeputationshauptschluß wurde Frauenalb mit seiner letzten Aebtissin Maria Victoria von Wrede 1803 säcularisirt und Baden zugesprochen. Man benutzte den Klosterbau zur Anlage einer Tuchfabrik, die in Flammen aufging und den jetzigen Ruinenzustand hinterließ, in welchem riesige Weinkeller eine Merkwürdigkeit bilden. Sie schließen in gewisser Weise den Lebenskreis Frauenalbs am Ende mit seinem Anfang zusammen, denn nach einer Sage ward Graf Albrecht von Zimmern bei einer Jagd auf dem Stromberg durch eine Geistererscheinung zur Gründung des Klosters veranlaßt. Einem Hirsch nachjagend (dies pflegte die stetige Gelegenheit für fromme Visionen zu sein) sah er im tiefen Walde seinen verstorbenen Oheim mit vielen Genossen in einem prächtigen Schlosse zechend beim Weintrunk sitzen, dann das Schloß plötzlich in Flammen auflodern und hörte ein jämmerliches Stöhnen aus dem Schwefelqualm heraufkommen. Das durchrüttelte ihn so, daß er „im Gemüthe seiner eigenen Sünden reiche Blüthe“ erwog und ein Kloster zu stiften beschloß.



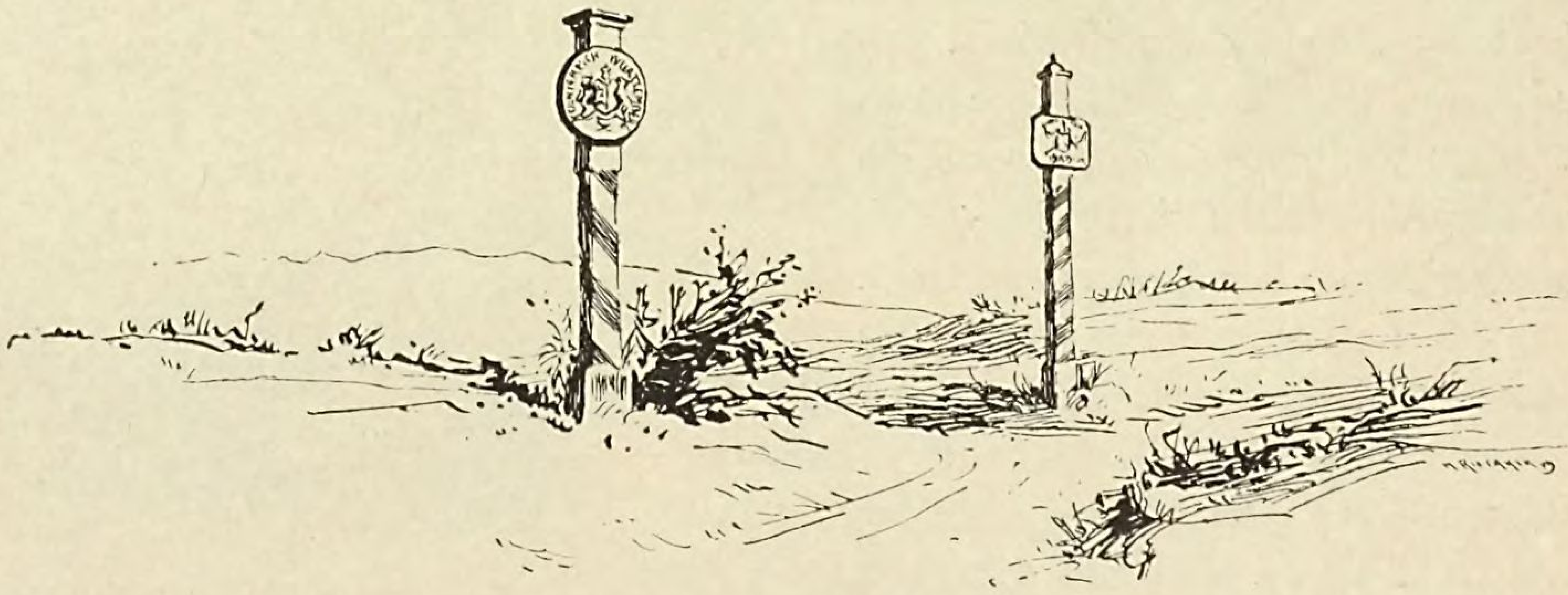
Frauenalb.

„Berthold drauf, der Ebersteiner,
Sprach: Dein Vorsatz ist auch meiner —
Und von gleicher Gluth entzündet,
Hat er Frauenalb gegründet —“

Doch scheint, wie die Geschichte des letzteren kundgiebt, der böse Geist von der Stätte nicht recht gründlich genug vorher ausgetrieben worden und die Weltlust auch den späteren frommen Bewohnerinnen noch dann und wann etwas ins Blut gefahren zu sein.

Von Frauenalb an werden die Geleitswände des Albthals immer niedriger und dieses reizloser, bis es nach noch vierstündigem unteren Verlauf bei Ettlingen (schon urkundlich 788 als „Ediningom“ genannt), dem regbetriebsamen Nachbarstädtchen Karlsruhe=Durlachs ins Rheinthal ausmündet. Die Stadt liegt am Fuße weithin mit Wald überdeckter Anhöhen, muthmaßlich als ein Punkt, über den eine Römerstraße von Baden=Baden nach Pforzheim führte. Römische Alterthümer, sowohl an Baulichkeiten als an Gefäßen und Münzen, sind mannigfach in der Nähe gefunden worden, am interessantesten eine im Jahre 1480 durch eine Ueberfluthung der Alb zu Tage geförderte, dem Neptun gewidmete Inschriftstafel, die nach manchen Wandererlebnissen über der Stadtbrücke angebracht wurde und bereits von dem Flößereibetrieb der Schiffer (Nautae) auf der Alb redet. Damit mag ebenfalls der mythische älteste Name Ettlingens „Posidonopolis“ in Verbindung stehen, die gleich Pforzheim „von dem Trojaner Phorkys gegründet worden“. Daß die Stadt 1689 von den Franzosen verbrannt wurde, bedarf kaum der Bestätigung; sie ist durch eine kleine Zweigbahn mit der Hauptbahn verbunden, und täglich zweimalige Post führt von ihr nach Herrenalb, so daß Ettlingen gleichfalls einen der bequemsten Zugänge vom Norden her in den Schwarzwald eröffnet.

Dergestalt haben wir im vorstehenden Abschnitt den wesentlichsten Theil des würtembergischen Schwarzwalds, die ihm ganz angehörigen Thäler der Enz und Nagold, sowie die zur Hälfte ihm anheimfallenden der Murg und Alb darzustellen gesucht. Weiter im Süden werden wir das Staatsgebiet der roth-schwarzen Landesfarben mit den schwarzen Hirschgeweihen und Leopardenlöwen im Wappen noch einigemal antreffen, doch zunächst wenden wir uns nun nach Westen zum nördlichen Theil unseres Gebirges innerhalb der badischen Grenzen hinüber.





Im Gebiete der Hornisgrinde.



Hier auf diesen grünen Matten,
Die der Sonnenglanz umflicht,
Ohne Trübung, ohne Schatten
Schwebt das Herz in Luft und Licht.

Wie ein Vogel, dessen Schwinge
Ruhevoll im Aether kreist,
Hoch ob jedem Erdendinge
Seine Bahnen zieht der Geist.

Glocken mögen drunten klingen,
Lust und Leid in buntem Chor,
Doch die Stimmen alle dringen
Nicht in diese Ruh' empor.

Nur der Wind auf grünen Matten,
Die der Sonnenglanz umflicht —
Selbst des Todes dunkle Schatten
Rinnen mit in Luft und Licht.

Doch auch sehr anders und leider nicht eben selten stellt sich die Hochwelt hier oben dar:

„Im Regenwinde,
Im Nebelwehn
Auf der Hornisgrinde,
Der Weg kaum zu sehn —

Die Welt ringsum
Ein unendliches Dehnen,
Doch grau und stumm
Dem Blick, dessen Sehnen

Verschlungen wird —
O Bild des Lebens,
Drin auch vergebens
Die Sehnsucht irrt.

Wer vom Rheinthal aus zwischen Rastatt und Offenburg die Gebirgskette des Schwarzwaldes betrachtet, gewahrt dieselbe überall in gleicher Weise von einem hohen, langgedehnten Bergrücken überragt. Das ist die Hornisgrinde, mit einer Scheitelhöhe von 1166 m die höchste Erhebung der nördlichen Schwarzwaldhälfte darstellend und diese, breit hingelagert, beherrschend. Als Trabanten, mehr noch gleich abfallenden Schultern schließen sich ihr im Norden die Badener Höhe und der Hochkopf, im Süden der Kniebis an.

Der Name Hornisgrinde ist ein interessanter, erhält noch ein in unserer heutigen Sprache fast untergegangenes altes Wort: „Die Grinde", das eine zerfurchte Kopfdecke bezeichnet. Bei Luther findet sich noch mundartlich Grind (das jetzt allein eine abgewandelte Bedeutung hat) für Kopf; mittelhochdeutsche Redensarten sagen: „Ich steche durch den Helm und durch den Grint" — „ich haue dir über den Grind". Etwas Mißächtliches liegt indeß dem Worte beigemischt, es bildet gewissermaßen einen vulgären Gegensatz zu dem vornehmen „Haupt" und schließt den Begriff des Zermahlenen, Zerhackten in sich ein. So ist es auf Berghöhen übertragen worden, wird jedoch unseres Wissens in Deutschland nirgendwo als im Schwarzwald angetroffen; die Schweiz hat es ebenfalls da und dort bewahrt (Grindelwald, Grünten). Auch zwischen Freiburg und Todtnau liegt ein „Grindenwald"; hauptsächlich indeß bietet die Gegend um die Hornisgrinde mehrfache Wiederkehr des Namens („Lange Grinde" zwischen der Rauhmünz, und der Schönmünz, „Grindenbach" über Allerheiligen) und die dortigen Umwohner benennen einen scharfaufgewölbten, langgestreckten Berggrat kurzweg „eine Grinde".

Schwierig dagegen ist der Zusatz „Hornis" zu erklären. Außer Zusammenhang steht er natürlich mit dem gleichnamigen Insekt; er wird zumeist von „Horn" abgeleitet, so daß das Ganze die Bedeutung „Hornscheitel" hätte. Wahrscheinlicher bedünkt eine Herstammung vom althochdeutschen mist, Nebel, „der viel in Nebel eingehüllte Hochkopf"; die Corrumpirung des Namens im Volksmunde würde nicht ohne Analogon sein. Möglicherweise auch könnte er in ferne Vorzeit zurückgehen, so daß er ursprünglich hirnigrinde geheißen und eben „Hirnkopf" (oder auch „Kopfwirbel", hjarni) bedeutet. Das Zerfurchte einer Gehirnoberfläche würde mit dieser allerdings ziemlich tautologischen Bezeichnung gut übereinstimmen.

Jedenfalls ist der Name Hornisgrinde in seiner zweiten Hälfte ein äußerst zutreffender, denn ein Bergscheitel, der mehr die Benennung grindig („schorfig, mit Geblöck bedeckt") verdiente, ist im Schwarzwald nicht auffindbar. Fast eine Stunde lang zieht der Rücken sich eben von Nord gen Süd, nach Westen überaus steil niederfallend, ostwärts zum Theil milder ab-

gedacht. Wir sahen schon, daß noch ein Rest der alten Sandsteindecke die Hornisgrinde überzieht, rothe Blöcke derselben liegen da und dort hingestreut, dazwischen dehnt sich fast überall ein schwammiger brauner Torfboden, der nach längerer Regendauer den Weg über den Rücken stellenweise völlig ungangbar macht. Droben ist eine hocheinsame, fast immer windumsummte Welt, im Sonnenglanz von erhabener Schönheit, in Sturm und Wolke unheimlich-großartig. Der kahle Grat ragt über den Tannenwuchs hinaus, nicht durch seine Höhe, denn im südlichen Schwarzwald steigt jener noch weiter empor, sondern weil der Boden seiner Entwicklung ungünstig ist. Nur düstere Legföhren schwanken als „Knieholz" umher, doch gesellt die Freundin des rauhesten Klimas und der höchsten Nordwelt, die Eberesche sich noch hinein. Dazwischen wölben sich Bulte von Heidekraut und Borstengras über den Moorgrund, aus dem ab und zu hohe Binsen aufwuchern. Die Hornisgrinde bildet ein Unicum trister Bodenbeschaffenheit, doch zugleich einen Standort seltener Hochflora (Gentiana lutea); überall schweift der Blick in eine Unendlichkeit zwischen der schwäbischen Alb im Osten, dem Juragebirge und den Vogesen im Westen; bei klarer Luft liegt südhinüber die Alpenkette ausgebreitet. Wo der Grat sich nach Süden zum Thal der Acher zu senken beginnt, steht ein Aussichtsthurm errichtet, recht verdienstlich für die freie Rundschau, doch jedenfalls für Damen nicht eben einladend, da der Zugang nur von außen über die Sprossen einer fast senkrechten Leiter hinaufführt. Nordwärts ist dem Thurm eine kleine Schutzhütte angebaut, um den vom Unwetter Ueberfallenen Zuflucht zu bieten. Leider findet sich auch dies Verdienst ein wenig durch die kalten Steinbänke beeinträchtigt, und so dankenswerth die Anlage einer Feuerstelle in der Hütte ist, dürfte sie dem philanthropischen Beruf zur Erwärmung durchnäßter Wanderer nur selten nachkommen, da sich weder in dem kleinen Schutzbau, noch weit umher Holz zur Erzeugung mildthätiger Flammen vorfindet.

In orographischer Hinsicht bildet die Hornisgrinde einen Hauptbestandtheil der Wasserscheide zwischen den Parallelläufen des Rheins und der Murg. Ostwärts zur letzteren fließen von ihr und ihrer Nordabdachung die Schönmünzach, Rauhmünzach und der Schwarzbach, sämmtlich durch weite, dunkle Waldberge hinabschäumend; nach der anderen Seite ziehen sich außer der Acher und Bühlott nur eine Menge kleinerer, aber heftig abstürzender Bäche ins Rheinthal hinunter, die der Torf- und Waldgrund des Hochrückens auch in der Sommerdürre nicht versiegen läßt. Mit politischer Grenze springt das Reich Würtemberg bis dicht an den Thurm der Hornisgrinde herauf; ein Haideweg führt in wenig Minuten nach Osten zu einem alten Grenzstein, Dreifürstenstein benannt, weil an ihm ehemals außer badischem und würtembergischem Gebiet auch noch bischöflich straßburgisches zusammentraf.

Wenn wir uns, sei es mit wirklichem Auge, sei es in der Vorstellung das von der Hornisgrinde beherrschte „Gebiet" des Schwarzwaldes überblickend, nach Osten wenden, so treffen wir auf eine weite Eintönigkeit der Landschaft, fast ohne irgend einen bemerkenswerthen Punkt. Die schon erwähnten endlosen Bergwälder, von den Zuflüssen der Murg durchzogen, dehnen sich dunkel zum uns bekannt gewordenen langen Thal der letzteren hinab; gerade nieder in die steil abfallende Tiefe sieht man auf kesselartige, mit Moorgrund und Wasserblinken gefüllte Ausrundungen. Die Welt drunten ist unwirthlich-menschenleer, todeseinsam; nirgendwo sonst zeigt der Schwarzwald so ununterbrochen-unermeßliche, ortschaftslose Waldungen, in denen man zwei, selbst drei Wegstunden lang keinem einzigen Hause begegnet. Es ist keinem Wanderer zu rathen, sich dort von einbrechender Nacht überfallen zu lassen, die finsteren, lautlosen Tiefen würden ihn leicht mit unliebsamer Wirklichkeit an Märchenschrecknisse, die seine Kinderphantasie entzückt, erinnern.

Nach Süden führt dagegen vom Thurm aus ein allerdings sehr steinicht-schlechter, doch unfehlbarer Fußpfad abwärts an einen breiten rothen Sandsteinbruch, neben dem man durch dichte Tannenwipfel unter sich einen Wasserspiegel — den Mummelsee — aufblinken sieht. Steilgewunden senkt sich der Pfad zu ihm nieder — die Weglänge vom Thurm der Hornisgrinde beträgt abwärts kaum zwanzig Minuten — am Uferrand ladet eine sehr schlichte, doch unter



Umständen höchst gastlich erfreuende, vom „Wolfsbrunnen“ her mit Speisen und Getränken ausgerüstete Schutzhütte zum Eintritt ein. Hart vor der Thür liegt der kleine, eirunde See ausgebreitet, ganz von hohen dichtbewaldeten Bergwänden umschlossen, doch wohl zumeist die Erwartung etwas enttäuschend. Die Tannen umher sind in der Mehrzahl nur von geringer Mächtigkeit und zumal im Vorsommer, wenn sie frisch austreiben, benimmt das lichte Grün ihrer Spitzen der Seerunde jeden unheimlich-düsteren Charakter; auch die Spielerei, daß eine Anzahl von Nachen zum Umherrudern auf der kleinen Fläche bereit liegt, trägt für den Hochgebirgsgrund nicht zur Bewahrung einsamer Würde bei. Jedenfalls ist der Mummelsee an Wirkung nicht mit dem Feldsee vergleichbar, und es mag hier passend bemerkt werden, daß er sich in charakteristischer Weise zu dem letzteren verhält, wie überhaupt der gesammte nördliche Schwarzwald zu dem südlichen.

Daß die Sagenbildung früherer Zeit reichhaltige Nahrung im Mummelsee, den die Römer bereits „lacus mirabilis“ benannt haben sollen, gefunden, als er noch von Urwaldstannen umgeben und nur von Jägern, Harzklaubern und Schatzgräbern aufgesucht wurde, ist ebensowohl begreiflich, als unbestreitbar, daß die heutigen wohlgebauten Fahr- und Fußwege zu ihm, mit zahlreichen Wegweisern versehen, der laute Steinbruchbetrieb, die Miethgondeln auf dem See ihn in ein möglichst nüchternes Licht rücken und nach Kräften alles Wundersamen entkleiden. Wer sich in die Mystik hineinversetzen will, mit welcher der Volksglaube ihn ehemals dicht übersponnen, thut unfraglich am besten, im Grimmelshausenschen „Simplicius“ die Capitel 10—18 des fünften Buches zu lesen, in denen sich eine Sammlung aller an den Mummelsee geknüpften Mären vorfindet. Simplicius selbst, der sich damals im „Bad Griesbach“ (im Renchthal) aufhielt, begegnen droben die absonderlichsten Dinge. Wir erfahren, daß er, von einem Ortskundigen geführt, sechs Stunden braucht, um durch einsame Wildniß an den See zu gelangen, in den er hineinstürzt, um in der Tiefe von dem „Prinzen des Mummelsees“ seltsamste Belehrungen zu empfangen. Wie er an die Oberfläche zurückkommt, verirrt er sich in den schwarz-unermeßlichen Wäldern und schließt seinen Bericht mit den Worten, daß das wahr sei, „was mir mein Knan zuvor gesagt hatte, daß ich nämlich von dieser Wallfahrt weiter nichts als müde Beine und den Hergang für den Hingang haben würde“.

Immerhin ist der Aufstieg vom Wolfsbrunnen zum See auch heute ein nicht ganz unbeträchtlicher (360 m), doch die erwähnten, äußerst gepflegten Wege lassen allzu müde Beine nicht mehr befürchten. In Bezug auf den Namen Mummelsee sagt Simplicius, derselbe „gebe genugsam zu verstehen, daß es um ihn wie um eine Maskerade oder einen Mummenschanz ein verkapptes Wesen sei“, und die gegenwärtige Volksetymologie leitet gleichfalls die Benennung von einem vermummten Wassergeist „Mummel“ ab, der mit seinen Töchtern — Mümmelchen — in der Seetiefe haust. Der wirkliche Ursprung des Namens entstammt indeß zweifellos dem alten Zeitwort „mummeln“, das „murren, murmeln“ bedeutet und das vereinte leise murrende Geräusch des Windes in den Tannen und den von ihm aufgeregten Seewellchen in dem abgeschlossenen Bergkessel bezeichnend wiedergiebt. Im Anfang des vorigen Jahrhunderts verursachte übrigens der zu Flößereizwecken hoch angestaute See, in Folge plötzlich eintretender gewaltiger Regenstürze durchbrechend, eine gefährliche Ueberschwemmung des unter ihm belegenen Thales.

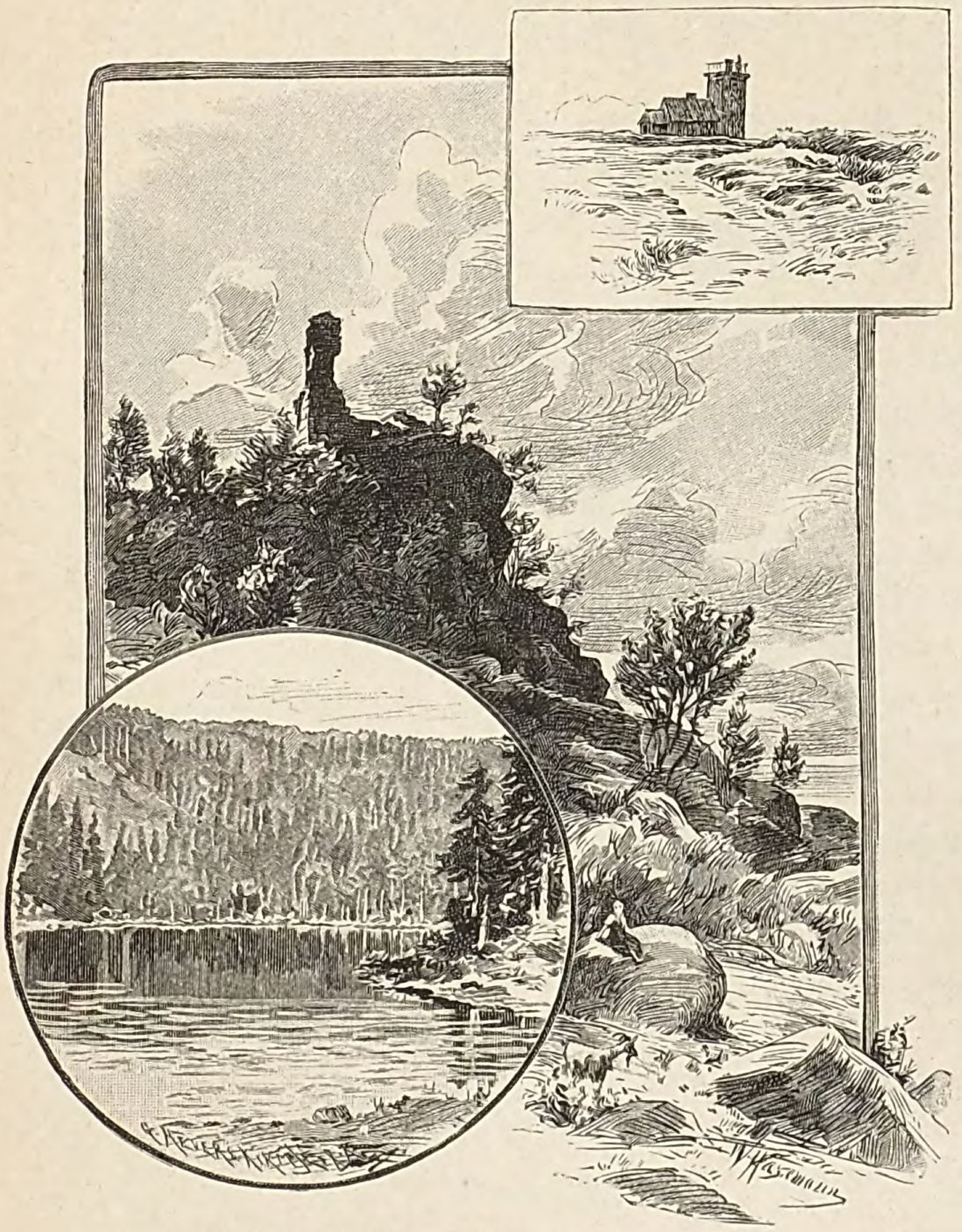
Vom Mummelsee führt in anderthalb Stunden ostwärts ein einsamer Weg über das sogenannte Eckle mit Blockhütten — drei Viertelstunden unterhalb desselben weiter nach Osten liegt am Langenbach die Wirthschaft und Nachtunterkunft „Zum balzenden Auerhahn“ beim Forstwächter Züfle (eigentlich „Süpfle“) — durch Wald, dann auf ödem Hochrücken zum Wildsee, der, an Umfang dem Mummelsee ungefähr gleich, tief (100 m) unter dem Standpunkt des Beschauers liegen bleibt. Er ist in seiner Wirkung weit großartiger als jener, besonders am Abend, wenn er wie ein dunkles, fast schwarzes Auge aus seinen dichten Tannenbrauen aufblickt. Auch ihn umgeben keine Felswände, aber soweit das Gesicht reicht, trifft es auf nichts als tiefe Wälder ohne die Lücke einer Handbreite, die weltvergessen daliegen, denn selbst die Axt des Holzfällers dringt kaum hinein, da die Schwierigkeit des Herausschaffens der Stämme aus der moorigen Kesseltiefe die Arbeit nicht lohnt. So gemahnt die Umgebung des Wildsees an unberührten Urwald und der schweigsame finstere Wasserspiegel an einen Zugang zur Unterwelt. Auch die über ihm flatternden Mären sind gespenstischerer Art als die des Mummelsees. Eine derselben spielt nicht in der Nacht oder im Mondlicht, sondern in heller, heißer Geisterstunde des Mittags. Vor den Augen eines Hirtenmädchens sprengt auf schwarzem Rappen ein prachtvoll gekleideter Reiter über die stille, nur mit dunklem Knieholz bedeckte Hochfläche daher und mit gewaltigem Satz seines Pferdes geradaus in den Wildsee hinunter, der sich stumm über Roß und Reiter zusammenschließt; nur der Federhut des letzteren treibt noch farbig auf dem düsteren Gewässer. — Nördlich am See befinden sich noch sehr geringfügige Anzeichen ehemaliger Gebäude, von denen ein „Lagerbuch“ aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts sagt: „Bei diesem See hatt es einen ziemlich geraumen Platz, daruff vor alters ein Kirch gestanden, wie dann das Gemäuer, die Thür und Fenstergestell von Quatersteinen und gehawenen Stückhen noch zum Theil allda aufrecht stehet und zu sehen ist. Also ist auch noch ein Hoffstatt eines Häußlins daselbsten erkantlich, darinn ein Waldbruoder und Eremit gewohnt haben solle, und ist ein strenge Walfahrt dahin gangen, wie solches ein alter braiter Fahrweg, der vom Berg an der Wand herab darzue gehet, scheinlich zu erkennen gibt.“ — Am Rande des schmal sich auf der Höhe halb um den See ziehenden Fußweges (nach dem „Ruhstein“) steht eine völlig zerfallende kleine Schutzhütte, doch dadurch im Einklang mit der weiten Oede ringsum; nur die Eberesche reckt auch nach ihr das zierliche Blattgrün. Im Wildsee nimmt die Schönmünzach ihren Ursprung, doch man gewahrt nichts von ihrem waldverdeckten Laufe, einzig die lange Kette der Rauhen Alb hebt sich mit ferner Bläue über den Tannenbergwall des Murgthals.

Die vom Mummelsee gradab nach Süden niederführenden Wege bringen in drei Viertelstunden (abwärts) zu dem trefflichen Gasthof „Zum Wolfsbrunnen“ (671 m) hinunter, der, an einer Kehre der Kunststraße über den Schwarzwald von Achern nach Baiersbronn (Freudenstadt) belegen, den besten Ausgangspunkt zum Mummelsee und zum Thurm der Hornisgrinde bildet. Ueberraschend wirken auf den von oben aus dem rothen Sandsteingeblöck Herabkommenden die mächtigen Felsschutthalden aus schwarzgrauem Granit, die das einsam zwischen hohe Bergwälder eingeschaltete Haus dicht umgeben. Die Lage desselben ist „romantisch“, und ein Abend auf der Terrasse unter den rauschenden Riesentannen beim Klang des abstürzenden Wassers und höchst empfehlenswerthem „Kappelrodecker“ Wein bleibt eigen in der Erinnerung; zu dauerndem Aufenthalt indeß wird für die Neigung der Meisten der Wolfsbrunnen zu eng und dunkel eingeschlossen sein. Von den Wirthen geschieht im Uebrigen Alles, den Wünschen der Gäste zu entsprechen, sogar der Bau einer Kegelbahn und eines Wandelganges bei schlechtem Wetter ist im Werk. Die Wand des Eßsaals enthält ein glanzvoll umlorbeertes Gedenkblatt (mit Bild) an „Dr. Victor von Scheffel“, der autographisch mittheilt, daß er 1885 hier „neun Junitage, krank von angestrengtem Weg nach dem Wildsee verweilt“, und sich bei den Wirthen bedankt. Aehnliche schriftliche Anerkennungen desselben finden sich mannigfach im Schwarzwald, z. B. unfern von hier gleichfalls in der „Post“ in Schönmünzach.



Die Spinnschwestern vom Mummelsee. Von Wilhelm Volz.

Vom Wolfsbrunnen steigt die breite, vorzügliche Fahrstraße nach Osten noch eine Zeitlang durch Wald weiter aufwärts, dann hebt sie sich frei über den Thalgrund des Oberlaufes der Acher, die, aus dem Mummelsee entspringend, hier danach den Namen Seebach führt. Im Frühsommer prächtig von Orchideen überblühte Halden heben sich zur Linken, schöngezackte Felsgrate und seltsam mit Flechten bedeckte Steinwände; dem Zurückblickenden ragt lange tief drunten mächtig-einsam aus der weiten Rheinthalebene das Straßburger Münster auf. Links zweigt einmal ein Weg zum Wildsee empor, dann ist nach einer Stunde vom Wolfsbrunnen aus der höchste Punkt der Straße (920 m) erreicht. An einer Wendung sieht man plötzlich den „Ruhstein" dicht vor sich, einen abgeplatteten Felsblock zwischen den Hoheitspfählen Badens und Würtembergs. Unmittelbar jenseits der badischen Grenze liegt das „Gasthaus zum Ruhstein", eines der einsamsten des ganzen Schwarzwaldes, denn seine Entfernung von jeder Ortschaft beträgt acht Kilometer. Das Haus steht hart auf der Wasserscheide, dicht neben ihm nimmt die „Rothe Murg" ihren Beginn.



Brigittenschloß und Mummelsee (oben Thurm auf der Hornisgrinde).

Der Gasthof zum Ruhstein, in jüngster Zeit zu stattlichem Umfang und Aussehen vergrößert, bietet unseres Erachtens nach allen Richtungen den bevorzugtesten Hochsommer-Aufenthaltsort im gesammten nördlichen Schwarzwald für Diejenigen, welche nach Größe, Stille und einfacher Schönheit der Natur Verlangen tragen. Schattige und doch luftige, mannigfaltige Waldumgebung tritt auf die Entfernung weniger Schritte heran, aber ebensowohl freie, sonnige Halde. Zahlreiche Wege kreuzen hin und wieder; an nassen Tagen gewährt die fast ebene Straße nach beiden Seiten trockene, bequemste Bewegungsmöglichkeit. Wie sonst fast nirgendwo hat die Bodencultur aufgehört, zwar fehlen die eigentlichen schönen Matten des Hochlandes im südlichen Schwarzwald, doch wenigstens behindern Kornfelder und Wiesen den Fuß nicht mehr, nach Belieben überallhin weglos umherzuschweifen; eine mäßige Stunde führt zur Höhe über dem Wildsee mit ihrer Einsamkeit und ihrem weiten Umblick hinan. Das Haus sorgt, ohne ein „Hôtel" zu sein, billig, ausgezeichnet und aufs Sauberste für seine Gäste, enthält gute Zimmer und einen großen, behaglich-ansprechenden Eßzimmerraum; die Aufnahme ist eine höchst freundliche, der Wirth (Herr Klumpp) ein zuvorkommender, wohlunterrichteter Mann. Wenn der Himmel liebenswürdige Stimmung hinzugesellt, bildet Alles dort einen harmonischen Zusammenklang, an dem sich auch der bärenhaft riesige schwarze Hund äußerst harmlos betheiligt.

Vom Ruhstein senkt sich die Straße durch das Thal der „Rothen Murg" langsam zu dem

Dorf Oberthal — das bei dem zu ihm gehörigen Weiler „Schloß“ in wilder Waldschlucht auf einem ringsum senkrecht abfallenden, würfelförmigen Sandsteinfelsen die Thurmreste der Burg Tannenfels in unzugänglicher Lage aufweist — dann nach Mittelthal und Baiersbronn hinab; Ruhstein gehört noch zur weitausgedehnten Gemeinde des letzteren. Mit der Straße endet das Gebiet der Hornisgrinde nach Süden, um jenseits derselben das des Kniebis beginnen zu lassen, zu dem vom Ruhstein aus über den Vogelskopf und Rothen Schliff, immer den badisch-würtembergischen Grenzsteinen entlang, ein dreistündiger, ebenso hocheinsamer als hochinteressanter Fußweg hinüberführt. Wer bedauerlicher Weise am Einschlagen desselben durch Nebel (dann sehr abzurathen) oder durch sonstige Wetterungunst verhindert wird, gelangt auf dem Umweg über Oberthal und von dort auf der Bühlbachstraße sicher, durch ein völlig menschenleeres Thal, zum Kniebis hinan.

Wir wenden uns nach dem Wolfsbrunnen zurück, von wo ein naher Weg nach der Klosterruine von Allerheiligen gleichfalls schon im Kniebisgebiet abzweigt, und folgen der großen Straße in entgegengesetzter Richtung nach Westen abwärts. Der dunkle Bergwald lichtet sich bald, eine große Bogenschlinge umkreist das offene Seebacher Thal, der Ort gleichen Namens zieht sich lang durch dasselbe hinab. Die Nixen des Mummelsees statten in ihm dann und wann ihre Besuche ab, wenigstens fanden sich einmal drei derselben als weißgewandete Jungfern zur Winterzeit Abends in der Seebacher Spinnstube ein, um mit dem elften Glockenschlag stets hastig zu verschwinden. Ein junger Bursche verliebte sich in eine von ihnen und stellte eines Tags, um sie länger zu halten, die Uhr um eine Stunde zurück. So blieben die Drei ahnungslos bis Mitternacht, doch am nächsten Morgen hörte ein zum Mummelsee hinaufgestiegener Holzfäller Wehklagen aus der Wassertiefe heraufkommen, sah auf der Oberfläche drei Blutflecke treiben, und der Fälscher des Stundenschlags in Seebach starb nach drei Tagen. Die Nixen aber kehrten niemals wieder.

Die Straße senkt sich noch weiter bis zu dem hübschen, freundlich belegenen Dorf Ottenhöfen, im 14. Jahrhundert „In den Höfen“ und erst seit 1550 Ottenhoven benannt, dann führt sie fast eben im mehr und mehr sich verbreiternden Acherthal, das nun den Namen „Kappler Thal“ annimmt, zu dem großen Marktflecken Kappel, zum Unterschied von manchen gleichnamigen Ortschaften nach seiner alten „Nikolauskapelle“ und der Burg Rodeck über ihm Kappelrodeck genannt, fort. Hier beginnt der Rebbau und zeitigt, wie schon erwähnt, einen vortrefflichen Wein; überhaupt zeichnet sich die Mehrzahl der unter dem Westabhang der Hornisgrinde gedeihenden Weine (Klingelberger, Clevner, Affenthaler, Mauerwein) durch Güte, Fülle und Eigenart aus.

Kappelrodeck, obwohl erst im 14. Jahrhundert als Gemeinde erwähnt, und das Kappler Thal bilden eine Stätte vieler geschichtlicher Erinnerungen aus ältester bis zu neuerer Zeit. Die Bewohner thaten sich oft, besonders im Bauernkrieg und gegen die einfallenden Franzosen durch Muth und Tapferkeit, zuweilen auch durch Uebermuth hervor; einmal freilich läßt eine Mythe sie vor einem Zwerge Reißaus nehmen, als sie ausgezogen, um die über ihrem Ort belegene Burg Rodeck zu erstürmen. Ein Schutzgeist der letzteren, das „Burgmännlein“, das allein in dem bedrohten Schloß zurückgeblieben, schlug sie mit einer lauten Lache vom Bergfried herunter in die Flucht, daß sie in Todesangst davonliefen und nicht wieder zu kommen wagten.

„So blieb nun verschont vor gefürchtetem Troß
Die Burg in dem Kriegsgewitter;
Gekehrt aus dem Berge der Graf in das Schloß,
Schlug dankbar das Zwerglein zum Ritter;
Das hat mit dem Rath ihn, dem klugen, bedacht:
„Zwar hab' ich die Bauern von hinnen gelacht,
Nun aber ist's Euere Sache,
Daß dauernder Friede Euch lache.

Drum stillet die Klagen der Armen im Land,
Befreit sie vom Joch, dem verhaßten;
Regiert nicht, wie Andre, mit eiserner Hand,
Vermindert die Frohnden und Lasten!“
So that er, und Segen erfüllte sein Haus,
Oft kam das Gezwerge vom Berge zum Schmaus;
Bei Meth und gewürzigem Brodweck,
Hui, ging es da hoch her auf Rodeck.“

Die Burg Rodeck scheint im Anfang des 13. Jahrhunderts erbaut zu sein (urkundlich erscheint der erste „Heinrich Roeder von Rodeck" 1259), als das uralt am Oberrhein seßhafte Geschlecht der Roeder (die „Ausroder") sich von ihrer nah unter dem Gipfel der Hornisgrinde belegenen Stammburg Hohenrode (zu der wir später gelangen werden) nach Brauch der Zeit tiefer in die Thäler herabzog. Rodeck blieb im Besitz derer von Roeder bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts, dann erhoben zwei Ritter von Roedern Anspruch auf die Burg, vermochten indeß ihre Familienverwandtschaft mit dem ausgestorbenen Geschlecht nicht nachzuweisen, so daß die Herrschaft als Lehen an die von Neuenstein überging. Am Ausgang der 70er Jahre unseres Jahrhunderts erwarb ein Privatmann die fast zur Ruine zerfallene Burg und stellte auf den Grundmauern ein stattliches Schloß in mittelalterlicher Bauart her, das jetzt von seiner Berghöhe auf Kappelrodeck herabsieht.

Die Rheinebene liegt nun offen vor dem Blick, und in breiter Thalsohle erstreckt der Weg sich gegen sie fort, durchmißt das Dorf Oberachern (1095 Achara) als Vorort der bald beginnenden, seit 1300 von ihm abgetrennten Stadt Achern, wo die Schwarzwald-Poststraße in die Rheinthaleisenbahn ausmündet. Achern, im Jahre 1050 zuerst ebenfalls als „Achara" erwähnt, einst straßburgischer Besitz, bietet wenig Bemerkenswerthes, dagegen in seiner nächsten Umgebung zwei nicht mit der Vernunftrichtigkeit des Menschenthums im Einklang befindliche Stätten. Die eine ist die große, 1842 fertiggestellte Landesirrenanstalt Illenau, die andere, vielleicht noch mehr von zeitweiliger Geistestrübung zeugend, das schon im geschichtlichen Ueberblick von uns erwähnte Turenne-Denkmal bei dem Nachbardorfe Acherns Obersasbach, einem uralten, von einem fränkischen Geschlecht „von Bach" begründeten Ort, in welchem Kaiser Otto III. (980—1002), trübseligsten Angedenkens, als Knabe 994 die Weihnachtszeit zubrachte. Die Stelle, auf der das Denkmal ruht, hat der französische Staat 1829 als Eigenthum erworben, um einem der größten Verwüster des badischen Landes auf badischem Grunde ein prunkendes Gedächtnißmal zu erheben. Eine breite, lange „Avenue" führt auf den hohen Granitobelisk zu, an dessen Vorderseite ein Kolossalkopf Turennes aus dem Stein herausgemeißelt ist. Zur Linken davon sieht der abgestorbene, epheuüberworfene Stumpf des Nußbaums auf, dem ein neuer kräftiger Stamm entsproßt; in der Mitte zwischen dem Baum und dem Denkmal steht ein niedriger rother Stein, der die Inschriften trägt: „Ici fut tué Turenne — Hic cecidit Turennius — Hier ist Turennius verdödtet worden — a. 1675." Das Wohnhaus eines französischen Wächters der geheiligten Stätte befindet sich daneben, und fromme Pilger hinterlassen an ihr Zeichen ihrer Andacht. Um Pfingsten des Jahres 1888 war über dem Medaillonkopf ein Lorbeerkranz aufgehängt, aus dem die Worte herabgrüßten: „Les excursionistes de Strassbourg." Diese begeisterte Anerkennung der Ruhmesthaten Turennes von Seiten des deutschen Elsaß fand gesicherte Freistatt an dem Obelisk, ohne daß irgend Jemandem der blasphemische Gedanke gekommen wäre, sie zu entfernen. Vielleicht würde es ihr weniger gut gegangen sein, wenn sie nicht in französischer Sprache abgefaßt gewesen.

* * *

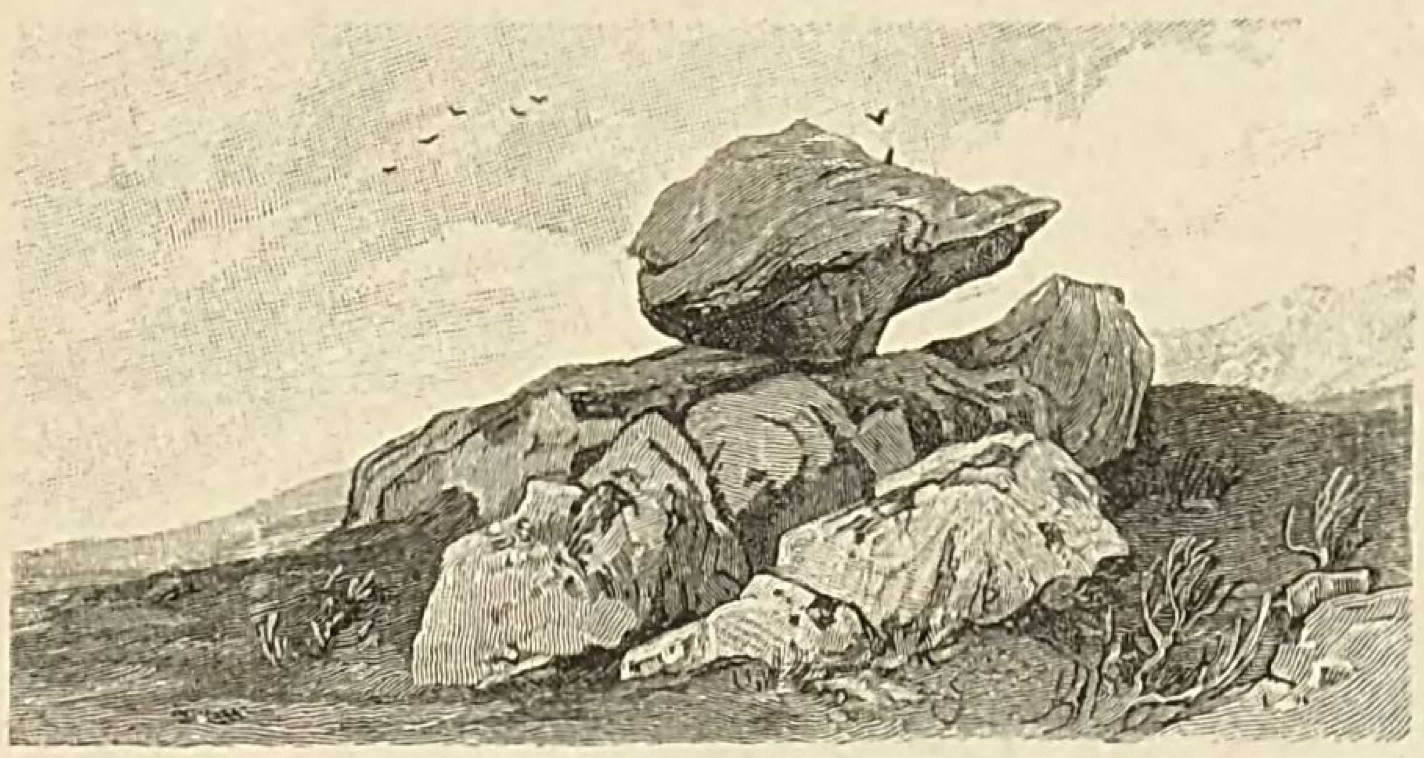
Wir haben die Straße von Baiersbronn nach Achern als die Südgrenze des Gebietes der Hornisgrinde überwandert und kehren wieder auf den Scheitel der letzteren zurück, um vom dort unsere Niederschau nach Westen fortzusetzen. Hier begegnen wir nah vor uns einem interessanten Anblick. Die Hornisgrinde fällt steil ab, dann erhebt sich ihr gegenüber wieder eine mit gewaltigem Granitgeblöck (nicht mehr Sandstein) überdeckte Berghöhe bis zu 762 m, die auf schroffem Fels den letzten kargen Ueberrest der ehemaligen Burg Hohenrode, gewöhnlich „das Brigittenschloß" (s. das Bild Seite 37) genannt, aufragen läßt. Es war wohl die höchst belegene Burg des gesammten Schwarzwaldes, mit Ausnahme solcher, die sich auf dem südlichen Hochlande desselben da und dort auf geringen Angipfelungen finden. Von Achern aus gesehen, ragt sie mächtig, wie fast zu der Hornisgrinde, empor.

Hohenrode gilt als die älteste Stammburg des Geschlechtes der Roeder (wohl schon im 11. Jahrhundert erbaut), das, ursprünglich im Elsaß seßhaft, wo noch die Namen Rödern, Rodern, Hohenrodern, Rodersdorf daran erinnern, später mehrere Schlösser in der alten Ortenau besaß. Jedenfalls war Hohenrode ein Felsenhorst frühester, ursprünglichster und unzugänglichster Art. Kaum ist zu begreifen, wie die Bewohner selbst einen Zugang gefunden, es sieht aus, als könne fast nichts als ein Bergfried auf der Schroffe Platz gehabt haben; dafür genossen Burgfrau und Burgfräulein allerdings eine wundersame Aussicht von den Fenstersitzen ihres Adlernestes aus, aber die Heraufbeschaffung von Lebensmitteln muß mit unglaublicher Beschwerniß und der Winteraufenthalt droben mit bösen Tagen und Nächten des Zähneklapperns verknüpft gewesen sein. Zweifellos füllten schon damals die Geister des nahen Mummelsees die Luft und die Gemüther, im Sturmgeheul, Donner und Wolkengewoge tobte von der Hornisgrinde die „wilde Jagd" herüber, und selbst den eisengepanzerten Burgherrn — wenn es auch schwer zu fassen ist, wie er hierher emporgeritten sein kann — mag nicht selten das Gefühl des Scheffelschen „Nachtliedes" angewandelt haben:

„Das ist die Nacht, die finstre Nacht im Walde,
Die mich umhüllt auf weltverborgenem Ritt.
Wie anders tönt der Windstoß längs der Halde,
Wie anders, denn am Tag, des Rosses Tritt!

Schwarzdunkel liegt der Berg. Nur in den Zweigen
Spielt da und dort ein matt unsicher Licht . .
Ist's Mondenschein? ist's mitternächtiger Reigen?
. . Vorwärts, mein Roß, und sträub' die Mähne nicht!"

Natürlich umkreist die Sage die wolkenhoch ragenden alten Trümmer mit besonderer Vorliebe und zwar die zwiefache von einer Brigitte, einer guten und einer bösen; daher der Name „Brigittenschloß". Die Burg lag danach zu Anfang drunten am Fuß des Berges, als Eigenthum einer Zauberkünste betreibenden Edelfrau Brigitte, welche Gewitter, Ueberschwemmungen und Seuchen veranlaßte und, deshalb von den Umwohnern bedroht, sich durch Teufelskunst mitsammt ihrem Schloß auf die Felsenspitze emporhob. Die zweite Brigitte war die Frau des letzten Burgherrn von Hohenrode, die er aus Liebe zu einem schönen Edelfräulein Gertrud von Bosenstein ermorden zu lassen befahl. Doch wie seine Trauung mit der letzteren stattfinden sollte, trat die nur Todtgeglaubte plötzlich inmitten der Hochzeitsgäste zwischen sie, so daß ihr Gatte, starr vor Schreck, überwältigt ihr zu Füßen fiel und ihre Vergebung erflehte. Diese gewährte sie, doch blieb sie nicht mehr bei ihm, sondern ging in ein Kloster, wo sie, nach ihrem Tode wie eine Heilige verehrt, starb, während er gleichfalls den Rest seines Lebens bei einem Klausner in der Waldeinsamkeit verbrachte. Von den eigentlich am meisten schuldigen „Gertruden" pflegt in solchen Fällen die Sage nichts weiter zu vermelden; sie hat vermuthlich irgend eine andere „gute Partie" gemacht. Seitdem aber



Der Katzenstein (Menhir).

„Wohl ist das Schloß verfallen,
Wohl steht der Thurm verwaist,
Doch ob den öden Hallen
Schwebt noch Brigittens Geist.

Wohin dein Auge schaue,
Ihr Segen schmückt das Land,
Drum wird die Burg im Gaue
Brigittenschloß genannt."

Allerdings steht auch der Thurm heut nicht mehr, sondern was von unten aus so erscheint, ist nur ein wunderlich aufragendes Stück der alten, nach der Bergseite gekehrten Schildmauer,

der einzige erhaltene Rest der Burg, deren sonstige noch vorhandene Ueberbleibsel 1815 von zwei abergläubisch hier nach Schätzen wühlenden Bauern aus dem drunten belegenen Dorf Sasbachwalden mit Pulver zersprengt wurden. Einer derselben erhängte sich nachher im Rauchfang seines Hauses, wo man die Leiche erst nach Jahr und Tag völlig ausgedörrt entdeckte; die Schatzgräbersucht ist überhaupt eine unter den Bauern des Schwarzwaldes stark verbreitete. Ein Freiherr von Roeder dieses Jahrhunderts hat in den Felsblock unter dem Mauerrest von Hohenrode eine Eisentafel mit dem alten Familienwappen einfügen lassen. Nicht weit von den geringen Trümmern erhebt sich aus den rings verstreuten Granitklötzen ein „Menhir“ (der „Katzenstein“ benannt), eines jener räthselhaften, gleich den „Dolmen“ und „Cromlechs“ einmal von Menschenhand zu unbekanntem Zweck hergestellten Gebilde aufeinander gethürmter mächtiger Steinblöcke, die wahrscheinlich Götzengestalten in rohester Form zum Ausdruck gebracht.

Wenn aber das Brigittenschloß so vergangen, hat sich der mythische Segen der zweiten Frau Brigitte in der Landschaft unter demselben im vollsten Maße erhalten. Das Stück der alten Ortenau unter dem Kammgrat der Hornisgrinde ist ein wunderbar schönes, reich von der Natur begünstigtes; nirgendwo liegen die stärksten Gegensätze der rauhen, fast leblosen Wildniß und der Fruchtbarkeit und Lieblichkeit so nah zusammengerückt. Nur die Höhe bewirkt den Unterschied; fast unmittelbar blickt sie auf eine üppige Anmuth herab. Wer, von droben niedergestiegen, das Gelände der letzten westlichen Abhänge der Hornisgrinde überwandert, kann sich wie durch einen Zauberflug in die Vegetation der südlichen Alpen versetzt glauben. Große Kastanien- und Wallnußhaine einer italienischen Landschaft nehmen ihn unter hohe, luftige Schattenwipfel auf, seltener Blüthenreichthum der Haldenwiesen übt eine fast berauschende Wirkung, zu den Füßen des traumhaft Hinschreitenden dehnt sich immer die weite, tausendfach schimmernde Rheinebene. Dörfer, halb unter Obstbäume hingelagert, steigen dort höher zum Gebirg empor, senken sich hier zu Thal, das Ganze ähnelt, ins Große verwandelt, der „Bergstraße“ am Westrande des Odenwaldes. Man empfindet, daß dieser Theil der Ortenau eines der herrlichsten Erdenstücke in deutschen Landen darstellt.

Wir haben früher von dem Ursprung des Namens Ortenau gesprochen und wollen hier nur noch eine höchst drollige Etymologie der Münsterschen „Kosmographie“ anfügen. Sie sagt: „Die gegenheit darin dise stättlin ligen heißt die Mortnaw | ligt an einem gebirg | und rinnt die Kintzig dardurch | hatt vor zeiten die Or(t)naw geheissen | aber vonn wegen der mörder | deren etwan vil darin gewesen | besunder im dorff Humbßfelden das am Rhein ligt | hat disen nammen Mortnaw bekommen.“ Das genannte Dorf scheint zu den vielen im Dreißigjährigen Krieg verschwundenen gehört zu haben.

Wie gesagt schaut die Hornisgrinde nur auf ein Stück der alten Ortenau herab, die vom Oosthal im Norden bis zum Bleichthal im Süden reichte und ihre Grenze von letzterem nach Osten fast um den ganzen Lauf der Kinzig über die Kammhöhen des Kniebis, der Hornisgrinde, des Hochkopfes und der Badener Höhe bis ins Rheinthal zurückschlang, aber unbedingt ist es das schönste Stück. Drunten reihen sich am Schienenstrange der Bahn, wie Perlen an einer Schnur, von Achern bis Oos zahlreiche Ortschaften auf, als bedeutendste unter ihnen die Städtchen Bühl und Steinbach. Bühl — der Name bedeutet Hügel, eine kleine Anhöhe — ist ein alter, bei seinem ersten geschichtlichen Auftauchen als „Buhele“ (1283) ebersteinischer Ort, seit 1872 von einer neuen gothischen Kirche aus rothem Sandstein überragt; eine am „Badischen Hof“ eingemauerte interessante Allianzwappen-Steintafel der Geschlechter Windeck-Reinach zeigt die Jahreszahl 1563. Die Stadt besaß im Mittelalter eine berühmte Narrenzunft mit einem Narrenbuch, über die eine interessante Novelle Wilhelms von Chezy „Der Bäcker von Bühl“ (dritter Theil seines „Großes Malefizbuch“) genaue Auskunft giebt; an einen verschwundenen Thurm knüpft sich eine gleichfalls dem Mittelalter entstammende Ueberlieferung von einem Bühler Vogt, der ein Mädchen, das seiner Bewerbung widerstand, der Hexerei bezichtigte. Die Ange-

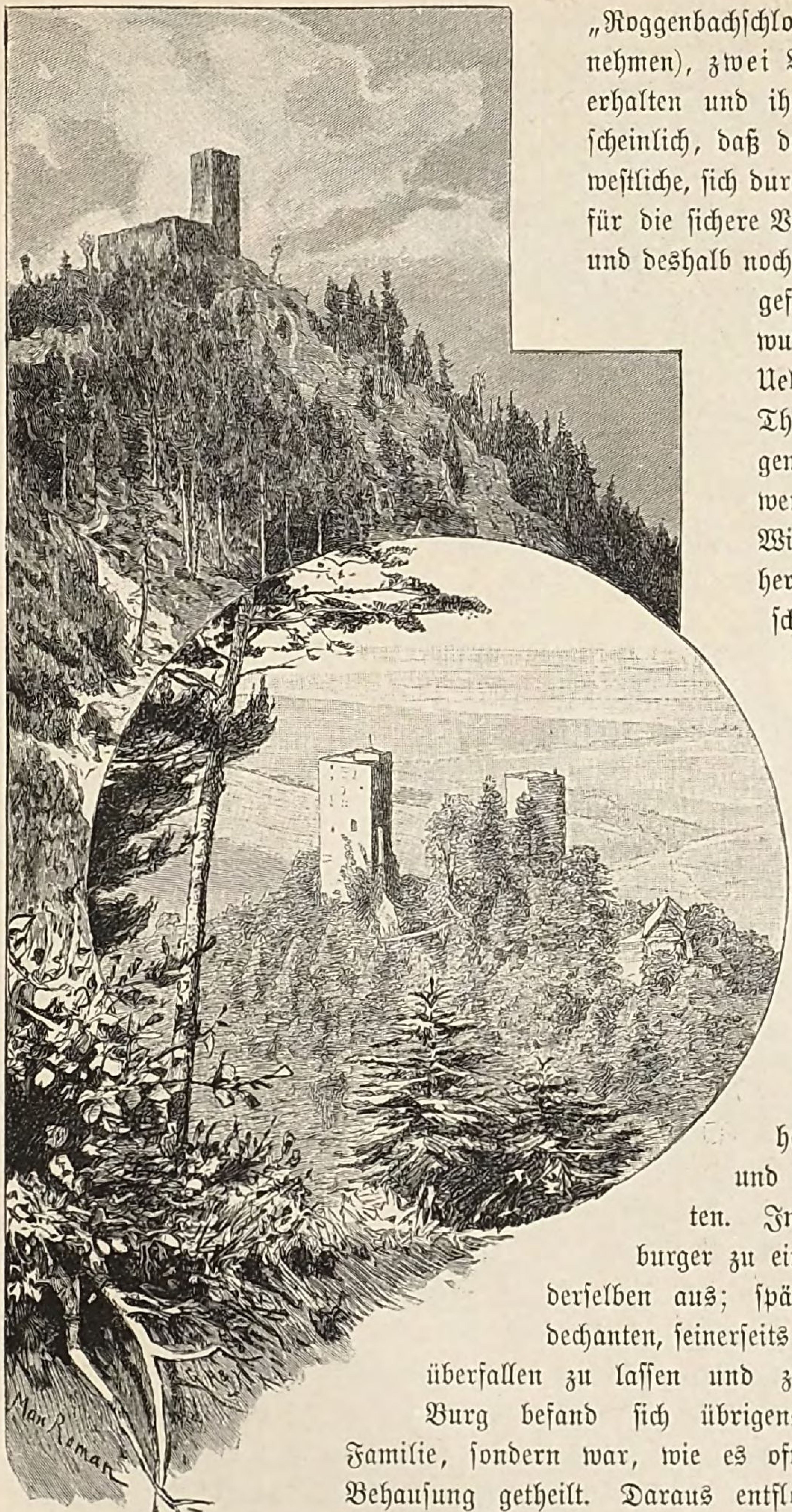
schuldigte ward zum Feuertod verurtheilt, doch wie sie auf den Scheiterhaufen geführt worden, löschte ein plötzlicher Wolkenbruch die nach ihr emporlodernden Flammen aus. Der Ritter von Windeck erkannte darin ein Gottesgericht, ließ den böswilligen Ankläger in den Thurm werfen, in welchem derselbe sich erhenkte, und der danach der „Hexenthurm" benannt blieb. — Von der Stadt Bühl zieht sich das volkreiche Bühlerthal, von der Bühlott durchflossen, mit guter fahrbarer Straße zur nördlichen Abflachung des Hochkopfes hinan; der Weg überschreitet in vielen Windungen die Höhe und führt durch die Wälder von Herrenwies bis nach Forbach im Murgthal hinüber. Unten fruchtbar, wein- und kornreich, nimmt das Bühlerthal emporsteigend romantischen Charakter an, hebt droben eine Menge schöngezackter Felsschroffen — „Falkenfelsen, Fohrenfelsen, Thiergarten, Wiedenfelsen" — aus seinen Tannenbergwänden in die Luft; vorzüglich der letztere, nur eine halbe Stunde mehr von dem Gasthaus „auf dem Sand" entfernt, bietet reizvollen Niederblick in das anmuthige Thal.

Das Städtchen Steinbach, noch älter als Bühl, urkundlich schon im 11. Jahrhundert als Dorf erwähnt, war ehemals mit äußerst festen Ringmauern und Doppelgräben umzogen und bildete nach dortigen Ausgrabungsfunden muthmaßlich schon eine römische Niederlassung. Merian stellt diesem guten Ort und bei der Gelegenheit zugleich nach dem Vorgang Sebastian Münsters der „Mordnaw" mit eine möglichst schlechte Zeugnißnote seiner Vergangenheit aus: Daß jene „den Nahmen von den Mördern hat, welche die Knechte Gottes daselbst pflegten umbzubringen; wie dann noch dieser Ort, wegen seiner Gelegenheit zwischen dem Rhein und den Bergen, der Rauberey halber beschryen ist." Bekannt in deutschen Landen ist die Stadt als der Geburtsort des angeblichen ersten Erbauers des Straßburger Münsters, Erwin von Steinbach (13. bis 14. Jahrhundert), dem etwas über der Stadt erhöht, um die Mitte unseres Jahrhunderts ein nach Straßburg hinüberblickendes Denkmal gesetzt worden. Noch bekannter jedoch — wenigstens in önologischen Kreisen, die wohl die „weiteren" sein dürften — ist das nahe gegen Bühl zu belegene Dörfchen Affenthal, das manchmal ein Omen, wenn auch nicht zu böser Art, in seinem Namen bergen mag. Uebrigens hat dieser selbstverständlich nichts mit einem Affen zu thun, sondern wird sich wohl aus einem „Thal des Offo" entwickelt haben. Einschalten wollen wir, daß Steinbach gegenüber das uralte, schon 730 auf einer Rheininsel unter dem Namen „Arnolfsau" gegründete, doch um ein Jahrhundert später auf die rechte Rheinseite übergesiedelte Kloster Schwarzach liegt, oder wenigstens sich in seiner außerordentlich schönen romanischen Kirche noch ein Denkmal bewahrt hat. Die „Burggrafen von Nürnberg", des Hohenzollernhauses Vorfahren, zählten zu den Schirmvögten des Klosters.

Einen besonderen Reiz aber verleiht dem Abhang der Hornisgrinde eine Reihe alter Burgen, welche ehemals die dortigen Vorberge bedeckt. Es sind dies die drei Windeckburgen, Altwindeck (auch Waldmatter-Schloß genannt), Neuwindeck (auch „Schloß Lauf") und Windeck bei Kappelwindeck im Bühlerthal. Die beiden ersteren liegen in Trümmern, die letztere ist im vorigen Jahrhundert theilweise zu einer Pfarrerwohnung hergerichtet worden.

Sämmtliche drei Burgen gehörten dem im Mittelalter in der Ortenau mächtigen Geschlecht derer von Windeck, ursprünglich Lehnsleuten der Grafen von Eberstein, an; zu Altwindeck bezeugt noch auf einem alten Wappenstein die ebersteinsche Rose diese Verbindung. Sie theilten sich in drei Hauptzweige, denen die drei Burgen entsprachen; ob die Windeck über der Stadt Weinheim am Odenwald gleichfalls mit ihnen im Zusammenhang stand, ist zweifelhaft. Als Name von Weilern, Zinken, Höfen kehrt „Windeck" öfter im Schwarzwald wieder.

Die mächtigste der Burgen war unfraglich Altwindeck, anderthalb Stunden südöstlich von Bühl belegen, am besten über das Dorf Kappelwindeck erreicht. Altwindeck scheint bereits im 11. Jahrhundert erbaut worden, doch erst im Beginn des 13. Jahrhunderts an Melchior von Windeck, den Erstgenannten seines Geschlechtes, gekommen zu sein. Die Burg zeichnete sich durch die Eigenthümlichkeit aus, daß sie, als die einzige im Schwarzwald (wie es scheint, ist das



Yburg und Windeck.

„Roggenbachschloß“ im Schlüchtthal noch auszunehmen), zwei Bergfriede besaß; beide sind völlig erhalten und ihre Betrachtung macht höchst wahrscheinlich, daß der zweifellos älteste von ihnen, der westliche, sich durch seine Lage später als ungenügend für die sichere Vertheidigung der Burg herausstellte und deshalb noch der zweite Thurm nach der ungleich gefährdeteren Bergseite hinzugefügt wurde. In den ersteren sind allerhand Ueberbleibsel von Steinfiguren, zum Theil auf hohes Alter deutend, eingemauert; von sonstigem Gemäuer ist wenig mehr vorhanden. Eine gute Wirthschaft, die auch Sommergäste beherbergt, findet sich daneben (392 m), schöne Waldwege schließen sich der Ruine unmittelbar an, deren einer Thurm, bis zur Plattform zugänglich gemacht, prachtvollen Rundblick gewährt. Wir erfuhren schon, daß die Herren von Altwindeck, im Verband mit den Schleglern (Wolf von Eberstein) stehend, im 14. Jahrhundert den Domdechanten Johann von Ochsenstein von Straßburg, der mit Eberhard von Würtemberg verbündeten Stadt, heimlich in der letzteren einfingen und hierher auf ihre Burg wegschleppten. In Folge davon zogen die Straßburger zu einer — vergeblichen — Belagerung derselben aus; später jedoch gelang es dem Domdechanten, seinerseits seinen Feind Reinhart von Windeck überfallen zu lassen und zum Gefangenen zu machen. Die Burg befand sich übrigens nicht im Alleinbesitz einer Familie, sondern war, wie es oftmals geschah, unter mehrere zur Behausung getheilt. Daraus entfloß mancher Streit und Zwiespalt, zog schließlich ein Herabkommen des Geschlechtes nach sich, das 1592 mit Jacob von Windeck ausstarb. Im Anfang des 15. Jahrhunderts hatte eine Feuersbrunst einen großen Theil der Burg zerstört; wodurch diese um die Mitte des 16. Jahrhunderts vollständig zerfiel, findet sich nirgendwo berichtet.

Nirgendwo aber ist die Sagenbildung thätiger gewesen, als um die Windecker Burgen. An die Gefangenhaltung des Domdechanten von Ochsenstein auf Altwindeck knüpft sich eine lange Mythe vom „Hennegraben“, einem tiefen Graben, den eine Zauberhenne an der schwachen Bergseite der Burg zum Schutz derselben gegen die Straßburger ausgehöhlt. Eine poetischere Sage (die sich indeß mehr auf Neuwindeck zu beziehen scheint) erzählt von einem jungen Ritter Otto von Schwarza, der, im Gebirge umschweifend, zu der dicht von Gerank und Dorn umwucherten

Burg gelangt und, sich ermüdet im Burghof niederlassend, Begehren nach einem Trunk Wein laut vor sich hinspricht. Da tritt aus zerfallener Thür eine schneeweiß gekleidete Jungfrau hervor mit schönem, todesbleichem Gesicht und reicht ihm einen gefüllten Becher. Sie blickt ihn schweigend an, solange er trinkt, dann schlägt sie einen Schleier über ihr Antlitz, geht und verschwindet spurlos vor dem vergeblich nach ihr Suchenden. Der Wein aber erfüllt ihm das Blut wie mit einer Feuerlohe und läßt ihn nicht mehr rasten, die Trunkspenderin wieder zu finden, bis die Bauersleute, bei denen er sich unterhalb der Burg eine Behausung gesucht, ihn eines Nachts mit Fackeln in den Trümmern, todt an eine Mauer zurückgelehnt, auffinden. Anmuthig ist die Beifügung, das letzte „Burgfräulein von Windeck“ sei dort noch einmal zu ihm getreten und habe, wie sie ihn eingeschlafen gefunden, in einem Kuß sein Leben mit sich genommen. Wie es scheint, hat erst Chamisso in seinem Gedicht „Der Trank“ diesen Zusatz erfunden:

„Sie sagten, sie sei ihm zum Andern
Erschienen nach langer Zeit
Und hab' ihn geküßt auf die Lippen
Und so vom Leben befreit.“

Südwärts, auf schwierig findbaren, im Zickzack springenden, steigenden und fallenden, doch schönen Wegen gelangt man von Altwindeck in einer starken Stunde durch die Dörfer Neusatz und Lauf, nach der Ruine von Neuwindeck, im Volksmunde, wie bemerkt, gewöhnlich Schloß Lauf genannt. Die Burg, auf einem mäßigen Hügel dicht über dem gleichnamigen Dorfe belegen, zeigt fast runde Form und ziemlich vollständig erhaltene Umfassungsmauer mit dem Bergfried; der Innenraum dagegen ist beinahe ganz leer. Im Beginn des 15. Jahrhunderts erbaut, theilte sie Fehden und Geschicke des Windeckschen Geschlechts, dem sie schließlich einen letzten Zufluchtsort bildete, bis sie gleich Altwindeck nach dem Tode des verarmten letzten Besitzers zerfiel. Beide Ruinen sind badisches Staatseigenthum.

Eine sehr ähnliche Sage, wie die der Jungfrau von Altwindeck, berichtet „Die Geisterhochzeit auf Schloß Lauf“. Nach der Ueberlieferung erscheint Neuwindeck schon längere Zeit vor seinem Zerfall nicht mehr bewohnt, weil Geisterspuk darin umging; auch dorthin kam ein junger Ritter, Curt von Stein, bei Nacht, um Herberge zu suchen, und fand die Fenster des Schlosses hell erleuchtet. Drinnen aber war Alles menschenleer, an einem mit köstlichen Speisen und Getränken bedeckten Tisch saß nur in veralteter Tracht ein blasses, schwarzgelocktes Edelfräulein, Adelheid von Windeck, die Tochter des letzten Burgherrn, die ehemals einen ihrer Pagen, der sie geliebt hatte, zum Selbstmord getrieben und dafür von der Mutter desselben verflucht worden war, nach ihrem Tode von Mitternacht bis zum Hahnenschrei wieder lebendig zu werden und nicht eher Grabesruhe zu finden, bis ein schöner Jüngling sie zur Gattin verlange. Nun saß Curt von Stein ihr am Tisch gegenüber, aß und trank und redete mit ihr, die leise antwortete, mit einer Stimme, die immer wie aus weiter Entfernung klang. Dann funkelte es einmal sonderbar in ihren Augen auf, denn er hatte, von Liebe entzündet, sie um ihre Hand gebeten, und sie willigte ein unter der Bedingung, daß die Trauung sogleich vollzogen werde. Aus einem Schrank nahm sie zwei Ringe hervor, sowie einen Kranz, den sie sich um den Kopf wand, und führte ihn durch weite verödete Gemächer in eine Kapelle, wo bei ihrem Eintritt sich ein Bischof im Ornat aus liegender Stellung vor dem Altar aufrichtete, ebenso zwei greisenhafte Trauzeugen. Nun begann die Ceremonie mit der hohlstimmigen Frage des Geistlichen, ob Curt von Stein die gegenwärtige Adelheid von Windeck zum ehelichen Gemahl nehmen wolle, und sie suchte ihm den Ring an den Finger zu stecken. Doch in ihm war ein Grauen vor ihren sonderbar starrblickenden Augen aufgestiegen, statt „Ja“ zu antworten, stieß er unwillkürlich von den Lippen: „Herr, mein Gott!“, zugleich kam ein Hahnschrei



Die Geisterhochzeit zu Lauf.

vom Dorfe Lauf herauf, und plötzlich wankten um den jungen Ritter die Mauern, die Lichter loschen aus, die Leichensteine öffneten sich, und mit einem lauten Schrei sanken Adelheid und der Bischof als Gerippe in die Erde hinunter. Wie mit einer Todtenhand griff es noch im Dunkel nach dem bewußtlos Umfallenden, dann schlug er, in hohem Gras an zerfallener Mauer liegend, die Augen in graues Morgenlicht auf, und sein Pferd schnob ihm unruhig ins Gesicht.

Von Neuwindeck führt der nächste Weg zur Eisenbahn nach Achern hinab. Ungefähr in der Mitte zwischen beiden, unweit von dem uns bereits bekannten Dorfe Sasbach, liegt in höchst anmuthreicher Umgebung von Wiesen und vielen schattenden Baumgruppen, doch schon völlig in der Ebene, der kleine Zinken Erlenbad, bei dem sich bereits vor alter Zeit ein 1469 erwähntes „Erlibad" mit kochsalzhaltiger Quelle befand, von dem jedoch im Anfang unseres Jahrhunderts nur ein Brunnen mehr erhalten geblieben war. Gegenwärtig steht dort, von schönen Gartenanlagen umfaßt, ein besuchtes Kur- und Badehaus. Erlenbad ist ein äußerst freundlicher Aufenthaltsort, besonders im Frühling und Herbst; seine niedrige Lage von 165 m, fast nur der Höhe der Rheinebene, bringt indeß unvermeidlich mit sich, daß auch die zahlreichsten Schattenwipfel dort vor der brütenden Hochsommergluth nicht zu beschützen im Stande sind.

— — — —

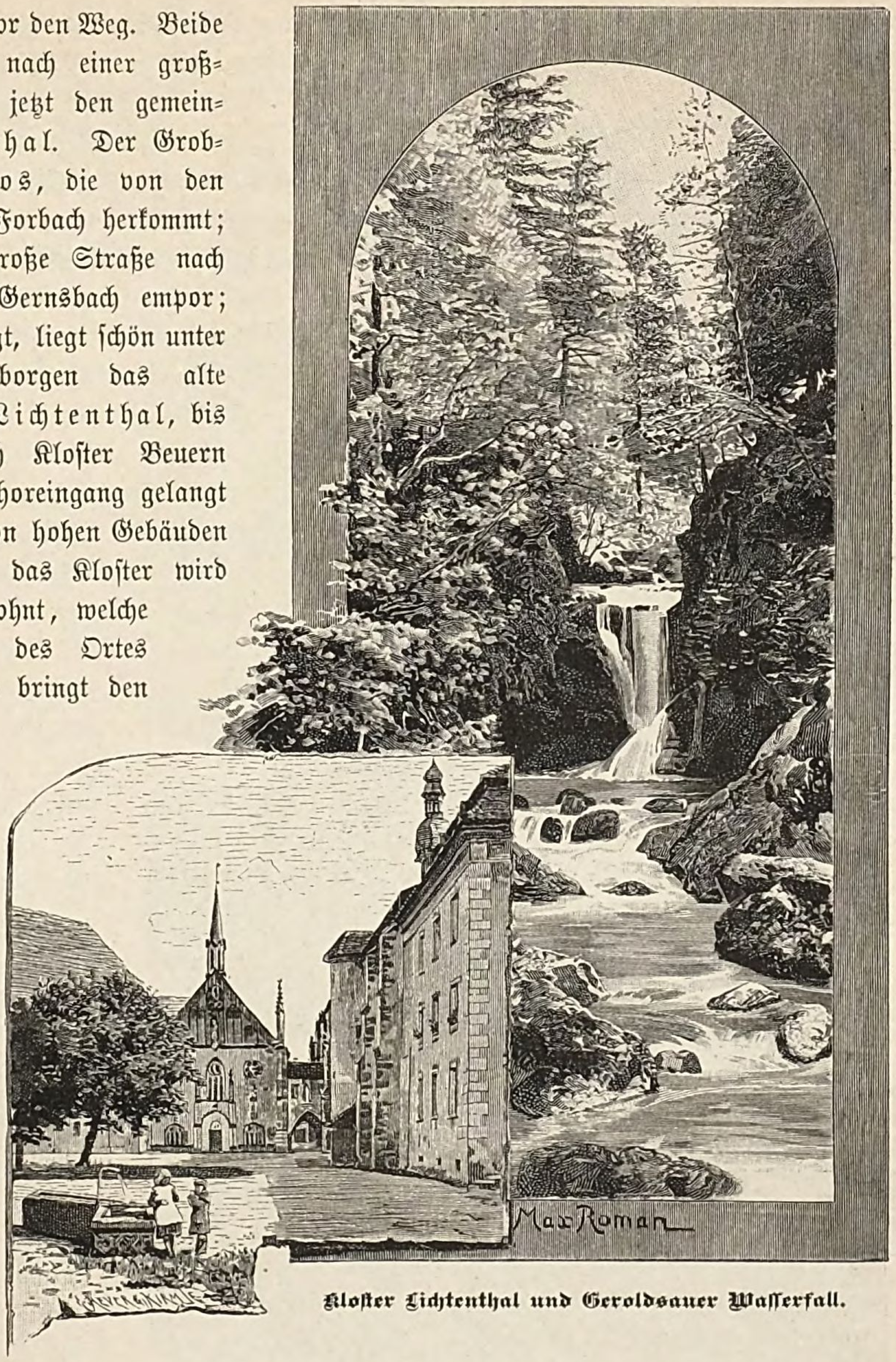
Noch einmal kehren wir nach diesem Niederblick und Umschweif gen Westen an den Thurm der Hornisgrinde zurück, um nordwärts auf dem moorigen Grat fast eine Stunde lang fortwandernd, zwischen dem Hochkopf und Mehliskopf hindurch auf die nördliche Abdachung des Hochgebirgszuges niederzusteigen. Auch hier umfängt uns unermeßlicher Wald, der noch bis vor Kurzem einen der unbewohntesten Theile des Schwarzwaldes gebildet. Nur die Jäger der Umgegend hatten für zeitweilige Zusammenkünfte einen bestimmten Stelldicheinfleck; erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ward in der Einsattlung zwischen dem Mehliskopf und der Badener Höhe durch den Markgrafen Ludwig ein Ort begründet, der anfänglich nur aus einer Glashütte und einigen umhergebauten Holzhauerhütten bestand. Dann, wie allmählich der Wald umher etwas weiter gerodet worden, ward das kleine Pfarrdorf Herrenwies daraus, mit einem winzigen Kirchlein, das aber für die kaum 60 Einwohner Raum genug hat, 752 m hoch belegen. Es liegt eine halbe Stunde nach rechts seitab von dem von der Hornisgrinde nach Baden-Baden führenden Wege; wir thaten der guten Fahrstraße aus dem Bühlerthal über das Dörfchen nach Forbach im Murgthal schon Erwähnung. Wiesen umgeben die wenigen Häuser, dann weitum tiefer Tannenwald. Abgeschieden lag das Oertchen mit einer kleinen behaglichen Wirthschaft „Zum Auerhahn" da, bis im Heilsjahre 1888 der Geist der Neuzeit, von der inzwischen entstandenen Nachbarschaft her auch hineingedrungen, einen Neubau dort hergestellt und den Auerhahn zum Range eines „Luftkurortes" erhoben hat, der schwerlich mit seiner ehe-

maligen Gemüthlichkeit zu wetteifern vermögen wird. In der neuesten Zusammenstellung der „Kurorte und Heilquellen des Großherzogthums Baden“ — einem, nebenbei bemerkt, vielfach höchst unzuverlässigen Büchlein — steht Herrenwies bereits als „Luftkurort“ mit den nöthigen empfehlenden Zugaben angezeigt. Der Bodengrund des Trichters, in dem das Dorf liegt, läßt auf ein ehemaliges Seebecken schließen; eine Stunde nach Nordosten entfernt befindet sich unter der Badener Höhe der wirkliche kleine Herrenwieser See zwischen sumpfigen Uferrändern, nicht sonderlich des Aufsuchens werth. Er heißt auch Fliedersee und Nonnensee, den letzteren Namen, wie der „Nonnenmattweiher“ im südlichen Schwarzwald nach der Sage tragend, daß einst auf seiner Stelle ein Nonnenkloster gestanden und im Wasser versunken sei. Der Zusammenhang dieser Märe mit den Besuchen der Mummelseenixen in Seebach ist unverkennbar. Hier fand sich stets eine der Nonnen zu einer Hochzeitsfeier im benachbarten Dorfe ein (doch gab es vor der Entstehung von Herrenwies in weitem Umkreis kein solches), und das Brautpaar mußte ihr zu melden geloben, wenn es Mitternacht schlage, dann verschwand sie. Doch einmal war dies vergessen und ein Uhr daraus geworden; zu Tod erschreckt, bat die Nonne den Bräutigam, sie an den See zu geleiten, und sagte, ehe sie in diesen hineinsprang, werde das Wasser wie Milch, so stehe es gut für sie, aber färbe es sich wie Blut, so sei es um sie geschehen. Kaum aber war sie niedergetaucht, so ward der See blutroth, und es kam niemals eine Nonne wieder aus ihm herauf. Es macht fast den Eindruck, als ob diese Sagen die nützliche, in ganz Süddeutschland nicht gerade überflüssige Absicht verfolgt haben, an Pünktlichkeit bei der Innehaltung festgesetzter Zeit zu mahnen.

Die Abflachung des Hornisgrindenkammes, auf der Herrenwies liegt, ist das Gebiet einer großen Anzahl von „Köpfen“ — Hochkopf, Bettelmannskopf, Mehliskopf, Seekopf, Ochsenkopf — die sämmtlich noch über 1000 m Höhe erreichen, alle mit dichtem Wald überdeckt sind und vielfach brüchigen Torfboden auf ihrer Oberfläche tragen. Die ganze Gegend ist die an Hochwild und Auerhähnen reichste des Schwarzwaldes, es fällt schwer, das Aufgedeihen junger Laubbäume gegen die Hirsche zu sichern. Doch ist die frühere, weitumherrschende hohe Einsamkeit jetzt durch eigenthümliche Oasen einer Reihe von „Sommerpensionen“ unterbrochen, die für die leiblichen Bedürfnisse des Menschen sehr sorglich ausgerüstet sind, sonst aber der Vorstellung von einem Höhenaufenthalt auf dem Schwarzwald wenig entsprechen. Alle liegen auf kleinen, oft winzigen Waldblößen, eng vom Tannenforst umschlossen, zumeist ohne jeden freien Ausblick, so daß Herrenwies gegen sie noch eine weitluftige Welt darstellt. Im modernsten Stil gebaut, folgen sich diese „Luftkurorte“ an der Straße, die vom Hochkopf (der Hornisgrinde) her nach Baden-Baden führt, ungefähr in Abständen von einer kleinen halben Stunde, als oberstes „Hundseck“ (886 m), dann mit schwer enträthselbarer Etymologie „Auf dem Sand“ (828 m, verhältnißmäßig noch am freiesten belegen), weiter der „Obere Plättig“ (776 m) und der „Untere Plättig“ (754 m). Für den an das weitfreie Hochland des südlichen Schwarzwaldes Gewöhnten sind es merkwürdige, gefängnißartige Aufenthaltsorte, doch trotzdem oder vielleicht deshalb jährlich mehr von großstädtischen Sommergästen überfüllt, die sich mit den Begriffen Höhe und Natur zufriedenstellen, ohne nach der Beschaffenheit derselben zu fragen, und mehr „fashionable Gesellschaft“ zu finden als zu vermeiden suchen. Ihnen wird mit den genannten „Pensionen“ trefflich gedient sein, die zur „Saisonzeit“ dem einfachen Gebirgswanderer oft keine Nachtunterkunft gewähren können.

Vom Unteren Plättig an durchschneidet ein vielfältiges Geflecht von Straßen die Wälder, die nach Baden-Baden führende beginnt sich stärker zu senken. Ein nordwärts herabplätscherndes Wasser, der Grobbach, begleitet sie und bildet, nach einer Weile über Klippenstufen im Wald herunterstürzend, die kühl anathmenden Geroldsauer Wasserfälle. Dann lichtet sich das Baumdunkel zu einem Wiesenthal — der Name „Lucida vallis“ bewährt sich noch heute — und die Häuser von Unter-Beuern (1245 Buren), sich rechts hinauf in Ober-Beuern fort-

setzend, lagern sich quer vor den Weg. Beide Orte zusammen führen nach einer großherzoglichen Anordnung jetzt den gemeinsamen Namen Lichtenthal. Der Grobbach mündet in die Oos, die von den Höhen der Gegend von Forbach herkommt; rechts zieht sich die große Straße nach Schloß Eberstein und Gernsbach empor; wo sie nach links umbiegt, liegt schön unter einem Waldberg hingeborgen das alte Cisterzienserinnenkloster Lichtenthal, bis vor Kurzem gewöhnlich Kloster Beuern genannt. Durch den Thoreingang gelangt man in einen weiten, von hohen Gebäuden umschlossenen Hofraum; das Kloster wird noch von Nonnen bewohnt, welche die weibliche Jugend des Ortes unterrichten. Die Sage bringt den heiligen Bernhard von Clairvaux mit der Stiftung in Verbindung, sein Name soll die Benennung „clara vallis", das „lichte Thal", veranlaßt haben. Begründet wurde nach einem erhalten gebliebenen Grabsteine mit der Inschrift: „Irmengardis Fundatrix" das Kloster 1245 von Irmengard, der Witwe des Markgrafen Hermann V. von Baden; ein ihr später gesetztes Denkmal besagt: (Fundavit)



Kloster Lichtenthal und Geroldsauer Wasserfall.

Tunc Irmengardis hoc Claustrum lucida vallis,
Lucet per mores, virtutes, res et honores.

Das Kloster blieb, bewundernswerther Weise, vom Bauern-, Dreißigjährigen und Erbfolgekriege ziemlich verschont; im letzteren soll es durch eine Magd und durch eine List der klugen Nonnen der Zerstörung von Seiten der Franzosen entgangen sein. Bei der Aufhebung der Klöster in Baden wurde es aus besonderer Vergünstigung und Rücksicht auf mannigfache Angehörige des badischen Fürstenhauses, welche Aebtissinnen desselben gewesen, ausgenommen, doch die Anzahl der Nonnen beschränkt. In der Gruftkapelle befinden sich viele Grabmale in ihr bestatteter badischer Markgrafen.

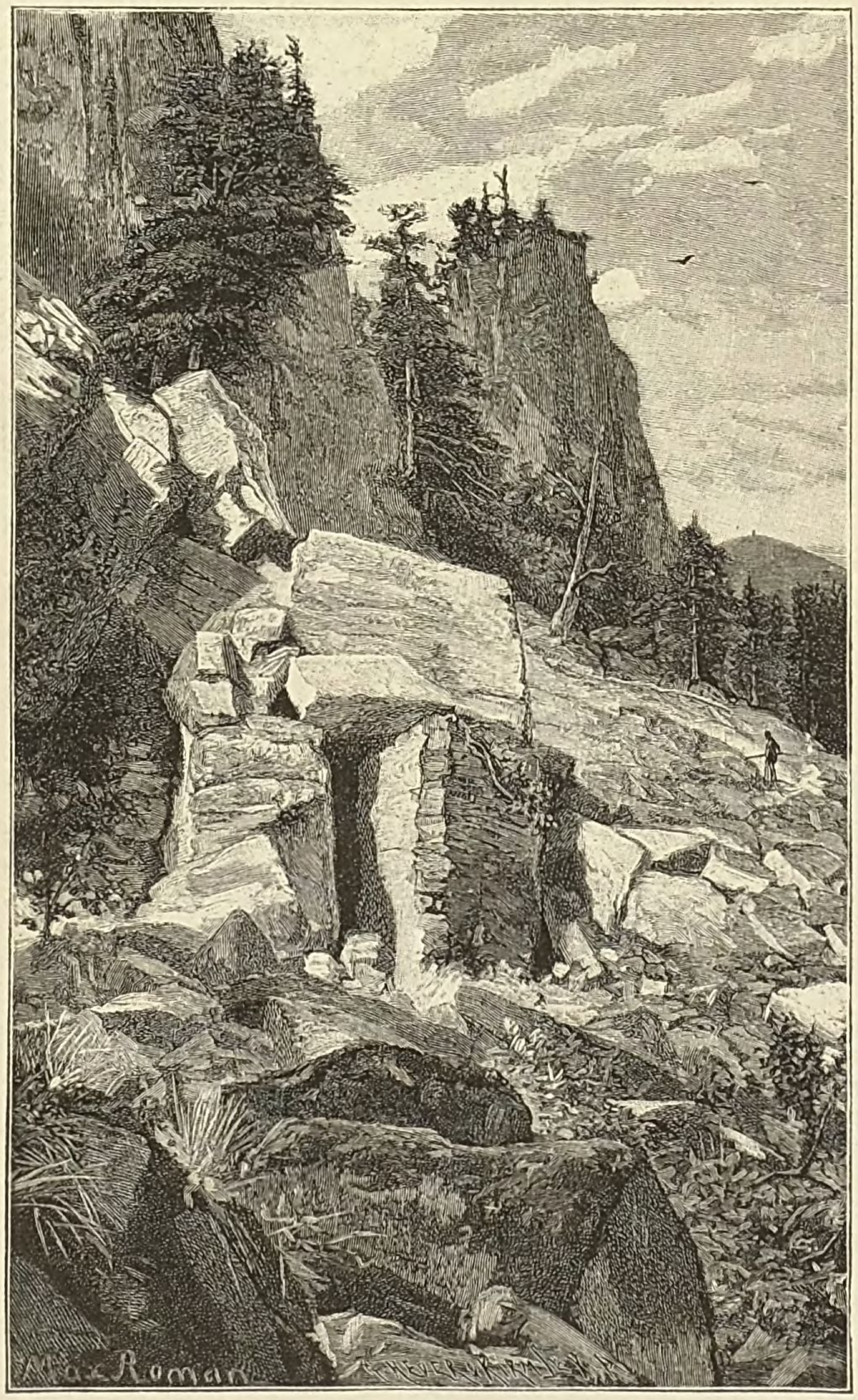
Unmittelbar am Kloster Lichtenthal beginnt eine breite Allee aus hohen, prächtigen Bäumen; Anlagen, Gärten, elegante Restaurants, Villen begleiten sie zur Rechten und Linken,

Thürme, Kuppeln, Schloßzinnen flimmern durch das Laub, ragen über Rasenflächen herüber, und

„ecco apparire Gerusalemme si vede,
ecco aditare Gerusalemme si scorge —“

Baden-Baden — in einer kleinen halben Stunde durch die „Lichtenthaler Allee“, wohl den schönsten Stadtzugang in deutschen Landen, erreicht.

Die über Baden-Baden — das man im Lande selbst nur „Baden“ zu nennen pflegt — verfaßten Bücher würden vereinigt eine Bibliothek anfüllen. Es fällt schwer, eine raumbeschränkte Darstellung der Stadt zu beginnen, schwerer, sie zu enden. Wir wollen zunächst zu unserem alten Freunde Matthäus Merian flüchten und Unterstützung bei ihm suchen. Er verweigert sie auch nicht, sondern spricht:



Badener Felsen.

„Es ist Baden die Hauptstatt deß Marggraffthumb Baden . . es ligt diese Statt in der Höhe und gar uneben und hat fast umb und umb Berge, so aber von Reben und Wießwachs lustig seyn. Der Nahme kompt ihr von den warmen Bädern allda, welche zu den Kranckheiten, so von kalten Flüssen herkommen, wider den Krampff, sonderlich das Podagra und den bösen Magen dienen. Der Hauptorth oder Kessel, darauß das Wasser in großer Menge quillet, ist sonderlich zu sehen. Und ist solches Wasser, so Schwefel, Saltz und Alaun führet, sidheiß. Es seyn sonsten noch eylff Quellen, welche alle hell und eines Geschmacks, aber doch an ihrer wircklichen Hitz und Wärme sehr ungleich seyn. Wird nicht allein in die gemeine Bäder und Brunnenkästen, durch Teuchel und Röhren, sondern auch in die Wirts- und meiste Häuser geleytet. Hergegen ist das kalte Wasser und der liebe kühle Wein desto rarer daselbsten. Und wegen solcher Bäder, die entweder M. Aurelius Antoninus oder Caracalla, die Keyser erfunden, ist dieser Ort sehr alt. Und hat es vor diesem (1644) vil Badleut da geben: Wie dann die Gartenfrüchte in großer Menge und sehr gut wachsen: Und ein Ueberfluß an gesunden Speisen, sonderlich von Fischen, als Grundeln, Forellen, Salmen und Krebs und allerley Geflügel, zur Schnabelweyd gehörig, da zu finden. Jst der Zeit der Römisch-katholischen Religion, und ligen

in der Statt etliche Marggrafen von Baden. Das Fürstliche Schloß, oder Residentz ligt noch höher, als die Statt: Und ist vor diesem Krieg (dem Dreißigjährigen) wegen vieler schöner Sachen wol zu besichtigen gewesen."

Die Quellen-Analyse hätte ein wenig genauer sein können, Matthäus! Diese ist in den „Kurorten und Heilquellen" mit „Eisenoxydul, Manganoxydul, Strontian, Chlorkalium, -natrium, -calcium, -lithium, -rubidium, -cäsium, -magnesium und Gott weiß was für „Spuren" sonstiger Herrlichkeiten, außerordentlich viel sorgfältiger behandelt. Auch mit Deiner „Rarheit" der kalten Wasser und des lieben kühlen Weines hast Du heut nicht mehr recht, Matthäus! Du kannst jetzt alle kalten Genußwasser und alle lieben Weine der Erde, sogar über die Kühle des Eises hinaus gekältet, in Baden-Baden haben, unter der Voraussetzung, daß Du über ordentliche Zahlungsmittel verfügst, oder, noch wichtiger, daß Du Dich wieder in Stand zu setzen vermagst, sie zu trinken. Aber im Ganzen, Matthäus Merian, hast Du Jahrhunderte überdauernde Wahrheiten gesprochen, nur würdest Du Dich doch muthmaßlich noch etwas über den Fortschritt der „Schnabelweyd" verwundern, wenn Du noch einmal das Vergnügen haben könntest, an einer 6 Uhr-Tabled'hôte eines der größten Badener Hôtels theilzunehmen. Dabei würdest Du auch ziemlich erstaunt aufhorchen, wie die deutsche Sprache um Dich her sich seit Deiner Zeit verändert habe, bis ein mitleidiger Kellner Deiner Unwissenheit mit der Belehrung zur Hülfe käme, daß bei ihnen „Dieu merci!" nur die Elite der französischen, englischen und russischen Nation logire, dejeunire, dinire, soupire und conversire.

Interessant ist auch Dein Bild, Matthäus, vom alten, mit vielbethürmter Ringmauer umzogenen, vom „Neuen Schloß" gekrönten Baden, wo noch das mittelalterliche „Siechenspittel" vor dem Ostthor liegt, das „Alte Schloß" indeß schon, wie aus leeren Knochenaugen, als Ruine von der Waldhöhe ragend, herabschaut. Dagegen ist von der Lichtenthaler Allee und ihrer Prachtumgebung noch nichts zu gewahren, und die gute Oos benennst Du kurioser Weise „die Oelbach". Von Deinem Stadtkonterfei konnte allerdings nicht wohl Alles so bleiben, denn Du sagst selbst: „Anno 1643 bemächtigten sich die verbundenen Völcker dieser Statt und plünderten sie auß", und was erst um 46 Jahre später unsere lieben Nachbarn im Westen nach dieser Richtung mit ungleich gründlicherer Kunstfertigkeit leisteten, hast Du nicht mehr erfahren. Verwundersam bleibt nur, daß der alte Römerstein mit der Inschrift:

„M. Aurelio Antonino Ces. Imp. destinato, Imp. L. Septimi Severi Pettinacis Aug. Filio, Respub. Aquen", dessen Du, als an der Wand der „Thurmbkirche" befindlich, Erwähnung thust, nicht nach Lutetia verschwunden, sondern, wenn auch nicht mehr an der Mauer, noch in deutschem Lande vorhanden ist.

Wir haben schon früher Baden als Hauptort des Decumatenlandes kennen gelernt, außer dem eben genannten Stein sind noch mannigfache Grab-, Altar-, Neptuns- und Meilensteine, sowie antike Skulpturwerke dort gefunden worden. Die Stadt wurde wahrscheinlich vom oder unter dem Kaiser Hadrian († 138) begründet und erhielt den Namen Aquae Aureliae (civitas Aquensis); von den Alemannen nach ihrer Besitzergreifung zerstört, verschwindet sie Jahrhunderte aus der Geschichte, wird zuerst wieder bei einer Schenkung des Frankenkönigs Dagobert an das Kloster Weißenburg im Elsaß erwähnt (712), urkundlich am frühesten jedoch am Ausgang des 10. Jahrhunderts. 1112 nennt sich der Markgraf Hermann zum erstenmal, wahrscheinlich nach seinem Wohnsitz im „Alten Schloß", „Markgraf von Badin". Die wechselvollen Schicksale der Stadt sind nicht aufzählbar; später mehrfach protestantisch, wurde sie durch die Folgen der Schlacht bei Wimpfen (1622) endgültig wieder dem Katholicismus überliefert. Eine Sage über die Entstehung der Quellen Badens knüpft sich an den alten „Kühleborn" des ganzen nördlichen Schwarzwaldes, den Mummelsee, an. Ein schwarzer Stier stieg aus diesem herauf und mischte sich unter eine dort weidende Herde, ihm folgte ein Gnom in grauem Rattenpelz nach, um ihn zurückzuholen. Dies gelang ihm jedoch erst mit Hülfe zweier Hirten,



Ruine Hohenbaden.

die den Stier dahin brachten, sich in den See zurückzustürzen. Zum Dank schenkte der Gnom jedem der beiden Hirten einen Stein von besonderer Kraft, wenn sie denselben irgendwo zu Boden würfen. Sie wanderten nach Ost und West auseinander und riefen an den Stellen, wo sie ihre Steine fallen ließen, die heißen Quellen von Wildbad und Baden aus der Erde.

Bevor wir in die heutige Stadt eintreten, wollen wir ein Anlehen bei dem Mantel Fausts machen und uns über die Dächer in die Luft empor nordwärts zur Ruine des „Alten Schlosses" Hohenbaden hinaufheben. Das Verfahren ist immerhin bequemer, obwohl auch schön angelegte, tiefschattige Fahr- und Fußwege in Dreiviertelstunden fast unvermerkt hinanführen. Doch wir entrinnen durch unseren Flug dem Gewimmel der vornehmen „Nationen" Europas, das uns drunten begleiten würde, und genießen den — uns wenigstens so erscheinenden — Vortheil, unterwegs in deutscher Luft allein zu sein. Auch in der Ruine, so ausgedehnt und schön sie ist — die Zeit der Erbauung läßt sich nicht sicher feststellen, doch war die Burg etwa vier Jahrhunderte lang Sitz der badischen Markgrafen, bis sie 1689 von den Franzosen völlig in Trümmer gelegt wurde — halten wir uns nicht lange auf, da der Schwarm der „Elite", ringsum in der alten Schuttwelt conversirend, keine Stimme aus der letzteren ver-

nehmen läßt und nur in wohlgestimmtem Accord zu den albern in den leeren Fensternischen der Ruine angebrachten Aeolsharfen paßt. An der Restauration mit tadellos befrackten Kellnern gehen wir, ebenfalls mißächtlich beachselzuckt, vorüber; nur dort werfen wir kurz vom alten Gemäuer einen Blick in die schwindelnde Tiefe, wo einst nach der Sage eine hochfahrende Burgherrin mit ihrem Kinde auf dem Arm gestanden und, dem Knaben Stadt und Land unter ihnen zeigend, die einst ihm gehören würden, ihn ermahnte, das Volk mit unerbittlicher Strenge zu beherrschen. Da glitt das Kind aus ihren Armen, in den Abgrund stürzend und auf den Felszacken zerschmetternd. Mit unendlicher Mühe kletterte man suchend in die Tiefe hinab, fand jedoch nirgendwo eine Spur der kleinen Leiche; die Mutter aber irrt seitdem als „graue Frau" mitternächtlich wehklagend bis heut in der Burg umher.



Fischkultur bei Baden.

Die Ruine liegt am Südabhang des „Battert" heißenden Berges, den wir gleich hinter dem „alten Schloß" weiter hinansteigen. Hier wird es rasch einsam, der Weg ist dem brokat- und lackstiefelbeschuhten Ameisengewimmel der Promenadenpfade zu steinig und zu steil-beschwerlich, es folgt uns Niemand nach. Unter dem Wipfeldach schönen, kühlen Hochwaldes geht es etwa zehn Minuten über Felsenstufen empor, dann plattet das um uns gethürmte Gestein sich rechts zu einer breiten, offenen Naturterrasse ab. Wir treten hinauf, und drunten liegt Baden-Baden in seinem ganzen Umfang, rings von Bergen eingerahmt zu unseren Füßen.

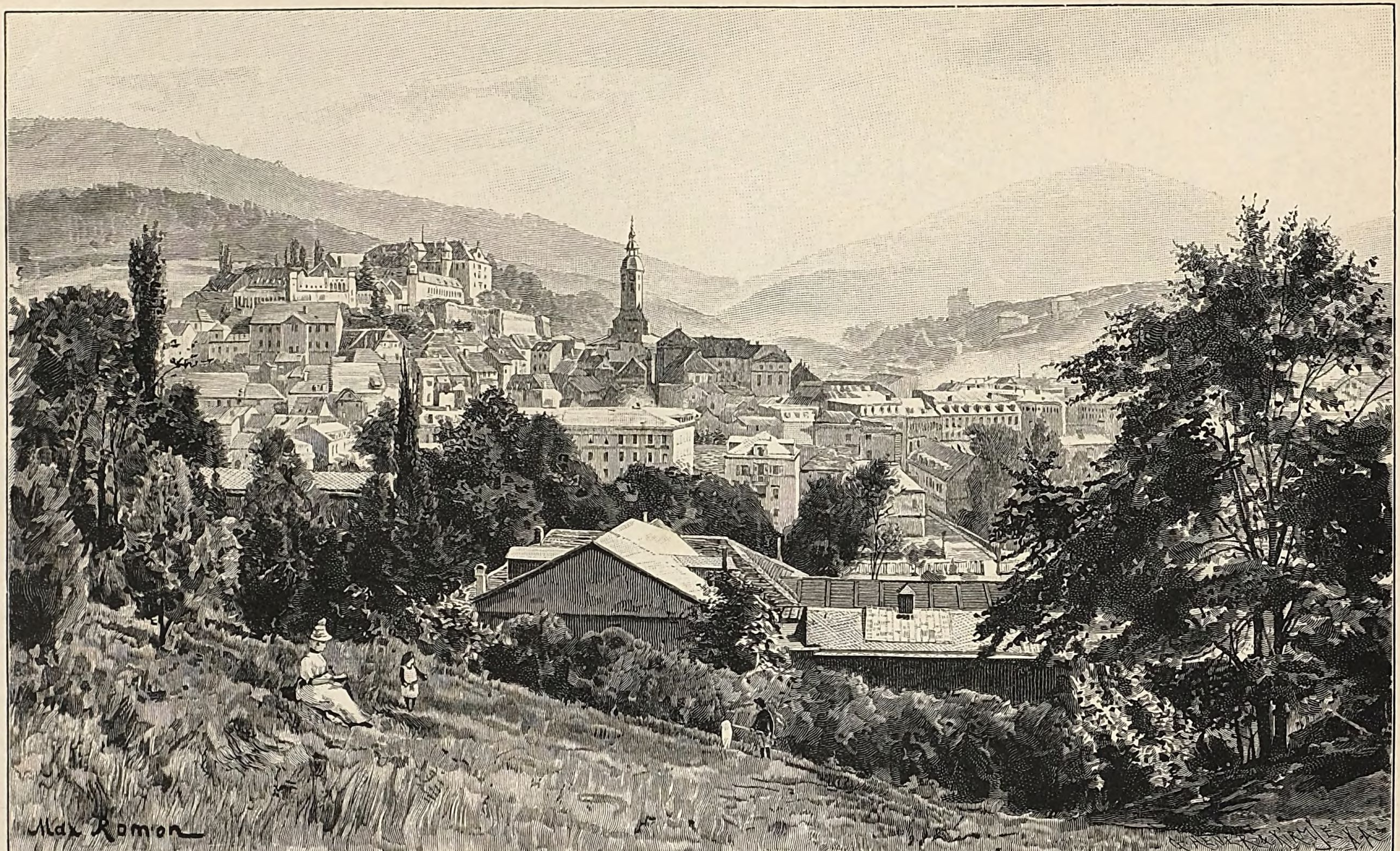
Ja, es ist eine Perle, nicht des Schwarzwalds, nicht Deutschlands allein, sondern der Erde. Diese bietet Gewaltigeres an Schönheit durch Vereinigung von Gebirge und Meer, durch leuchtendere Farbenpracht, aber unbedingt zählt das Stadtbild, das sich hier von der Höhe des Battert darstellt, zu denen ersten Ranges. Was den Schwarzwald betrifft, so ist der Blick von den Anhöhen um Freiburg unvergleichlich umfassender, von einer einfacheren Großartigkeit, die nichts Aehnliches in unmittelbarer Nähe einer deutschen Stadt wiederfindet, doch die Niederschau auf Baden bewältigt durch die weiche Anmuth, die Mannigfaltigkeit des ausgebreiteten Gemäldes. Die Feder ist kein Pinsel, vermag nicht zum Auge zu reden, den von jenem geübten Eindruck nicht in die Vorstellung zurückzubringen; im besten Fall könnte sie eine Zeichnung liefern, der die Farbe fehlt, die gerade hier in tausend Abstufungen ihren Reiz ausschüttet. Man muß Baden sehen, nicht eine Beschreibung von ihm lesen und es nicht beschreiben wollen.

Was das Wort zu leisten vermag, ist eine Deutung der Berggipfel, welche die schimmernde Stadt umragen. Dort gegen Südwest hebt sich der thurmgekrönte Fremersberg, in dessen Wäldern die Sage sich den Markgrafen Jacob nächtlich verirren und von Einsiedlern mit Fackeln auffinden läßt, die ihn in ihrer Klause beherbergen. Zum Dank dafür gründete er das in unserem Jahrhundert zu einem Landhaus umgewandelte Kloster Fremersberg am südlichen Abhang des gleichnamigen Tannenkegels, der einst die Zelle des heiligen Johann von Kapistran getragen, ehe sie durch ein himmlisches Wunder gleichfalls, doch nicht zu einer Villa, sondern in eine Kapelle verwandelt worden. Unter dem Fremersberg gegen Osten an einem der zur Yburg führenden Wege befindet sich, eine gute halbe Stunde von Baden-Baden entfernt, in hübscher Lage das sonst sehr einfache Gebäude der vielbesuchten Fischkultur.

Um ein wenig mehr nach Süden und etwas weiter zurückliegend, schließt sich dem Fremersberg (526 m) in dem Baden umfassenden Rahmen der Gipfel an, der die Ruine der Yburg (517 m), (s. Abbildung S. 43) trägt. Sie blickt von steilen Wänden herab und bildete vermuthlich schon in ältester Zeit eine Zufluchtsstätte der unten ansässigen Bevölkerung; urkundlich ward sie 1245 den Rittern Burchardus und Henricus Rodarii de Iberc, den Vorfahren der heutigen Freiherren von Röder-Diersburg verliehen. Die im Bauernkriege verwüstete Burg stellte Markgraf Georg Friedrich im Beginn des Dreißigjährigen Krieges wieder her; der zweite, blitzzerspaltene Thurm ward von ihm errichtet, ist kein alter doppelter Bergfried. Die Franzosen legten 1689 das Schloß in Trümmer. In diesen haust spukhafte Sage, wie nur in den benachbarten Windeckburgen, eine schwarzgekleidete, weißbärtige Geistergesellschaft, die einen holzsammelnden Knaben als Aufsetzer beim Kegelspiel annimmt und ihm, wie die Glocke drunten in Steinbach Mittag schlägt, zum Lohn einen der überaus schweren Kegel schenkt. Der thörichte Junge wirft diesen weg, der zweifellos von Gold gewesen, doch wie man nach ihm sucht, nur mehr dürres Holz ist. Eine andere, weit eigenartigere Sage heftet sich an den letzten Ritter von Yburg, einen wilden Schwelger und Zecher, bei dem nächtlich ein Fremder, köstliches Getränk mit sich bringend, Einlaß begehrt und, wie er seinen Wirth in Trunkenheit versetzt, ihn verlockt, im Grabgewölbe seiner Ahnen nach Schätzen zu suchen. Der Burgherr wühlt die Gebeine durcheinander, zuletzt die seines eigenen Kindes, da ruft es hohlstimmig: „Laß ab!“ und der fremde Gast steht plötzlich als der Teufel vor ihm und reckt die Knochenhand nach ihm aus. Doch nun ruft die Stimme des todten Kindes gleichfalls: „Laß ab!“ der böse Geist verschwindet ohnmächtig, das Grabgewölbe bricht zusammen, und der Ritter zieht als bußfertiger Pilger davon, um in unbekannter Fremde zu sterben. Die Märe scheint ein etwas umgemodeltes Stück aus uraltem deutschem Sagenkreis zu sein. — Südlich unterhalb der Yburg liegt das alte, schön bis jetzt erhaltene, im Privatbesitz befindliche Schloß Neuweier drunten in kleiner Thalsohle noch in vollem Ansehen einer mittelalterlichen Tiefburg. Es erscheint urkundlich 1297 zuerst als „Negenwilre“, dann „Nevilre“ und gehörte im 16. Jahrhundert dem berühmten „Kämmerer von Worms“, genannt „von Dalberg“, nachher den „Knebel von Katzenellenbogen“. Andere frühere Burgen adeliger Familien zu Neuweier sind spurlos verschwunden.

Der Fremersberg und die Yburg sind, wie die Nähe Badens es ihnen zur Pflicht macht, mit Restaurationen ausgerüstet, ebenso die schon erwähnten, sich im südlichen Umgebungskranze der Stadt anschließenden Geroldsauer Wasserfälle. Ueber diesen wird der vom Battert aus weiter nach links schweifende Blick von den Vorköpfen der Hornisgrinde, im Vordergrunde dem Steinberg und Ruhberg begrenzt; ostwärts hebt sich der hohe dunkle Waldrücken der Wasserscheide zur Murg zwischen Forbach und Gernsbach auf. Dann folgt als östlicher Nachbar der große (und kleine) Stauffenberg oder Mercur (672 m), den gleichfalls ein weithin sichtbarer Thurm krönt. Sein erster Name ist der ursprüngliche, der zweite, heute ausschließlich gebräuchliche ihm später nach einem dort vorgefundenen römischen Mercuraltar und -bildniß beigelegt; eine Inschrift desselben scheint „dem Gotte Mercur zur Ehre des göttlichen Kaiserhauses den Dank eines Kaufmanns Pruso“ auszusprechen. Auch der Mercur vereinigt prachtvollen Rundblick mit einer Wirthschaft; von ihm führt bereits ein Weg in einer allerdings starken Stunde nach Gernsbach hinab.

Wir befinden uns immer noch auf der breiten Felsenterrasse des Battert, der hinter unserem Rücken waldüberdeckt noch weiter emporsteigt. Ueber zahlreiche Gesteinstufen zwischen hoch und wild übereinander gethürmtem Geblöck hindurch geht es zur Höhe ins sogenannte Felsenmeer (s. Abb. Seite 48), unfraglich eine der eigenartigsten und massenhaftesten Anhäufungen von gewaltigen Steinklötzen im ganzen Schwarzwald. Schichtfelsen lagern sich zahllos zu phantastischen Gestaltungen übereinander, nach rechts ist wieder ein interessanter Austritt über die „Felsenbrücke“ ermöglicht, unter deren schwindelerregendem Absturz abermals Baden sich ausbreitet.



Baden-Baden. Von Max Roman.

Ein sonniger Frühmorgen oder Sommerabend, in Einsamkeit auf dem Battert verbracht, zählt mit zu dem schönsten vom Schwarzwald Gebotenen.

Wo das Felsenmeer endigt, führt ein schöner grüner Laubweg, bald in Windungen nach Nordosten fallend, in eine Einsattelung hinunter, aus der die Häuser des freundlich auf seinem Höhenrücken hingelagerten Dorfes Ebersteinburg heraufnicken; ein gutes, neuerdings sogar allen modernsten Ansprüchen nachgekommenes Gasthaus „Zur Krone" gewährt dort Nachtunterkunft. Dicht über dem Nordende des Ortes erhebt sich im Wald die Ruine von Ebersteinburg oder Alteberstein, wahrscheinlich auf römischem Unterbau errichtet, die Stammburg des mächtigen, urkundlich 1085 zuerst genannten Geschlechts von Eberstein. Nach dem Ueberfall im Wildbad zerstörte Eberhard der Greiner die Burg, die der Graf von Eberstein jedoch wieder aufbaute; bald indeß zogen seine Nachkommen nach Neueberstein („Schloß Eberstein") hinüber.



Dorf und Ruine Ebersteinburg.

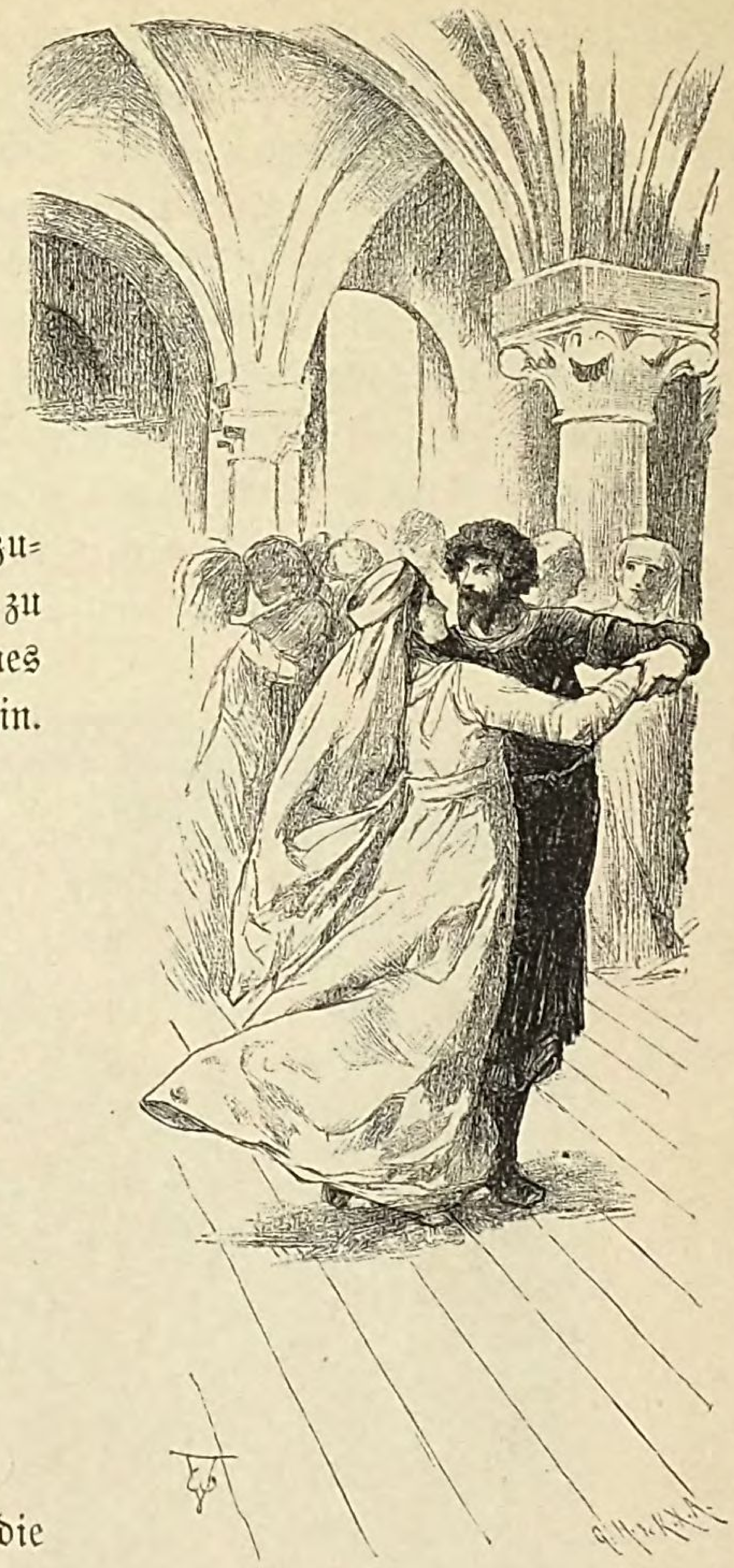
Alteberstein, an die badischen Markgrafen gefallen, zuletzt einem Haushofmeister derselben übergeben, ward im 16. Jahrhundert von seinen Bewohnern verlassen und zerfiel, ohne zerstört worden zu sein, von selbst. Von der Burg ist nicht sonderlich viel erhalten (natürlich eine Wirthschaft drin) außer dem Bergfried, der eine wundervolle, völlig andere Aussicht bietet, als das „alte Schloß" Hohenbaden. Sie umfaßt vor Allem das Rheinthal mit seinen jenseitigen Bergen; ähnlich wie auf dem Thurmberg bei Durlach befindet sich der Beschauer hier auf einem letzten Nordausläufer des Schwarzwalds.

Ebersteinburg ist durch eine höchst anmuthig von Uhland in seiner Ballade „Graf Eberstein" besungene alte Sagengeschichte bekannt, nach welcher Kaiser Otto die Burg lange vergeblich belagert und zu ihrer Eroberung schließlich die List anwandte, den Burgherrn unter freiem Geleit zu einem Fest nach Speier einzuladen, um in seiner Abwesenheit das Schloß zu überfallen. Doch in der Nacht tanzt der Ebersteiner „mit des Kaisers holdseligem Töchterlein" (oder nach der Märe mit einem vornehmen Fräulein am Kaiserhofe) —

„Und als er sie schwingt nun im lustigen Reigen,
Da flüstert sie leise, sie kann's nicht verschweigen:

Graf Eberstein,
Hüte dich fein,

Heut' Nacht wird dein Schlößlein gefährdet sein."



Durch die Warnung stutzig gemacht, eilt der Graf schleunig über den Rhein nach Hause und trifft noch gerade rechtzeitig ein, um die im Nebel mit Haken und Leitern Anstürmenden siegreich in die Gräben zurückzuwerfen. Der Kaiser aber, der seinen Gegner so nicht zu bezwingen vermochte, giebt ihm später auf Antrieb seines Rathschlagers seine Tochter (oder Schwester) zur Gemahlin. Und

„Im Schlosse des Grafen, da hebt sich ein Klingen,
Mit Fackeln und Kerzen ein Tanzen und Springen.

Graf Eberstein
Führet den Reih'n

Mit des Kaisers holdseligem Töchterlein.

Und als er sie schwingt nun im bräutlichen Reigen,
Da flüstert er leise, nicht kann er's verschweigen:

Schön Jungfräulein,
Hüte dich fein,

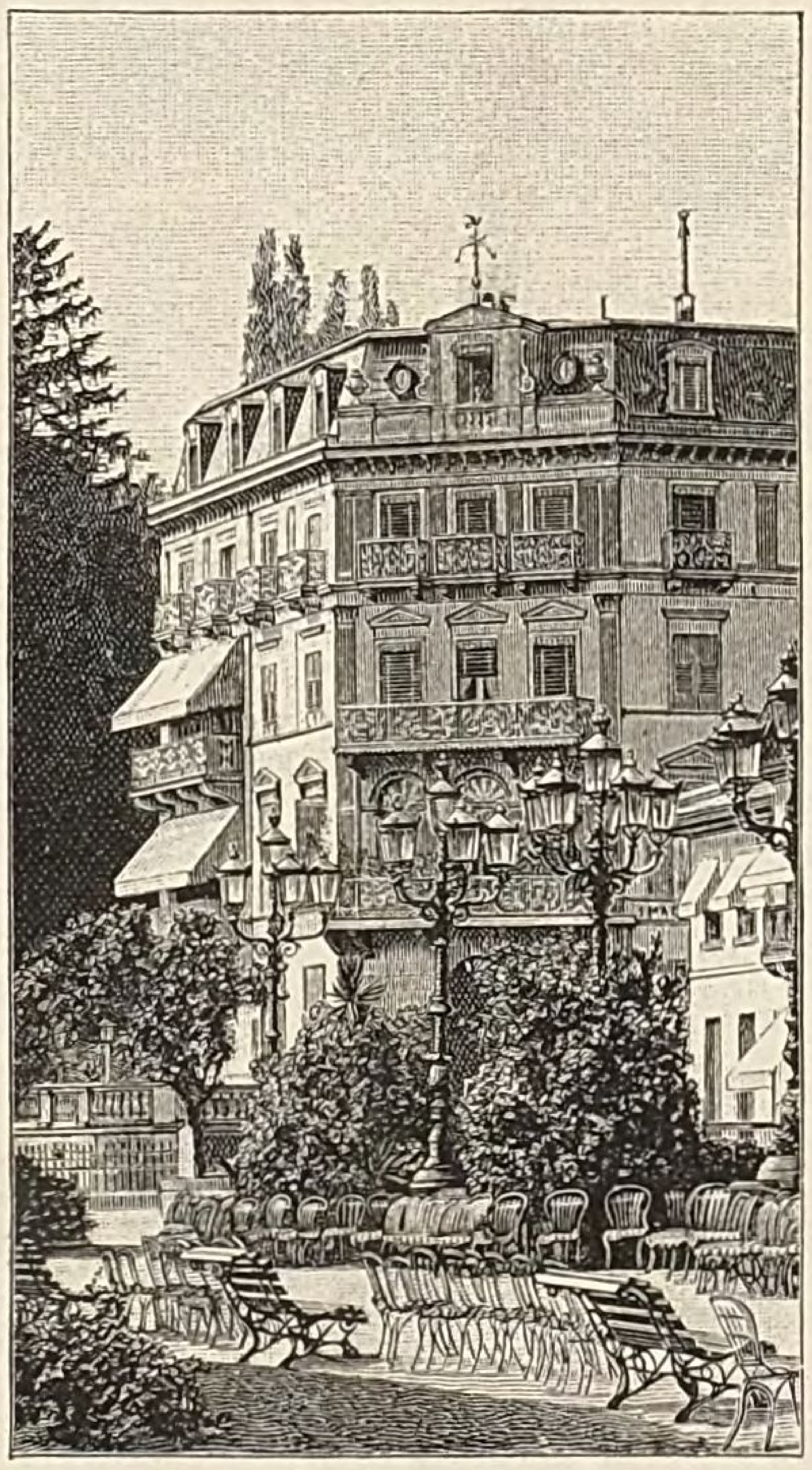
Heut' Nacht wird ein Schlößlein gefährdet sein."

Man hätte dem sonst so ernsthaften Uhland die Schalkhaftigkeit dieser Schlußstrophe kaum zugetraut.

Von Ebersteinburg führen schöne, vortrefflich gehaltene Abwege direct nach Baden in einer Stunde zurück. Alte Sagen begleiten auch hier zur Rechten und zur Linken. Zwei Steinblöcke, die Engelskanzel und die Teufelskanzel, berichten von gegeneinander abgehaltenen Predigten des Teufels und eines Engels, selbstverständlich zum schließlichen großen Schaden des ersteren und wünschbar glorreichsten Triumph des letzteren. Dagegen fußt eine andere, tiefsinnigere Ueberlieferung auf dem alten Heidenthum, das einst mit seiner schönen Götterwelt die Gegend belebt. An einsamer Waldwegkreuzung des Battert, unfern nach Nordwesten vom alten Schloß, steht ein kleines Steinkreuz mit der verwitterten Inschrift: „Burkhard Keller von Yburg, † 7. Mai 1462." Dieser gehörte nach der Sage, von der Nachbarburg herübergekommen, als Junker zum Gefolge der Markgräfin-Witwe auf Hohenbaden, war von leichtem Sinn und auf Liebesabenteuer bedacht. Wie er in einer Mondnacht von einem solchen heimkehrte, traf er am Waldwegrand eine schleierverhüllte weibliche Gestalt, die bei seinem Herankommen verschwand, doch in der nächsten Nacht sich an der gleichen Stelle wiederum zeigte. Der Burgkaplan, der davon erfuhr, theilte ihm mit, daß dort ehemals ein heidnischer Tempel gestanden habe, und der in der Erde nachgrabende Junker von Keller fand auch einen römischen Altar mit der wundervoll schönen Marmorbüste einer Göttin auf. Nun trachtete er leidenschaftlich, der verschleierten Erscheinung wieder zu begegnen, und Burgknechte, die ihm in der Nacht nachfolgten, hörten ihn im Dunkel in einem Zwiegespräch begriffen und etwas ihnen Unsichtbares mit den Armen umschließen; entsetzt liefen sie zur Burg zurück. Am anderen Morgen aber fand man die ausgegrabene Marmorbüste verschwunden und den Junker todt an

der Stelle liegen; Frau Venus, „die schöne Teufelinne“, hatte ihm — zur Warnung für junge christliche Ritter — die Seele ausgetrunken. Der Altar stand noch dort, den zerschlug man und stellte statt seiner einen geweihten Bildstock — „Kellers Bild“ — auf, etwa zehn Minuten davon entfernt ein Kreuz — „Kellers Kreuz“. Die Form, welche die Tannhäusersage hier auf altklassischem Boden angenommen, ist schön und poetisch, kehrt indeß an mehreren Stellen (auch mit dem Bild der Isis) in Deutschland wieder.

Der Abweg von Ebersteinburg führt auf das über, doch zugleich schon in der Stadt Baden thronende „Neue Schloß“ hinunter. Seinem Namen zum Trotz trägt es auch bereits eine ziemliche Altersbürde, denn es ward schon 1440 von dem Markgrafen Jacob I. erbaut und das „alte Schloß“ von ihm zum Witwensitz bestimmt; 1689 fiel es, wie schon gesagt, der Zerstörung durch die Franzosen anheim, und es ist zum Verwundern, daß sich nicht, nach Analogie des Turenne-Obelisken bei Sasbach, hier ein Denkmalstandbild des Generals Mélac findet; sicherlich würde es noch begeisterter von Straßburger „Excursionisten“ belorbeert werden. Vom Markgrafen Ludwig Wilhelm im Jahre 1700 wiederhergestellt, bildet das Neue Schloß jetzt eine mit schönem, schattigem Baumgarten versehene Sommerresidenz des großherzoglichen badischen Hofes; wie in den meisten Hohenzollernschlössern, geht eine „weiße Frau“ darin um.



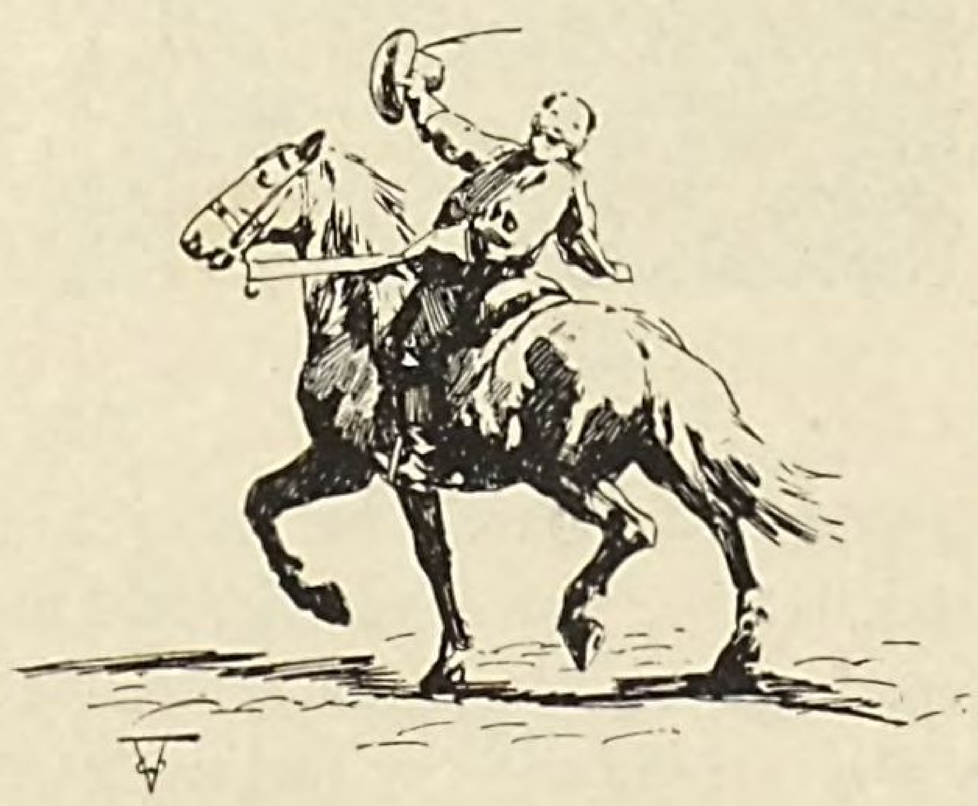
Meßmer'sches Haus.

Vom Schloß zieht die amphitheatralische Bergstadt Baden sich mit Treppen und Steilstraßen zur Thalsohle hinunter; der noch hochbelegene Marktplatz ist interessant. Drunten empfangen Straßen mit lebhaftestem Verkehr und hocheleganten, aufs Reichste ausgestatteten Läden, zahllose vornehme „Restaurants“ und alte deutsche „stilgerechte“ Wein- und Bierstuben enthaltend; die großen Welthôtels, „Höfe“ aller Nationen, schließen sich an, den Uebergang zu den „Kuranlagen“ vermittelnd; nur der prachtvolle Renaissancebau des 1877 vollendeten „Friedrichsbades“ liegt noch in der eigentlichen Stadt. Die Stahlquellen, die Kurpromenade — an deren östlichem Ende sich das „Meßmer'sche Haus“, der langjährige Aufenthaltsort des Kaisers Wilhelm I. in Baden-Baden befindet — das Conversationshaus, die Baderestauration und Trinkhalle mit ihren einige Sagenstoffe der Umgegend Badens behandelnden Bildern befinden sich jenseits der vielüberbrückten Oos am Anfang der zauberischen Lichtenthaler Allee. All' diese Herrlichkeiten in modernster Hochvollendung eingehender zu beschreiben, fehlt diesem Buch der Platz und uns die Neigung; der Blasirteste kann indeß unbesorgt sein, sie nehmen jede Badeconcurrenz in Europa auf. Und die höchsten Bildungsrepräsentanten des 19. Jahrhunderts, die Aristokraten der zweiräderigen Velocipede und der Jockeyclubs werden in der gesegneten Bäderstadt keinen „Sport“ zur hülfreichen Todtschlagung der überflüssigen vierundzwanzig Stunden ihrer Tage entbehren.

Baden zählt im Winter ungefähr 12 000 Bewohner, doch der sommerliche Besuch von Gästen steigert sich bis zur vier- und fünffachen Anzahl. Es ist dann im vollsten Sinne eine internationale Stadt, die dem Wesen des Schwarzwalds möglichst entgegensteht und nur mit kleinem Procentsatz dem Deutschthum, mit weit überwiegendem fremden Nationalitäten angehört.

Auf diese vor Allem ist der Lebenszuschnitt eingerichtet, das Englische und Französische herrscht durchaus, es giebt Buchhandlungen, welche es unter ihrer Würde halten, überhaupt Bücher deutscher Sprache zu führen. Dennoch berührt diese Willfährigkeit, allem Ausländischen den Vorrang zuzuerkennen, in Baden nicht so widerwärtig, wie an manchen anderen Orten Westdeutschlands, z. B. dem unfernen Heidelberg. Man empfindet die Stadt als einen Weltkurort, nicht künstlich dazu gemacht, sondern von der Natur dafür veranlagt; wie sehr, zeigt die Thatsache, daß trotz der Aufhebung des „grünen Tisches“ im Jahre 1872 die damals zuerst stark herabgesunkene Fremdenzahl jetzt auch ohne den Reiz der Spielbank die frühere bereits überflügelt hat.

Einer in Deutschland verbreiteten irrthümlichen Meinung wollen wir zum Schluß noch entgegentreten, als sei Baden-Baden ein Ort unerschwinglicher Preise. Das ist nur für Diejenigen der Fall, die eben solche Preise erschwingen können und wollen; wer sich bescheidener genügen läßt, wird den Aufenthalt bei guter Unterkunft und Beköstigung nicht kostspieliger finden, als in anderen Städten. Es giebt eine ganze Anzahl kleinerer und selbst größerer Gasthöfe, welche nach dieser Richtung zu keiner Beschwerde berechtigen; aus eigener langjähriger Erfahrung können wir die „Stadt Straßburg“ in der durch ihre schattige Allee angenehmen Sophienstraße sowohl als Restauration, wie als Gasthof durchaus empfehlen. Eine der ältesten Herbergen war die „Zum Salmen“, der ein sagenhaftes Ereigniß ihren späteren Namen verliehen. Ein gichtbehafteter Pfalzgraf kehrte dort, auf einer Sänfte hereingetragen, ein, doch wie er am anderen Morgen erwachte, fühlte er sich aller Beschwer ledig, lief auf seinen Füßen in erster Frühe zum Stall und sattelte sein freudig laut aufwieherndes Pferd. Verwundert stürzten Wirth und Gäste aus dem Schlafe ans Fenster und gewahrten nur noch eben den schon im Sattel Sitzenden, der ihnen vergnügt winkte und rief: „Wie bald reit' ich doch!“ Danach soll der Gasthof seinen noch heutigen Namen „Zum Baldreit“ tragen.





Im Gebiet des Kniebis



Ein deutscher Bergpfad ist's! Die Städte flieht er
Und keucht zum Kamm des Waldgebirgs hinauf,
Durch Laubgehölz und Tannendunkel zieht er
Und birgt im Dickicht seinen scheuen Lauf.
Das Eichhorn kann von Ast zu Ast sich schwingen,
So weit er reicht, und nicht zum Boden springen.

„Verscholl'ner Völker dunkle Wanderungen,
Kampf um den Landhaag . . Ueberfall und Flucht . .
Kriegswiese . . Mordfleck . . Richtstatt; manch' verklungen
Geheimniss schwebt um Höhensaum und Schlucht.
Und wer zu hören weiss in frommem Lauschen,
Wie, herrlicher als Lied und Kunstgedicht,
In stundenlangem leisem Wipfelrauschen
Des Waldes Seele mit sich selber spricht,
Der muss, wenn sommerliche Lüfte wehen,
Auf diesem Steig als Wand'rer sich ergehen."

Jos. Vict. Scheffel.

Die vorstehenden Verse gelten in der Absicht des Dichters nicht dem Schwarzwald, sondern dem alten „Rennsteig“ auf dem Kamme des Thüringer Waldes, aber sie klingen genau, als habe der Kniebis sie ins Leben gerufen. Wort um Wort paßt auf ihn, den uralten Völkerpaß, den Zeugen ihrer wechselvollen Geschichte und Geschicke.

Der Kniebis bleibt mit 966 m um 200 m unter der Höhe der Hornisgrinde zurück, allein er bildet in umfassenderer Weise als sie einen Knotenbergstock, den eigentlichen des nördlichen Schwarzwaldes, dem im Grunde jener nur als erhöhter Ausläufer angehört. Als langer Grat, der auch besonders den Namen einer „Grinde“ zu führen berechtigt wäre, breit von Westen nach Osten hingelagert, stellt er die Hauptwasserscheide der Nordhälfte unseres Gebirges dar. An seinem westlichen Abfall entspringt die Rench mit ihren Nebenbächen, am südlichen der Hauptzufluß der Kinzig, die Wolfach; von seiner Nordseite rinnen zahlreiche Nebenwasser der Murg, darunter die eigentliche Rechtmurg herab, und auch der Vorbach, der bei Baiersbronn in die Murg einmündet, nimmt noch seinen Beginn von der östlichen Abdachung des Kniebis. So steht dieser, tief umschluchtet, ringshin mächtige Bergrücken gleich den Gliedern eines Riesenpolypen aussendend. Und doch verbirgt er sich fast mehr, als er sich zur Schau stellt. Den Repräsentationsglanz und die Ernte der Bewunderung überläßt er gleichmüthig der Hornisgrinde und den sie als Trabanten begleitenden „Köpfen“. Auch er selbst ist von einer großen Anzahl solcher — Brand-, Hunds-, See-, Bauern-, Sand-, Schauerkopf, dem Hermersberg und Klagstein, der Lettstädter und Holzwälder Höhe — umringt, giebt diesen ebenfalls willig seine Vertretung nach außen, den äußeren Schein anheim und begnügt sich mit dem inneren Bewußtsein, für sie alle den Mittelpunkt und Halt zu bilden. Er hebt sich zwischen ihnen, einem Vater gleich, der an leiblicher Größe wohl von einigen seiner Kinder überragt werden kann, auf dem darum aber nicht minder die Kraft und das Ansehn der ganzen Familie ruht.

Wir haben bereits gesehn, daß südwärts von der großen Paßstraße Achern-Ottenhöfen-Wolfsbrunn-Ruhstein-Baiersbronn mit dem Enden des Gebietes der Hornisgrinde das des Kniebis anhebt. Das letztere im wörtlichen Sinne; ebenso wie nach Norden, steigen überall nach Süden von der Straße die Bergwände an. Kehren wir zu Ottenhöfen zurück, so zeigen Wegweiser zur Rechten einen Fahrweg nach Allerheiligen und einen Fußweg nach Edelfrauengrab; das letztere ist kaum eine halbe Stunde entfernt. Der Weg führt durch das schmale Gottschlägthal, zur Linken ragt steil eine leere Bergkuppe auf, die ehemals das Schloß Bosenstein, wohl römischen Ursprungs, muthmaßlich eine Burg der schwäbischen „Bosonen von Stein“ trug. Der Bauernkrieg und später die Franzosen zertrümmerten sie, es ist nichts mehr von ihr geblieben, der Pflug des am Bergabhang wohnenden „Schloßbauern“ geht über sie hin. Nur

an der Kellerthür seines Gehöfts zeigt noch ein eingemauerter (Thürsturz-) Stein der Burg die Jahreszahl 1617. Das Ganze gemahnt auf deutschem Boden an Chamissos wehmuthsvolles:

„So stehst du, o Schloß meiner Väter,
Mir treu und fest in dem Sinn,
Und bist von der Erde verschwunden,
Der Pflug geht über dich hin.

Die Volkssage erzählt von der Frau eines Burgherrn von Bosenstein, daß dieselbe in Folge der Verwünschung einer Bettlerin gleichzeitig sieben Kinder zur Welt gebracht und sechs davon zu tödten beabsichtigt habe. Doch die Magd, welche dieselben in einem Weiher ertränken sollte, begegnete dem von der Jagd heimkehrenden Vater, dem sie auf seine Frage, was sie in der Schürze trage, antwortete, sechs junge Hunde. Er verlangte jedoch diese zu sehen, ließ, als er die Täuschung erkannt, die Kinder heimlich bei Bauern in der Umgegend aufziehen und gab nach sieben Jahren ein Festmahl, bei dem er seine Frau befragte, welche Strafe eine Mutter verdiene, die ihre Kinder umbringe. Sie erwiederte, sich selbst das Urtheil sprechend, daß man solche Mutter mit einem Brodlaib und einem Krug Wasser lebendig einmauern solle; die sechs von ihr todtgeglaubten Kinder traten herein, und der Richtspruch ward an ihr selbst im „Edelfrauengrab“ vollzogen. Im Kapplerthal wiederholt sich oft der Familienname „Hund“, die Nachkommen jener „Hunde“ sollen ihn führen.

Das Edelfrauengrab ist eine „Teufelsküche“, eine im Granitfelsen ausgewaschene große Höhlung am Ende des Gottschlägthals, neben welchem der Bach in schönem Wasserfall durch eine Gesteineinklüftung herabstürzt; der unvermeidliche Gasthof für „Sommerfrischler“ fehlt natürlich nicht. Ein hoher Bergrücken steigt nun gen Süden und bildet, schon als nordwestlicher Ausläufer des Kniebisstocks die Wasserscheide zwischen der Acher und dem Lierbach, dem Hauptzufluß der Rench. Durch Wald führt in einer Stunde über „Blöchereck“ der Weg nach Allerheiligen hinüber.

Dies gilt, und mit Recht, als eine Glanzstelle des Schwarzwalds, ist es jedenfalls so lange, als nicht Sommerpensionäre, truppхafter Touristenbesuch, gelangweilte Kindsmägde und umherlärmende Kinder die Ruine und den engen Kesselgrund anfüllen und die Waldeinsamkeit, in welche dieser eingebettet liegt, in ihr vollstes Gegentheil verwandeln. Nicht oft genug läßt daher sich für Solche, die dazu in Stand gesetzt sind, der gute Rath ertheilen, den Schwarzwald im Mai und Juni zu besuchen, wenn sie von den schönsten und anmuthigsten Plätzen desselben ein unverfälschtes Bild empfangen wollen, was in den Monaten des Hochsommers minder der Fall ist.

Das Kloster Allerheiligen — claustrum omnium sanctorum — 600 m hoch in einem Tobel des Grindenbachs belegen, ward im Jahre 1196 von der Gräfin Uta von Calw, Gemahlin des Herzogs Welfo VI. von Tuscien, begründet. Mehrfach suchte großer Brand es heim, legte 1470 das ganze Kloster in Asche; 1595 hob der protestantische Bischof von Straßburg Graf Ernst von Mansfeld es auf und hielt den Probst Jacob Fehle bis zum Tode als Gefangenen auf der Burg Dachstein im Elsaß; ein Gerücht ließ diesen dort ermordet worden sein. Im 17. Jahrhundert wurde der Probstei Allerheiligen der Rang einer Abtei verliehen, bis diese 1803 endgültig der Aufhebung anheimfiel. Zugleich mischten sich die Wolkenmächte ein, trafen unmittelbar nach dem Abzug der Mönche ihre verlassene Behausung mit einem Blitzstrahl und verwandelten diese völlig zur Ruine, deren Steine zum größten Theil, ähnlich wie in Hirsau, verschleppt wurden. Nur die Wände der Abteikirche und die Vorhalle der letzteren („das Paradies“) blieben in ihrem gothischen Aufbau bestehn; der in Terrassen ansteigende Klostergarten gegenüber mit einem Zugang zwischen alten, hohen Bäumen weist interessante Ueberreste. Das Kloster füllte den engen Thalgrund vollständig aus, und die dunklen Waldberge

schlossen sich nach drei Seiten hart daran. Wo am Abweg ins Lierbachthal früher, an die Ruine angebaut, sich eine einfache Forstwirthschaft befand, ist ein „Hôtel mit Pension“ entstanden, trotz hohem Pensionspreise im Hochsommer stets überfüllt. Aus alter Ueberlieferung hat die Wirthschaftsführung noch einen gewissen Anstrich des „Biedermännischen“ beibehalten, der ihr indeß nicht mehr recht zu Gesicht stehen will.



Kloster Allerheiligen.

Was Allerheiligen besonderste Anziehungskraft verleiht, ist jedoch nicht sein Waldtrichter und seine schöne Ruine, sondern die Nähe seiner berühmten Wasserfälle, vom Grindenbach veranlaßt, der bei ihnen den Namen „Lierbach“ annimmt. Sie heißen „die Büttenfälle“, weil das Wasser über eine Felswand mit sieben Fällen in sieben „Bütten“ niederstürzt; der unterste Theil des Ganzen wird „Büttenloch“ benannt. Vortreffliche, sichere, mit Geländern versehene Treppenwege führen vom obersten Rand der wild und großartig zerrissenen Felsenschlucht bis zum Fuß derselben an den fast hundert Meter Gesammthöhe besitzenden, rauschenden, schäumenden und brodelnden Wasserstürzen entlang, auf Brücken über sie, mannigfach zwischen ihnen hindurch. Viele der Felsschroffen haben Namen erhalten, die sich an halb sagenhafte, halb geschichtliche Vorkommnisse knüpfen: „Engelskanzel — Teufelsstein — Reitersprung — Rabenneſt — Siebenschwesternfels — Zigeunerhöhle“. In der letzteren hauste „gleich Wilden nach heidnischen Bräuchen“ ein Zigeunertrupp, dem das Kloster später auf dem sogenannten „Griesenhof“ eine Unterkunft angewiesen; das „Rabennest“ kostete einem Klosterschüler das Leben, der dort ein Krähennest ausnehmen wollte, sich an einem zerreißenden Tau herabließ und in der Tiefe zerschellte; der „Siebenschwesternfels“ dagegen rettete sieben von den Hunnen verfolgte Jungfrauen; ein im Dreißigjährigen Krieg von den Kaiserlichen gehetzter schwedischer Reiter stürzte über die Schroffe des „Reitersprungs“ in den Abgrund. Die Ränder der Büttenfälle sind von Wald

umfaßt, drunten angelangt fließt das rasch beruhigte Wasser des Lierbachs durch ein zwei Stunden langes freundliches und schönes Thal weiter gen Süden, um sich nah dem Städtchen Oppenau mit der Rench zu vereinigen.

Bei dem Klostergarten von Allerheiligen windet sich westwärts ein bald in eine schmale Fahrstraße mündender Steig empor, in Waldmitte am „Eselsbrunnen“ vorbeiführend, der Stelle, an der eigentlich nach einem Wink des Himmels das Kloster hätte erbaut werden sollen, da nach der Legende hier ein mit dem Geldsack für die Stiftung desselben beladener Esel seine Last abwarf. Ein Stein an der Quelle zeigt diesen mit seinem Treiber und der Schrift: „Im Jahr 1196“ (dem der Gründung des Klosters) „wird hier ein Esel durchgeführt, von dessen Huf der Brunn herrührt.“ Diese Pegasustravestie kehrt mehrfach wieder, am Südabhang des Kniebis findet sich ebenfalls eine solche Onokrene, freilich ohne Brunnen; der Name ist jedenfalls verderbt und hängt wohl eher mit „Hasel“ (haesel), wenn nicht gar mit „Hase“ (Häsle) zusammen. Bald hinter dem Eselsbrunnen schwindet der Wald und man tritt auf den Solberg hinaus, über den einer der schönsten Wege des nördlichen Schwarzwalds mit weitem Rundblick und prächtiger Aufschau zur Hornisgrinde in ferneren zwei Stunden nach der Stadt Oberkirch am Ausgang des Renchthals bringt. Bedeutend näher geht es zur Eisenbahnstation Lautenbach im Renchthal hinab.

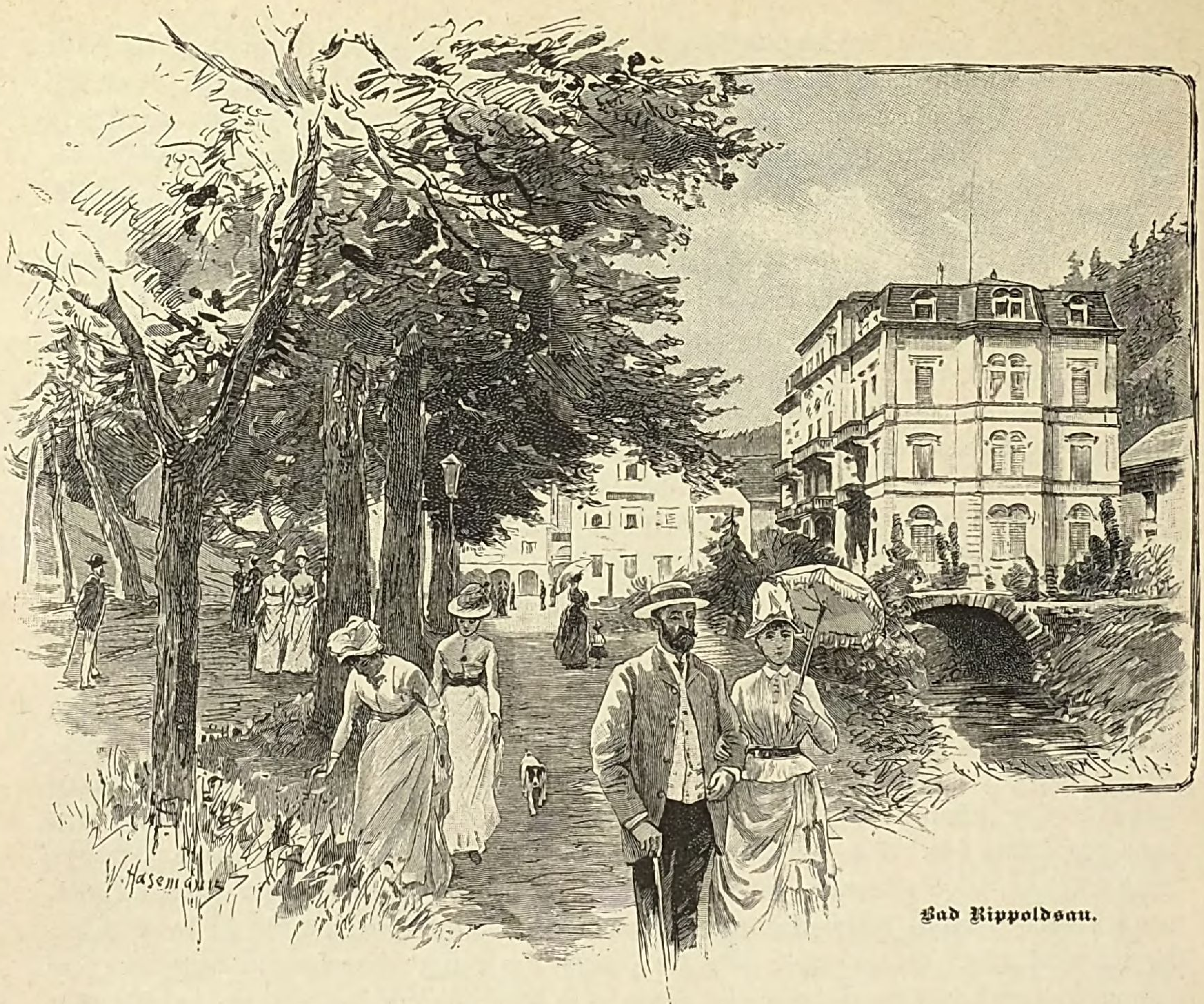
Nach Osten steigt von Allerheiligen ein Weg hoch zum „Rothen Schliff“ (1056 m) — Schliff bedeutet eine „abgeschliffene“, steil niederfallende Felswand — hinan und trifft hier beim „Steinmäuerle“ in den Grenzsteig, dessen wir früher Erwähnung gethan, daß er, sich immer an die badisch-würtembergischen Grenzsteine haltend, in drei Stunden vom Gasthaus zum Ruhstein nach dem Kniebis hinüberführt. Wir riethen damals ab, ihn bei nebelndem Licht einzuschlagen; jetzt vertrauen wir dem Himmel, ihm achtsam zu folgen, bis er in eine an der „Rechtmurg“ entlang von Buhlbach-Oberthal heraufkommende Fahrstraße (unter ihr der kleine „Buhlbachsee“) einmündet und auf dieser uns bequem, dicht neben dem Gasthaus zur Zuflucht die Rückenhöhe des Kniebis und damit die große Paßstraße über den letzteren von Oberkirch-Oppenau nach Freudenstadt erreichen läßt. Vielgekrümmt zieht sie sich von hier westwärts nach Oppenau ins Renchthal nieder, an heißem Tag sich für den von dort Heraufsteigenden wohl recht lang emporwindend, doch ihn nicht mehr an den alten Bergnamen Kniebuz, Kniebôz, Knieboss (1410) — von „Knie“ und „boßen“, anstoßen — den Kniebrecher — gemahnend.

Der eigentliche Kernstock des Kniebis hebt sich sehr allmählich von dem Hochland der östlichen Abdachung des Schwarzwaldes, wo Freudenstadt bereits 726 m hoch liegt, gen Westen an und geht fast unvermerkt zu seiner obersten Höhe über. Er ist ein nach Norden und Süden hohe Querarme aussendender Längskamm, von tiefen Thalklüftungen an beiden Seiten begleitet. So bildete er von jeher durch seine gleichmäßige Höhe den einzigen von der Natur geschaffenen Uebergang in der nördlichen Gebirgshälfte zwischen dem Neckar- und Rheinthal, gleichsam einen breiten, sicheren Hochdamm durch undurchdringliche schwarze Tannenwaldfluten der Thaleinschnitte unter ihm. Wesentlich aber eignet er sich für die Benutzung als Paßweg durch seine Bodenbeschaffenheit. Gleich der Hornisgrinde und den Hochköpfen um sie her ist seine Kammhöhe noch mit Buntsandstein bedeckt und dieser vielfach von Sumpf- und Moorgrund überzogen, der das Entstehen kräftigen Baumwuchses verhinderte. Die Tanne ragt nur von den Nord- und Südabhängen bis an den Rücken des Kniebis hinan, läßt zumeist ein breites Band auf ihm frei, wo sich nur niederes Krummholz emporreckt. So ist es heut, und so war es wohl fraglos von jeher; die von Osten zum Rhein Hinübertrachtenden fanden hier eine lange Strecke, auf der sie sich nicht mit unendlicher Mühsal über Berge und Thäler durch finstere Hochwaldswildniß durchzukämpfen gezwungen wurden, sondern ohne große Beschwerde und frei in die Weite umblickend, ihre Richtung verfolgen konnten, um alsdann mit einem einzigen Absturz in's untere Renchthal nieder zu gelangen.

Dergestalt bildete der Kniebisrücken jedenfalls einen der ältesten Völkerwege über den Schwarzwald, höchst muthmaßlich auch schon zur Zeit des Decumatenlandes, eine eigentliche Römerstraße scheint jedoch auf ihm nicht bestanden zu haben, keinerlei Funde geben einen Anhalt dafür. Nach den Kelten, den Allemannen werden noch zahlreiche Schwärme der großen Völkerverschiebung, dann die Hunnen, die Ungarn über den Naturpaß dahergekommen sein, aber die Geschichte hält tiefes Dunkel darüber. Zum erstenmal fällt ein flüchtiges Licht auf den Kniebis, wie im Jahre 1267 das Kloster Herrenalb dem Grafen von Fürstenberg „die der Wandersleute wegen auf dem Kniebuz (in montanis seu silvis, quae Kniebuz vulgariter appellantur) errichtete Kapelle“ zum Behuf der Gründung eines Klosters überläßt. Von Menschen bewohnt war der Bergrücken bis dahin nicht, wie noch in vielen nachfolgenden Jahrhunderten nicht und eigentlich heut noch kaum. Der lange Schneewinter, die tobenden Stürme auf der unwirthlichen Höhe, ihr für den Anbau wenig geeigneter Boden hielten von der Besiedelung ab; die erste fand erst im Anfang unseres Jahrhunderts statt. Auch die Straßenanlage befand sich sehr im Argen, es scheint, daß noch im vorigen Jahrhundert der Wanderer über den Kniebis nichts weiter als einen „Gangsteig“ antraf, den er sich obendrein vielfach auf eigene Hand oder eigenen Fuß erst suchen mußte. Dann entstand als Fahrweg die „Oppenauer Steige“, aber noch eine Schrift um 1827 benennt sie „gäh und gefährlich“ und giebt der „Grießbacher Steige“ auf die Höhe bei Weitem den Vorzug. Nun führt, wie erwähnt, die große Landstraße hinüber.

Drei Befestigungen aus vergangener Zeit bezeugen die Wichtigkeit des Kniebis als eines strategischen Passes. Wo von Oppenau her die Straße am sogenannten Roßbühl die Höhe erreicht, liegt hart an ihrem Rande, doch waldüberdeckt und kaum mehr zugänglich die Schwedenschanze. Ihr wirklicher Ursprung ist unbekannt, sie soll im Dreißigjährigen Kriege von den Schweden erbaut sein. Die zwei Minuten in nördlicher Richtung entfernte Schwabenschanze (auch „Röschenschanze“) dagegen ward 1796 durch den würtembergischen Major Rösch angelegt, um den vom Renchthal heraufdringenden Franzosen den Weg zu sperren, doch von den letzteren, die ein ortskundiger Bauernbursche über die „Oppenauer Steige“ heraufgeführt hatte, mit gefälltem Bajonett erstürmt; ebensowenig gelang eine Vertheidigung der Schanze im folgenden Jahre. Sie liegt frei, mit ihren Graswällen und Wasserlachen einsam und seltsam hier oben anblickend; ein Holzthurm ist im Jahre 1870 daneben errichtet. Von ihm geht das Auge weit in die Runde, gegen Westen grad' drunten aber ragt das Straßburger Münster hoch aus der Rheinebene, und der Thurm ward zum Zweck genauer Beobachtung der Belagerung Straßburgs erbaut. Schräg hinüber von ihm sieht das Gasthaus zur Zuflucht auf, bei dem wir von Allerheiligen her eingetroffen. Es ist sehr klein und primitiv, enthält jedoch vier Betten zur Nachtunterkunft, die hier unter Umständen sehr erwünscht fallen kann; die Gastzimmerwand „schmückt“ die Photographie einer uralten Frau, welche die drollige Idee hatte, dies Bild aus Anlaß ihres gleichen Geburtsjahres mit dem Kaiser Wilhelm an diesen zu seinem 90. Geburtstage zu übersenden. Das Hofmarschallamt stellte jedoch die Sendung sammt einem Begleitschreiben „mit Dank“ zurück, „der Kaiser wolle die Spenderin des Bildes, da es das einzige von ihr vorhandene sei, nicht berauben.“ Das Wirthshaus zur Zuflucht liegt ebenso hart an der Grenze auf badischer Seite, wie das „Zum Ruhstein“ auf würtembergischer, in weitem Umkreis die einzige Wohnung; südwärts führt von ihm in einer Stunde ein tief fallender Weg ins Maisachthal zum Bad Antogast hinunter.

Wir folgen der großen Straße nach Osten und gelangen, auf dem freien Hochrücken fortschreitend, zwischen einzelnen Tannen und weiß aus dem moorigen Grund aufschimmernden Birken hindurch in einer halben Stunde zur dritten Kniebisbefestigung auf seinem höchsten Punkt (973 m), der Alexanderschanze, 1734 vom Herzog Alexander von Würtemberg mit Mauern und Gräben gleichfalls gegen die Franzosen errichtet. Eine Wirthschaft befindet sich daneben; zur Rechten zieht eine Straße ins Renchthal nach dem Bade Griesbach hinunter,



Bad Rippoldsau.

linkshin zweigen Wege durch den guten und den bösen Elbach in die Tiefe nach Mittelthal-Baiersbronn ab. Gradaus weiter ist bald das Dorf Kniebis, die einzige größere Ansiedlung auf dem gleichnamigen Berge, erreicht. Sie stammt, wie schon gesagt, erst aus dem Anfang dieses Jahrhunderts und ist um die Ruinen des alten Klosters, von denen sich noch kleine, zu einem Bauernhaus verbaute Reste vorfinden, begründet. Der Ort zerfällt in zwei Hälften, eine badische und eine würtembergische, welche danach das katholische und das lutherische Kniebis heißen; im Anfang nur aus wenigen, zerstreuten Häusern bestehend, ist er gegenwärtig ein ziemlich einwohnerreicher. Ueber den Beginn der Colonie sagt ein damaliger Bericht: „Die Lebensweise dieser von der übrigen Welt fast gänzlich abgesonderten Familien ist patriarchalisch und fast so einfach, wie die der wilden Mitbewohner der einsamen Waldungen. Der einzige Handelszweig derselben ist die Wagenschmiere, welche hier aus Kienholz bereitet, von dem männlichen Geschlecht in die Ebene hinabgetragen und im Detail verschlossen (verschleißt) wird. Der kleine Gewinn geht nicht selten in einigen fröhlichen Zechen wieder auf. Ihre Denkungsart über das Eigenthum wird von den angrenzenden Waldbesitzern nicht sehr gerühmt; im Uebrigen aber sind sie von gutmüthigem Schlage. Auffallend unterscheidet sich ihre schon völlig schwäbische Mundart von jener im unterhalb liegenden Renchthale.“

Das letztere rechnen wir ihnen nach unseren früheren sprachlichen Anmerkungen nicht zum Nachtheil an, und was ihre „Denkungsart“ betrifft, so hoffen wir, hat diese sich seitdem etwas zu besserer Wohlmeinung der Waldeigenthümer berichtigt. Vom Doppeldorf Kniebis setzt sich nun, allmählich sinkend, ostwärts die große Landstraße nach Freudenstadt fort; wir biegen bei

dem viel von der weiteren Umgegend aus besuchten, empfehlenswerthen „Gasthof zum Lamm“ zur Rechten hin ab und, unter der Kirche des Ortes vorbei, rasch dem südöstlichen Abfall des Bergstockes zu.

Das Dorf, oder nach alter Bezeichnung den „Stab“ Kniebis umgiebt eine schöne und interessante, sich durch das ganze obere Wolfthal fortsetzende Hochflora. Das letztere beginnt gleich über den letzten Häusern, ein herrlicher Fußweg führt, den großen „Rank“ der Fahrstraße abschneidend, ziemlich steil abwärts, von der plätschernden Wolf oder Wolfach begleitet, die am Kniebisabhang ihren Ursprung genommen. Das schmale Thal zählt zu den anmuthreichsten im nördlichen Schwarzwald; bei Holzwald, das unter der spitzragenden Holzwälder Höhe (916 m) belegen, schon zu der großen, sich weit hinziehenden Ortschaft Rippoldsau gehört, mündet der Fußweg wieder in die Straße ein. Das Thal erweitert sich etwas, doch mehr nach oben als in seiner Sohle; eigenthümliche, nicht sonderlich verschönernde Staffage belebt weniger, als versteift die Landschaft: „In der Wolfach angelnde Engländer“ (sollte nicht „Engländer“ eigentlich von „angeln“ herstammen?) und kündet die Nähe einer Dependance von London an. Da taucht es auch schon auf, in der Lage und Art sehr an diejenige von Teinach erinnernd, nur ohne Zavelstein drüber: Bad Rippoldsau.

Badhôtel, aus zahlreichen hohen, weiten, älteren und modernsten Gebäuden bestehend, welche die Straße aufs Dichteste umschließen — „Internationaler Bazar“ — „Victoria-Promenade“ — Schaukeln, Wippen, Luftkegelbahn, Croquetplatz für Kurgäste — „Das Betreten dieses Platzes ist nur den Lawn Tennies-Spielern gestattet“ — Höchste Nouveautés in Damentoiletten, — tadellos befrackte Kellner — in weiten Sälen und Hallen hundert blitzende Gasflammen — knallende Billardkugeln — beim Umherwandern immer noch neu entdeckte Herrlichkeiten „most beautiful“ — in einem Wort höchste „Kurvollendung“ und höchste souveräne Herrschaft des „Badhôtels“. Dabei Küche und Keller aufs Vorzüglichste, jedenfalls nirgendwo im Schwarzwald übertroffen, die Preise selbstverständlich diejenigen erster Hôtels in Weltstädten — noch einmal in Kürze, der schönstvollendete Gegensatz zu dem, was ein naives Gemüth sich unter einem Gebirgsaufenthalt im Schwarzwald vorstellt. Unerwartet blicken vom Berghang noch ein paar alte, echte, dunkelbraune Schwarzwaldhäuser herunter —

„fast thut's mir weh,
Daß ich sie in der Gesellschaft seh'.“

Daß Rippoldsau trotz alledem, wenigstens wenn man vor seine Häuser und Menschen hinausgelangt, von großer Schönheit bleibt, ist hoher Bewunderung werth.

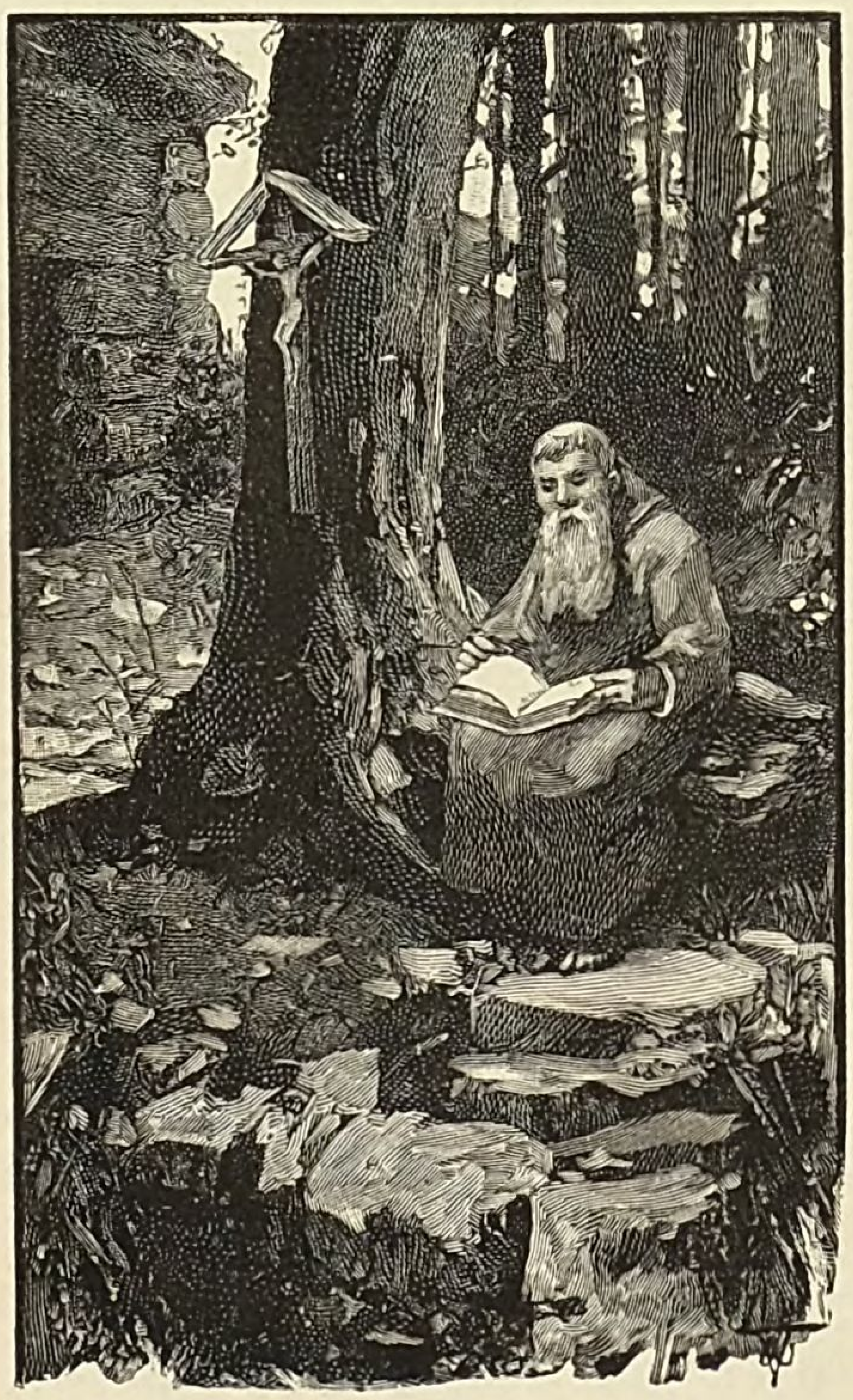
Das Bad, schon im 15. Jahrhundert bekannt, wird im Jahre 1581 von dem damaligen medicinischen und landeskundigen Schriftgelehrten D. Jacob Theodor („Tabernae-montanus“, aus Bergzabern im Elsaß) in seinem Werke „New Wasserschatz“ bereits als ein eifrig aufgesuchtes dargestellt und als „ein berühmter Sauerbrunnen mit zwei Gebäuden, guten Gemächern und guter Schnabelwaid“ beschrieben; die erste „Badeordnung“ stammt von 1579. Dampf- und Douchebäder lassen Rippoldsau besonders von leidenden Frauen zur Hülfe ziehen; drei reichhaltig sprudelnde Mineralquellen, die Josefs-, Wenzel- und Leopoldsquelle, begründen seinen altbewährten Ruf. Eine Flasche mit dem eingeborenen „Eisensäuerling“ wird dem weintrinkenden Gaste vom Hôtel freigebig zu seiner Mahlzeit gespendet. Das Wasser ist für ihn umsonst in Rippoldsau, dafür die Luft desto theurer.

Wenn man auf den schattigen Promenadenwegen ein wenig vor das Bad hinausschreitet, bietet sich vorzüglich am Abend ein schöner Blick auf das ungefähr eine Viertelstunde thalabwärts entfernte „Klösterle“. Von dort ging der Ursprung der Thalbesiedlung aus, eine päpstliche Bulle erwähnt 1173 „Rippoldesawe“ als einer zum Kloster St. Georgen gehörigen Benedictiner-Mönchszelle, über deren ersten Bewohner Scheffel in seinem „Gau-

deamus" äußerst humorvolle Auskunft giebt und die Ansiedlungsstelle des „Herrn Rippold" trefflich schildert:

„Wo jetzt ein wohlerbaut Badhaus prangt,
War alles Wildniß. Von Dornen umrankt
Stand dunkel und finster der Tannenwald,
Des wildsten Gethieres Aufenthalt,
Und ungestört von verderblicher Jagd
Sagten Füchse und Eulen sich dort gute Nacht."

Aus der Zelle Rippolds erwuchs ein kleines, bis 1802 erhaltenes Prioratkloster, dessen Bewohner sich indeß mannigfach weniger durch einen den himmlischen Höhen als der irdischen Niederung nachtrachtenden Lebenswandel hervorthaten. Von Bränden, die mehrfach das Bad in Asche legten, blieb das Kloster verschont, dagegen theilte es mit jenem die „Schwedennoth" 1643, die es in rauchende Trümmer verwandelte; der Ueberfall der Badegäste in Rippoldsau durch die unerwartet plötzlich vom Kniebis herabkommenden Schweden gab zu tragisch-ergötzlichen, von Scheffel gleichfalls allerliebst dargestellten Scenen Anlaß. Jetzt bildet das „Klösterle" mit doppelthürmiger Kirche die zweite Haupthäusergruppe von Rippoldsau und bietet in seinem „Gasthof zum Erbprinzen" eine ebenfalls gute und billige Unterkunft.



Von hier zieht sich, beinahe noch fünf Wegstunden lang, das Wolfachthal südwärts weiter zur Kinzig hinab. Es ist von mannigfaltig wechselndem Reiz, häuserreich und auch abgesehen von dem Zuzug und Abzug der Rippoldsauer Gäste voller Leben. Bei der Zinke Burbach ragt aus kleinem Seitenthal eine senkrecht gewaltige, zerzackte Felswand des „Sommerberges" auf, die in früherer Zeit eine Burg getragen, doch auch noch täuschend wie von altem Gemäuer überkrönt erscheint. Die Steine der Ruine sind zum Bau der Klösterle-Kirche verschleppt worden; jetzt hat die Nähe des vornehmen Bades in verdienstlich geschmacklosester Weise die Felsschroffe mit einem Pavillon „geziert". Der „Burbach" bildet daneben einen ziemlich hohen Wasserfall — falls er Wasser führt.

Von der entgegengesetzten westlichen Seite her mündet ins Wolfachthal ein anderes Gewässer, der Seebach, an welchem aufwärts der Weg zur Zinke Glaswald leitet. Bei diesem befindet sich der kleine Glaswälder See (auch „Wildsee" genannt und deshalb oft mit dem eigentlichen Träger dieses Namens verwechselt), moorgrundig wie alle Hochseen des nördlichen Schwarzwaldes, dicht unter der Lettstädter Höhe (968 m) selbst fast 900 m hoch belegen. Er ist im Wesentlichen nur ein für die Holzflößerei angestauter Schwellweiher; wenn seine Schleuse zum Behuf der Niederschwemmung langer Tannenstammflöße durch den Seebach in die Wolfach aufgezogen wird, bietet sich ein höchst interessantes, viel von den Gästen Rippoldsaus betrachtetes Schauspiel, wie das herabdonnernde Wasser die kühnen, mit langen Leitstangen ausgerüsteten Flößer auf ihrem ursprünglichsten, krachenden, schetternden, sich auf- und niederbäumenden Fahrzeug über wildes Felsgeblöck fort zu Thal hinunterreißt. Es ist derselbe

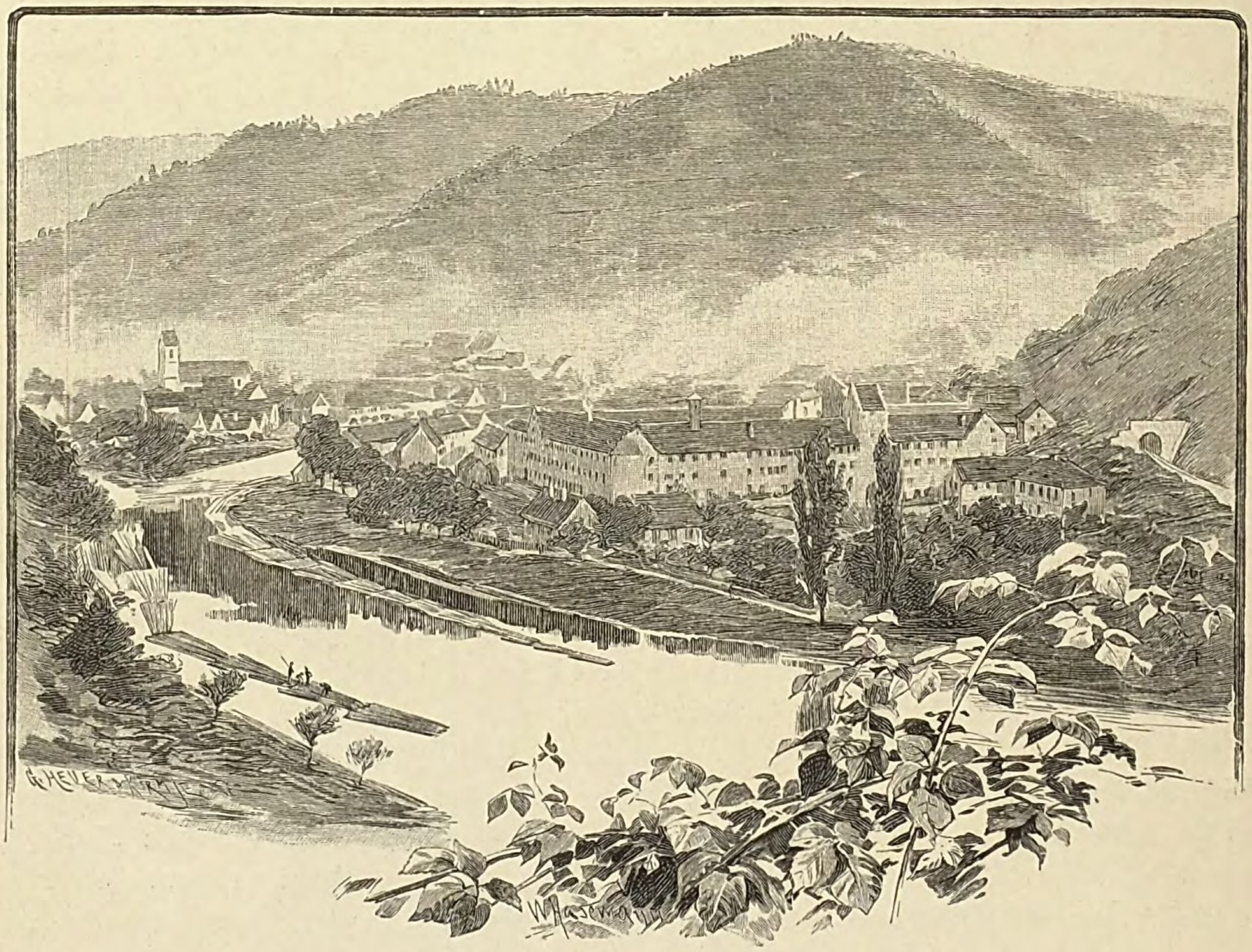
Vorgang, wie er sich gleichfalls in besonderer Großartigkeit auf der Rauhmünzach im Murgthal zeigt, und wie im letzteren ist auch für das Wolfachthal (und zahlreichste sonstige Schwarzwaldthäler) der eigenthümlich die Luft erfüllende Geruch frisch von den Sägemühlen zerschnittenen Tannenholzes charakteristisch.

Etwas weiter abwärts verliert das Wolfachthal, doch nur zeitweilig, seinen Namen und nimmt den des breit und lang hineingelagerten Pfarrdorfs Schapbach an, bei dem der Wildschapbach von Nordwest her herunterschäumt; nah über dem Ort befinden sich die kaum mehr wahrnehmbaren Trümmer der Burg Romberg, die vormals den Sitz einer gleichnamigen Geroldseckischen Herrschaft bildete und im Dreißigjährigen Kriege verschwand. Die Bewohner das Schapbachthals thun sich durch eine — leider mehr und mehr außer Brauch gerathende — so besondere Volkstracht hervor, daß dieselbe eine genauere Schilderung verdient. Bei den Männern besteht sie aus flachem, schmalkrämpigem Filzhut, schwarzem Halstuch und steif aufrechtem („Vatermörder-") Hemdskragen; dunkelgraue, rothumsäumte Jacke, rothe Weste, schwarze Kniehose und weiße Strümpfe vollenden den sonntäglichen Anzug. Die Frauen tragen gelbe, weißübergipste Strohhüte mit einer Fülle großer rother Wollrosen (Bollen) bedeckt oder schwarze Hauben mit weißem Spitzenbesatz, bunte Halstücher, ein schwarzes Mieder, rothe, vielgefältete Juppe, darüber eine helle, gestreifte Schürze mit hellblauem Gürtelband und gezwickelte blaue oder rothe Strümpfe; die Füße beider Geschlechter stecken in „Laschenschuhen" (lasche, mittelhochdeutsch, „Lappen").

Hier treten auch noch in ziemlicher Anzahl echte alte Schwarzwaldhäuser auf; vom „Gasthaus zum Ochsen" hängt breit und freundlich, von einem Adlerkopf gehalten, ein umlorbeertes goldenes Oechsle über die Straße, ein Pflüger treibt daneben ein aus Pferd und Ochsen zusammengesetztes Gespann. Ungefähr die Mitte zwischen Rippoldsau und der Kinzig ist erreicht, das Thal, sich wechselnd verengernd und erweiternd, erhält bald seinen rechtmäßigen Namen Wolfachthal zurück. Die nun folgende Gegend desselben wird Oberwasser benannt, Wege führen südöstlich nach dem eng zwischen steilen Bergen belegenen, weltabgeschlossenen Pfarrdorf St. Roman mit einer von Alters her als Erfolg verheißend berufenen Wallfahrtskirche hinüber. Das äußerst burgenreich gewesene Thal zeigt noch Spuren eines ehemaligen Bergschlosses Walkenstein, nimmt nun, sich verbreiternd, einen milden Charakter an, die Tanne weicht an den Geländen dem Laubwald, Obstbäume füllen den Grund, Kirche und Häuser des großen Dorfes Oberwolfach blicken aus ihnen auf. Wegweiser deuten nach dem „Schloß", den unscheinbaren Gesteinüberresten der einst von hohem Bergvorsprung niederschauenden Burg Wolfach, dem Stammsitz eines alten, im 12. Jahrhundert als „Die von Wolvahe" auftauchenden „fürstenmäßigen" Dynastengeschlechtes, dessen letzte Tochter Udelhilde sich am Ausgange des 13. Jahrhunderts mit dem Grafen Friedrich I. von Fürstenberg vermählte und die Herrschaft Wolfach fortan dem Besitz des Fürstenbergischen Hauses zubrachte, bis dieselbe 1803 unter badische Oberhoheit gerieth. Statt sich noch mehr zu erweitern, schließt jetzt die Landschaft, rings von steil aufragenden Bergen umgeben, sich wieder eng zusammen, die Wolfach ergießt ihr Wasser in die Kinzig, und um beide Flüsse liegt die alte, urkundlich im 11. Jahrhundert zuerst als Dorf genannte Stadt Wolfach gelagert. Hier haben wir uns schon weit aus dem Kniebisgebiet entfernt und sind in das der „Kinzigthalbahn" eingetreten, an der Wolfach eine Hauptstation mit dem dreimal täglichen Abgange des Postomnibus nach Rippoldsau bildet.

Wir kehren über das letztere und das Dorf Kniebis bis zur Alexanderschanze zurück, von wo sich die schon erwähnte Straße nach Griesbach hinunterwindet. Der Kniebis entsendet hier gen Süden einen hohen, in der Holzwälder und Lettstädter Höhe gipfelnden Ausläufer, durch den eine Wasserscheide gegen Westen und Osten bedingt wird. Nach letzterer Seite beginnt die Wolfach, nach ersterer, unfern der „Zuflucht", in einer Höhe von 958 m die Wilde Rench. Sie führt ihren Namen mit Recht, sowohl durch die Heftigkeit ihres Absturzes als durch die romantische Scenerie ihres engen, von Granitblöcken durchthürmten und zahlreichen

Sägemühlen begleiteten Waldthals; trotzdem führt von der Zuflucht her ein guter Weg an ihr entlang. Nach etwa einstündigem Lauf durchbricht sie eine malerische, klammartige Felsschlucht und mündet bei dem Bad Griesbach (496 m) mit kleineren Zuflüssen von Ost und West zusammen. Eine Weile, bis zum Bad Petersthal (340 m) hält die Rench noch ihre südliche Richtung inne, dann wendet sie sich nach Westen und bald darauf steil gegen Norden bis nach Oppenau, so einen Dreiviertelbogen beschreibend, daß sie wieder unter die westliche Abdachung des Kniebisrückens zurückkehrt. Im Kleinen ähnelt dieser eigenthümliche Verlauf völlig dem größeren, sie in concentrischem Bogenkreise umfassenden der Kinzig.



Wolfach.

Als ein poetisches Vorwort des Folgenden wollen wir hier eine Stelle aus einem Gedicht des mit Unrecht völlig in Vergessenheit gerathenen elegischen und didactischen Dichters und Arztes Valerius Wilhelm Neubeck (1765—1850) einschalten. Er singt in seinem, sich in der Form und Naturempfindung vielfach an Voß' „Luise" anlehnenden „Die Gesundbrunnen" (1795):

„Durch die ganze Natur ist ein flüchtiger, geistiger, saurer
Aether verbreitet; von ihm durchdrungen sind alle Gewächse,
Alle Gewässer und Steine; zu jeder verborgenen Höhlung
Unter der Erde gelangt er, umfängt mit der Luft, denn von dieser
Ist er selber ein Theil, den Erdkreis. Alle Geschöpfe
Athmen ihn ein und leben; sie würden schneller vergehen,
Früher zerfallen in Moder und Staub und vollenden ihr Dasein,
Wenn der geathmeten Luft es an diesem Wesen gebräche.
Ist ein Bach in der Wüste dem lechzenden Wanderer kühlend,
Süß und erquickend, erfrischt er das Herz dem Müden, so war es



Schapbacherin vor einem Bildstock. Von Wilhelm Hasemann.

Dieses Gewürz der Natur, das schneller den brennenden Durst ihm
Stillete. Jeglicher Heilungsquell empfängt in der Tiefe
Schon bei seinem Entstehn viel dieses belebenden Aethers
Aus der umgebenden Luft. Die Geister der flüchtigen Säure
Sind es, welche dem Quell Heilkräfte verleih'n und ihn waffnen,
Aufzulösen das Erz des Gebirgs. Im Laufe zernagt er
Nun die rostigen Wurzeln des eisernen Waldes und führet
Seinen metallischen Staub mit sich fort und vereiniget innig
Sich mit ihm; so schwängert sich jede der Wellen mit Eisen."

Ganz werden die heutigen chemischen Analytiker wohl mit dieser Entstehung des „Eisensäuerlings" nicht einverstanden sein, aber im Allgemeinen hat Valerius Wilhelm Neubeck mit seiner hübschen poetischen Auffassung des Vorgangs der heutigen wissenschaftlichen Aethertheorie, wie es scheint, einen Vorsprung abgewonnen.

Mit Rippoldsau bilden Griesbach, Petersthal, Freiersbach und Antogast die „Kniebisbäder" oder mit Ausschluß des ersteren die „Renchthalbäder", denen sich weiter abwärts noch Sulzbach hinzugesellt. Schwer fällt es, sie zu individualisiren, und ist auch durchaus überflüssig; man könnte ruhig „Griesbach, siehe Petersthal", und „Petersthal, siehe Antogast" sagen. Sie sind in Allem „Rosenkranz und lieber Güldenstern — Güldenstern und lieber Rosenkranz". Ihre äußere Lage, Umgebung und Anblick gleicht sich in hohem Maße, sie befinden sich sämmtlich im unschätzbaren Besitz hoch elegantester Badehôtels, Conversationssäle, Speisesäle, Trinkhallen, Promenaden, Springbrunnen und Kurmusik, sind vorwiegend Frauenbäder und erfreuen sich der nämlichen allsommerlichen Ueberfüllung, die einen nicht zünftigen Wanderer oft selbst in den benachbarten Dörfern kein Nachtunterkommen finden läßt. Bis vor Kurzem blieb das erst 1821 durch einen dortigen Thalbauern entdeckte Schwefelbad Freiersbach (fast mit Petersthal zusammenhängend) erheblich hinter diesem Glanz zurück; aber dem gegenwärtigen Besitzer ist es gottlob gelungen, durch wundervolle Neubauten seiner „Heilquelle" den Ruf der Ebenbürtigkeit mit den anderen zu erringen. Verhältnißmäßig am bescheidensten und beschaulichsten erscheint noch Antogast, nicht im Renchthal selbst, sondern in dem Seitenthal der bei Oppenau in die Rench mündenden Maisach, 484 m hoch unter dem Roßbühl (Zuflucht) belegen. Es ist muthmaßlich das älteste bekannte und benutzte aller Kniebisbäder, mehrere Schriften aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts thun seiner bereits Erwähnung, und „Tabernae-montanus" äußert in seinem „New Wasserschatz": „Es sind mir gleichwohl diese drey Saverbrunnen, nämlich der Graysbacher, Sanct Peters Brunn und der Ribelßawer bis daher unbekannt gewesen", ohne diesen Zusatz bei Antogast zu machen. Die Lage des letzteren in einer tiefen und engen Thalschlucht, aus der das Bad dem Herannahenden unvermuthet zwischen den Bergwänden entgegentritt, besitzt den allgemeinen Schwarzwaldthalreiz vielleicht in erhöhterem Grade als manche andere, führt indeß zur Winterzeit lange Sonnenlosigkeit mit sich. Den sonderbaren Namen theilt auch der zerstreut umherliegende Weiler Antogast, der in einer Bewidmung des Ritters Konrad von Schauenburg an seine Frau Anastasia von Windeck im Jahre 1336 als sein Lehensgut „zum Antegast" genannt wird. Eine Fabel, daß ein angeblicher Bischof Arbogast von Straßburg aus dem 7. Jahrhundert die Quelle entdeckt und ihr seinen, in der Folge verderbten Namen verliehen, ist natürlich abzuweisen; eher könnte man noch einen unverdientermaßen in Vergessenheit gerathenen heiligen „Anton" als ersten Badegast daraus reconstruiren. Die Aerzte beschäftigten sich schon früh viel mit dem Bade und hießen es Balneum antigasterense, so daß es nicht einer gewissen Wahrscheinlichkeit entbehrt, der Name sei gelehrten Ursprungs und bedeute etwas „gegen Magenbeschwerden" Geeignetes.

Die Etymologie des Namens Griesbach liegt ebenfalls nicht deutlich vor. Wir bemerkten, daß Tabernämontanus es „Graysbach" benennt; daher ist wohl die Deutung entstanden,

es bezeichne ein „dem Greisen dienliches“ Bad. Die Vorsilbe „Gries“ kehrt indeß sehr häufig bei Ortsnamen im Schwarzwald wieder, und da der Weiler Griesbach schon im 15. Jahrhundert vorkommt, kann er nicht nach dem damals noch nicht entdeckten Bade benannt sein. Am nächsten liegt die einfache Ableitung von dem „Gries“, dem groben Steinkies, den der Bach an den Standplatz des Ortes heruntergeschwemmt. Petersthal trägt seine Benennung nach einer urkundlich 1290 dort erwähnten, den hl. Peter und Paul geweihten „Wüsten Kapelle“, in der monatlich einmal von Oppenau aus Gottesdienst abgehalten wurde; um 1500 erscheinen Kirche und Dorf „St. Peter“. Freiersbach hängt möglicherweise mit der alten nordischen Huldgöttin oder mit ihrem Bruder Freyr zusammen. Da der letztere wesentlich ein Gott der vom Sommerregen erzeugten Fruchtbarkeit war, so könnte ein findiger Etymologe sich ein Verdienst erwerben, nachzuweisen, daß der betreffende Bach im Sommer leicht auszutrocknen pflege nnd nur durch die regenspendende Beihülfe Freyrs von ältesten Tagen her seiner nützlichen Wiesenberieselung obzuliegen vermocht habe.

Auch Matthäus Merian hat uns schon von Griesbach und Petersthal zwei Rosenkranz- und Güldenstern-Ansichten hinterlassen. Sie hießen damals die „wälschen Bäder“, und von der Art ihres Besuches mag eine Vorstellung geben, daß, während im Jahre 1679 der „Ambassadeur de Constantinople“ Baron von Jouillier mit zwanzig Bediensteten und sechzig Pferden zur Badekur in Petersthal einzog, 1686 die Markgräfin Anna von Baden-Durlach mit einem Hofstaat von fünfunddreißig Personen und siebzig Pferden in Griesbach erschien. Interessant sind mannigfach die „Badeordnungen“ aus der Zeit, z. B. ein Verbot des Disputirens über religiöse Gegenstände, „weil die Gäste aus keiner anderen Ursache ins Bad kommen, als der Gesundheit wegen“; diese Vorschrift erinnert höchst „actuell“ an das heutige gedruckte „höfliche Ersuchen“ in manchen Luftkurorten des Elsaß, „alle aufregenden Gespräche vermeiden zu wollen.“ In einer gemeinsamen „Taxordnung“ für Griesbach, Petersthal und Antogast ward das Mittagessen „für eine Mannsperson“ auf 6 Batzen, „für ein Frauenzimmer“ dagegen nur auf 5 Batzen festgesetzt; ob lediglich aus Galanterie oder auf erfahrungsmäßiger innerer Begründung fußend, theilt die Bestimmung nicht mit. Die späteren Wirthe scheinen die letztere als eine „Unbilligkeit“ aufgefaßt zu haben und haben sie jedenfalls heute zu einer Herstellung der Gleichberechtigung abgeändert. „Speisekarten“ aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts können sich immerhin selbst vor den gegenwärtigen noch blicken lassen; nach ärztlicher Begutachtung rathen sie „den fetten Personen“ an: „Repp-, Feld- und Haselhühner, den Sinnlosen (Gedächtnißschwachen) Turteltauben, den Melancholischen und spintisirenden Köpfen Wachteln, den Schwachen und Mageren Schnepfen, Crametsvögel und Lerchen.“ Auch gegen das „Zipperlein“ scheinen die Bäder damals benutzt worden zu sein; eine hinterlassene Wandinschrift aus jener Zeit besagte:

„Hätt' ich die großen Trunk lassen stehn,
So dürft' ich nit zum Sawerbrunnen gehn.“

Wir haben schon des Aufenthalts des „Simplicius“ in Griesbach Erwähnung gethan, der damals muthmaßlich seinen Weg von dort zum Mummelsee an der wilden Rench aufwärts über den Roßbühl, das Steinmäuerle, den rothen Schliff, Vogelkopf und heutigen „Ruhstein“ genommen. Am deutlichsten aber tritt uns das Leben und Treiben der Zeit in den „wälschen“ Bädern (so geheißen, weil die Franzosen sich dort mit Vorliebe einfanden) aus einer Darstellung des berühmten Satirikers Johann Michael Moscherosch (1601—1663) entgegen. Er giebt diese in einem seiner „Gesichte“, den „Visiones de Don Quevedo; Wunderliche und wahrhafftige Gesichte Philanders von Sittewald, d. i. Stroff-Schriften, Straßburg 1645.“ Die unverblümte Derbheit der Ausdrücke nöthigt in unseren so überaus verfeinerten und zartempfindenden Tagen zu manchen Auslassungen, doch unter Anwendung dieser Vorsichtsmaßregel wollen wir ein Stückchen seiner Schilderung hier wiedergeben:

„Darauff gienge (ich) strack zu auff die linke Hand, in den anderen breyten hübschten gebahnten Weg. (Ob in Petersthal oder Griesbach, ist nicht zu entnehmen.) Behüte Gott, was eine menge Volcks fande ich daselbsten: da Cavalliers, da Kutschen, da schöne Damen, deren Augen funckelten als ob sie voll feyriger Sternen wären, da Spielleute, da, weiß nit, was vor treffliche Leute, Herren und Frauen. — Ein theil sang, der ander sprang; einer pfeiffte, der ander dantzte; der eine kützelte, der ander lachte, einer trank, der ander aß: einer küßte, der ander herzte .... Kurtz zu melden, so war mir eben als ob ich zu Hoff wäre. — — O was für eine gute Gesellschafft war unser da beisammen? Eß war ein Lust von guter Gesellschafft, so vertravlich ging es vnd (unter) uns zu, je wohl dz (daß) einer den andern verrathen oder verschwätzt hätte. — — Ha, wie bald war ich deß Handels innen, mit Dantzen, mit singen, mit springen, mit Jubiliren, mit Jauchtzen, Hoffieren, Gassatim gehen (sich auf den Gassen umhertreiben), Mummenschantzen bringen, Comödien und Spiel sehen, Gastereyen, Löffeleyen und andere Fröhlichkeiten, die mir trefflich wol gefielen, ey über alle maßen wohl. — — Hie war es alles anzusehen wie Krämerladen; da Jubelirer, dort Zuckerbecker; da Goldschmide, dort Seydensticker; da Goldschlager, dort Corallenkrämer: da Berlensticker, dort Haarkräuser; da Bartscherer, dort Haarpulverer: da Handschuhmacher, dort Spitzenkrämer, dort Tabackkrämer (der 30jährige Krieg hatte eben erst das Tabackrauchen nach Deutschland verpflanzt; die Notiz ist sehr interessant), dort Kartenmaler, und viel andere mehr, der Welt Wollust und Ueppigkeit (Fröhlichkeit wollte ich sagen) zugethane Handwercker und Künstler, Bastetenbecker, Wirthshäuser, Bierhäuser, Spielhäuser, ...häuser waren da alle tritt und schritt zu sehen, in welchen allen wir uns so doll und voll ge—trunken, daß ... ein lust zu sehen, wie wir da im Dr.. lagen. Ich kann nicht alles erzehlen, wz für frevde under so·braver wackerer Gesellschafft ich hatte. Es gung so Kurraschy her! das mir das maul nachwässert, wenn ich daran gedenke. Wiewohl es auch immerzu Händel gab: Insonderheit under den hitzigen Franzosen, die sich mit Heraußfordern, Duellen, rauffen und kämpfen dermaßen nachsetzeten, daß es kaum zu glauben. Es war da eine gantze Weltvoll aus allen Ständen, Würden, Aemptern und Alter zu sehen, Geistliche und Weltliche, Fürsten, Graven, Herrn Adel, Bauern, Mann und Weib, Junge und Alte, Reiche und Arme, Pfarrer und Pfaffen, Münche und Nonnen."

Ja, es war schon eine Welt vor der heutigen, auch in den Kniebisbädern. Der damaligen hielt Moscherosch ihr Bild in den Reimen vor:

„Dann trägt man kurtz, dann lange Röck,
Dann große Hüt, dann spitz, wie Weck,
Dann Ermel lang, dann weit, dann eng,
Dann Hosen mit viel farb und spreng.
Ein Fund dem andern kaum entweicht,
Dann Teutsch Gemüth ist also leicht:
Das zeigt, was in dem Hertzen leyt.
Ein Narr hat ändrung allezeit."

Guter Moscherosch, in welcher ernsthaft-tiefsinnigen Zeit mußt du gelebt haben! Wie wenig wollten wir uns über die Trachten der unsrigen ereifern und jede tollste Modenarrheit still-schweigsam anschauen, wenn nur bei hundert Hüten gegenwärtigen allerneuesten Alamodegeschmacks unter einem derselben etwas Anderes vorhanden wäre.


Renchthälerin.

Mehrfach von Bränden heimgesucht, dann am Ende des 17. Jahrhunderts von den Franzosen verheert und zerstört, theilten Petersthal und Griesbach gleiches Geschick, geriethen in

treulicher Gemeinsamkeit auch durch das 18. Jahrhundert stark in Verfall, um erst wieder im unsrigen selbander als zwei Treibhausblüthen mit feinstem und „allerneuestem" Parfümduft aus dem Tannendunkel des Schwarzwaldes aufzuspießen. Wir haben längere Station bei ihnen gemacht, als eigentlich in unserer Absicht lag, und setzen den Weg durchs Renchthal fort, um dort, wo von Allerheiligen her der Lierbach und von Antogast in diesen die Maisach einmünden, das Städtchen Oppenau, den Endpunkt der Zweigbahn Appenweier-Oppenau zu erreichen. Es erscheint 1225 zuerst als Pfarrei „Noppenowe", war Straßburgischer Besitz und ward im Anfang des 14. Jahrhunderts von dem Bischof Johannes I. zur Stadt erhoben. Der eng von Bergen umdrängte Ort brannte 1515 völlig nieder, mit ihm die nah darüber belegene Burg Friedberg, die vermuthlich vom Kloster Allerheiligen erbaut worden und, wieder erneuert, von den Franzosen zertrümmert ward. Oppenau heißt in alten Schriften Opponacum, dann Noppnow, Noppenaw; eine Erklärung des Namens fällt wegen dieser doppelten Schreibweise mit und ohne N schwierig. Durch seine Lage und Bahnverbindung bildet es einen Hauptzugang in den mittleren nördlichen Schwarzwald; „Philander von Sittewald" berichtet ebenfalls über die Stadt, doch nicht sonderlich Schmeichelhaftes über die Wahrheitsliebe ihrer damaligen Bewohner. Heut' steht das freundliche Städtchen, das ein Stahlbad besitzt, jedenfalls nicht mehr in solchem Ruf.

Eine zweite zerfallene, buschüberwilderte Burg erhebt sich im untern Renchthal, eine Stunde abwärts von Oppenau von freier Felshöhe des „Schärtenkopfes" über dem Maierhof Hubacker (Station). Sie mag römischen Wartthurmursprungs sein, gehörte vom 13. Jahrhundert an den Rittern von Neuenstein (die sich zur Unterscheidung von denen „von Stein" im Kapplerthal so benannten) und führte wechselnd die Namen Neuenstein und Bärenburg; die letztere Bezeichnung scheint indeß mehr einer kleinen, tiefer belegenen Vorburg gegolten zu haben, von der gleichfalls noch einiges Gemäuer sichtbar ist. Schloß Neuenstein ward schon um die Wende des 15. Jahrhunderts in der pfälzisch-bairischen Fehde zerstört und nicht wieder hergestellt, sondern statt dessen am Fuß des Berges der Hof Hubacker erbaut.

Unweit von diesem liegt, etwas zur Rechten, in ein kleines Seitenthal des Solbergs hinaufgezogen, das letzte der Renchthalbäder, Sulzbach, wie zahllose Namensvettern im Schwarzwald seine Benennung vom „Salz" seiner Quelle herleitend. Der Ort wird urkundlich schon 1300, das Bad im 16. Jahrhundert erwähnt. Dann scheint es lange vergessen gewesen und erst gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts von einem Bauern wieder entdeckt worden zu sein; die zahlreiche Badeliteratur des 17. und 18. Jahrhunderts spricht nicht von ihm. Gegenwärtig wird auch Sulzbach, das die einzige warme Quelle (Therme) im Renchthal besitzt, viel besucht, doch hat sich noch bedeutend einfacheres Wesen als die „Kniebisbäder" bewahrt; nicht eben zu seinem Nachtheil. Schöne, stille Fußwege führen von ihm auf den Solberg und nach Allerheiligen hinüber.

Bald folgt als Bahnstation, anmuthig gelegen, mit mannigfacher Unterkunft für Sommergäste und besonders von Straßburg aus viel besucht, das große Dorf Lautenbach, ein verhältnißmäßig noch neuerer Ort, da er seine Entstehung erst der im Jahre 1471 durch den Probst von Allerheiligen Rohard von Neuenstein hier erbauten Kirche verdankt. Zugleich wurden um diese her Wohnungen eingerichtet, um zeitweilig Mönchen des von einer Feuersbrunst großentheils zerstörten Klosters Unterkommen zu gewähren. Der Versuch eines späteren Abtes, das Kloster ganz aus der Rauhheit des Hochtrichters in das mildere Thal von Lautenbach zu verlegen, scheiterte am Widerstand der Mönche. Die Kirche des Dorfes ist thurmlos, doch durch ein prächtiges Wappenportal und alte Glasmalereien der Fenster von besonderer Farbenschönheit, hauptsächlich geharnischte Ritter darstellend, ausgezeichnet. Eine von Hans Hertwig aus Bergzabern in gothischem Stil gebaute „Gnadenkapelle" enthält viele Votivtafeln; ihr Platz bildete schon vor der Begründung des Dorfes eine von weither aufgesuchte Wallfahrtsstätte.

Die von hier abwärts führende Strecke des Thales trägt den Namen „Vorgetöse", weil die Rench hier in ausgehöhltem Granitbett ein eigenthümliches Geräusch hervorruft; dann treten die Bergwände bald weiter auseinander, und drei Viertelstunden von Lautenbach liegt im verbreiterten Ausgang des Renchthals die Stadt Oberkirch, der Hauptort des letzteren in der Gegenwart wie in der Geschichte. Sie führt in ältester Tradition den seltsamen Namen Respublica Hypergraecia und soll vom Kaiser Hadrian begründet sein (in der Umgegend wurden Münzen mit dem Bildniß desselben gefunden); als „Oberkirch" tritt sie zuerst im 13. Jahrhundert auf, gehörte anfänglich den Herzögen von Schauenburg, dann kurz den Herzögen von Zähringen und Grafen von Fürstenberg. Von den letzteren ward sie 1303 an das Hochstift Straßburg verkauft (als „marketstadt") und verblieb bei diesem, doch oft verpfändet und eingelöst, bis 1803; vier Jahrhunderte hindurch bildete sie den Sitz der das Renchthal umfassende straßburgischen „Herrschaft Oberkirch". Im Bauernkrieg, Dreißigjährigen Krieg und von den Franzosen 1689 ward sie erstürmt und verheert; von ihren früheren Ringmauern ist kaum noch ein Rest erhalten. Doch besitzt die hübsche, im Wesentlichen nur aus einer Straße bestehenden Stadt etwas, wenn nicht Alterthümliches, doch ansprechend Altmodisches. Sie ist behaglich; im offenen Thal auf der Höhe der Rheinebene belegen, eignet sie sich allerdings für einen Sommeraufenthalt nicht, doch desto mehr für einen solchen im Frühling und Herbst; der „Gasthof zum Ochsen" am östlichen Außenrande des Ortes bietet dann rühmenswerthe Unterkunft. Interessant ist über dem Eingang des Treppenthurms des heutigen Gasthauses „zur Sonne" in Oberkirch ein Allianzwappenstein mit der Umschrift: Johann Adam von Neuenstein · Anna Maria Zornin von Bulach · Anno 1629.

Nordwärts ein halbes Stündchen von der Stadt entfernt (unweit von dem sehenswerth schönen Haberschen Gut) stehen auf einer Rebberghöhe die Ueberreste der Schauenburg, noch hoch und stattlich, eines sehr alten baden-obersteinischen Lehens und nachmals Stammsitzes eines Geschlechtes, das sich „Herzöge von Scowenburc" nannte (auch die Gründerin von Allerheiligen schreibt sich nach ihrer Abkunft „ducissa de Scowenburc"). Das Schloß, sehr groß und fest, mit bedeckten Zugängen versehen, spielte eine bedeutende Rolle in der kampfesreichen Geschichte der Ortenau; wer es am Ende des 17. Jahrhunderts zerstörte, brauchen wir nicht beizufügen, werden überhaupt fortan bei Ruinen nur in umgekehrter Weise bemerken: Nicht von den Franzosen niedergebrannt; dies Verfahren kommt uns um ungefähr 99 % billiger zu stehn. Im 14. Jahrhundert entstand auf der Schauenburg ein sich nach ihr benennendes Burgmannengeschlecht, dessen Nachkommen noch heute als Freiherren von Schauenburg leben; ihnen gehören auch die Ueberreste ihrer Stammburg.

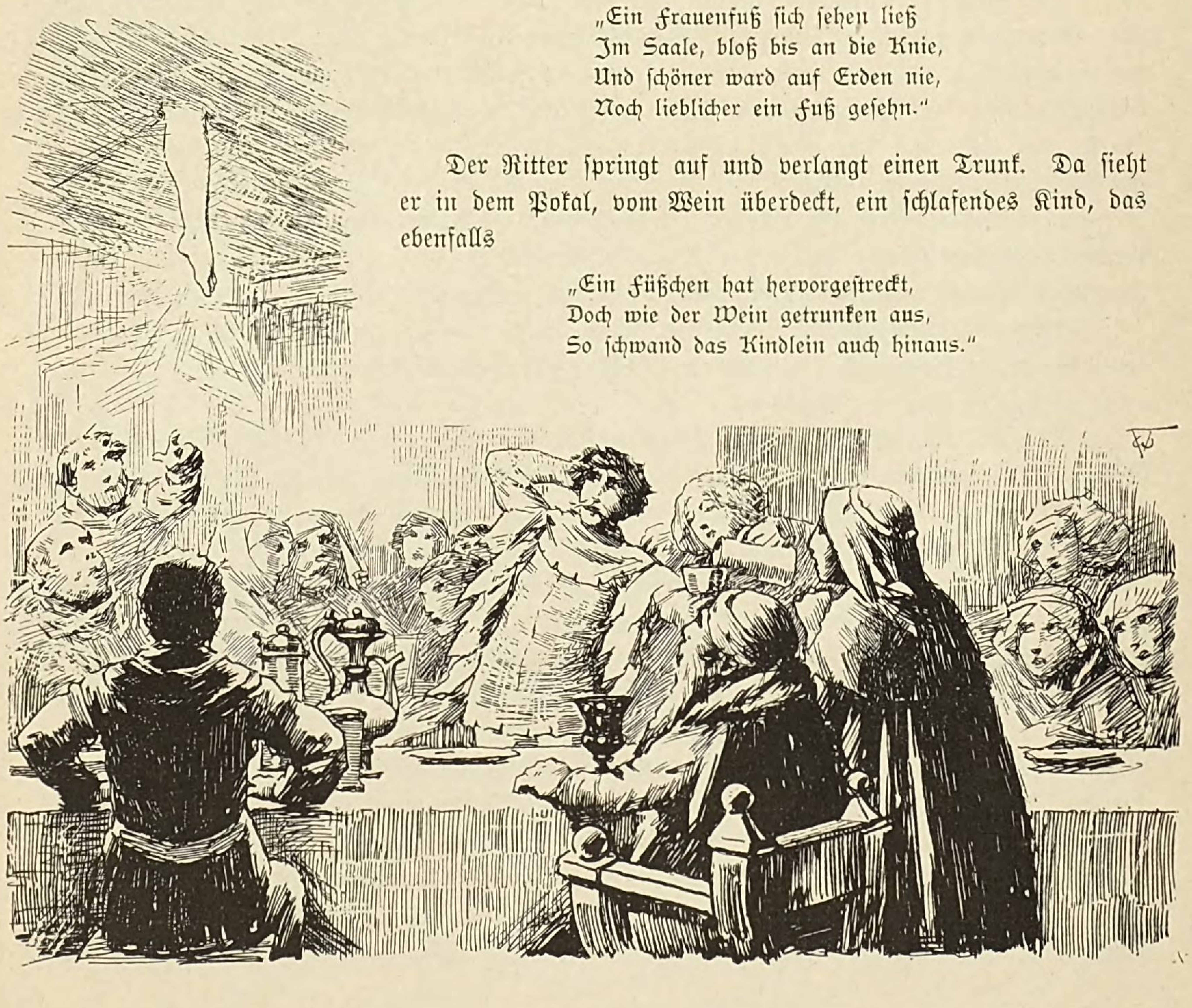
Wir befinden uns in einer trümmerreichen Gegend. Ueber das Renchthal hin, der Schauenburg gegenüber, sieht von einer Hügelkuppe das hernieder, was von Schloß Fürsteneck, einer 1260 durch den Grafen Heinrich von Fürstenberg erbauten Burg, geblieben. Unter ihr in einer Einsattlung des niedrigen Bergrückens steht ein nach seiner Inschrift 1490 von dem „Ritter Pfau von Riedbur, Ganerben von Stauffenberg" errichteter, mit seinem Wappenschild versehener Crucifixbildstock. Von dort führt der Weg zur Stauffenburg oder Schloß Stauffenberg fort, die, wie viele andere in der Ortenau (Alt- und Neu-Windeck, Bosenstein, Neuweier, Schauenburg), später eine „Ganerbenburg" war (von dem alten ge-an-erbe „Mitanerbe", d. h. Nachfolger für den Todesfall) und deren Inhaber sich zur Zeit des Faustrechts mit benachbarten Burgherren zu einem Schutzbündniß zusammenthaten und einen sogenannten „Burgfrieden" miteinander abschlossen. Stauffenberg — wahrscheinlich schon im 11. Jahrhundert von Friedrich von Hohenstaufen, nachmaligem Herzog von Schwaben erbaut — fiel seinem Geschick im Dreißigjährigen Kriege anheim, ward jedoch 1832 vom Großherzog Leopold angekauft und zu einem Landsitz ausgebaut, der jetzt dem Prinzen Wilhelm von Baden gehört. An die Burg knüpft sich eine Art von gespenstischer Melusinensage, die ein unbekannter Verfasser eines

1482 im Druck erschienenen, doch wahrscheinlich schon älteren Gedichtes „Der Ritter von Staufenberg“ mittheilt. Der Dichter wird in dem Buch „Eckenolf“ (Egenolf) genannt; Fischart arbeitete das Gedicht um und schreibt es einem „Erckenbold“ zu. Der kurzgefaßte Inhalt ist dieser: Peter von Temringen, ein Staufenberger Ritter, der von einem Kreuzzug heimgekehrt, reitet eines Tags von seinem Schloß nach Nußbach, um die Messe zu hören. Unterwegs findet er im Walde eine wunderschöne Frau, die sogleich sein Herz entflammt und auf seine Fragen erwiedert, sie habe ihn von Jugend auf geliebt und sei in allen Gefahren, die ihn bedroht, stets unsichtbar seine Beschützerin gewesen. Auf sein heftiges Andringen wird sie, unter der Bedingung, „daß er bis zu seinem Tode kein eheliches Weib nehme“, die Seinige, und sie leben Jahre lang in höchstem Glück miteinander. Er zieht wieder in ferne, fremde Länder, doch wo immer er verweilt, sobald er nach ihr ruft, ist sie plötzlich bei ihm. Dann kommt er einmal an den Hof des Königs in Frankfurt, geht als Sieger aus allen Turnieren hervor und wird von des Königs Nichte, der Erbin von Kärnthen, gekrönt, die er danach zur Frau nehmen soll. In die Enge getrieben, muß er zuletzt Kunde von seinem geheimnißvollen Ehebunde geben, den die Pfaffen als einen solchen mit dem Teufel erklären, und er läßt sich überreden, „um seiner Seele Heil“ die ihm zugedachte Braut zu heirathen. Die Hochzeit soll auf Schloß Staufenberg stattfinden, zuvor aber kommt die Namenlose zu ihm und sagt ihm traurig, er müsse drei Tage nach der Hochzeit sterben, so gern sie's wolle, könne sie es nicht hindern. Zum Zeichen werde ihr bloßer Fuß ihm erscheinen, sobald er den sehe, solle er einen Priester holen lassen und beichten, denn dann sei sein Ende nah. Und so geschieht's; wie die Hochzeitsgäste beim glänzenden Mahl sitzen, taucht es durch die Decke des Saales herunter:

„Ein Frauenfuß sich sehen ließ
Im Saale, bloß bis an die Knie,
Und schöner ward auf Erden nie,
Noch lieblicher ein Fuß gesehn.“

Der Ritter springt auf und verlangt einen Trunk. Da sieht er in dem Pokal, vom Wein überdeckt, ein schlafendes Kind, das ebenfalls

„Ein Füßchen hat hervorgestreckt,
Doch wie der Wein getrunken aus,
So schwand das Kindlein auch hinaus.“



Die Erscheinung des Fußes ist verschwunden, ohne daß sich in der Decke eine Oeffnung gewahren läßt, die bestürzten Gäste zerstieben,

„Und nach drei Tagen rief der Mann:
Mein Herr und Gott, in deine Händ'
Ich meine arme Seele send'!"

Die Braut-Witwe erbaut eine Zelle neben seinem Grab, um für ihn zu beten, und die Sage spricht, auch das schöne Weib sei dorthin gekommen, um mit ihr das Gleiche zu thun.

Das Gedicht ist sehr zartsinnig und eigenartig, in Vielem ein unicum seiner Zeit; wie ein Hauch der Wehmuth über die Unhaltbarkeit des Menschenglücks zieht es hindurch. Die „schöne Frau" —

„Schoener wip wart nie gesehen:
Reht als der liehten sunne brehen (Leuchten)
Git liehten wunne bernden schin
Für alles daz gestirne hin,
Also tet die frowe schon
Für alle frowen wol geton:
Ir schoene über alle schein" —

ist keine seelenlose Nixe, überhaupt kein Wassergeist einer Melusine oder Undine, sondern ein zugleich höheres und tiefmenschlich empfindendes Wesen, das nicht von Haß und Zorn über die Treulosigkeit des Geliebten erfüllt wird, nur Trauer fühlt, ihn nicht vor unvermeidlichem, von höherer Macht verhängtem Strafgericht seiner Verschuldung beschirmen zu können. Aus dem Ganzen redet etwas, das fast zu der Annahme einer Symbolik darin drängt, als ob „die schöne Frau im Walde" die Natur sein möge, die aus dem Herzen dessen, der sich ihr und dem sie sich ergeben, nachher durch höfisches Wesen und Pfaffenthum verdrängt werde; jedenfalls steht das Gedicht in einem vollen Gegensatz zur Venus-Tannhäuser-Sage. Der als Zeichen des gefällten Urtheils erscheinende bloße Fuß ist mystisch und klingt mit dem, wie es scheint „ungeborenen" Kinde im Glase an die altnordische Liebesgöttin Holda an. Fraglos birgt sich unter der Geheimnißvollen eine alte Walkyre, eine „Wünschelfrau", die der Schutzgeist des Ritters und bei ihm ist, sobald er sie herbeiwünscht; der „wunderschöne Frauenfuß" wird in der ursprünglichen Sage, von der das Gedicht selbst redet (: „da ich es ouch geschriben las") vermuthlich ein Schwanenfuß, das Zeichen der göttlichen Abkunft der „Wunschfrau" gewesen sein. Uebrigens liegt unverkennbar eine zähringische Geschlechtssage vor, denn die Burg Staufenberg war zähringisch, und das beabsichtigte Ehebündniß des Ritters mit der „Erbin von Kärnthen" — Caerinthia — weist auf die Zähringer hin, die ihren Namen von Kärnthen ableiteten.

Wir erwähnten bereits, daß Staufenberg eine Ganerbenburg war; sie gewährte mit ihrem beträchtlichen Umfang und Nebenbauten mehrfachen Burgmannsfamilien Unterkunft, die nicht selten untereinander in Gegnerschaft standen; genannt werden von der Herzogschen Chronik im Jahre 1470 z. B. als gleichzeitige Mitbesitzer die Hummel, Bock von Kolbenstein, Widergrün, Stolle, Tarante; Burgantheile besaßen ohne dortigen Wohnsitz außerdem die Schidelin von Windschläg, Pfau, Röder, Ow, Geier. Ein solcher „Antheilhaber" mag auch „Peter von Temringen" gewesen sein, vielleicht dem Geschlecht der „Stolle" zugehörig. Hinter Schloß Staufenberg steigt der „Stollenwald" an, in welchem Ringwälle mit Gräben und etwas Mauerwerk, von Gebüsch überwuchert, den Platz deuten, auf welchem ehemals eine Nebenburg des Staufenbergs: Stollenberg, gestanden. Der Name ist völlig ausgelöscht, doch der Volksmund der Umgegend nennt jene Reste „das versunkene Schloß" und bezeichnet es als die Stelle, wo die „Waldfrau" erschienen sei. Die Sage hat hier weiter geschaffen und eine später im Stollenwald hausende „verwunschene" Melusine erdichtet, die dort lieblich singend, einen jungen Mann, Namens

Sebald, um ihre Erlösung durch neun Küsse an drei Tagen bittet. Am ersten Tag erscheint sie mit einem Schlangenschwanz statt der Füße, am zweiten geflügelt mit einem Drachenschwanz; der Jüngling küßt sie indeß jedesmal nach seiner Zusage dreimal. Doch am dritten Tag findet er sie als eine scheußliche Kröte und läuft entsetzt davon, ohne sein Versprechen zu erfüllen. Später hält er Hochzeit mit einem hübschen Mädchen, und beim Mahl taucht über ihm aus der Bodendecke ein kleiner Schlangenschwanz hervor, der unvermerkt einen Tropfen Gift auf seinen Teller fallen läßt, vom dem er, beim arglosen Essen, todt niedersinkt. — Das Hervorschlüpfen aus der Decke deutet noch auf die alte „Waldfrau" zurück, sie hat sich jedoch in ein rachsüchtiges Geschöpf verwandelt und, wie es scheint, eine homerische Sirenenzuthat erhalten.

Da uns der so oft wiederkehrende Name „Staufen" hier zunächst begegnet — in alten Handschriften als: Stowfen, Stoiphen, Stoufen, Stouphen wechselnd — so fügen wir bei, daß er einen Becher (oder eine Weinkanne) bezeichnete, der umgedreht in der Form den Bergkuppen ähnelte, auf denen die zahlreichen „Staufenburgen" erbaut sind.

Dem Schloß Stauffenberg gegenüber auf einem letzten nördlichen Bergvorsprung des breit ausmündenden Renchthals liegen noch die geringen Ueberreste der Ullenburg oder Ulmburg, zuerst ein Besitz der Herzöge von Schauenburg („Herzog von Ullenburg") als straßburgisches Lehen, dann zähringisch, eberfteinisch, fürstenbergisch. Die Burg wurde nicht völlig von den Franzosen zerstört, sondern gegen den Willen der letzten Besitzerin, einer Witwe aus dem wohl kaum hochedlen Geschlecht „Schweinhuber" im Jahre 1785 aus unbekannt gebliebenen Gründen auf Befehl des letzten Fürstbischofs von Straßburg, Kardinals Rohan, abgebrochen.

Die vier letztgenannten Ruinen blicken alle aus geringerer oder weiterer Entfernung auf das freundliche Oberkirch herab, von dem die Bahn an dem Dorf Nußbach Peters von Temringen vorbei — darüber sieht die St. Wendelinskapelle von der Höhe herab — rasch zum Anschluß an die Hauptbahn Karlsruhe-Basel nach Appenweier führt. Dies ist einerseits ein höchst friedlich in Feldstille abgelegenes Dorf, andrerseits eine äußerst unruhvolle große Kreuzungsstation nach allen vier Himmelsrichtungen, nicht ohne Grund schlechtberufenen Angedenkens bei den Vielen, die dort schon in Regen und Sommerglut stundenlang auf den Zuganschluß nach Ost und West, Nord und Süd gewartet haben und nach dem höheren unerforschlichen Rathschluß der Bahnverwaltungen — fernerhin warten werden.

* * *

Westwärts von Appenweier zum Rhein, von der Eisenbahn nach Straßburg durchmessen, liegt in der Ebene das sogenannte „Hanauer Land" zwischen den Städten Kehl und Lichtenau, das wir, da es nicht mehr dem Schwarzwaldgebiet angehört, nur mit einem flüchtigen Ueberblick zu streifen vermögen. Es zählte zur Ortenau und bildete im früheren Mittelalter ein Besitzthum des elsässischen Geschlechts der Grafen von Lichtenberg (ihre Stammburg in den Vogesen ward im Jahre 1870 von würtembergischen Truppen erobert), deren Erlöschen in der Mannslinie das Land 1480 durch die Vermählung mit einer Erbtochter an den Grafen Philipp von Hanau brachte, von dem es noch heut' seinen Namen fortführt. Von einem „Kebsweib" des letzten Grafen Jacob von Lichtenberg, der „Bärbel von Ottenheim", berichtet Herzogs „Elsässische Chronik" böseste Dinge unter dem Motto des alten Reimspruchs:

„Ein' Mez auf einem Schloß,
Ein Bauer auf einem Roß,
Ein' Laus in einem Grind
Die stolzesten Dinger sind."

Sie ward nach dem Tode des Grafen der Zauberei beschuldigt und zu Hagenau im Elsaß als Hexe verbrannt.

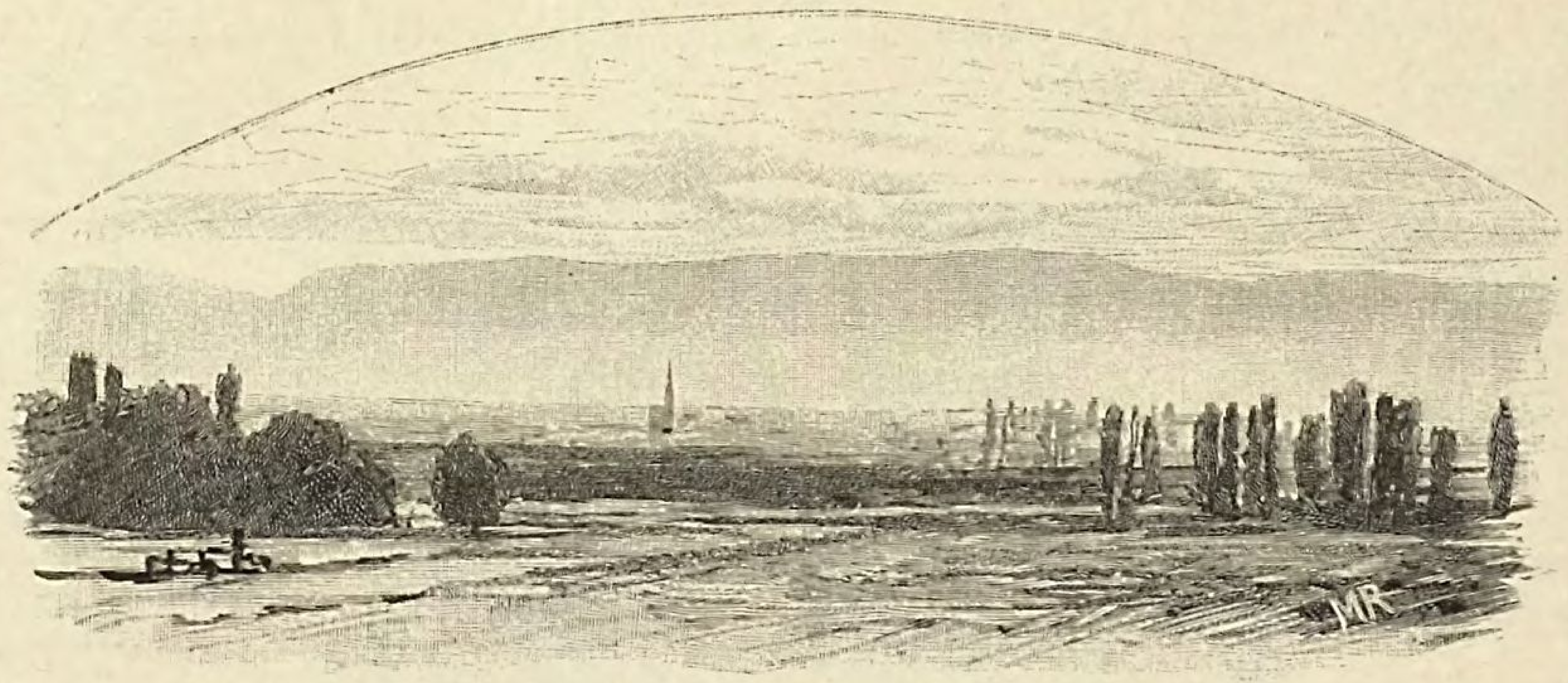
Die Ortschaften des Hanauer Landes bieten wenig Altes und Bemerkenswerthes, auch die Stadt und ehemalige Reichsfestung *Kehl* macht davon keine Ausnahme. Ein daneben belegenes *Dorf* Kehl wird 1270 unter dem Namen „Känle, Käl" als Ueberfahrtsort über den Rhein erwähnt, ward 1797 von den Franzosen völlig dem Boden gleich gemacht und bildet, wieder angebaut, jetzt einen Vorort der Stadt; ein Schloß *Borneck* am Rand des Dorfes wurde im 16. Jahrhundert vom Rhein fortgerissen. Das Hanauer Land besaß noch bis ins 17. Jahrhundert besonders drei feste Tiefburgen, *Willstett*, *Lichtenau* und *Stollhofen*; vom ersten liefert Merian eine interessante Abbildung in seiner Topographia Alsatiae. Alle drei sind im Dreißigjährigen Krieg vollständig verschwunden.

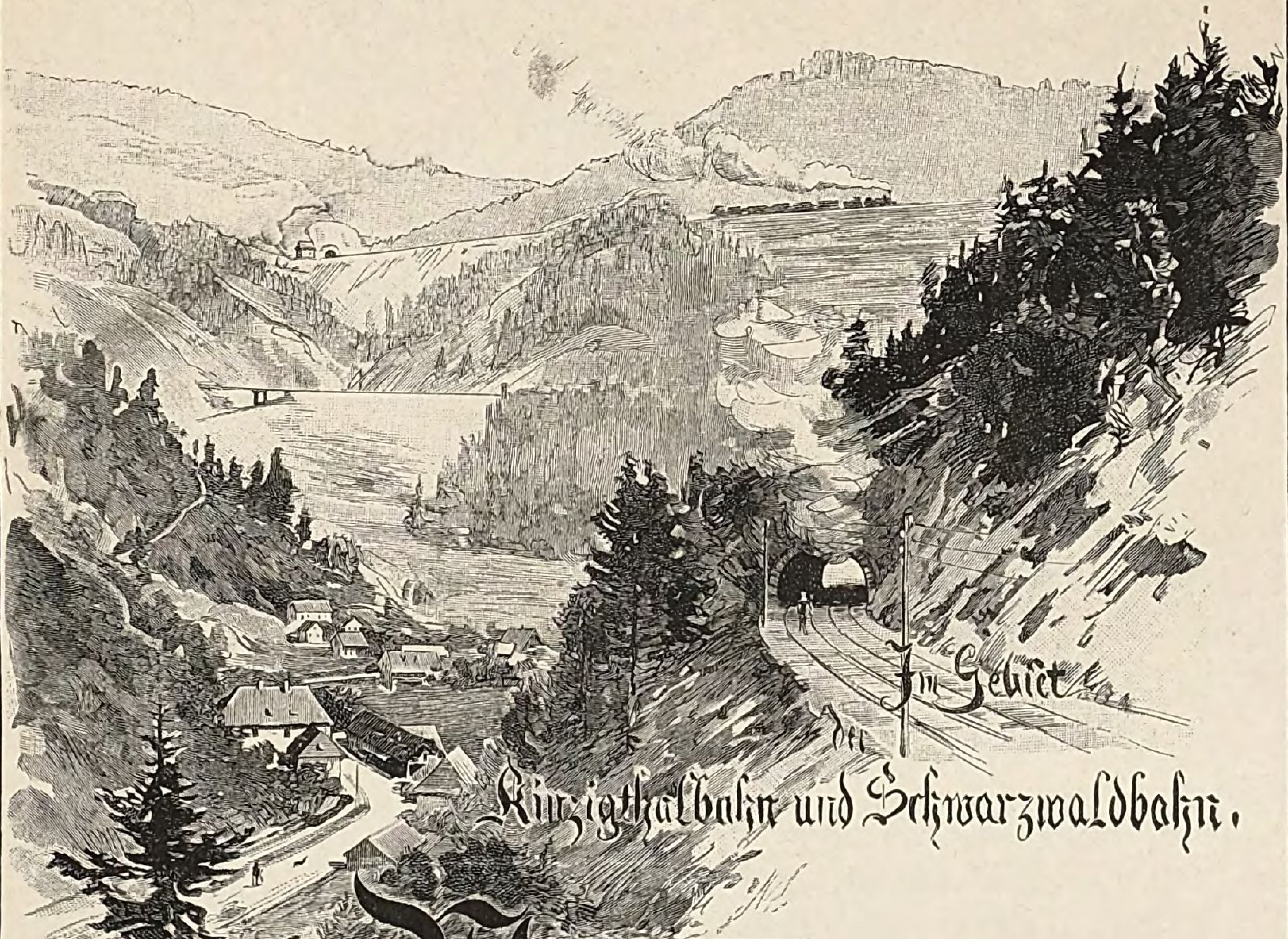


Was das Hanauer Ländchen gegenwärtig noch als Eigenart besitzt, ist die — allerdings auch gemach verschwindende — Tracht seiner Landbevölkerung. Bei den Männern finden sich noch Mützen von Marderpelz und grünem Sammet mit goldnen Quästchen, lange schwarze, weißgefütterte Röcke, mit bunter Seide gestickte rothe Brusttücher, Kniehosen, Querbänder und Alles mit Haften statt der Knöpfe befestigt. Das weibliche Geschlecht trägt Kappen von Gold- oder Silberstoff, die Mädchen ihre Zöpfe von bis zu hundert Ellen langen Bändern durchflochten. Der „gebrittelte" (gefältete) schwarze Rock (Kutte genannt) ist an einem kurzen Mieder befestigt, ein weißer Flanellunterrock blickt drunter mit farbigem Bandbesatz hervor. Schwarze oder farbige, bei Mädchen weiße faltige Schürzen vollenden den Anzug; die letzteren tragen den Unterarm bloß und weitgebauschte, spitzenbesetzte Hemdärmel von der Schulter bis zum Ellenbogen, während den Oberkörper der Frauen eine langärmlige dunkle Jacke umhüllt.

Auch mannigfache alte Bräuche sind noch vorhanden, die „Sperrnacht", eine oft recht üppige Bewirthung der jungen Liebhaber durch ihre Schätze vor Weihnacht, sowie die „Kommnacht" am Samstagabend, dem bairischen „Fensterln" gleichbedeutend. Vermummte junge Dirnen „schnurren" im Winter, d. h. sie rufen Abends mit verstellter Stimme durch die Fenster von der Straße aus den drinnen Befindlichen Späße, auch rückhaltslose Wahrheiten zu. Eine Art von Volksgericht wird durch das „Strohzetteln" gebildet; an Herbstabenden erhellen „Schleißfeuer" aus Hanfabfällen die Dörfer, die Winterabende finden Frauen und Mädchen in den Spinnstuben versammelt; am Ostermontag wird nach der Kirche von den jungen Burschen ein eigenthümlicher Wettlauf des „Eierlesens" betrieben. Mancher Glaube an die Reste altgermanischer Götterwelt, an Unholde, Hexen, feurige Männer ist noch im Hanauer Lande zu Haus,

dessen Bewohner sich durch stattlich kräftigen Körperbau, die Frauen vielfach durch auffallende Schönheit auszeichnen. Die Bevölkerung, aus alemannischem und fränkischem Blut gemischt, besitzt in Sprache, Tracht, Sitte und geschichtlicher Tradition nähere Verwandtschaft mit dem Elsaß als mit der alten Ortenau. Das Ländchen hat nicht zu den „österreichischen Vorlanden" gehört, ist fast ausnahmslos protestantisch und steht, für sich abgeschlossen, nur in geringer Verbindung mit seiner katholischen Umgebung.





Im Gebiet der Kinzigthalbahn und Schwarzwaldbahn.



Wie über dem Aehrengefild im Wind
Der Wolkenschatten fliegt und zerrinnt,
Ziehn hier durch das Licht der heutigen Zeit
Die Schatten ferner Vergangenheit.
Sie schwimmen im flimmernden Sonnenschein
Herauf um altes Trümmergestein,
In Nichts zu schwinden, verbleichenden Flugs,
Wie das weiße Gewölke des brausenden Zugs,
Der kühn sich zu starrenden Schroffen erhebt,
Wie mit ehernen Tatzen die Felswand durchgräbt,
Wo mühvoll der erste Fuß einst geirrt,
Die bahnende Axt in der Wildniß geklirrt —
Es schüttelt der Schwarzwald, tiefdunkel umlaubt,
Noch drüber, wie ehmals, sein murrendes Haupt.

„Anno Christi sechshundert ist auß dem Engelland kommen ein treff-
licher mann geboren von Königlichem stammen / mit nammen
Offo / der kam der meinung / das er möchte den Christen glauben
pflantzen under die Teutschen / und auff das stifftet er das closter
Schuttern / unnd ein meil wegs darvon bauwet er auff die Kintzig
ein burg / die man Offonis burg nennt / unnd ist jetzundt ein
Reichstadt Offenburg genannt."

Sebastian Münster.

Auch Matthäus Merian berichtet um ein Jahrhundert später noch ausführlicher das Nämliche, fügt jedoch seiner etwas skeptischeren Natur gemäß am Schluß hinzu: „wiewol Theils daran zweiffeln wollen." Dieser Ungläubigkeit müssen wir uns beigesellen, da leider geschichtlich feststeht, daß noch im 11. Jahrhundert der Name Offenburg nicht vorhanden war, sondern sich nah der heutigen Stadt die älteste Gau-Malstätte der Ortenau (zugleich der erste fränkische Königshof) mit Namen „Chincihdorf" (Kinzigdorf) befand. Das allerdings auftretende „Offonis villa" scheint erst eine später-mittelalterliche Benennung zu sein; die früheste urkundliche Erwähnung 1101 lautet „Offinburc", 1148 wird ein Schloß, 1223 eine Stadt damit bezeichnet. Die Gründung von einem „Offo" steht freilich wohl als sicher anzunehmen, nur war dieser zweifellos nicht der „der meinung kommende" Glaubensbote, sondern irgend eine hervorragende irdisch bedachtsame Persönlichkeit, vielleicht die nämliche, welcher der alte „Ufgau" seinen Namen verdankte, denn nahe vor Offenburg lag in ältester Zeit auch ein verschwundenes Dorf „Ufkoven" mit einer kleinen Tiefburg. Funde aus der Römerzeit (Säulenkapitäl, Grabstein, Meilenstein) bekunden den Platz der Stadt als Ansiedlungsstätte des Decumatenlandes. Der Meilenstein, schon aus dem 1. Jahrhundert, rechnet von Argentoratum (Straßburg) aus; der im Kinzigbett am Ausgang des vorigen Jahrhunderts gefundene Grabstein stellt das Reliefbild eines alten, mit der Tunica bekleideten Kriegers, muthmaßlich eines Centurios, mit Angabe seiner Lebens- und Dienstjahre dar. Offenburg, der Hauptort der Ortenau, ward frühzeitig Sitz eines Franziskanerklosters, später Reichsstadt, die mit dem benachbarten Gengenbach, Zell und dem Reichsthal Oberharmersbach die „Vereinstädte" zum schwäbischen Reichskreise bildete; 1550 gerieth es unter „österreichischen Schutz" und 1688 unter französische Fürsorge, in Folge deren die Stadt bis auf ein einziges Gebäude (das Kloster, jetziges Gymnasium) in Asche zerging. Merian stellt noch ein ansehnliches, vielumthürmtes Bild der Stadt dar.

Das heutige Offenburg, in zehn Minuten auf der Bahn von Appenweier erreicht, ist eine lang gestreckte, lebhafte Stadt von ungefähr 8000 Einwohnern mit nicht sonderlich weiteren Sehenswürdigkeiten als einem neu aufgefundenen alten „Judenbad" (wohl aus dem 13. Jahrhundert), einem curios-interessanten Calvarienberg von Andreas von Urach (1524) neben der katholischen Kirche und einem noch drolligeren Standbild des Admirals Francis Drake, der steinernes Kartoffelkraut in der Hand hält und am Fuß mit einem Kranz steinerner Kartoffeln umgeben ist, auf dem Marktplatz. An diesem liegt auch hinter schattenden Bäumen der äußerlich prunklose, doch in altem, wohlbegründetem Ruf stehende Gasthof „zur Fortuna".

Offenburg besitzt für den Schwarzwald besondere Wichtigkeit dadurch, daß hier von der Haupteisenbahn die Bahn durchs Kinzigthal und über das Gebirge abzweigt. Etwa eine Stunde nach Osten von der Stadt entfernt, erhebt sich eine vorspringende, ziemlich hohe (bis gegen 700 m), schöngeformte, weiter östlich sich zur Moos (oder Mooswald) (864 m) aufgipfelnde Bergkette, welche die Scheide zwischen dem unteren Renchthal und unteren Kinzigthal bildet, dunkel überwaldet ist und an ihrem Fuß die berühmten Rebhügel von Durbach (noch nach Oberkirch neigend), Dorf Zell und Ortenberg, trägt. Die von der Bahn nach Südosten durchmessene Gegend gleicht anmuthreich aneinander gereihten Gärten; von einem Südvorsprung der genannten Bergkette winkt schon aus weiter Ferne das im Stil des Mittelalters wiederhergestellte Schloß Ortenberg herüber.

Wir haben dieses bereits als das keltisch-römische Morodunum, das der Ortenau — Mortenau — Mortenowe ihren Namen gegeben, kennen gelernt; seltsam ist allerdings, daß zu keiner Zeit ein entsprechendes „Mortenberg" vorkommt. Ein Blick in die Landschaft lehrt, daß hier für die Römer als auf hervorragend wichtigem Punkt die Anlage eines Castells, wahrscheinlich eines festen Lagers geboten war, um den Kinzigthalzugang zu beherrschen; eine sichere Nachricht über Zeit und Art der Befestigung ist indeß nicht erhalten. Wie das Chaosdunkel der Völkerwanderung sich etwas gelichtet, taucht im 8. Jahrhundert in geistlichen Testamenten zuerst der Name „Mordenowa" und „Mordenovia" auf; um ein Jahrhundert später benennt Kaiser Lothar den Gau „Mortinhauga". Im Jahre 1150 wird urkundlich zum erstenmal „Erkenbold von Ortinberc" erwähnt, während das darunter belegene Dorf erst seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts den Namen Ortenberg führt und bis dahin „Datenwilare, Dottwiler" heißt. Das Schloß war ein umfangreiches, auf den alten römischen Grundmauern äußerst stark erbautes, später als Sitz der Gaugrafen der Ortenau mehr eine „Veste" als eine Ritterburg. Es besaß einen fünfzig Klafter tief in den Felsgrund gebohrten Brunnen, der sich jedoch nicht ausgiebig genug erwies, da der Nachbarstadt Gengenbach von Alters die Verpflichtung oblag, vier Esel zu halten und mit ihnen Wasser (und Brennholz) von unten auf die Burg hinauf zu schaffen. Gewichtig und genau heißt es in einer Urkunde („Ortenauische Stockurbar") darüber: „Wenn ein Eselknecht angenommen wird, so soll man ihn dem Rathe zu Gengenbach schicken, daselbst soll er schwören, der Esel getreulich zu warten, den Haber alle Samstage zu fordern, und wo etwas versäumt würde, es dem Rathe zu melden. Er soll ferner schwören, die Esel nicht ungebührlich zu schlagen, zu stoßen, noch sonst zu verwahrlosen, sondern allweg zu halten, wie von Alters Herkommen." Diese scheinen sich danach einer äußerst wohlgesicherten Lebensstellung erfreut zu haben, so daß muthmaßlich starker Zudrang zu dieser guten Versorgung stattgefunden hat. Fraglich bleibt allerdings immerhin, was der damalige ehrsame und weise Rath zu Gengenbach als „gebührliche" Prügel für einen Esel erachtete.

Der Ruhmesnebenbuhler des großen Turenne, Franz de Bonne de Créqui, Marschall von Frankreich, trug Sorge, 1668 das Schloß Ortenberg plündern, anzünden und in die Luft sprengen zu lassen. Nachdem es fast durch zwei Jahrhunderte verödet gelegen und nur noch eine Zeitlang als Gefängniß für das Dorf drunten gedient hatte, kaufte ein Herr von Berckholz die Trümmer an und ließ von 1834—40 den gegenwärtigen hochstattlichen Neubau darauf errichten, der seitdem leider in die Hände eines Landsmannes des großen maréchal de Créqui übergegangen ist. — Nebenbei läßt der Name Ortenberg noch eine Reminiscenz der Gegend an einen im vorigen Jahrhundert im Marktflecken Kippenheim weiter nach Süden in der Ortenau geborenen Schneider Namens Stulz auftauchen, der nach London ging, sich dort durch seine fleißige Nadel ein großes Vermögen erwarb und in gerechter Anerkennung dieses Verdienstes dafür in seiner Heimat unter dem Namen „von Ortenberg" geadelt ward. Er machte im Uebrigen von seinen Schätzen vielfach einen höchst preisenswerthen Gebrauch zur Schöpfung großer Wohlthätigkeitsanstalten; selbstverständlich aber fand sich auch bald ein Sprößling

urältesten Geschlechts von der Liebenswürdigkeit der Tochter und Erbin des alten Schneidermeisters so unwiderstehlich hingerissen, daß es ihm unmöglich fiel, seine stark der Aufbesserung bedürftige Freiherrnkrone nicht von ihren Millionen vergolden zu lassen.

Das bei Ortenberg noch weit gleich einer Trompetenmündung geöffnete Kinzigthal läßt nun seine Berggelände rasch näher zusammenrücken, so daß die folgende Bahnstation schon nach beiden Seiten im Gebirg belegen erscheint. Es ist die Stadt Gengenbach, ein Schmuck- und Kabinetstück nicht nur des Schwarzwaldes, sondern ganz Deutschlands, ein reizvolles Denkmal der Vergangenheit desselben, gleichsam ein erhaltenes Paradigma einer kleinen mittelalterlichen Reichsstadt.

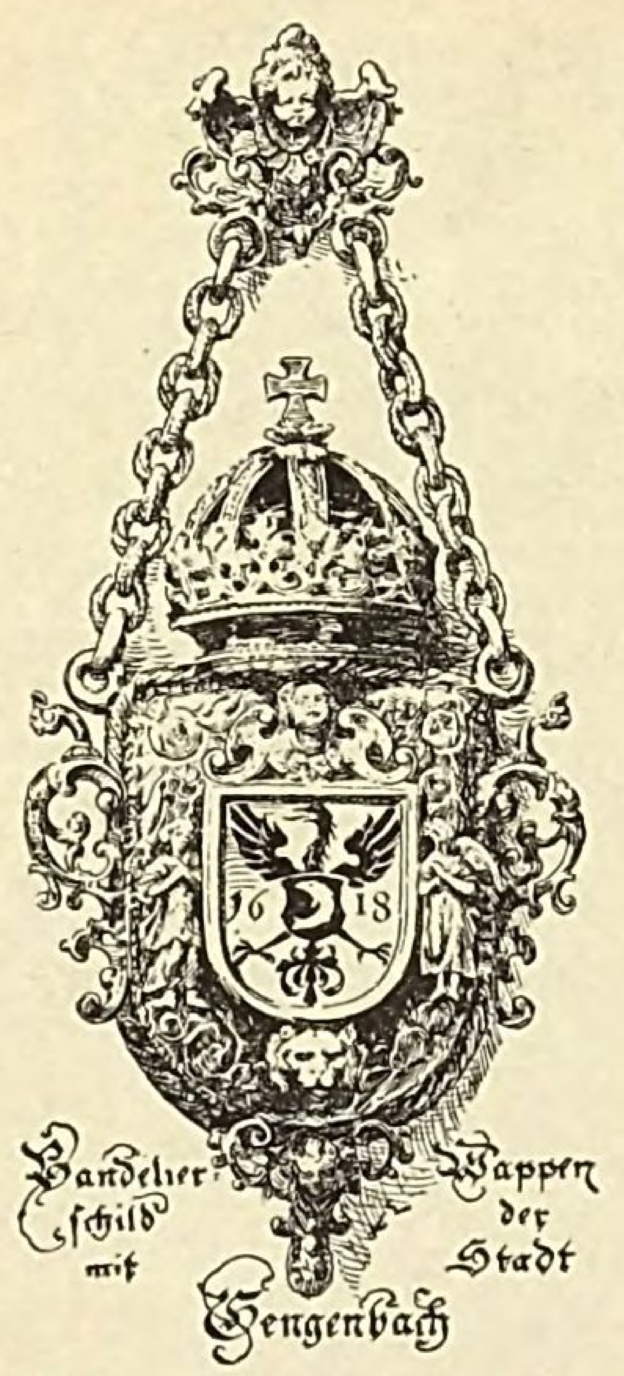
Ihren Ursprung dankte sie dem schon in frühester Zeit, doch wohl nur einer Sage nach von dem Frankenherzog Ruthard und seiner Gemahlin Wisigardis hier gegründeten Kloster Gengenbach, von dem nach der Zerstörung durch die Franzosen einige alte Theile, besonders



Gengenbach.

aber die Klosterkirche geblieben, jetzige städtische Pfarrkirche, in der das Denkmal des Fürst-Reichsabtes Conrad von Müllenheim (1505) höchst sehenswerth ist; mächtige alte Gesimsstücke vor ihrem Eingang, hingestreckte Löwen darstellend, erinnern an die früher von uns erwähnten mystischen Thiergestalten am „Eulenthurm" der Peterskirche in den Ruinen des Klosters Hirsau. Doch beherbergte die Gegend schon zuvor eine Niederlassung, ein Rebhügel unmittelbar über der Stadt trug ein römisches Castell und führt noch jetzt danach den Namen „Castellberg" (wo dieser Name im Schwarzwald vorkommt, wird er verderbt als Proparoxytonon gesprochen). Man fand dort oben eine Votivsäule des Jupiter mit der Inschrift: J. O. M. Baibius Baibiique filii sui; nun blickt eine weiße christliche Kapelle von der Höhe weithin thalauf und thalab.

Die Stadt Gengenbach wird urkundlich 1139 zuerst genannt, doch ist sie wohl fraglos bedeutend älter. Der äußere Häuserkranz war, wie es scheint, von Anfang her auf der Ringmauer erbaut, die ehemaligen Gräben davor sind jetzt in kleine Gärten verwandelt. Gleich Offenburg ward Gengenbach zur Zeit des „Interregnums" (1254 — 1273) reichsunmittelbar, um wie jenes im 16. Jahrhundert dem „österreichischen Schutz" anheimzufallen. Seine Geschichte



war eine unendlich wechselreiche und inhaltsschwere; eine kurze Periode der Reformationseinführung in Stadt und Kloster (1531—1565) ward durch Oesterreich rasch wieder beseitigt.

Heute zählt das Städtchen gegen 3000 Bewohner; was ihm besondersten Reiz verleiht, ist die völlige Erhaltung seiner alten, romantisch-charakteristischen Thorthürme, des Niklas-, Heigeracher- und Kinzigthorthurmes. Alle zeigen hohe Spitzdächer und interessanteste Mittelalterbauart, ein Anhauch lang vergangener Tage kommt von ihnen herab. Vom Niklasthurm sieht das Wappen der Stadt, eine halbgekrümmte Forelle, nieder, vom Heigeracherthorthurm der Reichsadler. Die Eisenbahn führt hart am Thor vorüber und läßt durch die Wölbung einen Blick ins Innere hineinwerfen. Den Eintretenden empfängt eine breite, höchst saubere, von hohen, alten Häusern gebildete Straße, neben der ein heller, rascher Wasserlauf dahineilt; sie führt zum Marktplatz und Mittelpunkt der Stadt, und man sieht, daß Gengenbach eigentlich nur aus drei solchen, aus jenem abstrahlenden und von den Thoren abgeschlossenen Straßen besteht. Vor dem Rathhaus befindet sich ein Standbild Kaiser Carls V.; auch der Name und das Emblem des löblichen Gasthofs „zum schwarzen Adler“ gemahnen an die Vergangenheit. Eine köstlich trauliche Behaglichkeit muthet aus der stillen Welt des Städtchens an, wie draußen an ihrem friedlichen Mauerrand; Ferdinand Freiligrath war so davon entzückt, daß er mit der Absicht umging, in Gengenbach seinen Wohnsitz zu nehmen. Auch ein anderer deutscher Dichter der Gegenwart steht mit der Stadt in einem Zusammenhang; der Großvater Josef Victor Scheffels war Kellermeister hier in der (1803 aufgehobenen) Abtei, und an dem von ihm bewohnt gewesenen Hause ist als Gedenkzeichen eine Inschrift „Scheffels Stammhaus“ angebracht.

Wir trennen uns schwer von dem liebenswerthen, in seiner Art im Schwarzwald einzigen Ort, doch schon winkt uns rechts her, nur kurz gewahrt, von hohem Gipfel ein mächtiger, andersgearteter Ueberrest entschwundener Zeit entgegen, die Ruine Hohengeroldseck. Sie schaut ins Kinzigthal herab, gehört indeß nicht mehr zu dem von uns abgegrenzten Gebiet, sondern in das nachfolgende des „Hünersedels“, und wir eilen vorüber, um später zu ihr zurückzukehren. Unser Zug hält bald auf einer doppelt benannten Station: „Biberach-Zell am Harmersbach.“

Der erstere, rechts belegene Ort ist ein großes Dorf, dessen Name Interesse weckt, da er von einstmaligem Hausen des Bibers hier an der Kinzig spricht. Von Süden her mündet unfern das kleine Prinzbachthal ein, viel mit Sagen behaftet, unter anderen mit der fast ebenso im Münsterthal und Suggenthal wiederkehrenden von einer großen römischen Bergwerksstadt, die sich drin befunden und zu einer so frühen Zeit (1008) von Freiburg überfallen und zerstört worden, als dies noch nicht auf der Erdoberfläche vorhanden war. — Statt dort hinüber wenden wir uns auf der Station zur Linken, wo die Landstraße in einem Stündchen nach Zell führt; sie ist schattenlos und wir schlagen deshalb lieber den hübschen Fußweg über den waldigen Bergvorsprung ein, der das Städtchen dem Blick verdeckt. Fast noch rascher, unterwegs einen schönen Niederblick genießend, gelangen wir so nach Zell, zum Unterschied von gleichnamigen Orten nach seinem Flüßchen „am Harmersbach“ genannt.

Gleich Gengenbach erscheint es urkundlich zuerst 1139 als „Celle“, besitzt in seinem Rathhausthurm und auch sonst noch einige Ueberreste dessen, was gewesen, steht aber, unseres Empfindens, mehr im Ruf, sich Alterthümlichkeit bewahrt zu haben, als es bewahrheitet. Im Interregnum reichsunmittelbar geworden, bezeichnet ein Satz einer alten Urkunde es nicht gerade höflich als „des heiligen römischen Reiches kleinste, aber wüsteste Stadt“; ein Vorrang, gegen



den nach unserem früheren Bemerken jedenfalls Zavelstein Einspruch zu erheben ein Recht besessen hätte. Jetzt ist der Eindruck, den das oft von Feuersbrünsten und Kriegen verheerte Städtchen macht, ein kleinweltlich-bescheidener; seine Bewohner befassen sich in großer Anzahl noch mit der ehemals im Schwarzwald an vielen Stellen äußerst rege betriebenen Stein-, hauptsächlich Granitschleiferei.

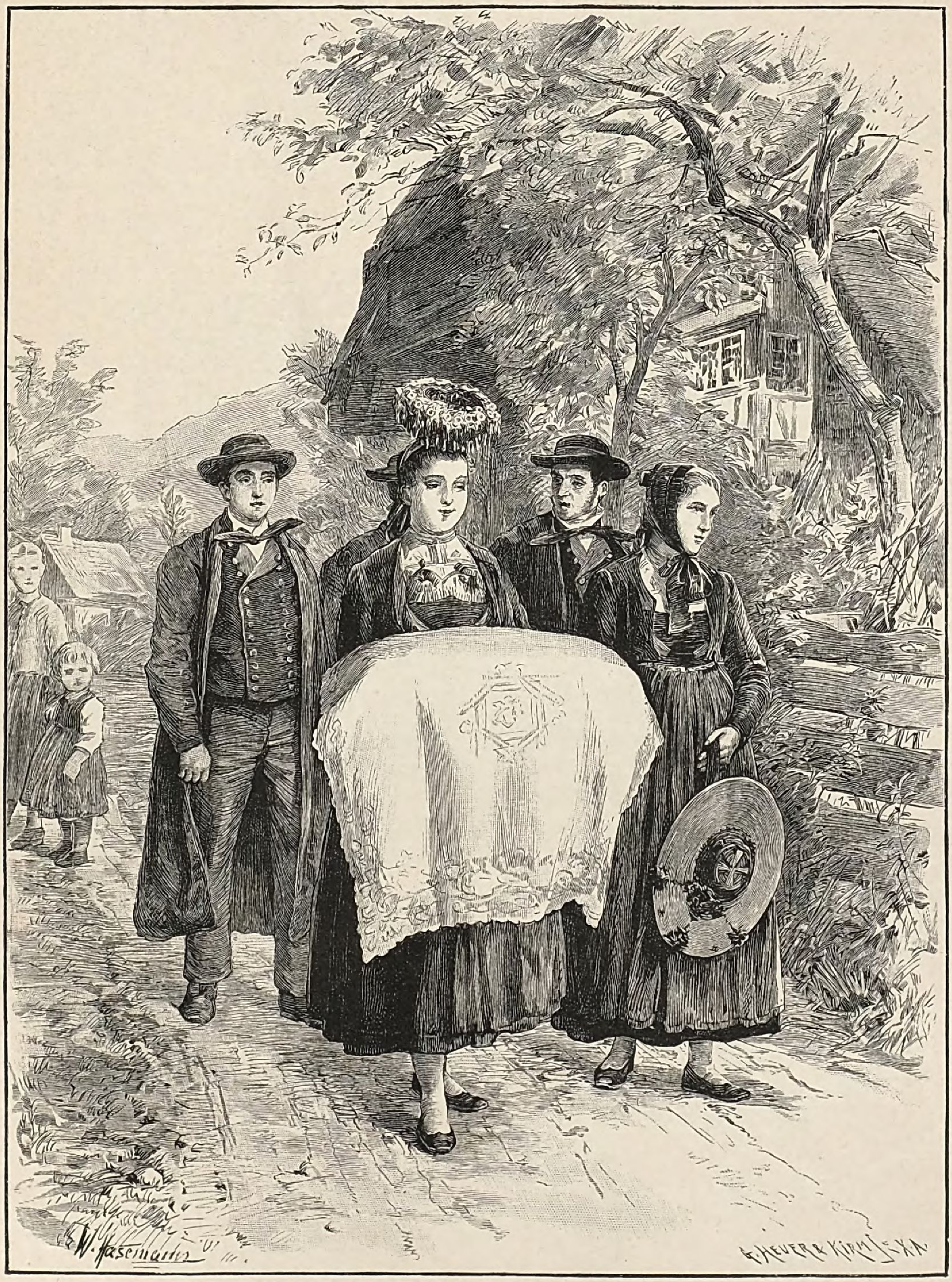
Zell liegt an der Vereinigung zweier lang von Nordosten aus der Nachbarschaft des mittleren Renchthals (zwischen Petersthal und Oppenau) herabkommender Thäler, des Nordrach- und Harmersbachthals; das letztere wird in alten Schriften gewöhnlich „Hammerspach“ und wahrscheinlich seinem Namensursprung gemäß genannt, da dieser muthmaßlich dort früh angelegten Hammerwerken entstammt. Die Bewohner des Nordrachthales gehörten als „Unterthanen“ (nicht als Bürger) zur Stadt Zell, besaßen indeß einen eignen Vogt und ein Zwölfergericht; Ober- und Unter-Harmersbach dagegen vertraten in der nördlichen Schwarzwaldhälfte den absonderlichen Bestand eines reichsunmittelbaren Thales — „Reichsthales“ — das, wenigstens der Theorie nach, gleich den größten Reichsständen nur der kaiserlichen Oberhoheit unterlag. Dies Selbständigkeits-Verhältniß war so eigenartig, daß es wohl berechtigt, einige Augenblicke dabei zu verweilen. Der Abt der Reichsabtei Gengenbach besaß das Recht, aus zweien vom „Thal“ vorgeschlagenen Männern diesem einen „Reichsvogt“ zu ernennen, der dadurch aber zum unabsetzbaren Reichssouverän ward. Ihm standen zwölf Rathsherren (Zwölfer) als Mitregenten zur Seite, in besondersten Fällen noch ein erwählter Ausschuß der ganzen Bauernschaft. Der Rath übte im Namen des „Thals“ alle Hoheitsrechte aus, aufs Eifrigste auch Blutbann und Halsgericht; der Reichsvogt sprach im Namen des Kaisers das Urtheil, und ebenso stand ihm das Begnadigungsrecht zu; ein Rechtsgelehrter mußte „Rechtsconsulent“ sein. So dauerte das „Reichsthal“ bis zum Anfang unseres Jahrhunderts fort; zumeist jedenfalls werden die Rathsherren und der Vogt aus Bauern bestanden haben, und es hat oben einem unserer Künstler den artigen Vorwurf zu einem „historischen“ Gemälde gegeben, aus Anlaß einer dringlichen Gefahr für den Staat Harmersbach den deutschen Reichsfürsten desselben durch Eilboten vom Pfluge oder Düngerkarren herbeirufen und seinen Thronsessel im Rathssaale beschreiten zu lassen. Dies ehemalige „Reichsrathhaus“ steht noch, doch in ein Gasthaus „zur Stube“ verwandelt, gewöhnlich „zu den drei Wildschweinköpfen“ benannt, nach einem Schild, das solche gemalt zeigt und von dem alten Brauch herrührt, die Köpfe erlegter Wildschweine (wie früher auch die von Bären, Luchsen und Wölfen) an das Rathhaus anzunageln. Man erkennt noch, daß der Unterbau des letzteren vormals aus offenen Hallen bestanden haben muß; gegenüber liegt eine Brauerei mit dem

Namen „zum Freihof“ und einer Inschriftstafel — das sind die einzigen Ueberbleibsel, die von der Reichsherrlichkeit des Dorfes Harmersbach reden. Wie dies zuerst urkundlich auftaucht (1139), heißt es „Hademaresbach“; später erscheint auch ein Geschlecht „von Hadmersbach“ dort seßhaft. Das vier Stunden lange Thal, dem eine Menge von Zinken und Höfen in kleinen Nebenthälern angehören, ist zahlreich bevölkert; auch hier ernähren sich viele Bewohner durch Granatschleiferei. Auf der ziemlich beträchtlichen Wasserscheidenhöhe (800 m) zwischen dem Harmersbach- und Nordrachthal thürmen sich große Buntsandsteinblöcke zu eigenthümlichen Gestaltungen auf, von denen zwei die Namen „Falkenbrücke“ und „Heidenkirche“ tragen. Eine gute Fahrstraße führt durchs ganze Harmersbachthal und über die Höhe nach Löcherberg im Renchthal; ostwärts dagegen breitet sich zwischen dem Harmersbach und der Wolfach ein noch vom Kniebis herabkommender, hoher, vielarmiger Gebirgsrücken aus, der zu den wenigst bewohnten Gegenden des Schwarzwaldes gehört und über den sich nur hierhin und dorthin zum Schapbachthal hinüber weite Fußwege ziehen, auf denen der Wanderer zumeist eines Führers bedarf.

Vom Bahnhof Biberach-Zell gelangen wir an der Kinzig aufwärts über das alte Dorf Steinach (1139 „Steinahe“) durch freundliche Wiesenthalniederung nach dem Städtchen Haslach („Haslach im Kinzigthal“, dem Ort „an der Haselau“ — „Haslaha“ —) das eine Haselstaude im Wappen führt. In der Nähe bei dem Pfarrdorf Mühlenbach ward 1778 aus Anlaß einer großen Ueberschwemmung ein für den Schwarzwald besonders interessantes Denkmal des Alterthums entdeckt, ein drei Fuß hoher Sandsteinaltar (Opfertisch) mit der Inschrift: „In h. d. d. Deanae Abnobae“ (In honorem domus divinae D. A.); das Weitere besagt, wer zur Ehre des (göttlichen) kaiserlichen Hauses den Stein gesetzt. Haslach ward erst 1704 von den Franzosen niedergebrannt, ein wenig altes Mauerwerk blieb noch erhalten und neben der Stadt ein 1630 gestiftetes Kapuzinerkloster. Ein ehemaliges, südlich auf einer Kuppe belegenes Bergschloß, die Haidburg, ist spurlos verschwunden, vermuthlich schon sehr früh zerfallen, da sie jedenfalls schon im Anfang des 16. Jahrhunderts ein Trümmerhaufen war.

Nun wendet die Kinzig sich aus ihrer bisherigen fast südlichen Richtung (von ihrer Mündung her angesehen) in enger werdendem Thal grad' nach Osten, ein Thurm und Gemäuer blicken zur Rechten von einer Höhe herab, die Ruine der Burg Hausach, wohl eine der ältesten der Gegend, denn „Ruotdmann von Husin“ bildete schon 1095 einen Mitstifter des Klosters Alpirsbach. Ihre spätere Geschichte hängt mit der Kaiser Friedrichs II., des Hohenstaufen, zusammen; dicht unter dem Berghang liegt das auch schon sehr alte Städtchen Hausach (oder Hausen), die Bahnstation etwas von dem letzteren entfernt zur Linken.

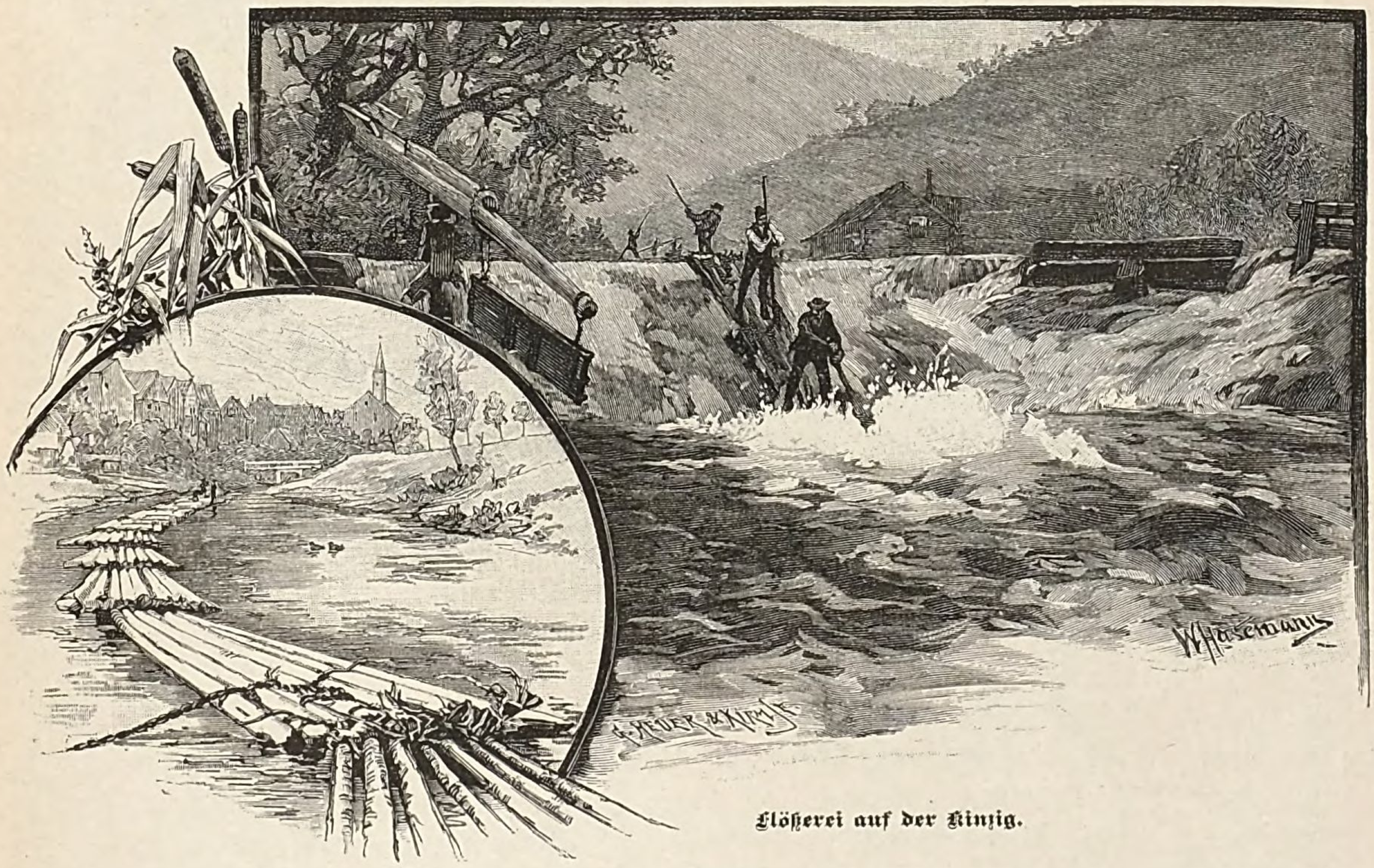
Hier scheiden sich die bisher gemeinsamen Schienenstränge der Kinzigthalbahn und Schwarzwaldbahn. Diese biegt nach Süden in das Thal der bei Hausach in die Kinzig mündenden Gutach ein; wir folgen im Zuge dem noch ein Stückchen weiter gen Osten, dann kurz steil nordwärts gerichteten Bette der ersteren. Wo die Straßen durchs Kinzigthal und ins Gutachthal auseinandergehen, heißt noch eine Zinke Am Thurm nach einem 1368 von der Burg Hornberg aus zur Wegsperre hierher gebauten, 1383 indeß von den Straßburgern eroberten und zerstörten Warthurm. Die Holzflößerei auf der Kinzig und Gutach besaß an dieser Stelle einen großen Stapelort, der „Polterplatz“ genannt wird. Bald öffnet sich zur Rechten flüchtig das kleine Seitenthal des vom Moserkopf herabkommenden Kirnbach, durch seine meistens schöngebildeten Leute in besonderer Tracht bei den Malern angesehen, dann erreichen wir an der Stelle, wo von Rippoldsau her die Wolfach in die Kinzig fließt, die schon von uns berührte Stadt Wolfach. (S. Bild auf S. 68.) Sie wird zuerst 1086 (als Dorf „Wolvahe“) genannt und bildete später, wie bereits erwähnt, den Hauptort der fürstenbergischen Herrschaft Wolfach. Das langhingestreckte jetzige Amtsgebäude, frühere Schloß, dessen Thorbogen den Zugang in die Stadt öffnet, war geraume Zeit hindurch Wohnsitz einer fürstenbergischen Linie; am Rathhaus enthält ein Wappenschild derselben die Inschrift: „Friedrich Graff zu Fürstenberg 1564. Amen.“



Kindtaufe in Lehengericht. Von Wilhelm Hasemann.

Die Stadt ward vom 15. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts (zuletzt 1799) von vier großen Feuersbrünsten heimgesucht und bietet deshalb fast überall ein neuzeitliches Aussehen; auffallend ist die außerordentlich häufige Wiederkehr des Namens „Armbruster“ in ihr, wenigstens scheint ihr Friedhof fast wie zur Hälfte von ihm bevölkert und läßt auf überaus reichen Kindersegen einer Urfamilie oder auf ehemalige große Berühmtheit Wolfacher Armbrustwerkstätten schließen.

Ein kleiner Tunnel durchschneidet einen Felsenvorsprung, und die Bahn folgt unter der zur Rechten hochthronenden „St. Jacobskapelle“ hindurch der wieder ostwärts gerichteten Kinzig, deren Thal jetzt zu einem völlig verengten, von hohen Bergwänden eingefaßten geworden. Eine Dorfschaft unter dem Namen Vorderes (oder Schiltacher-) Lehengericht zieht sich lang drin hin; von Norden mündet ein Seitenthälchen ein, „Ippichen“- oder Gippichenthal, das die kaum noch zu gewahrenden Trümmer einer kleinen Burg enthält, von der 1370 ein



Flößerei auf der Kinzig.

„Hulwar, Edelknecht von Gippichen“ als Bürge erscheint; zum letztenmal kommt ihr Name am Ende des 15. Jahrhunderts vor, als an „Die von Blumegg“ vererbt.

Manch' andre Seitenthäler engster Art noch von Nord und Süd her, dann lagert sich in einem von düsterhohen Gipfeln und Wänden engumschlossenen Thalkessel, diesen ausfüllend, die Stadt Schiltach in den Weg, in mancher Beziehung eine der interessantesten Städte des Schwarzwaldes. Mit der über ihr belegenen Burg einstiger „Ritter von Schiltach“, von der kaum etwas mehr vorhanden ist, taucht sie zuerst 1371 in einem Hader und Vergleich der Herzöge Friedrich von Teck und Konrad von Urßlingen auf, gerieth dann in den Besitz des Grafen Eberhard von Würtemberg. Sie lag noch an der Ostgrenze der alten Ortenau, doch wir merken an jenen Namen (und der protestantischen Religion des Ortes) die Annäherung an schwäbisches Besitzthum. Wie fast jede Schwarzwaldstadt zum Mindesten einmal ward Schiltach gleichfalls von seinem Feuergeschick ereilt; der Chronist (Crusius, Annal. suevic.) meldet: „Anno 1533 ist dieser Orth den zehenden Aprilis innerhalb einer Stundt ganz abgebronnen, als ein



Schiltach.

Weib vom Teuffel zu oberst deß Camins oder Rauchfangs geführt worden und ihren Hafen oder Topff auf seinen Befelch umbgekehret hatte; die man hernach (zu Oberndorf) verbrandt hat. Also ist dieses Stättlein, so fünff und dreißig Häuser hatte, Anno ein Tausendt fünffhundert und neuntzig wieder biß auff die Kirche und deß Predigers Hauß gantz abgebronnen." Die Verschonung der beiden letztgenannten Gebäude läßt erfreulich folgern, daß bei dem zweiten Brande der Erbfeind des Menschengeschlechtes seine Krallen nicht im Spiel gehabt hat, sondern die letztere „Verbronnenheit" nur eine „heilsame Prüfung" der guten Schiltacher gewesen ist.

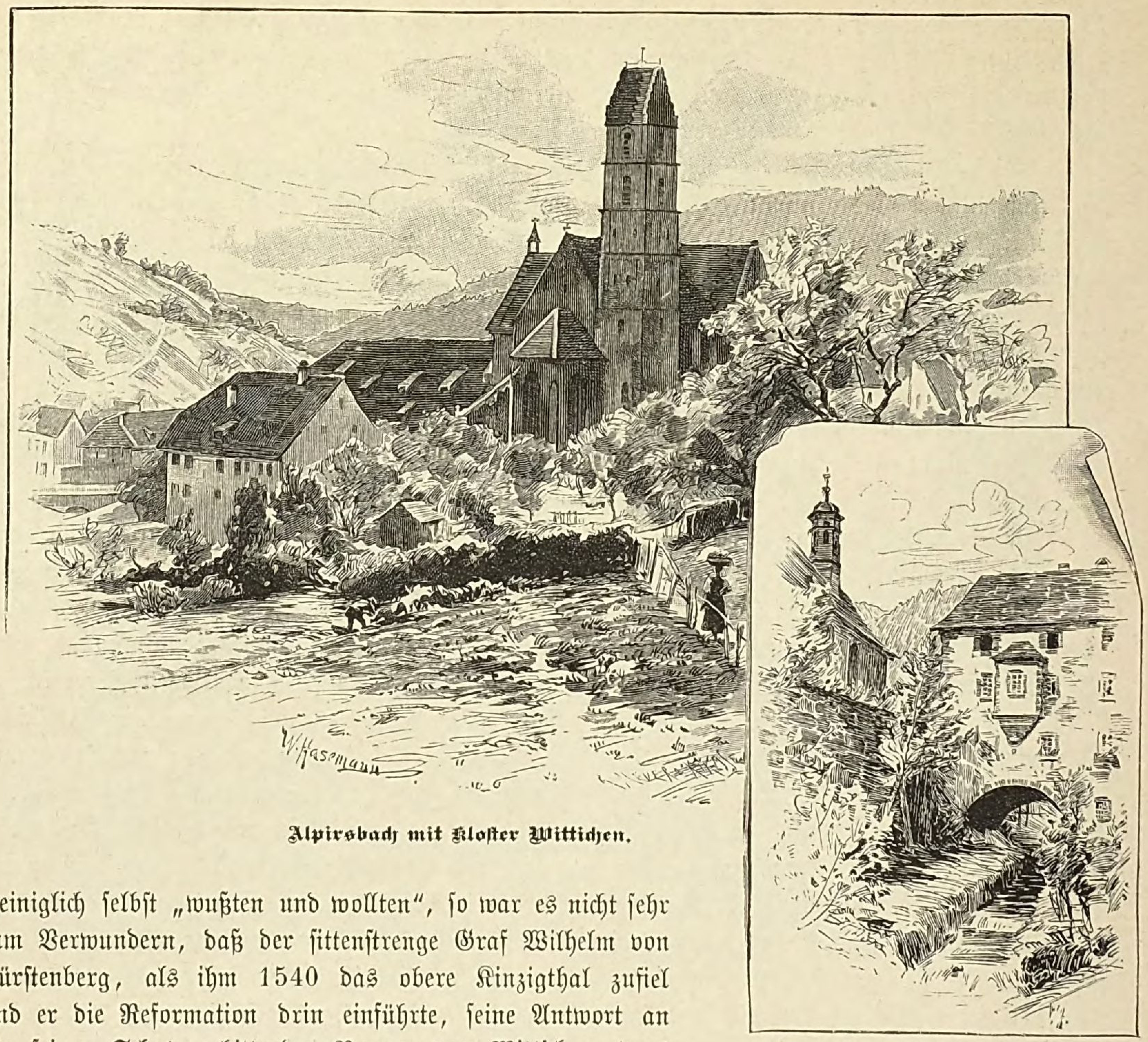
Die Stadt besitzt keinerlei „alterthümliche Sehenswürdigkeiten", nichts von erhaltenen Thoren und Ringmauern; auch die damals verschont gebliebene Kirche hat 1840 einem hochmächtigen Neubau in byzantinischem Stil Platz gemacht. Aber wer unverfälscht erhaltenes Mittelalter genießen will, der gehe oder steige vielmehr auf Engwegen und Treppen an einem Sommerabend in Schiltach umher. So haben die Leute hier vor drei Jahrhunderten gehaust, und wie unglaublich es manchmal dem Auge erscheint, so hausen sie unverändert noch heut. Besonders sehenswerth ist die alte, zur Kinzig (in wörtlichem Sinne) „hinübergeneigte" Häuserreihe, wo die Zwischenräume der Gebäude mannigfach, wie ein „Schuh- und Scherbenbach" mit Abfall und Unrath aller Art angefüllt sind und die mittelalterlichsten Einrichtungen sich offen dem Blick zur Schau stellen. Die Stadt ist, von der in die Kinzig einmündenden „Schiltach" durchflossen, zum Theil an den „Schloßberg" hinaufgebaut, der steil



ansteigende Marktplatz zeigt auf einem großen Brunnen einen interessanten, doppeltgeschwänzten Löwen, der das Stadtwappen, das Wappen der Herzöge von Urßlingen, drei rothe Schilde in weißem Feld (identisch mit dem der Grafen von Rappoltstein im Elsaß) zwischen den Pfoten hält.

Die Kinzig dreht sich jetzt wieder aus ihrer östlichen Richtung gen Norden, das romantischer sich verengende Thal setzt der stärker ansteigenden Bahn mehr Hindernisse als bisher entgegen. Von niedrigem, doch steilem, ins Thal hineinspringendem Felsen ragen die Ueberreste der Burg Schenkenzell (im Volksmund „Schenkenburg" genannt), einstmaligen kleinen, doch stattlichen Sitzes der Edelknechte „Hulwar Schenken von Zell", nachmals fürstenbergisch. Eine Viertelstunde weiter aufwärts folgt in schöner Gebirgsumrahmung, doch offenerer Lage, schon 364 m hoch, das große Pfarrdorf Schenkenzell, bei dem die Kinzig sich in ihre beiden Ursprungsarme zerspaltet. Der westliche heißt die „Kleine Kinzig", gewöhnlich Reinerzau nach der lang darin hingestreckten Ortschaft (ursprünglich „Reinhardesawe") genannt; in einem Seitenthälchen derselben liegt, eine Stunde von Schenkenzell entfernt, Kirche und quervorgelagerter Mittelbaurest des im Jahre 1290 von der frommen Einsiedlerin Luitgarde begründeten Nonnenklosters Wittichen. Die letztere war nach der Ueberlieferung von der Geburt an ebenso gottselig als schiefhalsig und schnitt sich nach der Mittheilung ihres Biographen als Kind ihr Kleid vorn kurz ab, um hinten eine lange Schleppe daran setzen zu können, weil, ihrer Ansicht gemäß, so die Toilette der Engel beschaffen sei. Dann ward sie einmal von einer Verzückung überkommen, in der eine Stimme sie mahnte, ein Kloster für 34 Nonnen zu stiften, zur Erinnerung an die 34 Lebensjahre des Heilandes. Das begann sie auch „mit einem Heller im Vermögen", nachdem sie vier andere noch in ihrem Besitz vorhandene für das Lesen von Messen verausgabt; dann griff sie zum Bettelstab, um sich den noch für den Bau erforderlichen Capitalrest zusammen zu wandern. Unterwegs bekehrte sie Räuber, saß mit der Königin von Ungarn am Tisch und schrie plötzlich, von einer Erhellung begnadigt: „O Gott, itzt verbrinnt min arm Klösterlin!" Das war auch zur selbigen Stunde der Fall, doch nur ein Vortheil, denn das Kloster wurde ihr von der tief ergriffenen Königin weit stattlicher wieder aufgebaut. Schließlich ward die fromme „Meisterin" Luitgarde in die Ewigkeit versammelt und fast um drei Jahrhunderte später, 1629, ihre Gruft geöffnet, wobei sich ihre Gebeine in Staub zerfallen, doch ihr Gehirn vollständig erhalten vorfand. Das erklärten die gelehrtesten Doctoren der Zeit, auch der Leibarzt des Markgrafen Wilhelm von Baden, offenbare Abgründe des Wissens und der Erkenntniß, „für das größte Wunder, das je geschehen."

Leider hielt diese Gottseligkeit des Anfangs in nachfolgenden Zeiten nicht vor, wie allerdings schon ein wenig von Beginn zu befürchten gestanden, da ein Legendenbericht über die ersten Schwestern mittheilt, daß sie eines Tags, als sie hungernd und durstend gesessen, plötzlich in Zuckung gerathen, „als wären sie des besten Weines voll. Etliche lachten, andere weinten, theils schrien überlaut, theils ließen sich ansehen, als ob sie sprach- und stimmlos wären und sprangen allein über sich und frohlockten mit Hertzen und Geberden." Das waren, wie gesagt, Symptome, die nicht das Beste für die Zukunft weissagten, und in der That bezichtigte man im 16. und 17. Jahrhundert die lustigen Nonnen von Wittichen ziemlich aller Ordensregelübertretungen, Lustbarkeiten, Laster und selbst Verbrechen, die sich erdenken ließen, und nach den vielfach um jene Zeit eingeleiteten Untersuchungen offenbar nicht ohne gewichtige Beweisgründe. Es kam dahin, daß der Ordensprovincial den Befehl erließ, für die Aebtissin Barbara Stelzer noch in ihren schon recht bejahrten Tagen „ein besonders gemächlin zu bawen, damit sie darin gelegt und verschlossen werde", d. h. in optima forma „eingemauert". — „Auch soll kein unehrlich Wesen gestattet werden mit . . . buben, spielen oder anderm Ungefüge, und keine soll einen Gast weder Haus- noch herbergen ohne Wissen und Willen der Abtissin." Da aber die Aebtissinnen ge-



Alpirsbach mit Kloster Wittichen.

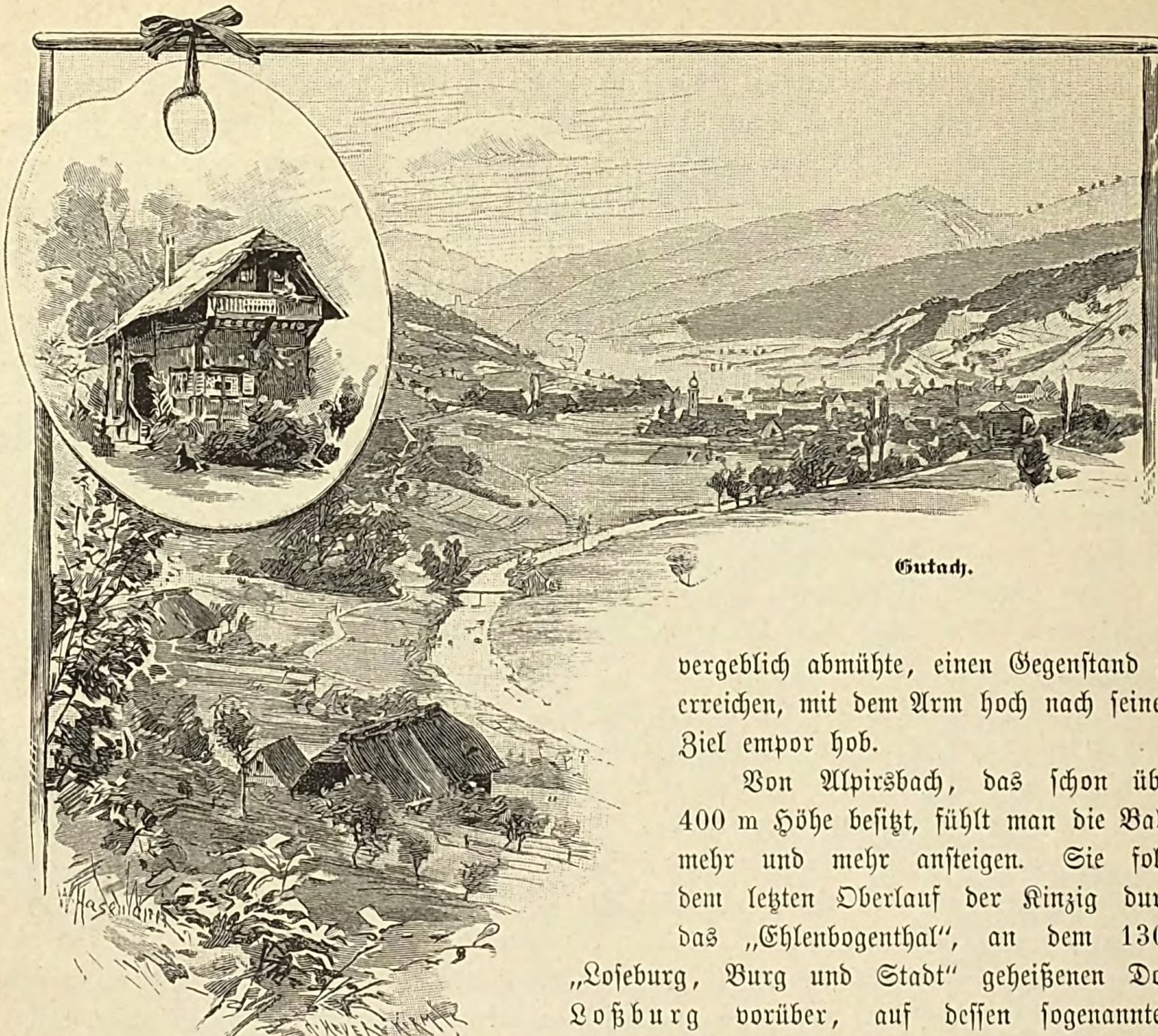
meiniglich selbst „wußten und wollten“, so war es nicht sehr zum Verwundern, daß der sittenstrenge Graf Wilhelm von Fürstenberg, als ihm 1540 das obere Kinzigthal zufiel und er die Reformation drin einführte, seine Antwort an die seinen Schutz erbittenden Nonnen von Wittichen etwas kurz-ungalant lauten ließ, „er sei kein Klosterfreund“. Doch bestand das Kloster trotzdem fort, es kamen von Jahr zu Jahr weiter „noch täglichs argwehnische und unzimbliche Handlungen“ drin vor, 1585 ging eine neue Aebtissin Barbara Kätzin bei Nacht mit allen Pretiosen und Geldern auf und davon. Verläumdung, Haß und Krieg herrschten im Innern der Mauern; „Unarten über Tisch zu begehen, genug Wein zu trinken, Morgens und Abends heimliche Conferenzen zu halten“, war der Lebenszweck der frommen Schwestern im 17. Jahrhundert. Ein Bericht redet von einer Untersuchung gegen den Pfarrer von Schenkenzell und die Conventfrau Angela, „die beide auff einem Torment auch Nahe beysamen Ihre Ruhe und Schlafbetten haben“; Intriguen jeder Art spielten, eine Nonne ward beschuldigt, andere zusammt der Priorin vergiftet zu haben, und als Hexe gefoltert. Endlich verheerte ein Brand einen großen Theil des Klosters, doch das Unwesen in demselben nahm erst endgültig mit dem Jahre 1803 seinen Schluß; die letzte Aebtissin Antonie Schmitt von Kaltbrunn starb 1840.

Heute liegen die Reste des Klosters Wittichen still und verlassen in dem Thälchen, das bezeichnend den Namen „Wüstenbachthal“ führt, während es abwärts im 11. Jahrhundert „Zu der grünen Widachen“ hieß und eine völlig verschwundene Burg „Wittchenstein“ (oder „Wagodenstein“) besaß. In den noch vorhandenen Räumen des Klosterüberrestes werden kostbare alte Kirchengeräthe und prächtige, von den Nonnen in ihren „Mußestunden“ gestickte Meßgewänder und Spitzenarbeiten aufbewahrt; die Kirche beherbergt ein Grabdenkmal der „Reuerin“ Luitgarde

in Ordenstracht und einen höchst eigenthümlichen Grabstein mit dem Brustbild eines bärtigen Mannes, der auf lang wallendem Haar eine hohe phrygische Mütze trägt. Darunter befindet sich das uns schon von Schiltach her bekannte Wappen der Urßlinger, welche eine Zeitlang Schirmvögte des Klosters Wittichen (wie auch Alpirsbachs) waren. Die Geschichte des Geschlechtes ist sehr interessant; Friedrich Barbarossa erhob 1183 Konrad von Urßlingen zum „Herzog von Spoleto", dessen Söhne nach dem Niedergang der Hohenstaufen als kleine Herren im Schwarzwald den Herzogsnamen fortführten. Im 14. Jahrhundert war ein Werner von Urselingen als „Duca Guarnieri, gefürchteter Führer der großen Compagnie, Feind Gottes, des Mitleidens und der Erbarmung", das Haupt einer in Italien mit Mord und Brand hausenden Räuberbande; der letzte Urßlinger, Reinold, „saß als ein armer verdorbener Bettelherzog zu Schiltach am Schwarzwald" und starb, bei den kaiserlichen Landgerichten wegen seiner Händel und Stegreifräuberei vielverklagt und vielverurtheilt, 1446. — Die phrygische Mütze auf dem Steinbild deutet offenbar auf die „Abstammung von den Trojanern" hin, deren, wie andere Geschlechter, auch die Urßlinger sich rühmten.



Von Schenkenzell folgt die Eisenbahn dem Thal der eigentlichen Kinzig weiter, überschreitet bald die würtembergische Grenze und windet sich an dem großen Dorfe Röthenbach („Rotinbah") vorüber einem zweiten ältesten Klosterbau der Gegend zu, der noch mächtig den Marktflecken Alpirsbach überragt. Der ansehnliche Ort wird von der Bahn mitten durchgeschnitten und erheischt mehrere Uebergänge über die Schienen; zur Linken hebt sich aus den Häusern das Benedictinerkloster Alpirsbach, „Anno 1095 durch Rutmannum von Husin, Adalbertum von Zollern und Graf Allevvicum von Sultz gestifftet. Der erste Abbt allda ward besagter Stiffter Adalbertus Zollerensis, von dem auch das Closter den Namen und Albertsbach heissen solte." So war der Mitbegründer einer der ersten in der Geschichte auftauchenden Vorfahren des heutigen deutschen Kaiserhauses, wahrscheinlich stellt ihn eine Reliefgestalt am Hauptportal der Kirche dar. Diese, ein gewaltiger und prachtvoller Bau, ist aus romanischem und gothischem Stil gemischt und birgt eine Fülle betrachtenswerther Gedenkstücke der Vergangenheit. Ringsumher befinden sich noch eine Menge von Baulichkeiten, die zu dem weitumfänglichen Kloster gehören, jetzt zumeist als Scheunen und Stallungen dienen. Viele alte in Stein gehauene Wappen, Helme, Figuren blicken den Umherwandernden an, aus dem Ganzen überkommt das Gefühl einer versunkenen Zeit; sonderbar hat sich in die große Vorhalle der Kirche ein Mammuthswirbelknochen, einer Sage nach der eines Riesenochsen, welcher die Säulenschäfte der Basilica herbeigezogen und mit dem letzten todt hingefallen, verirrt. Die „Zimmerische Chronik" berichtet, daß im Verlauf der Zeit im Kloster „nicht gar ein mönchisch Wesen und Leben gewesen." Bloß der Abt, der Prior, der Custos und etliche Capläne hätten aus Priestern bestanden, das Kloster sei häufig von lebensmüden Adligen bezogen worden, man habe die Abtei nur die Burg benannt. Um diese her hätten noch zwölf Bürglein wie Schlößlein gelegen, darin die zwölf Conventuales vom Adel gewohnt, die sich neben dem Gottesdienst und der Kirche mit Baißen (Beizen), Jagen und allerlei Waidwerk geübt. Die Abtei besaß das alte „Hagestolzenrecht", seine über fünfzig Jahre alt unverheirathet sterbenden Hörigen zu beerben. 1563 wurde sie lutherisch, und die Mehrzahl der Mönche zog in die Welt hinaus; seitdem findet protestantischer Gottesdienst im Kirchenschiff der alten Burg des Katholicismus statt. Im Jahre 1885 besuchte der spätere Kaiser Friedrich III. als Kronprinz, nur von einem Adjutanten begleitet, Alpirsbach, um eine der frühesten Gedenkstätten seines Geschlechtes zu betrachten. Er aß im „Gasthof zum Löwen" zu Mittag und kam zu Wagen von Wolfach her, wo die Erinnerung daran sehr lebendig ist, wie der damals noch so kraftvolle, joviale Herr einen kleinen Kellner, der sich



Gutach.

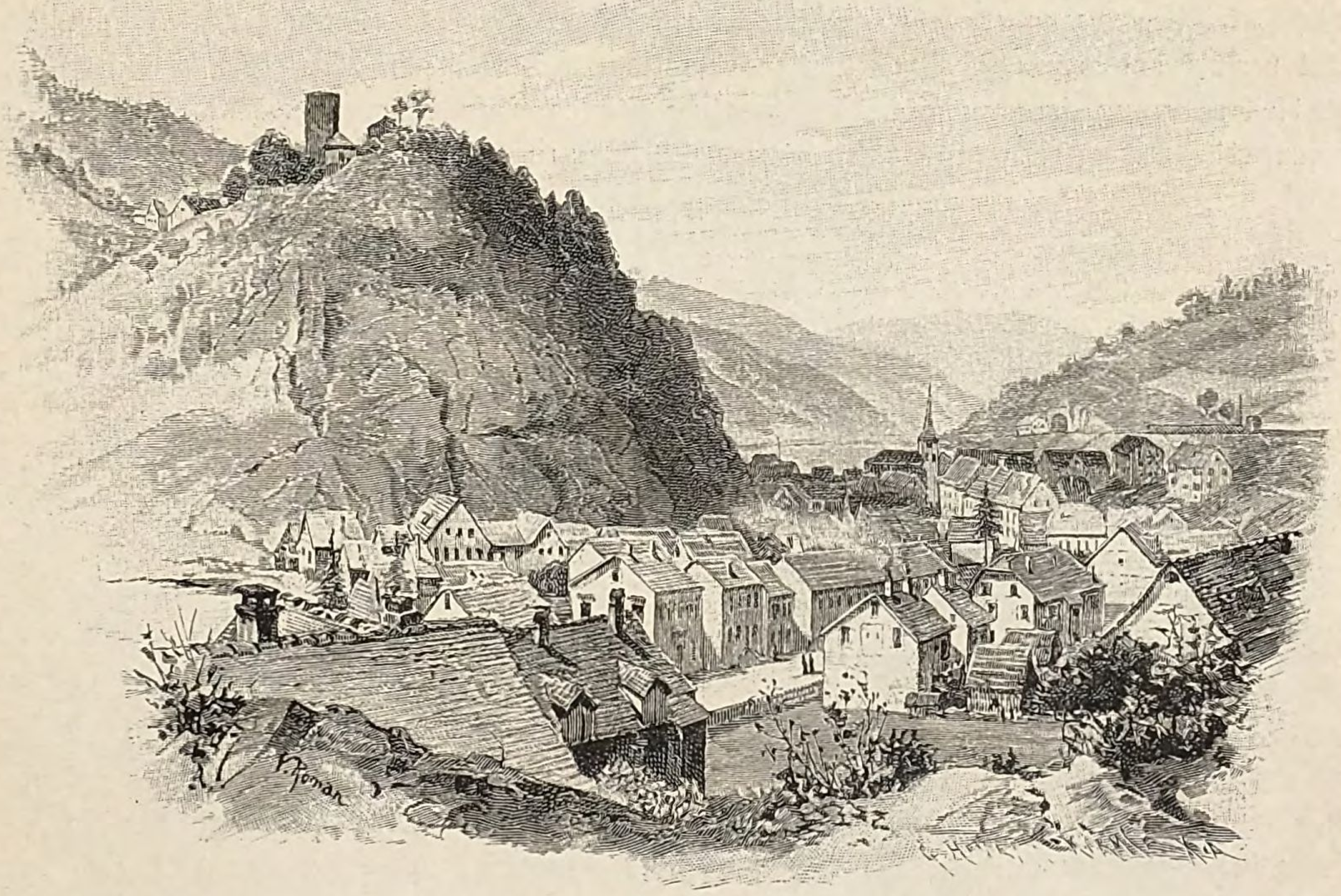
vergeblich abmühte, einen Gegenstand zu erreichen, mit dem Arm hoch nach seinem Ziel empor hob.

Von Alpirsbach, das schon über 400 m Höhe besitzt, fühlt man die Bahn mehr und mehr ansteigen. Sie folgt dem letzten Oberlauf der Kinzig durch das „Ehlenbogenthal“, an dem 1301 „Loseburg, Burg und Stadt“ geheißenen Dorf Loßburg vorüber, auf dessen sogenanntem „Schloßbuckel“ Grundmauern der alten Loseburg ausgegraben worden. Südlich von dem Ort steht an der Straße das schon 1560 erwähnte steinerne, manneshohe „Bärenkreuz“, an dem ein Bär und ein auf einem Hunde stehender Mann dargestellt sind, der Sage nach ein hier von einem Bären überfallener Bauer; bei dem Kampf zwischen ihnen sollen Mann, Bär und Hund todt auf dem Platz geblieben sein. Nun erklimmt die Bahn gemach in gewundenem Lauf die Einsattlung zwischen dem „Kohlstetterhart“ und dem „Bienberg“ zu dem uns bekannten Bahnhof von Freudenstadt (726 m) hinan, um sich von hier weiter nach Hochdorf fortzusetzen. So haben Kinzig und Kinzigthalbahn in wechselnder, doch im Ganzen ost-westlicher Richtung den Schwarzwald quer durchbrochen und die Südgrenze seiner nördlichen Hälfte gebildet.

* * *

Wir kehren jetzt auf den Bahnhof der Station Hausach zurück, um einen Zug der von hier abzweigenden Schwarzwaldbahn zu besteigen. Sie tritt in das Thal der von Süden her der Kinzig zufließenden Gutach ein und führt zunächst durch eine außerordentlich fruchtbare, reiche und weich-anmuthsvolle Gegend, (das „Himmelreich“), deren zwei Stunden weit zerstreute Häusergruppen und Gehöfte den Gesammtnamen Gutach tragen, sonst aber nach schwarzwälderischem Brauch vielfache Einzelbenennungen führen. Blüthenreiche Wiesen, Fruchtgärten und Obstbaumbestände wechseln zwischen den zum Theil mit Tannen, theils mit Laubwald bedeckten Bergrücken, von denen schöne Hügelwellen zum Thal herabfallen. Altechte Schwarzwaldhäuser blicken von den freundlichen Anhöhen, durchbreiten die Niederung; südwärts hinüber ragt als Abschluß die Burgruine von Hornberg auf. Es ist eine sonnenfreudige Welt, die den Namen der

„guten Ach“ mit Recht trägt; 1275 wird „Guotach“ bereits als Pfarrei genannt, die warme, geschützte, fruchtbare Gegend lud offenbar schon früh zur Ansiedlung ein. Ziemlich in der Mitte des langgedehnten Thalortes liegt der altberühmte „Gasthof zum Löwen“, jedem seiner Besucher in bester Erinnerung, und unfern von demselben hat sich der künstlerische Mitarbeiter an unserm Buch, Herr Wilhelm Hasemann, in still-idyllischer Ländlichkeit ein allerliebstes „schwarzwälderisches“ Atelier-Heim für die Sommerzeit erbaut. Die vielgenannte Gutacher Volkstracht ähnelt in Manchem derjenigen im Schapbachthal. Die breiten Strohhüte der Frauen sind ebenso mit großen rothen oder schwarzen, in bestimmter Form geordneten Wollrosen besetzt, doch größere Farbigkeit der Kleidung ist Brauch: blaue oder rothe Halsmäntel mit grünen Bändern, rothgefütterte Jacken, blaue (oder schwarze) buntbeschnürte Mieder, dunkle, vielgefältelte, kurze und kurztaillige Röcke und blaue Strümpfe. Die Männer begnügen sich ein-



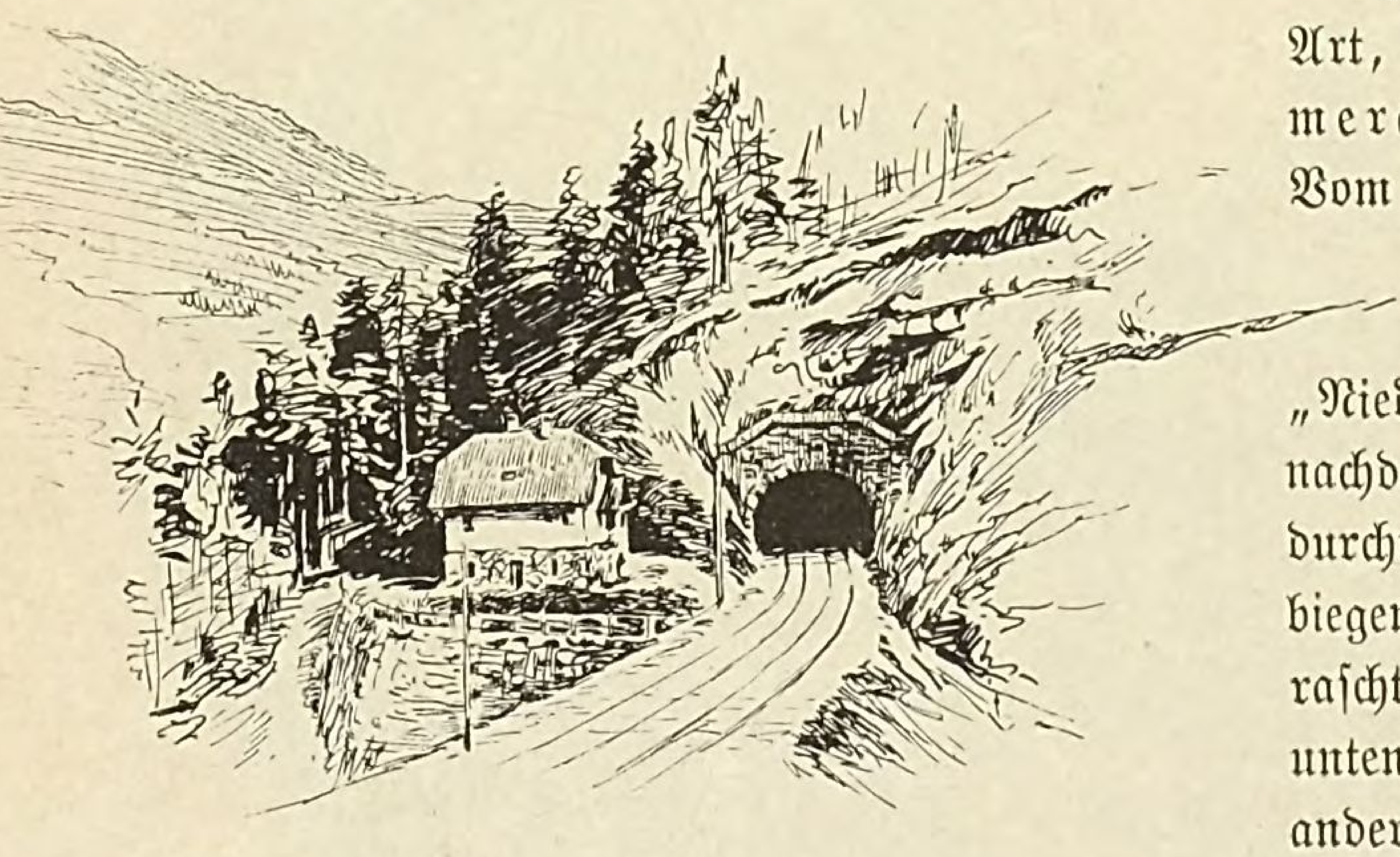
Hornberg.

facher mit langen, schwarzen, rothgefütterten Röcken, wie sie auch sonst vielfach üblich sind. Die Gutacher Thalgemeinde ist ganz protestantisch, von der gewaltsamen Einführung der Reformation (1535) in der „Herrschaft Hornberg“ durch den Herzog Ulrich von Würtemberg her; vielfältig zeichnen die Mädchen sich durch anziehende, selbst feine Gesichter aus.

Wir haben schon mehrfach Hornbergs Erwähnung gethan; die Stadt dieses Namens folgt als nächste Station nach Gutach, von den Trümmern der Burg Hornberg ziemlich hoch überragt. Die letztere, im Besitz der mit den „Herren von Triberg“ gleichem Stamm entsprossenen „Ritter von Hornberg“, erscheint urkundlich zuerst im Anfang des 12. Jahrhunderts und erlitt viele wechselvolle Schicksale, bis sie in unsern Tagen zum „Schloßhôtel“, einem modern eingerichteten Gasthof geworden. Herzog Ulrich von Würtemberg gab auf ihr 1548 dem verfolgten Reformator Johann Brentius eine Zufluchtsstatt, später (1770) diente sie mit einigen neu erbauten Häusern zwölf Jahre lang zu einem Verbannungsort für die Prinzessin Juliane von Würtemberg, die sich indes nicht allzu übel dort befunden zu haben scheint, da sie als Denkmal ihres

Aufenthalts ganze „Kjökkemöddinger" von Austerschalen hinterlassen. Im Jahre 1704 zerstörte der Marschall Villars das Schloß, als er von zusammengeströmten herzhaften Bauern der Umgegend aus Hornberg vertrieben wurde.

Die Stadt Hornberg tritt gleichfalls schon früh in Urkunden auf; sie ist bekannt durch den im Jahre 1514 von ihrem Rathsschreiber Lucas Straubinger erregten Bauernaufstand, in Folge dessen die Villinger als Mandatare des schwäbischen Bundes mehrere Jahre Stadt und Burg besetzten, wofür sie vom König Ferdinand ihrem Stadtwappen einen Helm und Pfauenschwanz zugefügt erhielten. Erst 1810 kam Hornberg durch den Pariser Vertrag von Würtemberg an Baden; oft gehört wird die sprüchwörtliche Redensart: „Etwas geht aus wie das Hornberger Schießen", die ihren Ursprung daher tragen soll, daß die Hornberger einmal bei einem Schützenfest vorher so viel Freuden- und Begrüßungsschüsse in die Luft geknallt, daß nachträglich, als das Zielschießen anheben gesollt, kein Pulver mehr vorhanden gewesen. Das Städtchen, auf dessen Dächer man von der Bahn hinunterblickt, hat ein altmodisch-freundliches Wesen, bei ihm begann ehemals „die Hornberger Steige" über den Schwarzwald. Das Gutachthal verengt und krümmt sich von hier aus dergestalt, daß die Bahn nicht mehr in seiner Sohle zu bleiben vermag, sondern durch die Bergwände und an ihnen entlang emporsteigen muß. So nimmt bei Hornberg der gebirgige und hochromantische Theil der Schwarzwaldbahn seinen Anfang.



Wir müssen einen kurzen Vorblick auf die Art, in der sie ihre Gipfelhöhe bei Sommerau (834 m) erklimmt, vorauswerfen. Vom Hornberger Bahnhof (386 m) windet sie sich, bald in engen Einschnitten, bald an Felsstürzen empor, im „Niederwasser-Kehrtunnel" (558 m Länge), nachdem sie bereits mehrere kleine Tunnel durchmessen, völlig nach Norden zurückbiegend, so daß man bei der Ausfahrt überrascht wieder in das vorher verlassene, tief unten liegende Gutachthal — doch von der andern Seite — niederblickt. Die Scenerie um den unablässig durch Tunnel rollenden Zug wechselt rastlos in vollständig verwirrender Weise; man gewahrt die Bahn über sich und unter sich, begreift nicht, wie man von druntenher gekommen, noch wie man dort nach oben hinaufgelangen soll. So erreicht man den Bahnhof von Triberg (618 m), schlägt sich hinter diesem im „Großen Triberger Kehrtunnel" (820 m Länge), abermals nach Norden zurück ins Thal des Gremmelsbachs hinein, verläßt dies im „Gremmelsbacher Tunnel" (911 m Länge) und gelangt, im „Nußbachthal" weiter ansteigend, durch zahlreiche weitere Tunnel, endlich durch den letzten und längsten, den „Sommerautunnel" (1697 m Länge) auf den Bahnhof von Sommerau (834 m) empor. Die Gesammtzahl der Tunnel von Hornberg bis Sommerau beträgt 37 und ihre Gesammtlänge 9476 m, mithin über 1 ¹/₄ deutsche Meilen.

Die Schwarzwaldbahn ist keine Alpenübergangsbahn, aber fraglos die interessanteste in deutschen Landen; auch die „Höllenthalbahn" kann sich nicht entfernt mit ihr messen. Sie hebt in drei Viertelstunden aus dem sanften unteren Gutachthal durch ein buntestes Gewirr dunkler Tannenkuppen oder offener, sonniger Felsköpfe hoch über wasserdurchrauschte Thäler um fast 500 m zum Hochlandsrücken des südlichen Schwarzwaldes empor, vollzieht keinen langhingestreckten Uebergang, sondern erstrebt gewissermaßen nur, von dem Fuße eines Berges durch Spirallinien zur Gipfelhöhe desselben hinaufzugelangen. So bildet sie in der That ein bewundernswerthes Meisterstück technischer Anlage und Ausführung nach den Entwürfen ihres Erbauers, des

Ingenieurs R. Gerwig, und wurde auf Staatskosten von 1867—1873 auf der Strecke von Hausach bis Villingen vollendet. Leider entsprechen die finanziellen Verhältnisse der Bahn ihrer Großartigkeit und Schönheit keineswegs. Der Voranschlag der Baukosten mußte um das Doppelte überschritten werden, sie deckt nicht einmal ihre Betriebskosten — schwere Lastzüge können sie nicht benutzen, sondern müssen von Offenburg über Basel nach Konstanz gelangen — und sie begreift deshalb einen wesentlichen Bestandtheil der badischen Staatsschuld in sich. Es war anfangs geplant, die Bahn von Hausach durch das Kinzigthal nach Schiltach (jetzige Kinzigthalbahn) zu führen und sie von dort durch das Schiltachthal über Schramberg und Thennenbronn auf die Höhe von Sommerau zu heben. Mindestens drei Viertel der Tunnel und die Hälfte der Kosten wären dadurch erspart worden; aber die Bahn hätte bei Schramberg eine kleine Strecke würtembergischen Gebietes durchschneiden müssen, und dazu konnte man sich damals — „1866" — in Baden nicht entschließen. Das Verhältniß zwischen den beiden Nachbarstaaten war und ist in mancher Beziehung ein etwas eigenthümliches, und auch der Bau der nicht mit besonderen technischen Schwierigkeiten verknüpften Kinzigthalbahn (Hausach-Freudenstadt) fand so viele anderer Art, daß er acht Jahre brauchte, um erst 1887 glücklich vollendet zu werden.



Trachten aus dem Kinzigthale.

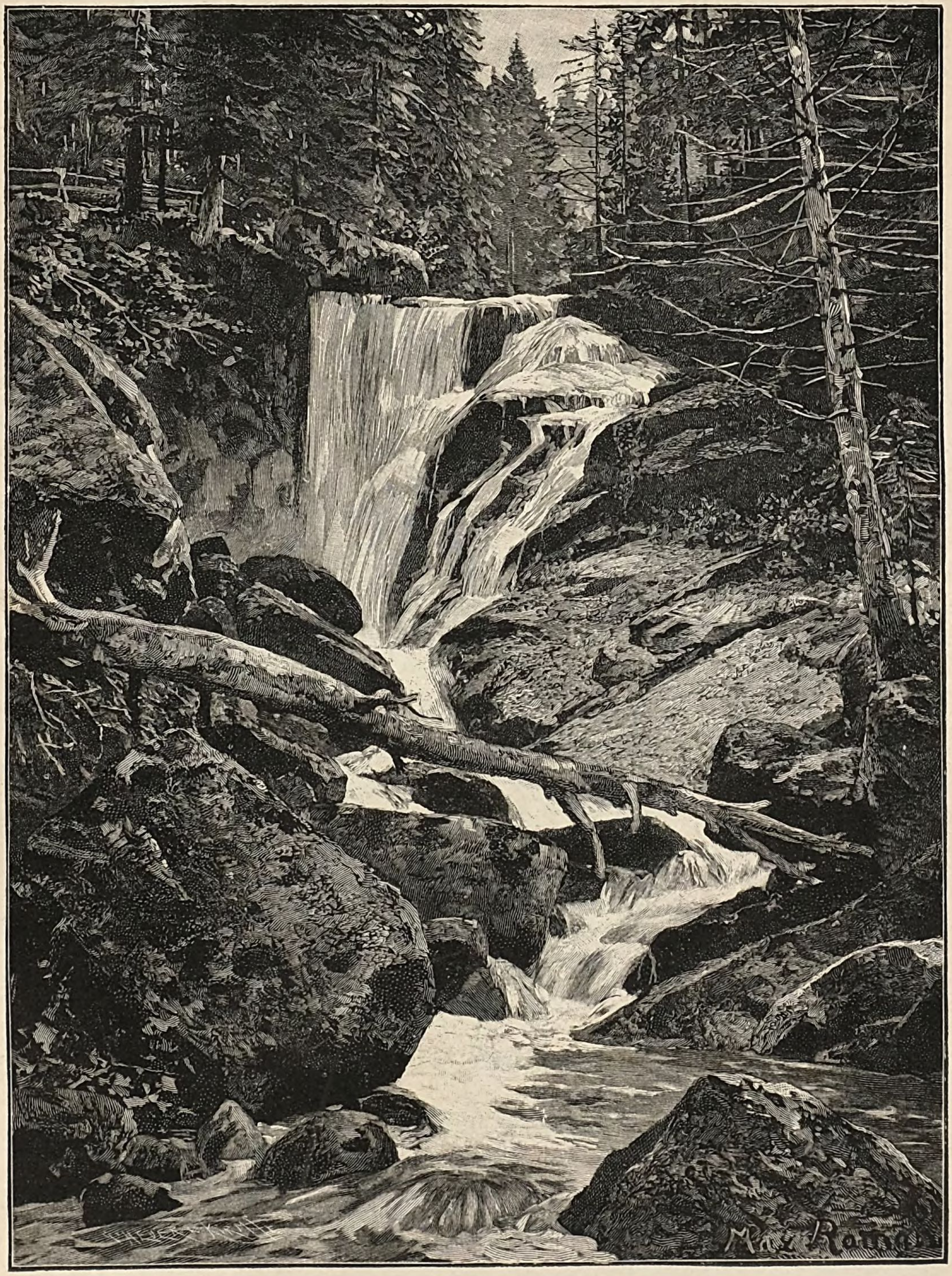
Nach diesem kurzen Vorausschweifen kehren wir gen Hornberg zurück, um dringend zu empfehlen, den Weg von hier nach Triberg nicht allein auf der Bahn, sondern nochmals, zu Fuß oder zu Wagen, auf der Landstraße durch das vielgekrümmte, engtiefe Gutachthal zurückzulegen. Reich an Felsgebilden und Schluchten, mit freundlichen Bildern wechselnd, bietet die Gegend ein einsames Gepräge, doch seltsam phantastisch durch das Keuchen der oben und unten

sich hinschlängelnden Züge belebt. Wenn man weiß, daß die Bahn zum größten Theil nur eingleisig ist, kann man von plötzlichem Schreck befallen werden in der Meinung, zwei sich scheinbar nah entgegenkommende Züge müßten zusammentreffen. Doch rasch verschwinden beide hierhin und dorthin in langen, lichtlosen Felsstollen, in Wirklichkeit waren sie noch durch weite Schienenstrecken voneinander getrennt, der eine befand sich unterhalb, der andre oberhalb von Triberg, und auf dem Bahnhof desselben rollen sie friedfertig nebeneinander auf verschiedene Geleise.

An einer Stelle, wo die Landstraße durch ein kleines Felsenthor, der „hohle Felsen" genannt, führt, befindet sich ostwärts in der Nähe eine Berghöhe, auf der zwischen zwei Felszacken die Burg Hornburg, das eigentliche „Althornberg" lag; das Schloß über der Stadt erhielt erst später diesen Namen. Von der Ruine sind kaum mehr verstreute Steinüberreste vorhanden; eine Sage berichtet, daß die Burg um des wilden Lebens ihrer Bewohner willen in einer Weihnachtsnacht vom Blitze getroffen und zerstört worden sei. Die Insassen und geladenen Gäste, Junker und Edeldamen hatten kleiderlos in Schuhen von ausgehöhlten Brodwecken getanzt und getollt und waren vergeblich von einer alten frommen Stallmagd gewarnt worden. Diesem Verdienst zum Trotz mußte die Alte nachher als wehklagende Melusine in den Bergen und Wäldern um die Trümmer umherirren, bis ein Jüngling sie durch die drei, ebenso in der Staufenbergsage vorgeschriebenen Küsse erlösen würde; ein grausamer und unchristlich-befremdender, wohl erst von einem gottlosen Spaßvogel später hinzugedichteter Zug der Schicklichkeit predigenden Mythe. Die Bewohner der Burg scheinen sich früh von dieser in die mildere Tiefe der Stadt Hornberg hinuntergezogen und jene ihrem Selbstverfall überlassen zu haben. Eine Ansiedlung von sieben Höfen, die „Horben" benannt wird, liegt unterhalb des Schloßfelsens im „Hornbachthal".

Nun zieht die Straße, die gewaltige Kehrschlinge des „Niederwasser-Tunnels" der Bahn abschneidend, sich weiter zu der Stadt Triburg hinauf, die man vom Bahnhof aus nicht wahrnimmt. In einem seltsamen Kessel tief eingekeilt belegen, trägt sie ihren Namen muthmaßlich nach den drei sie eng umschließenden hohen Bergen oder Bergwänden des Kroneck-, Wallfahrts- und Kapellenberges (die Ritter von Triberg führten in ihrem unteren Wappenschildwinkel drei Berge); mit ebenso gutem Recht könnte sie auch „Trithal" heißen, denn drei Thäler münden direct auf sie herein. Die verschwundene Burg Triberg, die zur Entstehung der Stadt Anlaß gegeben, stand südwestlich über dieser auf einem kleinen Vorhügel; sie gehörte, wie schon erwähnt, „denen von Hornberg", und einen Beweis, daß beide Burgfamilien desselben Namens waren, liefert eine Urkunde des Jahres 1317, welche der Aussteller „Burkard von Triberg" mit „seinem Siegel" versehen, dessen Umschrift „Sigillum Burcardi militis de Horenberc" lautet. Das Schloß wurde zuerst 1525 im Bauernkriege, dann völlig von aufständischen, durch die Obervögte der Herrschaft schwer bedrückten Bauern am Weihnachtstage 1642 zerstört.

Der Weg vom Bahnhof zur — 1826 nach einem großen Brande neuerstandenen — Stadt beträgt eine Viertelstunde, jene besteht im Wesentlichen nur aus einer breiten, langansteigenden, von hurtigem Wasserlauf durchschossenen Straße ohne sonderlichen Charakter. Die Gasthöfe, Restaurationen und Läden an ihr lassen sogleich empfinden, daß man ein sommerliches Hauptfremdenquartier des Schwarzwaldes betreten, doch hier keinen Badeort, sondern nur einen durch seine Naturschönheit ausgezeichneten. So kommt die unerquickliche Herrschaft einer „Badeverwaltung", wie in Teinach und den Kniebisbädern, in Wegfall, zum Vortheil der Gäste ist eine Concurrenz der Wirthe freigegeben und auch ein verhältnißmäßig billigerer Aufenthalt ermöglicht. Wer einen solchen sucht, wird nicht in dem vom Oberrande der Stadt erhöht herabschauenden, mit allem Komfort der Neuzeit wohl eingerichteten „Schwarzwaldhôtel" einkehren, sondern sich eine bescheidenere und voraussichtlich zugleich behaglichere Unterkunft auskunden. Die Stadt Triberg bildet einen Hauptsitz der Uhrenindustrie und besitzt gleich ihrem Nachbarort Furtwangen eine sehr zum Besuch zu empfehlende Ausstellungshalle derselben. Aus weiter Umgegend kommen die in Kisten verpackten Uhren zur Versendung in alle Welt hierher auf den Bahnhof.



Triberger Wasserfall. Von Max Roman.



Was Triberg besondersten Ruf eingetragen und ihm hauptsächlich Anziehungskraft verleiht, sind seine Wasserfälle. Sie beginnen wenige Minuten vom oberen Stadtende, bestehen gleich den meisten Fällen des Schwarzwaldes nicht aus einem einzigen Niedersturz, sondern wie bei Allerheiligen aus mehrfach (gleichfalls siebenmal) sich wiederholenden. Ob die Triberger Fälle oder die von Allerheiligen einen Vorrang behaupten, fällt



persönlicher Geschmacksrichtung zur Entscheidung anheim, jedenfalls besitzen sie keinen dritten Mitbewerber um den ersten Preis im Schwarzwald. Die letztgenannten sind großartiger durch die Mächtigkeit der Felsschluchten und Steilwände, über die sie herabbrausen, während die Triberger Fälle mehr gewaltiges, wie von Gigantenhand durcheinander geworfenes Geblöck aufweisen, zwischen dem die Gutach, oder wie sie hier gewöhnlich benannt wird „der Fallbach“, aus einer Höhe von fast 1000 m herabkommend, den Weg in die Tiefe sucht. Die Waldscenerie umher ist außerordentlich schön; unter hohen luftigen Baumkronen führt der vortreffliche, dichtüberschattete, mit zahlreichen Ruhebänken versehene Weg durch die etwa 80 m hoch ansteigende Wasserfallschlucht aufwärts; überall quillt und rieselt es hervor, zertheilt und vereinigt sich wieder mit dem in der Mitte weißschäumenden Hauptstrom. Wer zu einer Jahreszeit, in der noch nicht alle Pfade, Brücken und Ansichtspunkte von modernsten Toiletten übersäet sind, früh Morgens oder am Abend an den Fällen emporsteigt, wird sich eine unvergeßliche Erinnerung bewahren. Selbstverständlich hat sich auch die Speculation auf die Narrheit der Menschen der Schlucht bemächtigt. Vor dem untersten Fall hält den ganzen Tag hindurch ein Photograph Wacht und lauert auf Opfer, um

sie malerisch auf einen Felsblock zu postiren und gegen den weißen Hintergrund zu „verbildlichen“. Der recht unbequeme Block ist fast niemals leer; junge Hochzeitspaare nehmen eine zärtlich-malerische Stellung darauf ein, buntbemützte Studenten schwingen überschäumende Symbole ihrer täglichen angestrengten Thätigkeit in der Hand, selbst die Ritter vom Veloziped arbeiten sich auf den Felsen, um der staunenden Welt sich zugleich mit ihrem Conterfei das ihres geistreichen Rosses von der Landschaft des Triberger Wasserfalles abheben zu lassen.

Wenn man ungefähr eine halbe Stunde an diesem aufwärts steigt, gelangt man in ein kleines, von zerstreutem Geblöck überdecktes, offenes Hochthal des Fallbachs. Hier liegt der „Gasthof zum (eigentlich „über dem“) Wasserfall“, ein vorzüglicher, schöner Sommeraufenthaltsort. Er zeichnet sich durch eine von nur äußerst wenigen „Luftkurorten“ des Schwarzwaldes besessene Eigenschaft aus, daß sich unmittelbar am Haus sonnige Halden und prächtiger, wegsam-luftiger Wald befinden. Auch die Preise sind, obwohl Bestes für sie geboten wird, bescheiden; die Pension beträgt bis jetzt nur 4,50 Mk. Leider — eigentlich zum Glück — enthält das Gebäude nicht viele Räume; es wird muthmaßlich bald einmal vergrößert werden und die friedlich-schöne Welt dort oben damit auf Nimmerwiederkehr verschwinden.

Am genannten Gasthof zieht sich die große Fahrstraße von Triberg aufs Hochland nach Schönwald und Furtwangen (zu denen wir im „Gebiet des Kandel“ gelangen werden) vorbei. Es ist höchlich anzurathen, den Abweg zur Stadt nicht auf dem Fußpfad an den Wasserfällen, sondern auf der Landstraße einzuschlagen. Bald öffnet sich der Wald und gewährt nach rechts einen überraschenden Niederblick auf Triberg, sowie weite Umschau über die Berghöhen drüber. Zur Linken liegen nahe an der Straße graue, von Haide und Ginster durchwucherte Felsblöcke; wer mühelos auf den größten derselben vorklettert, findet dort, vor Allem am Abend, einen einsamen Sitz, der, fraglos als der reizvollste Punkt um Triberg, eines der echtesten Schwarzwaldbilder vor ihm aufrollt. Gegenüber nach Nordwesten heben das „Unter-“ und „Oberthal“ sich weitoffen hinan, und in ihnen fließt das große Dorf Schonach, wie von einer Bergwelle getragen, aufs Anmuthendste herab; zu den Füßen des Beschauers sieht, bis auf die graue Thurmzwiebel von einer Hügelwölbung verdeckt, gleichsam Schonach mit Triberg verbindend, die „Wallfahrtskirche“ des letzteren auf. Diese verdankt eigenthümlicher Weise ihr Entstehen Soldaten eines am Ende des 17. Jahrhunderts dort stationirten Regiments, welche in einer Kluft des Schonachthals seltsam singende Töne zu hören vermeinten, beim Nachsuchen an einer Tanne ein von einer genesenen Aussätzigen Tribergs gestiftetes Madonnenbild fanden und die vernommenen Windtöne für von Engeln der Mutter Gottes dargebrachten Huldigungsgesang hielten. Sie schlossen in Folge dessen das Bildniß in eine blecherne (später zu einer goldenen gewordenen) Kapsel, setzten auf diese die Inschrift: „Maria patrona militum, ora pro nobis!“ und befestigten daneben eine Opferbüchse, aus deren Erträgen von 1699—1715 die „Wallfahrtskirche“ erbaut wurde, zu der es bald aus allen Windrichtungen unermeßlich pilgerte und strömte. Die ganze Historie klänge kaum glaublich, wenn es nicht Soldaten eines Regiments gewesen wären, das den ebenso frommen als edlen Namen „von Kageneck“ führte. Im Uebrigen nahm ein Versuch ehrwürdiger Brüder des Ordens de Sanctissimo Redemptore (Redemptoristen) im Jahre 1805 in Triberg jesuitische Ränke und Umtriebe anzustellen, durch einen Ausweisungsbefehl des Fürsten von Schwarzenberg rasch wieder ein Ende. Im Preßburger Frieden kam die „Herrschaft Triberg“ 1805/6 an Baden.

Die Landstraße von Hornberg nach Triberg verläßt bei letzterem das Gutachthal und setzt sich eine Weile durch das Thal des in die Gutach einmündenden „Nußbach“ fort, dann klimmt sie, vielgewunden, zum Hochlandsrücken hinan, den sie bei der Zinke Sommerau, der Paßhöhe, erreicht. Hier treten wir zum erstenmal auf die weitgedehnte Hochfläche des südlichen Schwarzwaldes. Schon Hornberg und Triberg gehörten zur alten Landschaft Baar, deren Gebiet wir auch in Alpirsbach bereits streiften, aber ihr eigentlicher Charakter offenbart sich erst

jetzt. Sebastian Münster freilich ertheilt diesem hier oben nicht das verlockendste Zeugniß, da er sich äußert: „Weiter ist hie zu mercken / das das Gebirg so den Schwartzwald scheidet von dem Hegöw / heißt auff der Bar / unnd ist gegen den Hegöw fruchtbar / aber auff der andern seiten gegen der Tonaw ungeschlacht." Der Name Baar erscheint urkundlich zuerst 854 als pagus Para, 961 als comitatus Bara; das Wort, wohl mit dem mittelhochdeutschen „Barre" zusammenhängend, bezeichnet vermuthlich eine Grenze, eine Mark (nach Grimm „eingehegtes Land"), das alte Grenzland der Markomannen. Sie wechselte anfänglich ihren Namen mit denen ihrer Besitzer (Adelhardsbaar, Birchtilosbaar, Albuinesbaar, Folcholtesbaar), machte dann den südlichsten Theil des weiten Gaues „Berchtholdsbaar" (Perachtoldespara) aus und bildete später den Mittelpunkt der (jetzt standesherrlichen) „Herrschaft Fürstenberg". Etwas nach Süden von Sommerau wölbt sich über der Hochfläche der Kesselberg (1050 m) als oberste Höhe der Gegend auf, die man im Mittelalter „vertex totius Alemanniae" benannte. Sie ist die Wasserscheide zur Nordsee und zum Schwarzen Meer; vom Westabhang des Kesselbergrückens fließt der Nußbach zur Gutach, an seinem Ostabhang entspricht die Brigach, die einen zweiten Quell von Sommerau her entsendet. Der Name dieses Ortes oder vielmehr der Gegend, in welcher derselbe liegt, bezeichnet die Au, Weidefläche, zu der früher das Vieh nur im Sommer hinaufgetrieben wurde; der Wald ist hier oben um uns abgesunken, freie Hochfläche mit zumeist scharf über sie hingehender Luft umgiebt uns. Nur wenige Minuten von der kleinen Haltestelle Sommerau auf der sich gegen Osten schon wieder leise abwärts neigenden Bahn, und der bereits um 25 m tiefer belegene Bahnhof von St. Georgen ist erreicht. Ueber ihm hebt sich zur Linken die große gleichnamige Ortschaft auf einem Bergrücken aus der Brigachthalmulde um 55 m (864 m) höher an.

Hier stehen wir auf einer der ältesten Culturstätten des hohen Schwarzwaldes. Funde der Decumatenzeit sind freilich, außer einer Goldmünze bei dem unweit belegenen Thennenbronn, nicht gemacht worden, aber Spuren auf der benachbarten „Benzebene", im abwärts folgenden Kirnachthal, sowie alte Mauerreste oberhalb der „Bickenbrücke" bei Villingen weisen zweifellos darauf hin, daß in dieser Gegend und muthmaßlich durch das Brigachthal eine Römerstraße das Gebirge überschritten haben wird. Nach der dunklen Zeit des frühen Mittelalters drangen dann die ersten Ansiedler in der Wildniß hier herauf. Zwei Edle des 11. Jahrhunderts, Hezilo von Degernau und Hesso von Uesenberg stifteten 1084 das Kloster St. Georgen; der erstere von ihnen war ein Enkel der Schirmvögte des uralten Klosters Reichenau im Untersee (Bodensee), der zweite ein im Breisgau reich begüterter Ritter. Die Päpste nahmen das „auf dem Wald" erstandene Kloster „unter den besonderen Schutz des apostolischen Stuhles", und es wuchs, zwar mehrfach von Bränden heimgesucht, zu einer blühenden, viele Zweigkolonien aussendenden Abtei an, bis Herzog Ulrich von Würtemberg 1536 die katholischen Mönche austrieb — sie mußten, wie die Klosterannalen sich ausdrücken, am 6. Januar im Schneegestöber „ohne Gefieder und Gelieger" davonziehn — und lutherische Aebte einsetzte. Allmählich zerfiel das Kloster durch Feuersbrünste und oftmalige kriegerische Zerstörungen, so daß nichts als die Kirche übrig blieb, die 1865 mit einem großen Theil des umherliegenden Ortes ebenfalls von einem Brande in Asche gelegt wurde. Jetzt ist Alles, was ein Gedächtniß für das Auge an die Abtei erhalten, völlig verschwunden, nur die weitum vollzogene Rodung des Waldes redet noch von der mühevollen Thätigkeit der ersten muthigen und glaubensfreudigen Ansiedler. Eine Sage spricht, daß die alte Klosterglocke „Susanna", als sie im 16. Jahrhundert zur ersten lutherischen Predigt geläutet wurde, vom Thurm herabfiel und den Bergabhang hinunterrollte; sie sollte wieder heraufgebracht werden, aber zehn Ochsen waren nicht im Stande, den Wagen, auf den man sie geladen, vom Fleck zu rühren. Die Antreiber der Thiere riefen zuletzt zornig: „Susanne! In unserer Kirche mußt du hange! Es sei Gott lieb oder leid!" Da begann der Wagen noch weiter bergab zu rollen und riß Glocke, Ochsen und Fuhrleute mit sich, daß sie in einer Tiefe



versanken. Aber aus dieser herauf hört man noch zuweilen Nachts die Glocke läuten, die Ochsen brüllen und die Peitschen der Treiber knallen.

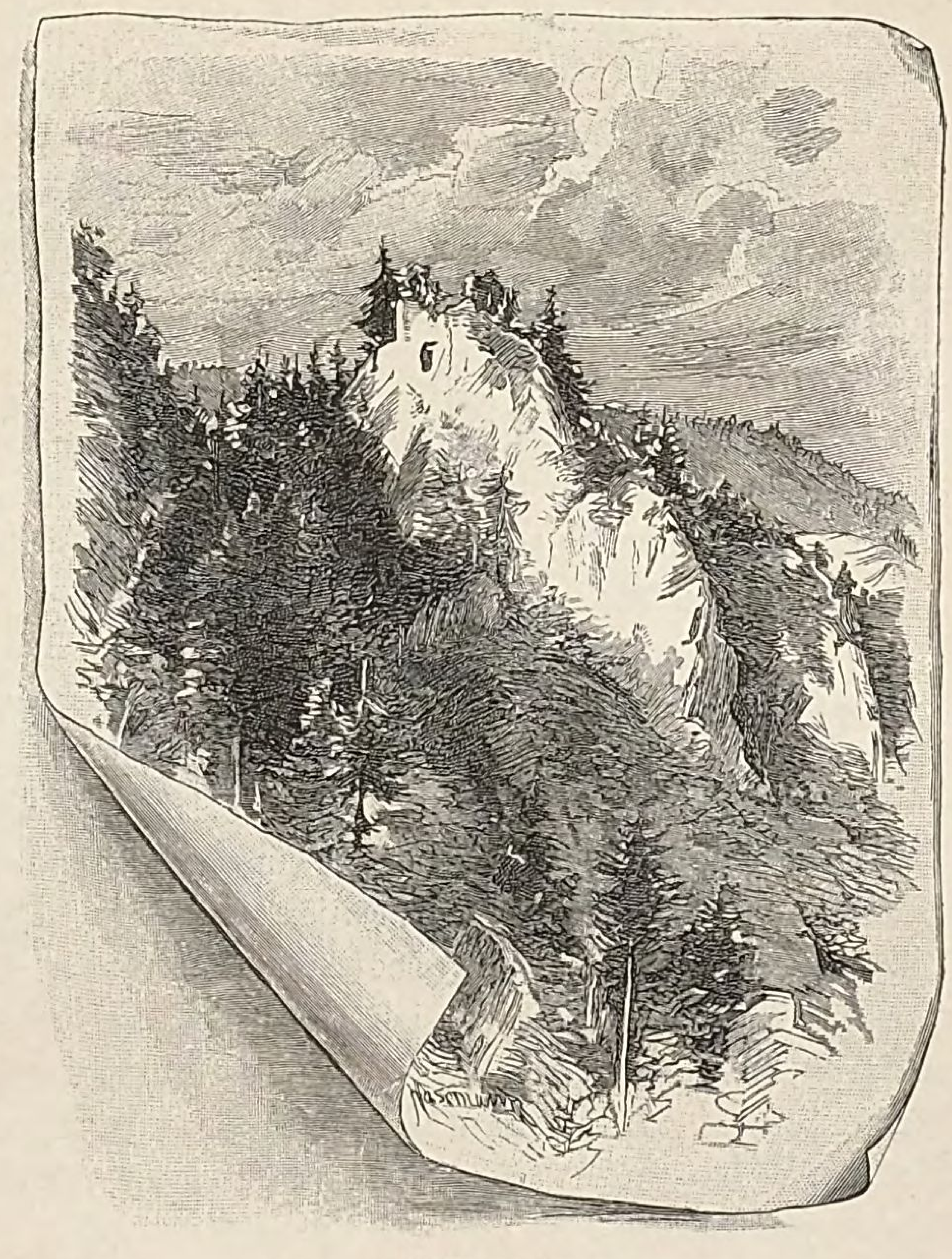
Der frei hoch über dem Bahnhof zehn Minuten entfernt belegene Marktflecken St. Georgen zählt über 2000 Bewohner, ist nach dem Brande von 1865 stattlich in halb städtischer Weise wieder aufgebaut und bildet einen Hauptsitz der Uhrmacherei und Strohflechterei. Ein Jahrmarktsrecht, das schon der Kaiser Maximilian I. ihm verliehn, versammelt von weither aus der Baar die Umwohner in dem sauber-ansprechenden Ort, dem nächst Furtwangen (872 m) höchst belegenen seiner Größe auf dem Schwarzwald. Der Blick geht von St. Georgen nach Osten und Süden frei und weit bis zur Schwäbischen Alb und den Alpen hinüber, doch macht die Baumlosigkeit in der näheren Umgebung es nicht zu dauerndem Aufenthalt besonders geeignet, wenngleich die Sommerhitze kaum mehr zu seiner Höhe hinaufdringt. Die weibliche Tracht erinnert durch die gegipsten Strohhüte mit schwarzen Wollenrosen an die des Schapbach- und Gutachthales, ist indeß sonst zumeist „protestantisch“ einfacher, farbloser, als die der katholischen Bevölkerung. Eine Ausnahme macht der Brautanzug mit der wundersamen, „Schappel“ genannten (altnordisch skapla, „Hut für alte Frauen“) Brautkrone. Diese besteht, wie ein Turban oder mehr noch wie ein Rad gerundet und nur auf dem Scheitel liegend, aus einem schuhhohen, mit Perlen, bunten Steinen und Flittergold gezierten Aufsatz; die Zöpfe darunter werden mit rothem Garn durchflochten, ein gefältelter Flor überhüllt Hals und Brust und ein goldbestickter Sammetgürtel umschließt das dunkle „Schaippmieder“. So schreitet die Braut, über dem Faltenrock schwarz beschürzt, auf „Stöckleschuhen“ mit hohen Absätzen, stets vorschriftsmäßig unter Thränen zur Kirche, letzteres nicht um ihrer schweren, mühsam balancirten Kopflast willen, sondern „weil eine Braut, die am Hochzeitstage nicht weint, dies nachher um so mehr muß.“

Wir folgen von St. Georgen zunächst nicht der Schwarzwaldbahn weiter nach, sondern wenden uns erst noch einmal nordwärts hinüber, wo zwischen ihr und dem mittleren Kinzigthal ein kleines, noch nicht von uns betretenes Gebiet sich ausdehnt. Obwohl es mit zu dem Schönsten gehört, was der Schwarzwald besitzt, wird es verhältnißmäßig doch nur wenig besucht; um so mehr ist es zu empfehlen, den Weg von St. Georgen nach Schiltach (oder umgekehrt) nicht außer Acht zu lassen. Man kann ihn zu Wagen wie zu Fuß zurücklegen; letzteres erheischt (abwärts) etwa $4^1/_2$ Stunden.

Auf dem genannten Hochlandgebiet bilden von Norden her der schon einmal von uns (beim Kirnbachthal) berührte Moserkopf, dann der Brielkopf (856 m) und besonders die Benzebene (903 m) den Hochrücken der Gegend. Ueber die letztgenannte führte die Römerstraße von Hornberg her nach St. Georgen-Villingen, und der Name „Hochstraße“, als eines Theiles eines vielverzweigten alten Straßennetzes, hat sich noch bis jetzt dort erhalten. Bezeichnungen solcher Höhen als „Ebene“ kehren mehrfach auf dem südlichen Schwarzwald wieder („Kaiserebene“ bei Gütenbach); die Benzebene war die Fläche, auf der „Benno“ sich zuerst angesiedelt. Auch heut steigt von Hornberg durchs „Reichenbachthal“ eine große Landstraße zu

ihr hinan und geht über sie hin nach Peterzell-Villingen, die Straße Schramberg-St. Georgen durchkreuzend.

In diese führt vom letzteren ein Abkürzungsweg nordwärts auf den „Brogen", eine östliche Rückenfortsetzung der Benzebene, dann zieht er sich durch eine einsame Welt hohen Reizes, in das Hochthal der hier entspringenden Schiltach eintretend, zu dem Doppelort Thennenbronn (652 m), dem „Tannenbrunnen", hinunter. Dies ist ein seltsamer Halbscheid-„Stab", denn er besteht aus einem „protestantischen" und einem „katholischen" Thennenbronn, die jede eine Kirche und auch ein „protestantisches" (Krone) und „katholisches" (Löwe) Wirthshaus besitzen. Die absonderliche Hälftenscheidung entstammt dem 15. Jahrhundert, in welchem ein Theil der Ortschaft an Würtemberg kam, das darin später die Reformation einführte, während der andere („Rechbergische") Theil an Oesterreich fiel und dadurch selbstverständlich katholisch verblieb; seit 1810 gehören beide zu Baden.



Altfalkenstein.

Thennenbronn, in früher Zeit ein Besitz des Klosters St. Georgen, liegt in einer kahlen Mulde, die heut' keine Tannen mehr gewahren läßt; die Schiltach dreht sich nun ein Stückchen ostwärts, ihr Einschnitt nimmt allmählich mehr Thalcharakter und bald den Namen Berneckthal an, das ungefähr mit dem Ueberschreiten der würtembergischen Grenze beginnt. Dieses, so wenig es im Allgemeinen genannt wird und gekannt ist, steht an romantischer Schönheit keinem andern im Schwarzwald nach. Die Mattenhänge an den Rändern der Schiltach verwandeln sich fast plötzlich in steil aufschießende Felsschroffen aus Granit, den vielfach Porphyr durchsetzt; drunten schäumt und strudelt das Wasser, wäscht sich im Gestein Becken aus, deren größtes an der wildestzerrissenen Stelle der engen Schlucht den Namen „Teufelsküche" führt. Man glaubt oft, droben auf den zerklüfteten, rauhdurchfurchten Wänden zwischen dem Tannendickicht alte Burgtrümmer zu gewahren, die sich bei schärferem Hinblick als Felsgezack herausstellen. Dennoch ist dort oben in der That eine erhebliche Anzahl von Ruinenresten vorhanden, die in den Tagen ihres Glanzes das Thal beherrschten, doch sich jetzt, kaum mehr sichtbar, unter der Ueberwucherung der Jahrhunderte verbergen. Es sind die Trümmer der Burgen Ramstein (zur Linken), Altfalkenstein (Altenburg), dessen ehemalige Lage bereits 1553 nicht mehr mit Sicherheit zu bestimmen war, und Berneck oder „Tischneck" (zur Rechten), nach dem das Thal benannt wird. Wie sie selbst, sind die Zugänge zu ihnen zerfallen und verwildert; von unten kann man nicht zu ihren Felsthronen hinangelangen und begreift kaum, wie die einstigen Bewohner es vermocht. So zieht sich das Berneckthal ungefähr drei Viertelstunden entlang, dann ragen am Ausgange der Felsenwelt von jäher Schroffe die Ueberreste der mächtigen Burg

Falkenstein mit einem hart an den Felsrand vorgeschobenen Thurme und wild verwachsenem Gemäuer dahinter hernieder und gemahnen an Tage der ältesten Geschichte des deutschen Reiches, als Kaiser Konrad II. seinem aufrührerischen Stiefsohne Ernst von Schwaben die alemannische Herzogswürde nahm (1027) und ihn als Gefangenen nach Sachsen führte. Um drei Jahre später, auf dem Reichstage zu Ingelheim, fand er sich bereit, jenen unter der Bedingung zu begnadigen, daß Ernst ihm behülflich sein solle, seinen Freund und Bundesgenossen, den Grafen Werner (oder Wetzel) von Kyburg in die Gewalt Konrads zu bringen, doch die Freundestreue ließ sich nicht zu einem Verrath bewegen, sondern Papstesbann und Reichsacht über sich verhängen. So geächtet und verfolgt, suchte der junge Herzog mit Werner von Kyburg auf der Burg „Valkenstein" (die bei diesem Anlaß zuerst genannt wird) Zuflucht, ward in ihr umlagert, brach, von Hungersnoth getrieben, durch den Waffenring um die unerstürmbaren Burgmauern hindurch und ward dabei von dem Grafen Manegold von Nellenburg, dem Vollstrecker der kaiserlichen Acht, gefangen und schwer verwundet nach Constanz gebracht, wo er am 17. August 1030 starb. Auch Werner von Kyburg und der Graf Manegold ließen in der heißen Schlacht auf der Höhe der Baar ihr Leben; ein mittelalterliches deutsches Volksbuch von unbekanntem Urheber verherrlichte früh diese „Treue der Freundschaft", und Uhland entnahm dem geschichtlichen Ereigniß den Stoff seines dramatischen Gedichtes „Ernst von Schwaben".

Die Herren von Falkenstein und Ramstein waren, beide einen Widder im Wappen führend, eines Stammes; durch die Felsschlucht des „Ramsteinbaches" ging der durch noch sichtbare Mauern abgesperrte Aufweg zu ihren Burgen hinan, die eine Befestigung des ganzen Felsengrates darstellten. Ramstein wurde 1452 durch den schwäbischen Städtebund zerstört, weil der Burgherr Hans von Rechberg (der „Junker Rechberger") Bürger derselben überfallen hatte; „da räumte er einen Berg, hieß der Schramberg, darauf bauet er". Die Falkensteiner-Ramsteiner besaßen die Schirmvogtei über das Kloster St. Georgen und verkauften im 15. Jahrhundert ihre Stammgüter zum Theil an Würtemberg, zum Theil an die Grafen von Rechberg, deren Nachfolger Oesterreich wurde. Dadurch entstand in der Gegend später die confessionelle Durcheinanderschiebung und die erwähnte absonderliche Zertheilung Thennenbronns in zwei Hälften. Unsäglich still und verlassen sieht heut das Trümmerwerk der Burg Falkenstein — eine andre gleichen Namens lag im Höllenthal bei Freiburg — von der Felskuppe herab, ein vergessener Zeuge verschollener Tage und Thaten; wann sie zerstört worden, ist unbekannt. Nah unter der Ruine liegt ein kleiner Weiler Falkenstein mit einem Gasthause, das Sommerwohnung und Badeeinrichtung bietet. Die Lage am Eingang ins Berneckthal ist sehr reizvoll, doch auch sehr eingeschlossen.

Die Felsencoulissen des Schiltachthales nehmen nun ein Ende, statt dessen treten hohe Bergwände an ihre Stelle, und nach einer Viertelstunde füllen die Häuser der langgestreckten, da und dort alterthümlich anblickenden, würtembergischen Stadt Schramberg (1293 Schrannenberg, nach der „Schranne" benannt) den Thalgrund aus. Sie entstand durch Anbau unter der hoch auf jäh abstürzenden Felsmassen des westlichen Bergrückens über ihr thronenden, gewaltigen, gleichnamigen Burg, deren Erbauung durch Hans von Rechberg wir bereits erwähnt haben. Als nach dem Tode desselben (aus dem Geschlecht „Derer von Hohenrechberg", der Besitzer des Hohenstaufen, denen der „Junker Rechberger" der Uhland'schen Ballade angehörte) die Herrschaft Schramberg in andere Hände übergegangen, im 17. Jahrhundert Besitzthum der Freiherren von Bissingen-Nippenburg wurde, erhielt das Schloß Schramberg nach dem Familiennamen der Gemahlin des neuen Inhabers den Namen „Nippenburg", den die 1689 von den Franzosen hergestellte Ruine derselben jetzt trägt.

Von Schramberg führt westlich durch das Lauterbachthal und über die Höhe des Fahrenbühl (786 m) eine an Ansichten und Aussichten reiche Landstraße in vier Stunden

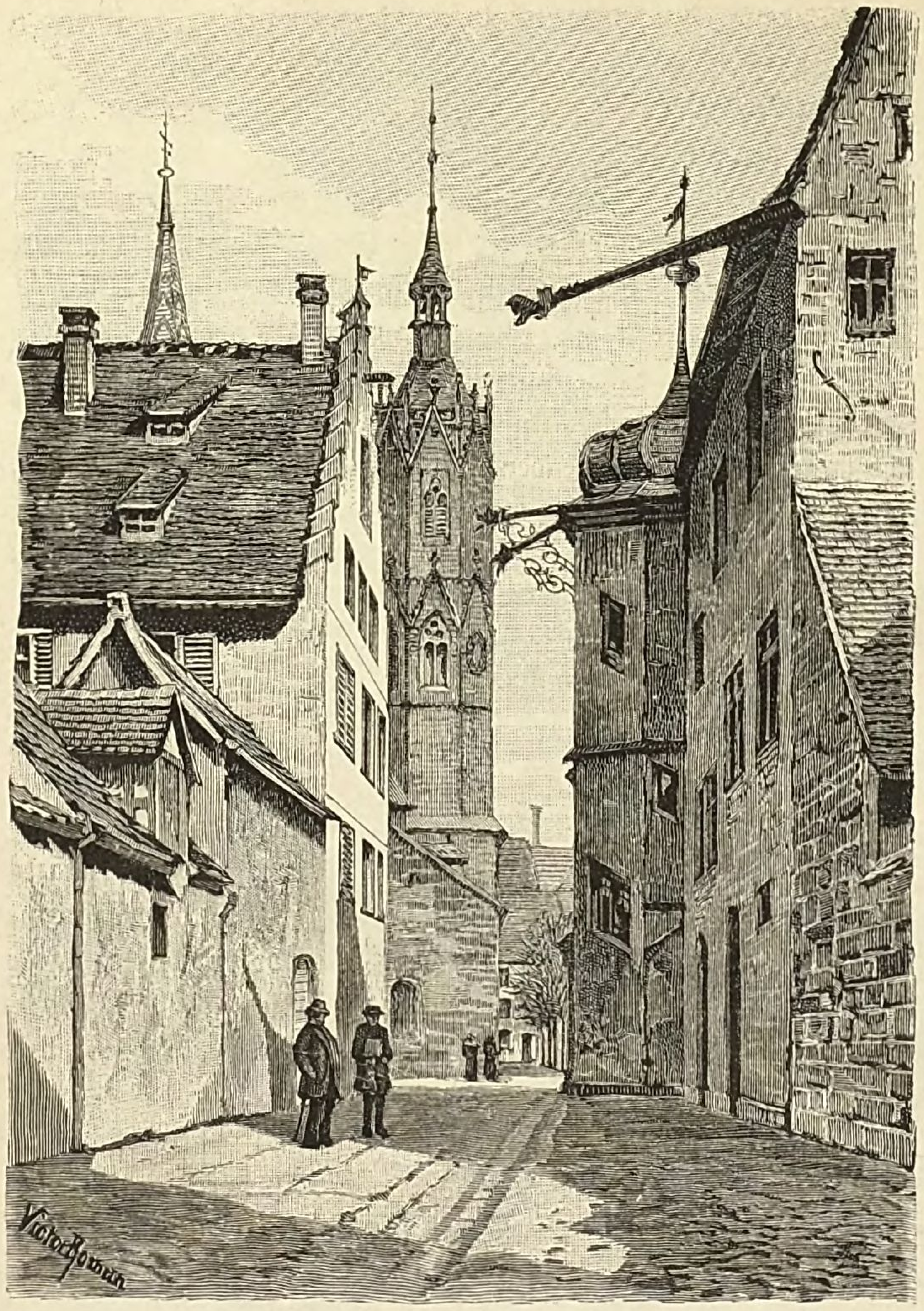
nach Hornberg; wir folgen dem Thal der Schiltach weiter nach, das auch jetzt, wenngleich weniger großartig als im Berneckthal, noch mannigfachen malerischen Reiz fortbewahrt. Grauschwarze, sonderlich gestaltete Granitfelsen springen noch immer an den Bergwänden vor, verbreitern sich zuweilen zu dunklen Massen; Tannen ragen zwischen ihnen, der Thalsohle zu neigen sich Laubwipfel herab. Ein hoher Porphyrfelsen, der „Teufelskopf" genannt, von den kraftvollen Trümmern der um das Jahr 1200 erbauten Burg Schilteck der „Herren von Schildegge" gekrönt, scheint den Weg abzuschließen, der in vielen Krümmungen dem stets gleichgearteten, ein einsames Gefühl erweckenden Thale folgt. Er überschreitet wieder die badische Grenze — das würtembergische Gebiet macht hier einen schmalen, wunderlich geformten, durch die an dasselbe übergegangenen mittelalterlichen „Herrschaften" erklärten Eingriff nach Westen — dann beginnen die einzelnen, sich zerstreut langhinziehenden Häuser des „Hinteren (Schiltacher-) Lehengerichtes", gleich dem früher von uns berührten „Vorderen Lehengericht" im Kinzigthal zur alten „Teufelsstadt" Schiltach gehörig, und die letztere durchfließend mündet die Schiltach in die Kinzig ein.



Alte Villinger Trachten.

Nach der Station St. Georgen, von der wir hierher abgebogen, auf „den Scheitel ganz Alemanniens" zurückkehrend, setzen wir noch ein Weilchen auf diesem die Eisenbahnfahrt fort. Weit zerstreute Gehöfte bilden das schon im 10. Jahrhundert als dem Kloster Reichenau angehörig genannte, doch wenig ansehnliche Dorf Peterzell, dessen halb romanische, halb gothische Kirche die älteste auf dem Schwarzwald und der Sage nach zur Zeit Karls des Großen erbaut worden sein soll. Die „Cella Petri" kam später an das Kloster St. Georgen und mit diesem an Würtemberg, von dem Peterzell an Baden überging. Eine halbe Stunde nach Osten davon entfernt, ward am Ursprung des „Glasbaches" an der Stelle, wo ehemals ein altes Gehöft, der „Hurnlishof", gestanden, im Jahre 1807 die Herrenhuterkolonie Königsfeld angelegt. Der völlig regelmäßig gebaute, hoch (763 m) und freundlich belegene Ort zählt mit der Brüdergemeinde gegen 600 Bewohner, besitzt ein Institut für Knaben und Mädchen und wird viel von Sommergästen besucht. Die dortige herrenhuterische Handlungsfirma „C. W. Just & Co." erfreut sich in Baden eines wohlverdienten, streng reellen Rufes.

Von Peterzell aus beginnt das Hochthal der Brigach und mit ihm die Bahn sich stärker zu senken; nahe der Stelle, wo in die erstere die vom „Stockwald" herabkommende Kirnach einmündet, sind im Walde Reste zweier sehr alter, früh verfallener Burgen, der Kirnach (auch „Roggenbach" und „Dänenschloß" genannt) und der Kirneck vorhanden. Die erstere gehörte den (1172 ausgestorbenen) zähringischen Dienstmannen von Roggenbach; bezüglich der zweiten spricht eine Urkunde des Jahres 1341 von den „Rittern Hugo und Bur von Kirneck". Eine andere Waldstelle führt den schwer erklärbaren Namen „Salvest" und zeigt die unverkennbaren Reste einer uralten gepflasterten, noch Geleise aufweisenden Straße, muthmaßlich der von den Römern aus dem Neckarthal von Rottweil (Arae Flaviae) her über das Gebirge der „Diana Abnoba" ins Kinzig-Gutachthal angelegten. Im Thal der Kirnach liegt das außerordentlich gewerbsfleißige Dorf Unterkirnach (und Ober-



Villingen.

kirnach) lang hingedehnt, das durch seine Strohflechterei, Blumen- und Uhrenmacherei, besonders aber die Verfertigung von Musikwerken (Orchestrions) weit benannt und zum Wohlstand gelangt ist. Die ganze Gegend, auch der Bahnhof von Unterkirnach ist in dunklen Tannenwald eingebettet, der jedoch weiter abwärts bald sein Ende erreicht, und nach kurzer Fahrt hebt sich, frei auf seinem weitoffnen Hochland hingelagert, der alte Hauptort der Baar, die Stadt Villingen (706 m) dunkelummauert, groß, stattlich und alterthümlich vor dem Blick auf. Es ist zunächst von Interesse, was unser Freund aus dem 16. Jahrhundert, Sebastian Münster, über sie zu berichten weiß:

„Ir namen kompt von Villa, wie etlich meinen / dann sie ist anfencklichen ein dorff gewesen / aber herr Jörg Pictorius / der do erboren / meint sie heiß Villingen / gleich als were sie ein mittel ja muter viler flecken / die sich enden auff jnne (ingen) so gerings darumb ligen. (Es folgen viele Ortsnamen.) Die dritten meinen sie heiß Villingen von einem Mann der Welling geheissen hat / und zum ersten do gemüntzet / deß stempffel noch vorhanden ist. Es ist fast guter lufft in diser statt / und laufen durch alle gassen lauter bäch. Der markt ligt mitten in der statt / und mag einer do zu vier thoren hinauß sehen / nit von kleine wegen der statt / sunder das die gassen also grad und creutzweiß zu den thoren gerichtet seind. Do seind alle ding in gutem kauff / brot / fleisch / fisch / wildpret ꝛc. Man laßt kein vogel bleiben der den fischen auffsetzig ist / als dann seind antvögel (Enten) reigel und dergleichen / sond' welcher einen scheußt / und den bringt in das Kauffhauß / dem gibt man ein Villinger schilling / laßt jhm den vogel / aber hauwt jm vorhin ein fuß ab. Es ist vergangen jaren bey diser statt in Sanct Germans wald gewesen ein wild und gantz viehischer mann / der ist summer und winter gantz nackend gelauffen / sich des grases und wurtzeln beholffen / zu nacht bey dem vieh auff thannen reiß und nackend gelegen / hat auß keinem brunnen / sunder auß mistlachen getrunken. Er hat die menschen geflohen wie ein wild thier / ist zuletzt an der pestilentz gestorben."

Armer Idiot, Du lebtest und starbst um viertehalb Jahrhunderte zu früh. Heute hätte

die löbliche Polizei von Villingen rasch Sorge für Dich getragen, daß Du in eine Heilanstalt gelangt, dort fein säuberlich gehalten und verpflegt, auch mit warmen, anständigen Kleidern ausgerüstet und Nachts in ein gutes Bett gelegt worden wärest. Für arme Blödsinnige ist unsere Zeit zweifellos der Deinigen aufs Entschiedenste vorzuziehen.

In der That hat man auch in unsern Tagen noch den Namen Villingen als aus Vil-ingen, „zu den vielen Höfen", entstanden erklärt, doch die früheste urkundliche Benennung des Ortes (817, in einer Vergabung Kaiser Ludwigs des Frommen) „Ad Filingas" läßt ihn als „die Ansiedlung des Filo" erkennen (wenn man nicht etwa filum, den Faden, damit in Verbindung bringen und den Platz als eine Art Seilerstätte erläutern will). Die Stelle scheint, wie die Auffindung von „Flachgräbern" andeutet, schon in vorrömischer Zeit besiedelt gewesen zu sein; römische Ziegelsteine und wahrscheinlich auch der sogenannte „Altstadtthurm" auf dem Friedhof östlich vor der Stadt bezeugen eine Niederlassung und Befestigung des Decumatenlandes. Dort, wo der genannte Thurm steht, lag das ursprüngliche Dorf Filingen; erst der Graf oder Herzog Berthold III. von Zähringen, ein Nachkomme und Erbe des Grafen Berchthold (Berchzilo, „Bezelin") von Villingen legte den Grund zu der jetzigen Stadt nach dem Vorbilde der Stadt Freiburg. Nur ward der Plan der letzteren hier regelmäßiger durchgeführt; der mit doppelter Mauer umgebene Ort erhielt vier breite Straßen mit vier Thoren nach den Himmelsrichtungen. So sind sie auch heute noch, ein Kreuz mit langem Stamm bildend; am Durchschnittspunkt sieht man nach allen Seiten (durch drei Thore, das vierte ist verschwunden) ins Freie hinaus, doch in der That „nit von wegen kleine der statt". Vollendet wurde der Bau derselben im Anfang des 12. Jahrhunderts; um ein Jahrhundert später kam sie bei dem Aussterben der betreffenden Linie des zähringischen Hauses durch die letzte Tochter derselben, Agnes, Gemahlin Eginos des Bärtigen von Urach, an das Haus der Grafen von Fürstenberg, kaufte sich jedoch nach abermals einem Jahrhundert von diesem frei und begab sich unter den Schutz Oesterreichs, bei dem sie fortan verblieb. Die unendlich wechselvolle Geschichte Villingens im Burgunder-, Schweizer-, schwäbischen Bundes-, Bauern-, Dreißigjährigen und Erbfolgekrieg läßt sich hier nicht näher berühren. Der „schwarze Tod" wüthete 1349 in den Mauern; ein besonderes Ereigniß brachte der Stadt das Jahr 1634 in der berühmten „Wasserbelagerung" durch den Herzog Eberhard von Würtemberg, welcher die Brigach vermittelst eines aufgeworfenen Dammes anzustauen und so Villingen unter Wasser zu setzen suchte. „Demnach aber die zu Hungarn und Böheim königl. Majestät vermittelst göttlichen Beistandes die mächtige Victoria gegen ihre Feind bei Nördlingen erhalten, hat ermelt würtembergisch Volk das Läger angezündt und ist darauf mit großer Confusion und Schrecken eilends abgezogen." Eine sattelförmige Vertiefung zeigt noch heut die Stelle, wo das abgedämmte Wasser der Brigach wieder zum Durchbruch gebracht worden.



Ein Curiosum andrer Art bewahrte Villingen früher in einem nah dem „Oberthor" auf die Stadtmauer gemalten riesigen Bildniß des „Romeius", das die Verse erläuterten:

„Als man zählt 1498 Jahr
Hat hier gelebt und glaubt fürwahr
Ein Wundermann, Romeius genannt,
Im ganzen Land gar wohl bekannt,
Nachdem er ritterliche Thaten vollbracht,
Seine Stärke ihn verführet hat;

So fing er an über die Obrigkeit zu schelten,
Dessen mußt er im Thurm entgelten.
Brach wunderlich mit List daraus
Und floh in St. Johannes Haus,
Allda noch einen Balken zu finden,
Den Romeius dorthin tragen konnte (kinnen?).
Wagt sich hernach über die Mauern hinaus,
Belagert Kusenberg das feste Haus,
Das er in wenig Zeit genommen,
Dahero wiederum Gnad bekommen,
Daß im Spital bis in das Grab
Ihm die Herrenpfrund gegeben war.
Endigt so sein Ruhm und Leben,
Gott wolle uns allen den Frieden geben.

Amen.

Der „Romeius“ der Villinger Volkssage erscheint als ein Schalksnarr in der Art Till Eulenspiegels; ein altes Chronikmanuscript bestätigt übrigens die Abenteuer eines „Romeyus Mann“, der den „Schultheißen Hans von Freiburg“ geläſtert und deshalb in den Thurm geworfen worden, aus dem er sich in einer Art befreite, „die das allergrößte Wunder war, das je gehext ward, daß er aus einem solchen Gefängniß sollte kommen, und ging Jedermann zu ihm und lobten Gott, daß er ihm solche Gnad verliehen hatt.“ Auch den übrigen Inhalt der Verse, die verdienstvolle Eroberung des Schlosses Küssaberg im Schweizerkriege bestätigt die Chronik. Das durch Abbruch der äußeren Mauer verschwundene Riesenbild ist in unserer Zeit möglichst getreu wieder hergestellt worden und jetzt am St. Michaelsthurme, in dem Romeius gefangen gesessen, angebracht worden. Auch die alten Verse mit geringen Abänderungen finden sich daneben.

Villingen besaß in früheren Zeiten sechs Klöster, deren Gebäude, zum Theil erhalten, jetzt für weltliche Zwecke verwendet werden; eines derselben, das Franciscaner-Nonnenkloster „die Klausur zu St. German“, lag außerhalb der Stadt an dem danach benannten St. Germanswalde, in welchem der wild-erschreckliche nackte Mann Sebastian Münsters hauste. Gleichfalls im Anfang draußen klausirte Dominicaner-Nonnen zogen im 13. Jahrhundert in die Stadt, kauften den Hausbesitz eines Bürgers des Namens Vetter an und wurden danach die „Vetterversammlung“ (Conventus de domo patrui) genannt. Joseph II. machte 1783 dem hochgradig grassirenden Klosterübel in Villingen ein Ende. Zweimal flüchtete im 16. Jahrhundert die Universität Freiburg, deren erster Rector Matthäus Hummel (1457) war, vor der Pest hierher; ein mittelalterliches Leprosenhaus („Gutleuthaus“) ist noch vor der Stadt vorhanden, ebenso im Norden der eine Stunde entfernte uralte Weiler Nordstetten, schon 762 als „Nordstati“ erwähnt. Villingen war stets „gut österreichisch“ und damit auch gut katholisch, mannhaft und ausdauernd in zahllosen Kriegsläuften. Von 1802 bis 1805 im Besitz des Herzogs Hercules Magnus von Modena, kam es 1806 an Baden.

Die heutige Stadt mit ungefähr 6000 Bewohnern hat noch ein altes und eigenartiges Aussehen, festgeschlossen, fast ganz noch von der hohen Ringmauer umgeben; Baumgänge laufen rund um sie her. Im Innern sind mancherlei der Besichtigung werthe Bauten und Alterthümer, das Münster mit zwei verschiedengearteten Thürmen, die alten Thore und Thorthürme, darunter der St. Michaelsthurm, das Rathhaus aus dem 15. Jahrhundert mit „Hexengefängnissen“ und einer Sammlung ältester Funde der Gegend, Glaswappen, Holzschnitzereien, Folterwerkzeuge und alter interessanter Töpferarbeiten. Die breiten Straßen, deren Häuser durch die ganze Stadt fortlaufende Nummern tragen, versetzen traumhaft um viele Jahrhunderte zurück, doch im „Gasthaus zum Falken“ fließt bestes heutiges Münchener Spatenbräu-Bier, und

Achilles hat seinen Drang nach „männermordender Feldschlacht“ dort aufgegeben und frisirt und barbirt heut mit dem Nachnamen „Leuther“ die friedlichen Köpfe der Männer Villingens. Vermuthlich wird er aus dem „windgeschwinden“ jetzt auch ein zungengeschwinder Pelide geworden sein.

Wer sich aber den poetischsten Eindruck von Villingen gewinnen will, der verlasse es gegen Abend durch das mit zahlreichen eingemauerten Kugeln geschmückte „Oberthor“ und schreite eine Strecke zu dem nach Osten beginnenden, niedrig gewellten Gelände hinan. Dem Rückblickenden liegt dann die Stadt in ihrer Hochlandseinmuldung, die muthmaßlich einmal ein Seebecken der Brigach gewesen, sonderbar ernst, dunkel und mächtig im letzten Sonnenlicht zu Füßen; schweigsam, doch als möchte sie von ihren Schicksalen, den Menschenkindern reden, die sie seit bald einem Jahrtausend gesehn. Trotz der Nähe der volkreichen Stadt hat es etwas lautlos Hocheinsames, da droben zu stehen; hinter ihr in der Ferne dehnt sich unabsehbar schwarzer Waldrand nach Westen hinüber. Dann wende man sich über den Friedhof mit seinem römischen „Altstadtthurm“ zum Bahnhof zurück.



Breg und Brigach (Donau).

Ostwärts von Villingen endet der eigentliche Schwarzwald, doch erhält sich der nach Süden gewendete Weiterverlauf der Brigach noch ziemlich auf der gleichen Höhe bis Donaueschingen (692 m), dem wir als der Zugangspforte in unser späteres „Gebiet des Hegau“ noch einen flüchtigen Besuch abstatten wollen. „Esgeuga“ ward urkundlich 889 vom Kaiser Arnulf dem Kloster Reichenau geschenkt und gelangte im 15. Jahrhundert an das Haus Fürstenberg, das 1723 seine Residenz dorthin verlegte. Trotzdem war Donaueschingen damals noch ein Dorf und erhielt erst 1810, als es an Baden gefallen, städtische Rechte und Würden. Es ist eine stille, auf einen Hügelrand gelagerte, freundliche Stadt, der man anmerkt, daß sie kein Mauerngewand getragen, mit einem stillen, für die fürstliche Residenz, den Namen und Reichthum der Inhaber bescheidenen Schloß. Erst etwas unterhalb der Stadt mündet die Breg, von Nordwest kommend, mit der Brigach zusammen, so den Beginn der Donau bildend; doch halten die Donaueschinger darauf, die eigentliche Quelle der letzteren zu besitzen, welche dicht neben dem Schloß in ein großes Steinbecken gefaßt ist, aus dessen Grunde zahlreiche kleine Quellchen Blasen auftreiben. Eine Statuengruppe stellt darüber die mit Sichel und Aehren personi-



Donaueschingen.

ficirte „Baar" dar, die kleine Donau als Kindchen haltend; eine Inschrift giebt die Höhe dieses Ursprungs der letzteren auf 678 m und die Länge ihres Wanderwegs bis zum Schwarzen Meer auf 2840 km an.

Die Schönheit Donaueschingens beruht hauptsächlich auf seinem von vielfachen Wasserarmen durchwundenen großen, waldartig schattenden Schloßpark. Auch dieser bildet eine still=idyllische Welt. Bronzene Edelhirsche, Gemsen, eine Genoveva mit dem Reh blicken in der Schloßnähe draus auf; weiterhin sind die Gewässer dicht von prächtigem Gevögel belebt. Hunderte von Schwänen rudern weißleuchtend drüber hin, dazwischen vielfach der blutrothgeschnäbelte, schwarze australische und der seltsame weiße, doch schwarzhalsige peruanische Schwan. Die wundersamsten Federgeschöpfe sind die in unglaublicher Farbenpracht und sonderbarsten Kragen und Mänteln prangenden Brautenten; überall wimmelt es von unzählbarer Fülle, eine „Pfaueninsel" schließt den Park ab.

Die Stadt gehört, wie gesagt, wenn auch auf der Baar belegen, dem Schwarzwald nicht mehr an, so daß ein näheres Eingehen auf sie außerhalb des Rahmens unseres Buches läge. Nur eine Inschrift über der Thür des „Gasthofes zum Lamm" wollen wir noch als geschichtlich von Interesse mittheilen:

„Anno 1770 den dritten May wurde ich Fidelis Schmider anhero berufen, den ersten Mundsemmel zur Hochfürstlichen Tafel zu backen, woran der Königin von Frankreich Majestät Maria Antonia speißten. Darnach erbaute ich dieses Haus Anno 1783." Ein „Bäckerwappen", Löwen um einen Kipfel, verziert die Inschrifttafel.

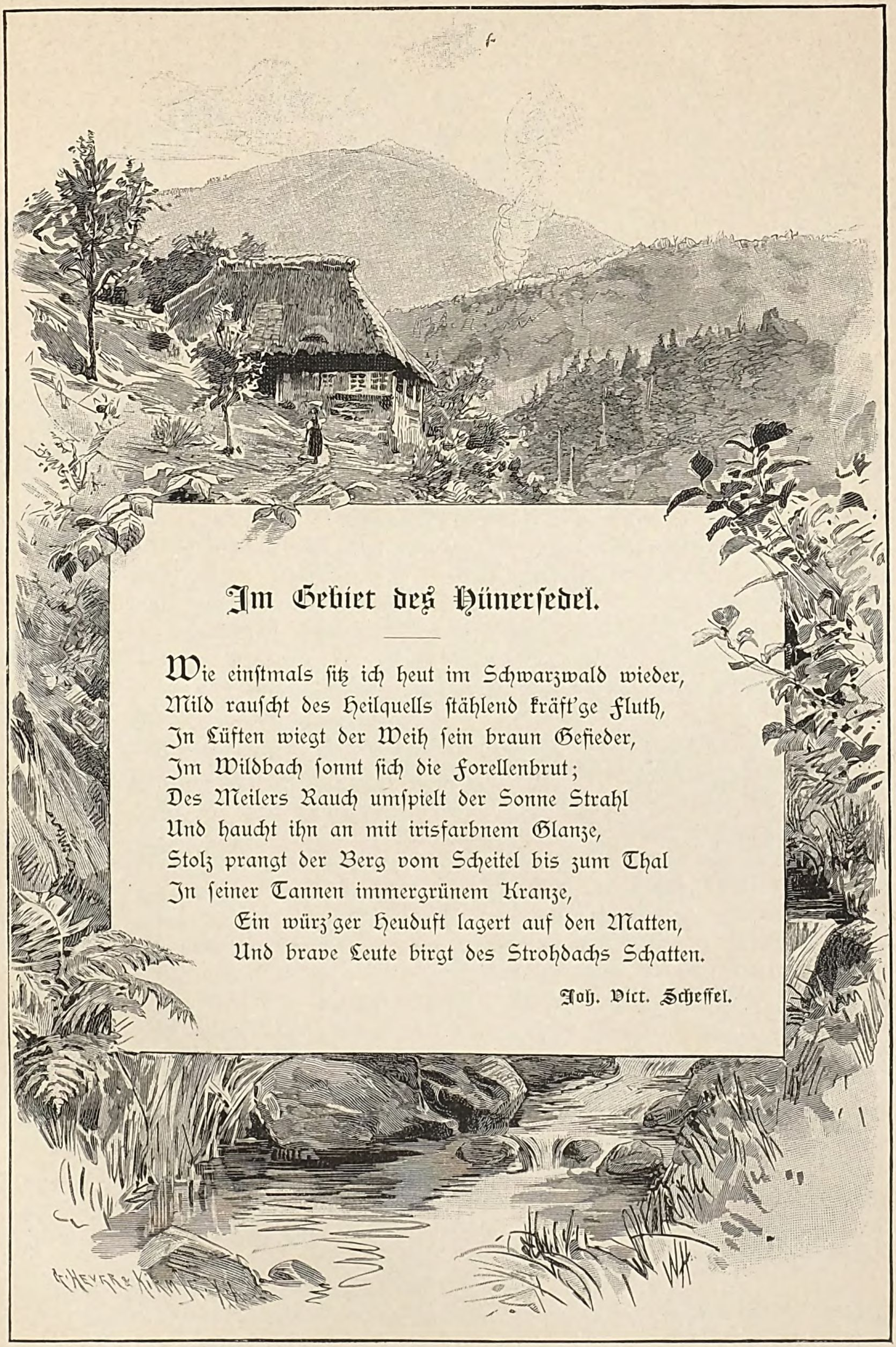
Als Marie Antoniette, „die Majestät von Frankreich", an jenem Maientag die erste Mundsemmel der Kunst Fidelis Schmiders verzehrte, warf der 16. October des Jahres 1793 noch keinen vordeutenden Schatten in das Schloß von Donaueschingen hinein. Der Blick verweilt mit seltsamer Empfindung auf der halb komischen, erst ein Jahrhundert alten Gedächtnißinschrift.

Die Umgegend Donaueschingens enthält mehrere geschichtlich bedeutungsvolle Punkte, südwestlich das Städtchen Bräunlingen, eine der Uransiedlungen auf der Baar, die sich mit dem südöstlich benachbarten Hüfingen (1083 Hiuvinga) darum streitet, das auf der „Peutingerschen Tafel" verzeichnete römische Brigobannae fortzuerhalten. Ueberreste eines römischen Hauses wurden dort im Anfang des vorigen Jahrhunderts aufgefunden (bei Hüfingen ein thönernes Medaillonbildniß des Kaisers Titus); der Hauptaltar in der „Friedhofskirche" stammt aus dem 11. Jahrhundert. Südöstlich von Donaueschingen, doch weiter entfernt liegt nördlich von der Bahn die Ruine Wartenberg; an der Stelle der ehemaligen Burg, von der nur noch ein nach Nordwest sehender Mauerklotz aus Basaltgestein übrig geblieben, erhebt sich seit 1780 ein fürstenbergisches Lustschloß. Sie war Besitzthum der im 15. Jahrhundert ausgestorbenen „Wildenstein von Wartenberg" und zeichnet sich durch ihre Lage auf einem nördlichsten Ausläufer der vulkanischen Erhebungen des Hegaus, einem hohen Basaltkegel (848 m) aus. Diesem gegenüber nach Südwesten, durch das Donauthal getrennt, erhebt sich gleichfalls als Nordausläufer eines anderen Gebirgszuges, des Hohen Randen, der Fürstenberg zu einer Höhe von 919 m. Auf seinem Kalkgestein lag eine Burg (und um diese später ein Städtchen), die ursprünglich den Zollern gehörte, doch 1175 von Herzog Berthold III. von Zähringen erobert ward. Durch die schon erwähnte weibliche Erbfolge der Zähringer gelangte sie an die Grafen von Urach, von denen bei einer Linienspaltung in der Mitte des 13. Jahrhunderts Graf Heinrich I. den Namen „Fürstenberg" annahm. Seitdem bildete das hohe Bergschloß die Hauptburg des fürstenbergischen Hauses und der großen gleichnamigen Herrschaft auf der Baar, ward jedoch im Dreißigjährigen Kriege vollständig, kaum noch auffindbar zerstört. Das Städtchen Fürstenberg, das muthmaßlich die Steinüberreste der Burg für sich verwandt hatte, brannte an einem sturmwilden Sonntagnachmittag im Juli des Jahres 1841 völlig nieder, und die Bewohner siedelten sich nicht wieder auf der rauhen Höhe, sondern am Fuß des Berges (794 m) an. Der kleine Ort zählt kaum 400 Insassen; unweit davon liegt das Dörfchen Homlingen (817 „Weifarius in Huntingan"), dessen Wallfahrtskirche auf den Grundsteinen eines Römertempels ruhen soll. Im Anfang des vorigen Jahrhunderts verbrannte der Ortsgeistliche feierlich ein dort aufgefundenes hölzernes Bildniß als heidnisches Götzenbild zu höchstem Frohlocken der um den Scheiterhaufen tanzenden ländlichen Jugend.

Im Anschluß daran wenden wir uns noch einmal kurz von Donaueschingen durch das Thal der Breg nach Westen aufwärts. Nahe dem uralten Dorf Wolterdingen (775 Villa Wultertingas) befindet sich auf einem waldigen Bergkegel ein aus Findlingsteinen mörtellos aufgeführter, innen leerer Gemäuerwall, der, von den Umwohnern „das alte Schloß" genannt, jedenfalls in die älteste Vorzeit eines Menschenlebens auf der Baar zurückweist. Wo dann weiter aufwärts die Breg von Westen her die Urach als Zufluß erhält, sieht von einem Hügel Neu-Fürstenberg herab, die Ruine einer im 14. Jahrhundert von den Fürstenbergern zur Sicherung der Straße über den Schwarzwald von Villingen nach Freiburg erbauten Burg. Sie ward im Bauernkriege 1525 in Asche gelegt und der dortige fürstenbergische Obervogt von den wüthenden Bauern durch ihre Spieße gejagt. Eine Sage verknüpft dies geschichtliche Ereigniß mit der nah im Bregthal belegenen, ebenfalls von den Bauern 1525 zertrümmerten Burg Zindelstein, im 13. Jahrhundert als „Sindoldstein" genannt. Ein „Graf", der seine Unterthanen schwer bedrückte, ward vor einem Anschlag derselben auf ihn gewarnt, verkleidete

sich als ein simpler Reitknecht und ritt, seinem Pferde die Hufeisen umgedreht anschlagend, um Mitternacht von seiner Burg davon. Doch wie er schon über die Urach gelangt, ward er dennoch aufgespürt, erkannt und von den Rachedurstigen mit Spießen durchbohrt. Unter ihnen befanden sich auch Bürger der Stadt Vöhrenbach („Gebiet des Kandel"), die zur Strafe dafür in ihr Stadtwappen einen Esel aufnehmen mußten, von dem sie sich erst spät für eine hohe Summe wieder loszukaufen vermochten.





Im Gebiet des Hünersedel.

Wie einstmals sitz ich heut im Schwarzwald wieder,
Mild rauscht des Heilquells stählend kräft'ge Fluth,
In Lüften wiegt der Weih sein braun Gefieder,
Im Wildbach sonnt sich die Forellenbrut;
Des Meilers Rauch umspielt der Sonne Strahl
Und haucht ihn an mit irisfarbnem Glanze,
Stolz prangt der Berg vom Scheitel bis zum Thal
In seiner Tannen immergrünem Kranze,
Ein würz'ger Heuduft lagert auf den Matten,
Und brave Leute birgt des Strohdachs Schatten.

Joh. Vict. Scheffel.

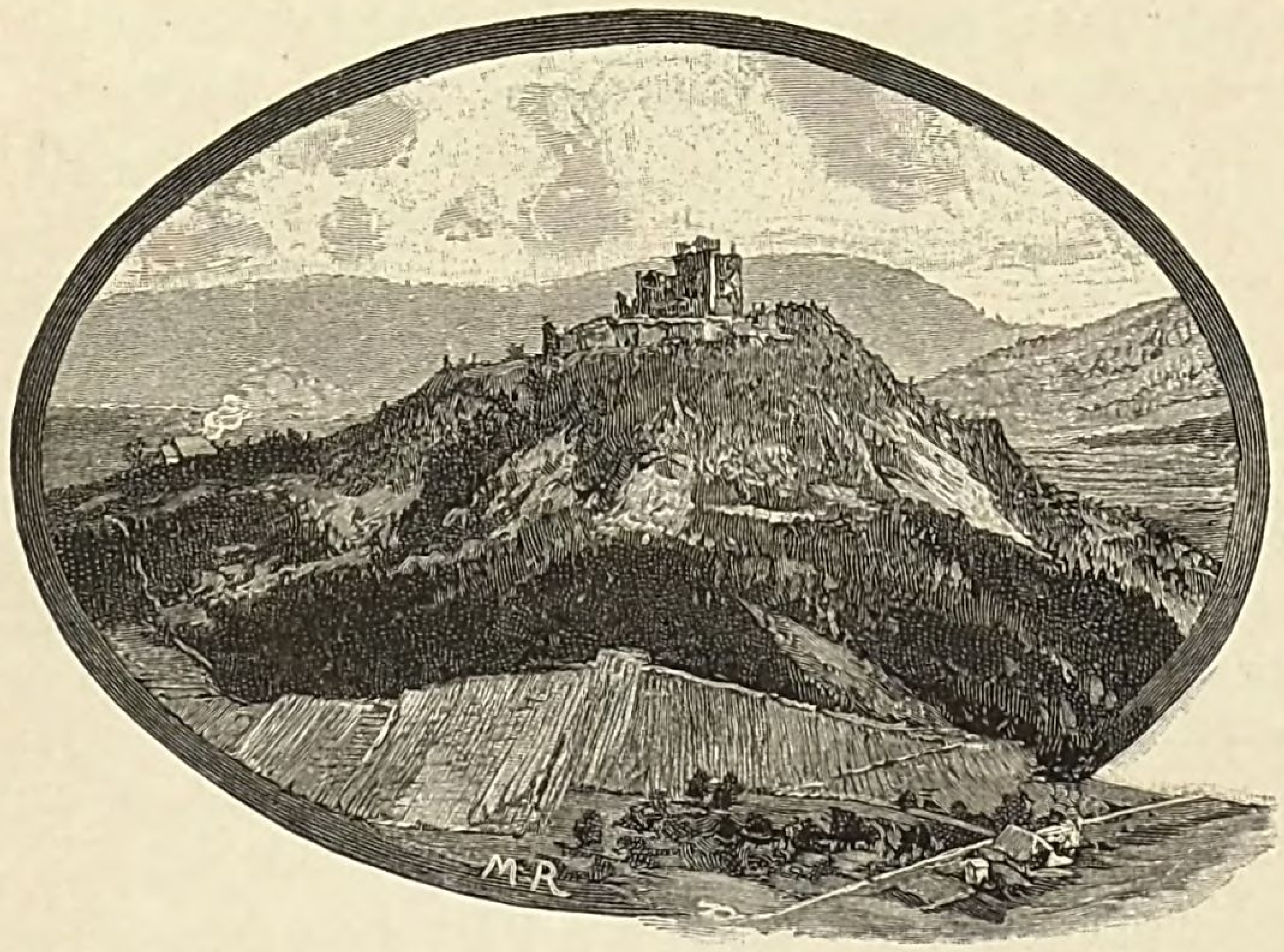
Wenn man auf der Eisenbahn rheinthalaufwärts von der Mündung des Kinzigthals (Offenburg) bis zu der des Elzthals (Station Langendenzlingen) fährt, so begleitet die Bahn anfänglich zur Linken eine ziemlich hohe waldige Bergkette, die sich auf der östlichen Seite noch zur Kinzig hinüberzieht. Dann bei Dinglingen-Lahr mit der Ausmündung des Schutterthales beginnt nach Süden eine ins Kleine, Abgeflachte veränderte Welt. Gegen Osten blickt man dann und wann in sehr dunkelwaldige, von niedrigen Geländen eingefaßte Thäler hinein, dazwischen staffeln sich Lößterrassen rebenbedeckt zu langgestreckten niederen Anschwellungen auf. Keine Berge sind darüber sichtbar, der Charakter der Landschaft ist ein einförmig-langweiliger; der Hindurchfahrende gewahrt fern drüben zur Rechten die ganze vielbegipfelte Kette der Vogesen, aber er fragt sich vergeblich, wo zu seiner Linken der Schwarzwald geblieben sei. Erst wie er an den Rand des Elzthals gelangt, steigt plötzlich massenhaft-gewaltig der Kandel nah vor dem Blick auf.

Und in der That ist auf der ganzen Strecke der eigentliche hohe Schwarzwald nicht nur scheinbar verschwunden, sondern er tritt in Wirklichkeit weit, bis zu acht Wegstunden nach Osten zurück. Seine ununterbrochenen Gipfelhöhen bleiben von Offenburg bis Hausach auf dem rechten Ufer der Kinzig, begleiten dann das Gutachthal, treten in der Gegend von Hornberg an das linke Ufer der dort unweit vom unteren Lauf der Gutach entspringenden Elz und ziehen sich, immer höher emporsteigend, an dieser abwärts, um schließlich nach Südwesten in dem mächtigen Stock des Kandel zu enden. So wird eine fast rechtwinklige Einknickung des Hochgebirgzuges gebildet, und in dieser breitet sich, außerordentlich streng abgeschlossen, zwischen dem Kinzig-Gutachthal, dem Elzthal und der Bahnlinie Offenburg-Denzlingen ein im Ganzen dreieckiger Landstrich aus, der sich auf den ersten Blick als ein „Gebiet" abgrenzt, das wir mit dem Namen des „Hünersedels" belegt haben. Außer diesem und seinem Bergstock besitzt es an größeren Erhebungen noch die nebeneinander befindlichen Kuppen des Kallewald (566 m), Rebio (557 m), Rauchkasten (640 m), Steinfirst (602 m) und Geroldsecker Schloßbergs (526 m); im Westen das Geigenköpfle (600) und im Nordwesten den Tiersberg. An seinen Außenrändern vielbesucht, bildet dies Gebiet seltsamer und unverdienter Weise in seiner Mitte eine der wenigst bekannten Gegenden des Schwarzwaldes. Man könnte es fast eine terra incognita, einen „schwarzen Continent" desselben benennen; nur selten trifft man Jemanden, der jene Mitte mit dem Fuß betreten und mit Augen gesehn. Es führt keine Bahn hindurch, und von allen Seiten beträgt die Entfernung von einer Station der Rheinthal-, Kinzigthal- und Elzthalbahn bis zum Hünersedel mindestens vier Stunden.

Der Schein von draußen täuscht im Uebrigen sehr; wer in dies abgelegene Gebiet eindringt, findet in seinem Innern trotzdem recht beträchtliche Erhebungen und tief eingeschnittene echteste

Schwarzwaldthäler, vielfach reizvoll-einsamster Art. Die Mehrzahl zieht sich auf einen Ursprungspunkt zusammen, den der Hünersedel (746 m) gleich weit von den Städten Lahr, Haslach, Ettenheim, Kenzingen, Emmendingen und Waldkirch bildet. Nur die Stadt Elzach liegt ihm um etwas näher gerückt.

Der Hünersedel trägt seinen Namen, aus dem er sinnlos zum jetzt bräuchlichen verderbt worden ist, mit vollster Berechtigung. Wie der „Hünensessel" eines Patriarchen thront er kahlhäuptig, nur von Pfriemenkraut bedeckt, hoch in schweigender Einsamkeit über seinem besonders nach Westen mit unermeßlichen Wäldern überdunkelten Gebiet. Er ist gradezu einer der besuchenswerthesten Berge des Schwarzwaldes, einen der schönsten und eigenartigsten Rundblicke desselben darbietend, der über ein weites Geflecht von Thälern und Höhen hin das ganze Rheinthal umfaßt, besonders aber nach Südosten die vollste Anschau der machtvollen Kandelberggruppe gewährt. Man trennt sich schwer von der stillen, einem Knauf gleich abgerundeten Kuppe, die an ihrer Nordseite (gegen Schweighausen) tausendfältig mit hohen, außerordentlich dunkelblüthigen Digitalisstauden, märchenhaft leuchtend, überdeckt steht.



Hohengeroldseck.

Der Hünersedel ist der höchste Punkt eines verästelten Knotenbergstocks, von dem nach allen Seiten die Wasserläufe ihren Ursprung nehmen, die Schutter, Unditz und Bleich ins Rheinthal, die Bretten und der Binderbach zur Elz, der Harmersbach zur Kinzig; unzählige andere Bäche und Quellen noch rieseln von den Abdachungen des Hünersedels herunter. Etwas westwärts von diesem liegt der Hof Streitberg (455 m) auf einer Sattelhöhe, von der die Straßen sich nach allen Himmelsrichtungen oft steil in die Thäler hinabwinden. Das Dorf Schweighausen, schon 926 urkundlich auftretend, 1132 als „Sweichusen" in Anlaß der Einweihung seiner St. Romanskirche genannt, liegt unter dem jähen Nordabsturz des Hünersedels am Ursprungsbeginn der Schutter. Der freundliche Ort bildet gleichsam eine kleine ländliche Metropole des ganzen Gebiets, und die Umgegend ist durch ihre Gesteinfunde, Jaspis, Bergkrystall und schneeweiße Porphyrerde interessant.

Im ganzen Innern unseres durch die Wasserläufe der Elz, der Kinzig-Gutach und die Ebene von der Natur selbst aufs Genaueste abgegrenzten Gebietes ist nichts Anderes als landschaftliche Schönheit mannigfacher und doch auch sich sehr ähnelnder Art zu finden. Kein Städtchen, sogar kein Burgüberrest liegt darin; was an größeren Ortschaften, wie an geschichtlich denkwürdigen Punkten zahlreich vorhanden ist, zieht sich am Außenrand entlang oder doch nur wenig in die unteren Thalbreiten der kleinen vom Hünersedel entspringenden Gewässer hinein. An der Seite der Kinzig befindet sich überhaupt nichts nach jener Richtung Anzumerkendes außer dem von uns schon als Biberach benachbart erwähnten sagenreichen Prinzbachthälchen. Der in diesem früh betriebene Bergwerksbau auf Blei- und Silbererze wiederholte sich sehr vielfältig auch in anderen Thälern um den isolirten Mittengebirgsstock des Gebietes herum.

Wir folgen zunächst von Schweighausen dem Lauf der nordwestlich gewendeten Schutter

abwärts. Sie bildet das größte und belebteste der Thäler, das schon in seinem oberen Theil einen ziemlich einwohnerreichen Ort in dem — während der „Geroldseckischen Fehde“ 1429 bis 1436 mehrere Jahre von seinen Insassen völlig verlassenen — Dorf Dörlinbach aufweist. Dann zieht sich die große Gemeinde Schutterthal hinab, die Trümmer eines alten Burgschlosses „Mollenkopf“ liegen an der Bergwand, nachher im Thal die wieder ausgebesserten und bewohnten des geroldseckischen Schlosses Dautenstein (Duttenstein), darunter füllt der gewerbereiche Marktflecken Seelbach (1179 urkundlich als „Sellebach“), in welchem der liebenswürdige, 1882 gestorbene Poet Ludwig Auerbach zuletzt gewohnt, das Thal. Die Straße desselben mündet in die bei der Station Dinglingen-Lahr aus der Rheinebene sich nach Biberach-Zell ins Kinzigthal abzweigende große Landstraße, deren Ansteigerung gegen Osten auf den „Schönberg“ (wie der gleichnamige Berg bei Freiburg ursprünglich und urkundlich „Schinberg“ genannt) wir rechtshin ein Weniges nachfolgen, um die Ruine der schon einmal flüchtig vom Kinzigthal aus gewahrten Burg Hohengeroldseck zu begrüßen. Sie ragt noch über dem auf einer Paßhöhe (373 m) über dem Prinzbachthal belegenen kleinen Weiler Schönberg empor.

Die Burg Hohengeroldseck nahm in der Mitte des westlichen Schwarzwaldes eine ähnlich hervorragende Stellung ein, wie die Burg Fürstenberg in der seiner östlichen Abdachung. Sie war die Residenz der Grafen von Geroldseck und Mittelpunkt ihrer die südliche Hälfte der Ortenau umfassenden Herrschaft. Eine unerwiesene Ueberlieferung läßt das vermuthlich auf den Grundmauern eines römischen Wartthurms ruhende Schloß im Jahre 798 von einem „Gerold, Herzog in Schwaben und Graf zu Bußi (Bussen), Schwager Karls des Großen“ erbauen; eine in der Ruine am Eingang des Pallas eingemauerte Tafel, wohl aus dem 16. Jahrhundert, mit der ein Wappen umfassenden Inschrift, welche unser Künstler nach der Näher'schen Originalaufnahme hier wiedergegeben hat:



„Hohengerolt-seck. Mich baute von Ehrenreich Herr Geroldt hiesz, dem grossen Keiser Karlo werdt, in viel ritterliche Thate bewert, wardt auch Margroff in Oesterreich, in Schwoben Herzog zugleich. Auch Groff zu Bussen sich genannt, den Namen tragen in solchem Standt, doher sein hoch geboren Geschlecht diese Hernwappen fueret recht“

giebt auch von jener Ursprungssage Nachricht, ebenso älteste Schriftstücke aus dem Kloster Gengenbach. Urkundlich erscheint indeß die Burg zuerst im 12. Jahrhundert, sie war die Stammburg des sich in drei Zweige — Hohengeroldseck, Geroldseck im Wasgau und Geroldseck im Walgau — zertheilenden großen Dynastengeschlechts; ursprünglich nur „Geroldseck“ benannt, erhielt sie 1215 den unterscheidenden Zusatz, als abwärts im Schutterthal bei Lahr die Tiefburg Geroldseck erbaut wurde. Die Linie „Hohengeroldseck“ starb 1634 aus, und nachdem Baden-Durlach das Schloß kurze Zeit besessen, kam es 1697 durch Oesterreich an die Grafen (jetzigen Fürsten) von der Leyen. Im selben Jahr aber auch ward es von dem Marschall von Créqui in die Luft gesprengt.

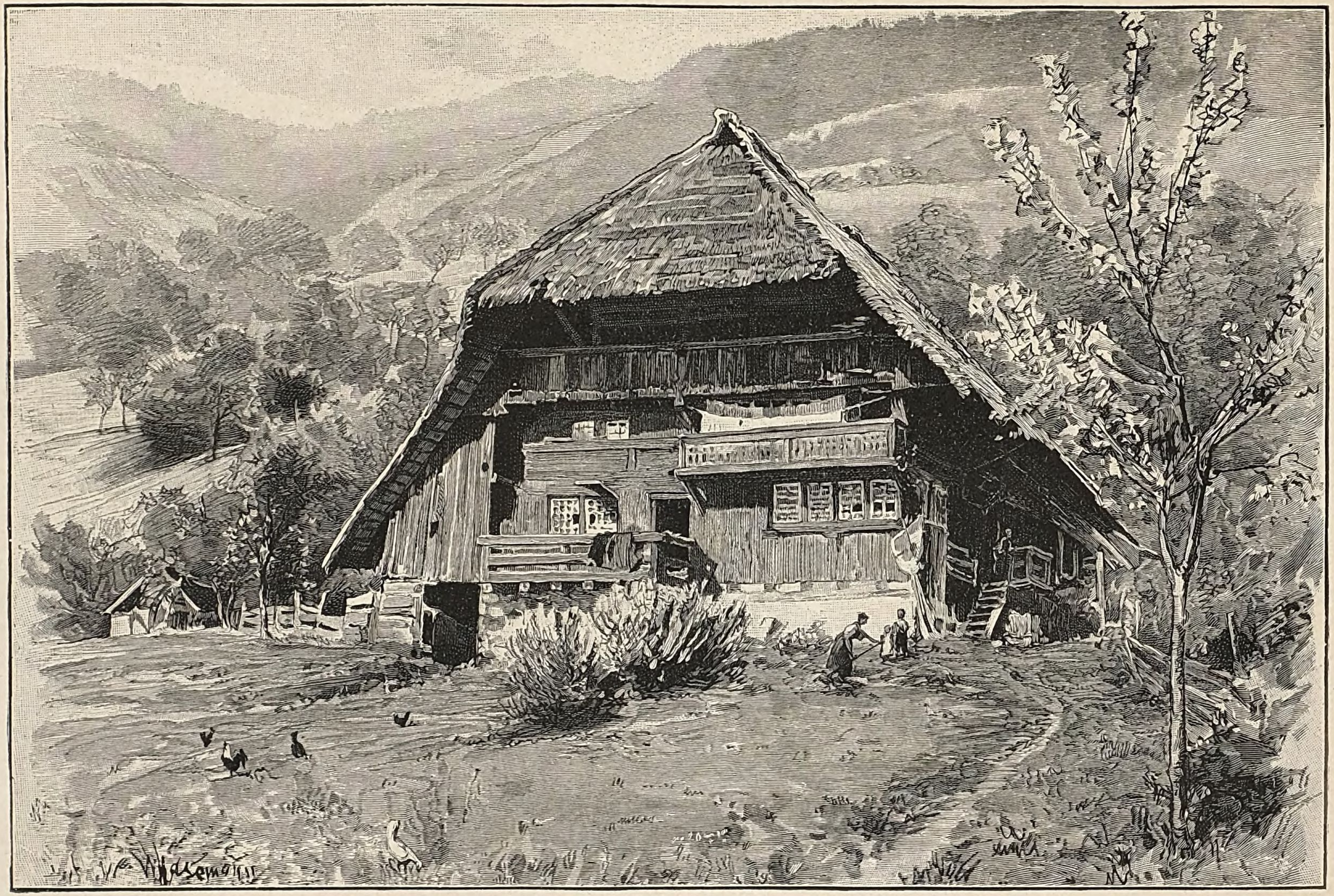
Die Burgtrümmer liegen, vom Sattel des Schönberg aus gesehen, nur auf mäßiger Angipfelung, gegen das Schutterthal indeß blicken sie außerordentlich stolz und beherrschend noch bis in die Rheinebene hinab, wo man sie von der Bahn aus als ragenden Abschluß gewahrt.

Erhalten ist nicht sehr viel, aber das Wenige, hauptsächlich ein Theil des Pallas, einem steilen, gewaltigen Felsklotz aufgemauert, von ungewöhnlicher Mächtigkeit und Schönheit, ganz besonders die Spitzbogen-Nischenfenster des Rittersaals. Der Umfang der Burg nahm den ganzen Bergkopf ein, ein verschütteter Brunnen war tief in den Felsen, vermuthlich mit ungeheurem Mühaufwand weit hinunter bis gegen die Sohle des Kinzigthals getrieben, um die Burg vollständig von der Wasserzufuhr von außen unabhängig zu machen. Sie ist jetzt sehr bequem zugänglich gemacht und gewährt wundervolle Aussicht.

Wie schon erwähnt, erbaute sich im Anfang des 13. Jahrhunderts eine Linie der Herren von Geroldseck um zwei Stunden abwärts von ihrem Stammschloß im Schutterthal eine Tiefburg „Geroldseck" und veranlaßte dadurch wahrscheinlich die Begründung der Stadt Lahr, zunächst als eine östliche Weiterausdehnung des äußerst alten, schon 961 als „Tundelinga" genannten Dorfes Dinglingen. Die Burg und die Stadt Lahr — urkundlich 1267 zuerst „Lare", indeß wohl aus „Loh, Lohr" entstanden — wurden Residenz und Hauptort einer „unteren Herrschaft" Geroldseck (Lahr-Mahlberg), die nach vielfachem Wechsel im Anfang des 16. Jahrhunderts an die Grafen von Nassau-Saarbrücken fiel. So blieb die Stadt bis 1803 nassauisch, in welchem Jahre Baden sie gegen die Grafschaft Sayn-Altenkirchen eintauschte. Die Tiefburg Geroldseck, am Südrand (jetzt inmitten) der Stadt belegen, ward 1677 mit dieser durch Créqui eingeäschert und nicht wieder hergestellt. Nur ein Eckthurm des alten Schlosses (nach einem „Storchennest" darauf benannt) mit etwas Umfassungsmauer drumher ist noch vorhanden, doch so verbaut, daß es schwer fällt, seiner recht ansichtig zu werden; ein paar erhaltene Fensterbögen zeigen romanischen Stil. Nordwärts ein wenig über die Stadt emporgehoben, nur einige Minuten von ihr entfernt, liegt das Dorf Burgheim, schon 1035 genannt, ehmals einen „Burgstall" der „Schenken von Burgheim" umschließend, mit einer dicht von Epheu übersponnenen uralten romanischen Kirche, die im erwähnten Jahre 1035 vom Bischof Wilhelm von Straßburg eingeweiht wurde, doch jetzt zur Hälfte als Scheuer dient. Ein Augustinerkloster Lahrs ward 1259 von Walter von Geroldseck gegründet, die Kirche desselben blieb als heutige Pfarrkirche der vom nassauischen Besitz her zu drei Vierteln protestantischen Stadt. Diese war im Mittelalter mit Mauern umgeben und besaß 1643 noch vier, jetzt spurlos verschwundene Thore; die Schutter fließt durch sie hin. Aus einem langjährigem Reichskammergerichtsproceß, den Lahr 1772 gegen seine nassauische Herrschaft führte und der gewaltsame Aufstände mit sich brachte, entstammten die Bezeichnungen der „Bockspfeifer" und „Schnabeliner".

Die heutige Stadt Lahr mit 10000 Einwohnern nimmt in Bezug auf Industrie, Fabrikwesen, Handel und Gewerbethätigkeit mit Pforzheim den ersten Rang unter den Schwarzwaldstädten ein und ist von höchst reger Lebendigkeit, doch eine Schönheit kann man sie, ohne empfindlich zu schmeicheln, nicht benennen. Sie besitzt sogar kaum eine einzige Stelle, an der ein Beschauer zu der Aeußerung, das sei ein hübscher oder eigenartiger Anblick, veranlaßt werden könnte. Nur nach Dinglingen zu hat das großartige Vermächtniß eines Lahrer Stadtsohnes, Namens Jamm, eine schöne Parkanlage mit einem Bürgercasino und vortrefflicher Bibliothek geschaffen. Nach literarischer Richtung bildet die Geschäftsstadt fast überraschend den Wohnort zweier Dichter, Ludwig Eichrodts und Friedrich Geßlers; außerdem ist sie bekannt als Verlagsort des weit verbreiteten „Hinkenden Boten". Als ein etymologisches, aber bezeichnendes Curiosum wollen wir den Namen eines Berges bei Lahr erwähnen. Er heißt im Volksmund „Pipelesberg" und ist nichts Anderes als ein „Hünenberg", nur noch um einen Schritt weiter als der Hünersedel von den „Hühnern" zu den „Pipeles" durchgegangen.

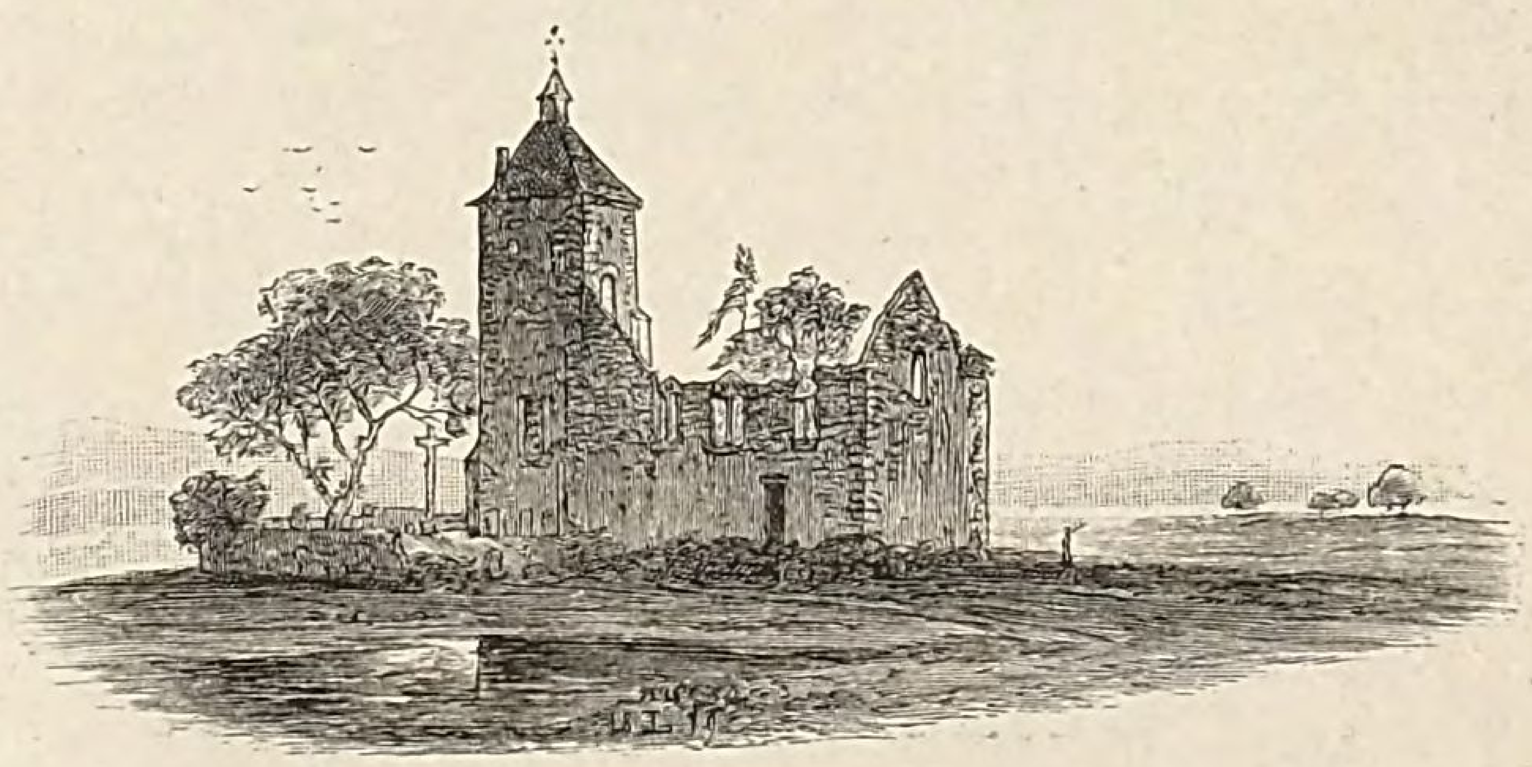
Nach Westen geht Lahr unmittelbar in seine Eisenbahnstation, zu der eine kleine Zweigbahn führt, den schon genannten langhingestreckten Marktflecken Dinglingen über, auf dessen Schutterbrücke 1642 die Auswechslung des 1638 bei Rheinfelden durch Bernhard von Weimar gefangen genommenen, berühmten kaiserlichen Reitergenerals Jean de Werth gegen den schwedischen Feld-



Schwarzwälder Bauernhaus. Von Wilhelm Hasemann.

marschall Gustav Horn stattfand. Nördlich über Dinglingen erhebt sich, weithin durch die ganze Ortenau sichtbar, ein nach Westen ins Rheinthal vorspringender, langrückiger Ausläufer des Gebirgs, der Schutterlindenberg (298 m), von einigen alten Linden gekrönt und ersteigenswerth wegen seines außerordentlich weiten und umfassenden Fernblicks. Er setzt sich nordostwärts über Einsattlungen zu dem über 600 m ansteigenden Steinfirst fort, unter dem sich nordwestlich das Diersburger Thal mit der Ruine des Tiersberg oder der Diersburg hinunterzieht. Sie liegt auf einem freistehenden Felsen in der Mitte des Thals, noch ziemlich ansehnlich, mit schön erhaltenen, zum Theil bloßgelegten romanischen Fensterbögen, wird 1197 als Sitz „Derer zum Stein von Tiersberg" genannt und war geroldseckisches Lehen, bis sie im 15. Jahrhundert an die noch jetzt in ihrem Besitz verbliebenen und sich nach ihr benennenden Freiherren von Röder-Diersburg überging. Im Thale drunter befindet sich eines der wenigen Kohlenbergwerke des Schwarzwaldes, und uralte Silbergruben liegen daneben verödet.

Der Bach des kurzen Diersburger Thales, das sich in einem nördlichen Vorsprung unseres „Gebietes" gegen Offenburg zu öffnet, fließt in die Schutter; von seiner Ausmündung in die Rheinebene wenden wir uns an der Bergwand entlang nach Süden zurück. Hart unter ihr, unweit der Bahnstation Friesenheim (1016 „Fresenheim", die Ansiedlung des Franken Freso) sieht das Dorf Heiligenzell auf, ebenfalls 1016 in einer Schenkungsurkunde Kaiser Heinrichs II. als „Ruotgerswilre, dicta vulgo sancta Cella" erwähnt; wahrscheinlich stammt der Name von der Begründung einer Zelle durch Heilika, die letzte Dynastin von Mahlberg. Etwas weiter in die Ebene hinaus zieht von der Bahn aus eine im einsamen Feld belegene zerfallene Kirche den Blick auf sich.



Gutleutkirche.

Der niedrige Thurm und der Chor sind erhalten, während aus den Mauern des Schiffes bis vor Kurzem ein hoher Baum aufwuchs, der leider verschwunden ist. Im 13. Jahrhundert erbaut und dem heil. Leogard geweiht, war es die Pfarrkirche des Dorfes Oberschopfheim, von einem „Freythof", dem Begräbnißplatz desselben, umgeben. Ein Eremit stellte sie im vorigen Jahrhundert zum Theil wieder her und wohnte in dem Thurm; nach den vielen andächtigen Leuten, welche damals dorthin wallfahrteten, erhielt das alte Bauwerk den Namen Gutleutkirche (oder „Leutkirch"). Oberschopfheim, im 17. Jahrhundert wie Alles in weitester Runde von den Franzosen niedergebrannt, wurde weiter von ihr entfernt wieder aufgebaut. Ihm schräg gegenüber ragt auf der westlichen Seite der Bahn über neuzeitlichem, mächtigem Kirchenbau ein hoher Thurm aus der Ebene auf. Sie bilden ein Gedenkmal der Stätte, auf der sich wohl das älteste Kloster des Schwarzwaldes, das Benedictiner-Kloster Schuttern am Unterlauf der Schutter erhoben. Es wird urkundlich schon 630 „Offoniswilare", 1016 „Offoniscella" genannt; im 11. Jahrhundert erhielt es den Namen Schuttern. Sagen von seiner Stiftung durch einen englischen Königssohn Offo, denselben, der die Stadt Offenburg begründet haben soll, sind nicht haltbar, und die Auffindung eines Steines im Jahre 1770 in den Ruinen der alten Klosterkirche mit der Inschrift unter einem Bildniß: Rex Offo fundator hic sepultus", hat jedenfalls ein späteres, Täuschung bezweckendes Erzeugniß ans Licht gefördert. Geblieben ist von dem alten Klosterbau nichts. Er ward bereits 938 von den Hunnen zerstört, dann im 12. und 13. Jahrhundert durch Feuersbrünste wieder vernichtet, ebenso im Bauern-, Dreißigjährigen und Erbfolgekrieg. Doch erhielt sich das Kloster unter 89 Aebten bis zu seiner Aufhebung im Jahre 1803; der letzte Abt war Placidus III. Bacheberle, der 1824 in seiner

Vaterstadt Oberkirch starb. In der Nähe des Klosters befand sich eine 1330 erbaute, doch schon früh wieder verschwundene geroldseckische Tiefburg; zur selben Zeit wird der Ort Schuttern als „Stadt mit Mauern und Gräben“ bezeichnet, doch diese Benennung verliert sich im 16. Jahrhundert und „Flecken“ oder „Dorf“ tritt an die Stelle.

Etwas nach Nordwesten von Schuttern über das Dorf Schutterzell (1139 „Celle“, dann „Blenzenzelle“) gegen den Rhein sieht, an einem Altwasserarm desselben aufragend, ein spitzer Kirchthurm, gleichfalls als eine Gedächtnißstätte deutschen Landes, herüber. Sie ist anders geartet als die des alten Klosters und hat doch auch wieder eine gewisse Aehnlichkeit mit der weltabentlegnen Zelle eines Mönches oder vielmehr einer Nonne. Der Kirchthurm ist der des protestantischen Pfarrdorfes Meißenheim, wohin Friederike Brion, die elsässische Jugendliebe Goethes, nach dem Tode ihrer Eltern von Sesenheim hinüber zog, um bei ihrem hier als Pastor angestellten Schwager Marx, dem Gatten ihrer Schwester, lange Ausgangsjahre ihres Lebensabendes zuzubringen. Sie starb ziemlich bejahrt und von den Dorfbewohnern verehrt am 3. April 1813 und wurde auf dem stillen, veilchenüberblühten Kirchhof Meißenheims begraben. Im Jahre 1866 machte Friedrich Geßler in Lahr mit Mühe bei dem hochbetagten Todtengräber ihre Gruftstätte ausfindig und veranlaßte, daß über dieser an der Kirchenwand ein Gedenkstein mit einem Medaillonbildniß „Friederikes von Sesenheim“ errichtet ward. Darunter steht die kurze, wunderbar schöne Grabschrift, die Ludwig Eckardt hinzugefügt:

„Ein Strahl der Dichtersonne fiel auf sie
So reich, daß er Unsterblichkeit ihr lieh.“

Am 5. April 1883, grade siebzig Jahre seit dem Tage und um dieselbe fünfte Nachmittagsstunde, in welcher sie dort in die Erde niedergelassen worden, brach der Verfasser dieses Buches von dem Epheu, der das Denkmal umrahmt, ein Gedächtnißblatt, um es mit sich zu nehmen —



Heimlich nickt's mir; heimgekommen,
Hält ein Blättchen meine Hand,
Einem stillen Grab entnommen,
Dran ich eben sinnend stand:
Einsam an der Kirchenmauer
Schweigend lag es, fern weltab,
Nur des Windes leiser Schauer
Bog die Blätter um das Grab.

Veilchen blühten rings am Grunde,
Lerchenruf aus blauer Luft —
So auch wars zu jener Stunde,
Als hier offen stand die Gruft,
Als der Sarg sie langsam nieder
Sinken ließ zum dunklen Grund —
Gleiche Stundenschläge wieder
Rief derselben Glocke Mund.

Und es haben scheu die Hände
Vor dem Blättchen mir gezagt —
Dämmernd ging hier einst zum Ende,
Was im Frühlicht so getagt!
Hoher Glanz und tiefe Trauer
Stritten um das stille Grab,
Und es fiel im Lenzesschauer
Drauf ein Schatten kühl herab.

Von der Station Dinglingen führt die Landstraße in zwei Stunden nach Meißenheim hinüber; da wir uns hier am Rhein befinden, folgen wir dem Altwasser desselben ebenfalls ein paar Stunden aufwärts, ein wenig über die Stelle hinaus, wo die Undiz in jenen einmündet.

Dort liegt neben dem Marktflecken Rust (763 als „Rustun" genannt) eine völlig erhaltene Tiefburg, die Balthasarburg, 1575 von den noch jetzt in ihrem Besitz befindlichen Freiherren Böcklin von Böcklinsau erbaut. Sie erinnert etwas an das Schloß Neuweier unter der Yburg und nimmt sich, obwohl die Gräben und Vorburgmauern umher verschwunden sind, sehr hoch-stattlich aus. Besondere kaiserliche Privilegien begnadigten sie und ihre Besitzer, welche, vielfach alte „Stättemeister" von Straßburg, schon zuvor als „Böcke" in der Gegend ansässig waren, so daß die letztere die „Böcklingsau" genannt wurde. Der Name der Burg stammt von dem eines ihrer ersten Inhaber im Anfang des 17. Jahrhunderts; etwas nördlich von ihr liegt das alte große Dorf „Kappel am Rhein", einer der Hauptsitze des Altkatholicismus in Baden, kriegsgeschichtlich bekannt durch die Erstürmung der hier von Bernhard von Weimar errichteten Schanzen durch Jean de Werth (1638).

Nun wenden wir uns gradhinüber gegen den niedrigen Gebirgsrand zurück und begegnen zur Linken der Bahn abermals einem erhaltenen, doch nicht ebenerdig belegenen, sondern von einer kleinen, völlig isolirten und zwar vulkanischen Felshöhe, gleichsam einer Vorhut des „Kaiserstuhls", niederschauenden Schloßbau. Fast rundumher fließt ein Städtchen, das mit der Burg den Namen Mahlberg theilt. Hier ist älteste, wohl zweifellos schon decumatische Ansiedlungsstätte; im benachbarten Dorfe Altdorf wurden römische Metallgeräthe gefunden, und die niedrige Kuppe lud zunächst im Rheinthal zur Bewohnung ein. Doch ist urkundlich nichts über den Ursprung der anfänglich zähringischen, dann hohenstaufischen Burg nachweisbar. Kaiser Friedrich II. verweilte 1218 auf ihr, und Konradin, der letzte Hohenstaufe, verkaufte sie 1266 an die Herren von Geroldseck; im 14. Jahrhundert taucht die „ummauerte Stadt" zuerst auf, einen Mitbestandtheil der schon erwähnten „unteren" geroldseckischen Herrschaft Lahr-Mahlberg bildend. In den Namen des letzteren hat sich fälschlich ein h hineingeschlichen (der Volksmund früherer Zeit machte auch Molburg und Maulburg daraus); er hieß Malberc und bezeichnete eine älteste „Mal"stätte der Ortenau. Jean de Werth und nachher (1677) die Franzosen zerstörten die Burg vollständig, so daß nichts als ein wenig Mauerwerk von ihr erhalten geblieben; das jetzige Schloß wurde von dem Markgrafen Friedrich V. von Baden-Durlach hergestellt und ging später in den gegenwärtigen Besitz der Freiherren von Türkheim über. Nach Ablauf der Kriege des 17. Jahrhunderts siedelten sich Bauern auf der Nordwestseite unter dem Burgberg an und begründeten auch ein Dorf Mahlberg auf der Stelle, wo schon im Mittelalter eine kleine Tiefburg, das „wasserhus ze Malberg", gestanden. Das heutige, alterthümlichen Aussehens über der Stadt und dem Dorf thronende Schloß bietet herrliche Weitsicht und enthält in seinem kleinen Parkhof eine Menge hochwipflig aufragender Bäume. Die Stationen Kippenheim (763 Chipinheim) und Orschweier (1085 Horicheswilare) liegen beide etwa eine halbe Stunde von Mahlberg entfernt.

Von Lahr aus zieht sich auf dem die Rheinebene begrenzenden niedrigen Berggelände, östlich hinter Mahlberg vorüber, ein vier Stunden langer Wald, „der Langenhard", nach Süden bis an den Einschnitt des Thales der Undiz (oder „Ettenbach"), das gewöhnlich nicht nach dieser, sondern „Münsterthal" (nicht mit dem gleichnamigen unter dem Belchen zu verwechseln) genannt wird. Seinem Ausgang nah liegt das Städtchen Ettenheim, das wir schon bei der nächtlichen Gefangennahme des jungen Herzogs von Enghien besucht. Wir fügen hier nur bei, daß „Etinheim" bereits 763 in einer Schenkung des Bischofs Heddo von Straßburg an das Kloster Ettenheimmünster (monasterium divi Ettonis) urkundlich auftritt. Das Innere der von der Bahn aus unscheinbaren Stadt bietet mancherlei Interessantes; der Fürstbischof Cardinal von Rohan, eines der treuesten Spiegelbilder der damaligen hohen französischen Gesellschaft, nahm hier seinen Wohnsitz, als er Frankreich um der berüchtigten „Halsbandgeschichte" willen verlassen, und Ettenheim bewahrt eine höchst charakteristische Marmorbüste von ihm. Wohl durch ihn auch ward es von 1790 bis 1794 ein Hauptsammelplatz vornehmer französischer Emigranten; die Prinzessin von Rohan-Rochefort, die heimliche Gemahlin des Herzogs von Enghien, entstammte

einer Linie Rohan-Guemenee. Das „Ichtrazheinische“ Haus, in welchem der Ueberfall stattfand, steht noch unverändert, und man kann die erinnerungsvollen Räume desselben besuchen.

Eine halbe Stunde von Ettenheim im Münsterthal aufwärts liegt das Dorf Münchweier, 926 als „monachorum villa“ genannt, und am Ende desselben die vielberufene, im vorigen Jahrhundert hoch- und schlankthürmig erbaute Wallfahrtskirche St. Landolin, auf dem Platz, wo die Sage den schottischen Glaubensboten Landolin von einem Vasallen der „Herren von Gisenburg“ im 7. Jahrhundert erschlagen läßt. Sein Blut rieselte dort zur Erde, und es entsprangen sogleich (dicht vor der Kirche, jetzt eingefaßt) die heilkräftigen Wunderquellen daraus, welche, kurze Strecke in Röhren fortgeleitet, ein weitberühmtes und vielaufgesuchtes „Glaubensbad“ begründeten. Bis zum Ende des 17. Jahrhunderts war dieses ein offnes Becken, dann ward ein Bad- und Gasthaus gebaut; das heutige Badgebäude verdankte 1720 dem Abt Johann Baptist Eck seine Entstehung. Die Umgebung im frischen Waldthal ist anmuthig und der Aufenthalt für Solche, welche Naturstille den Freuden eines Modebades vorziehen, wohl zu empfehlen, selbst für den Fall, daß die Quelle des heil. Landolin keine Wunderkraft an ihnen bethätigen sollte.

So befand sich die erste Klosteranlage des Thales bei Münchweier, wo der Bischof Witgern von Straßburg 725 ein Klösterchen — cella monachorum — stiftete; dies ward im 9. Jahrhundert etwas weiter thalaufwärts verlegt und erhielt den Namen Ettenheimmünster nach dem schon genannten Bischof Heddo (Etto). Es war eine hochangesehene, reichbegabte, sich durch große Gastlichkeit auszeichnende Abtei, die von ihrem ersten Abt Hidolph bis zum letzten Arbogast Häusler, der 1803 die Aufhebung erlebte, 51 Aebte besaß. Die Klostergebäude brannten oftmals nieder oder wurden von Kriegen verheert; am Ende des vorigen Jahrhunderts trieben die französischen Emigranten argen Unfug darin; anfänglich (1790) nahm der Cardinal Rohan dort seinen Wohnsitz. Der heut noch bestehende Klosterbau stammt aus dem Jahre 1719; zwar halb verfallen und größtentheils unbenutzt, bildet er ein ansehnliches Gebäudeviereck mit hoher Kirche und großem Garten. Eine gute Gasthofswirthschaft macht den Aufenthalt zu einem angenehmen; die Ortschaft, zu der das Kloster gehört, heißt Münsterthal, in kleinen zwei Stunden von der Station Orschweier erreicht. An der südlichen Thalwendung befinden sich auf der Höhe geringfügige waldbedeckte Ueberreste der Gisenburg (in alten Klosterschriften auch „Wissenburg“, vermuthlich nach einer Gräfin Wissegardis benannt), deren Besitzer ein fabelhafter „Gisocus“ gewesen sein soll, dessen Jäger sich das Verdienst der Ermordung des heil. Landolin erworben, da hierdurch die Wunderquelle entsprungen und des Weiteren die Klostergründung veranlaßt worden. Der Platz, auf dem das Bergschloß gestanden, führt jetzt den unchristlichen Namen „Heidenkeller“ und ist von einer 1815 durch Badegäste errichteten hohen Pyramide aus Steinen überhöht; doch der Inhaber eines unweit davon belegenen Meierhofs wird noch „der Gisenmeier“, ebenso die Höhe der „Gisenberg“ genannt. Für uralte Ansiedlung auf der Stelle spricht ein 1811 dort gemachter Fund einer Menge in einen Stein eingeschlossener Bracteaten. — Erwähnen wollen wir noch, daß nördlich von Münsterthal, ungefähr in der Mitte zwischen Münchweier und Mahlberg, ein Tiefschloß Schmieheim lag, das jetzt zum Theil als Schulhaus des gleichnamigen Dorfes dient. Es gehörte im 14. Jahrhundert dem Ritter Eppo von Hadstatt und kam nachher an die von Bock, von denen sich ein Allianzwappen mit einem Bock darin über einer Thür der Burg findet. Sie ist baufällig, besitzt aber noch zwei äußerst starke Eckthürme und einen Treppenthurm in der Mitte.

Hinter Ettenheimmünster wird das Thal der Undiz völlig menschenleer-einsam und zieht sich durch tiefe Wälder zur uns schon bekannten Sattelhöhe von Streitberg gegen unseren Gebietspatriarchen, den Hünersedel, hinauf. Wo am Südwestabhang desselben die Bleich und die Bretten ihren Ursprung nehmen, bildet zwischen ihnen ein Hochland von 4—500 m die Wasserscheide, auf welchem die unendlich weit zerstreute Berggemeinde Ottoschwanden (die „Schwindung des Otto“), ein Urbild ältester alemannischer Hofansiedlungen, liegt. Wir folgen der Bleich wieder abwärts, deren Thal mit hohen Waldlehnen ganz dem der Undiz gleicht, doch

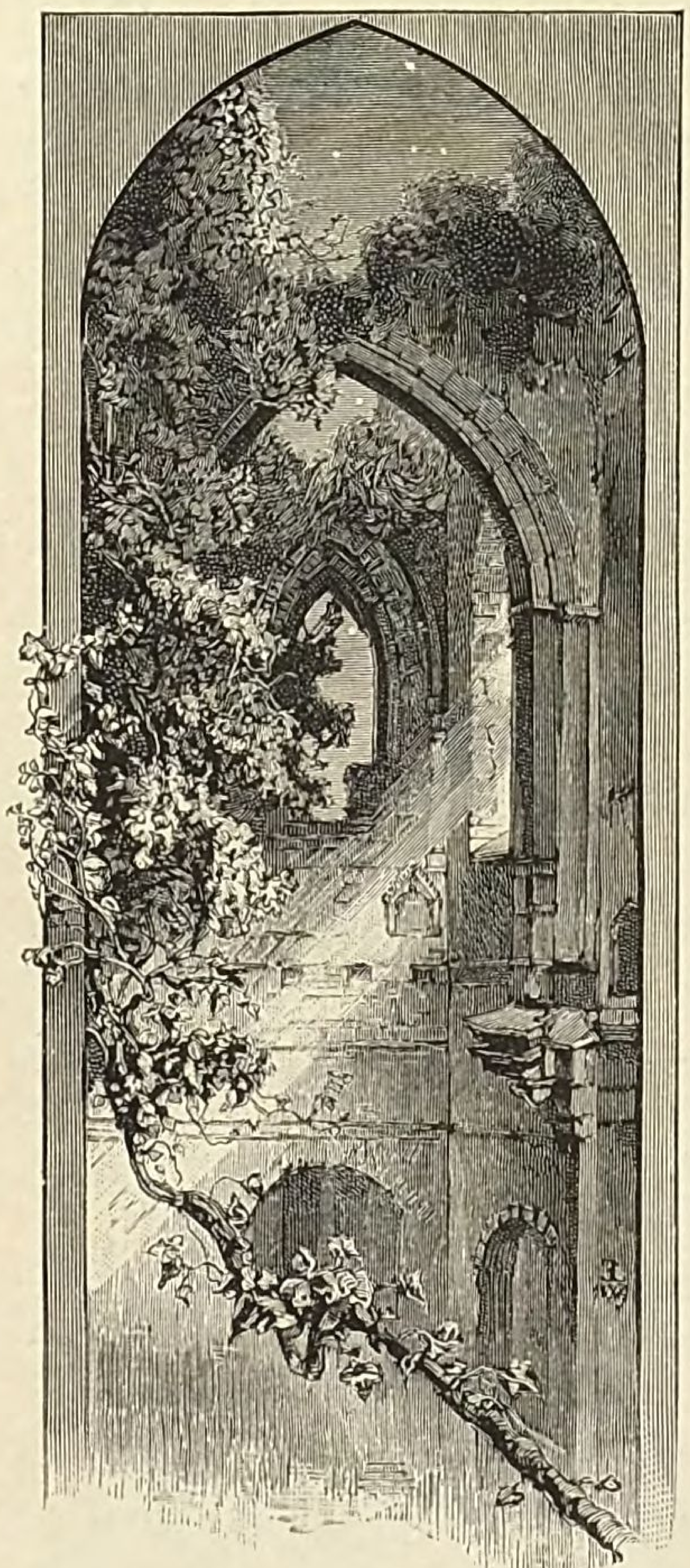
bietet es nichts Bemerkenswerthes, als daß es die Südgrenze der alten Ortenau war. Dies giebt sich gleich in seiner dem Ausgang zu belegenen Ortschaft, dem großen Dorf Bleichheim (1080 Bleichahe), kund, das schon der breisgauischen Herrschaft Uesenberg angehörte; uralt liegt das Dorf Tutschfelden (972 Tutesvelda) in seiner Nähe. Etwas oberhalb Bleichheims mündet von Süden her ins Bleichthal ein enges Seitenthälchen der zuweilen äußerst reißend anschwellenden „Kirnach" oder des „Aubachs", über dem etwas Trümmergemäuer des im Dreißigjährigen Kriege zerstörten Schlosses Kirnberg vom Wald verdeckt wird. Die Burg, aus einem Römercastell hervorgegangen, besaß seit dem 11. Jahrhundert einen eignen Adel „Derer von Kürnberg", dem wahrscheinlich der Minnesänger „Der von Kürenberc", welchem auch, doch ohne stichhaltige Begründung, das Nibelungenlied zugeschrieben wird, mit angehörte. Gewisses ist darüber nicht nachweisbar, doch deutet Manches auf eine Herstammung des Dichters aus dem Breisgau hin. Er muß um die Mitte des 12. Jahrhunderts gelebt haben; unter seinem Namen erhalten und auf uns gekommen sind nur fünfzehn Strophen, von denen wir eine als die damalige Sprache kennzeichnend hier anfügen wollen:

„Leit machet sorge, vil liep wunne!
Eines hübschen riters gewan ich künde:
daz mir den benomen hân die merker und ir nît,
des mohte mir mîn herze nie vrô werden sît!"

Unter der später üsenbergischen Burg Kirnberg, die heut von einem riesigen, weit sichtbaren Kreuz, dem Symbol des frommen gegenwärtigen Eigenthümers, Grafen von Kageneck überragt wird, ungefähr eine Viertelstunde in dem Seitenthälchen aufwärts lag ein 1360 zuerst genanntes kleines Paulinerkloster „zum heiligen Kreuz", das als Wallfahrtsort und „Wunderbad" berühmt, doch in Folge des Bauernkrieges und Brandunglücks später so herabgekommen war, daß es schon 1582 „ein alt verfallen Klösterlin" genannt wurde. An seiner Stelle ward 1717 das Badhaus Kirnhalden errichtet, das sich im Sommer sehr zahlreichen Besuches erfreut. Zwei wunderliche Steinfiguren, vermuthlich dem ehemaligen Kloster entstammend, halten über der Badquelle Wacht; Kirnhalden liegt außerordentlich eng eingeschlossen und das Haus bildet mit seinem Gärtchen nur eine winzige Lichtung in dem Alles umher dicht bedeckenden Bergwald. Durch diese Fülle von Schatten gleicht es in heißer Sommerzeit seine niedrige Lage (246 m) einigermaßen aus, so daß es sich als sogenannter „Luftkurort" empfehlen kann. Nur führen alle Wege, außer dem zum Bleichthal hinab, sogleich vom Hause aufwärts. Eine verbliebene Kapelle dient jetzt an Sonntagen der Tanzlust.

Die Bleich tritt mit ihrem zuletzt niedrig abgeflachten Thal bei der Station Herbolzheim (im 10. Jahrhundert Heribothesheim) in die Rheinebene, und der Zug führt uns rasch zur rebenreichen, unter Lößterrassen belegenen Stadt Kenzingen weiter, einem alten Hauptort des Breisgaus und der üsenbergischen Herrschaft, urkundlich als „Königshof Chensinga" 880 auftauchend. Der Rotulus San Petrinus nennt mehrfach auch eine Burg Kenzingen (castrum Cancingen), doch ist diese entweder spurlos verschwunden oder wahrscheinlicher mit dem Schloß Kirnberg gleichbedeutend. Die Stadt, im 13. Jahrhundert von Rudolph II. von Uesenberg erbaut, spielte eine große Rolle in allen Fehden und Kriegen am Oberrhein, fiel nach dem Erlöschen des Uesenberger Hauses 1368 an Oesterreich, ward von diesem rastlos versetzt und verpfändet, dann von Bernhard von Weimar erst vergeblich belagert, später dennoch erobert und verheert, um schließlich noch ihrem Franzosengeschick anheimzufallen. Jetzt liegt Kenzingen äußerst friedlich an der sich nordwärts an ihm vorbeiwendenden, über ein breites Wehr niederrauschenden Elz, mit alterthümlichem Marktplatz an der doppelthürmigen St. Peterskirche und manchen interessanten Resten der Vergangenheit, dem ehemaligen Franciskanerkloster, altem „Schwabenthor" und Rathsgebäude; als besuchenswerth befinden sich in der Kirche drei aus dem 16. Jahrhundert stammende Gruftsteine mit äußerst charaktervoll ausgeprägten Bildnissen des Ritters Wolf von

Hürnheim zum Tuttenstein, „Pfandherrn zu Kenzingen“, seiner Gemahlin Beatrix von Hohenrechberg und seiner frühverstorbenen, vor einem Betschemel knieenden Tochter Veronica. Ausgezeichnet ist Kenzingen durch seinen Weinbau, dem Herr Louis Maier treffliche Schätze seines mit gewaltigen Fässern ausgerüsteten Kellers verdankt und Andere dadurch mit Dank erfüllt. Ein Versuch der Stadtbevölkerung im 16. Jahrhundert, die Reformation anzunehmen, fiel höchst unglücklich aus, denn er endete mit seiner gewaltsamen Unterdrückung durch das benachbarte, stets romgetreue Freiburg, der Austreibung von 200 reformirten Bürgern nach Straßburg und der Enthauptung des derzeitigen Stadtschreibers von Kenzingen. So besitzt dies gegenwärtig eine fast nur katholische Einwohnerzahl von etwa drittehalb Tausenden. Dicht im Süden der Stadt gründete ein Uesenberger im 13. Jahrhundert ein Cisterzienserinnenkloster Wonnenthal (Wunnetal, „Wiesenthal“, wie noch „Wonnemond“, der Monat der Heuernte), das meistens „hochgeborene“ Nonnen enthaltend, schließlich im Jahre 1809, bis heut noch umfangreich erhalten, durch Ironie des Schicksals zu einer Cichorienfabrik wurde. Es theilte Jahrhunderte hindurch die Geschichte Kenzingens, und daß es nicht allzeit dabei seinen Namen bewahrheitete, bekundet ein Chronist desselben in einem Bericht aus dem Dreißigjährigen Kriege, ein so getreuliches Bild des allgemeinen Elends jener Zeit aufrollend, daß wir uns nicht enthalten können, ein Stückchen davon hierher zu setzen:



Kapelle aus der Ruine Landeck.

„Under wehrender Belagerung (von Altbreisach) haben sie erstlich die Thor und Thüren zu Kentzingen und bald darnach den 15. October 1638 die statt gantz und gar außer die Kirchen und wenig Häuser verbrennt, wobey auch der wunnenthalische Hof und Haus mit vielen brieflichen Dokumenten, allem Hausrat, Kirchengewand verbrannt und die armen Klosterfrauen den Garaus bekommen. — Die Aebtissin Maria Ursula Auerin von Küchlingsbergen (1637 bis 1670) ist mit etlichen ihrer Klosterfrauen 14 Tag lang zu Blaichen (Bleichheim) in äußerster Armuet sitzen blieben. Nach der Brunst und nachdem das Feuer etwas gelöscht, und der unbeschreibliche Jammer und Elend etwas versauset, sind sie wieder zurückgekehrt, mit wes Herzen Leid und Trübsal, währ wollt es beschreiben. Da sie nit sovill hatten, wo sie Ihren kopf Hinlegen konnten, da alles das Ihrige in der Aschen lag. Sie mueßten Ihr brodt und alle notdurften betteln; die einen holten Frucht auf ihren rukhen zu Waldkürch und zu Wolfach im Kinzigerthal, die andern haben gelt gebettelt, saltz, ankhen (Butter) zu kaufen und . . . hat die Aebtissin von den Herren der statt in ein Hauß begehrt, darin zu wohnen, welches ihr zinsbar war, welches Sie auch erlangt, und wohnten sie auch also darin fast drey Jahr lang, in einem gar kleinen rauchigen stüblein, worin kaum vier Menschen platz hatten und durch alle Ofenkacheln in das Feuer gesehen wurde. Aber bey diesem Elend verblieb es noch nicht, sie wurden schier wuchentlich und täglich mit allerlei Parteien, Freund und fünd, geängstigt, gedruckt und genötigt, mußten oft ihr stukh Brot unter die Erden begraben.“ Ein winzig Stück der deutschen Menschengeschichte der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, wie diese fast ein Menschenalter lang anhielt, und noch weitaus keines der schlimmsten.

Ein wenig südlich von Wonnenthal-Kenzingen sieht von den Lößterrassen des Geländes

über dem alten Dorf Hecklingen (1112 Hakkelingen) die Ruine der Lichteneck herab; ein hierherführender alter „Heerweg", sowie mancherlei frühere Flurnamen um Hecklingen lassen kaum anzweifeln, daß dies, Riegel grad' gegenüber, gleichfalls eine größere römische Niederlassung mit einem Castell, der späteren Burg des Mittelalters über sich gebildet. Letztere kam im 14. Jahrhundert von den Grafen von Freiburg an den Grafen Konrad von Tübingen, der sich nach ihr Graf von Tübingen-Lichteneck benannte und das Schloß gleich seinen Nachfolgern als Wohnsitz benutzte. Es ward im Dreißigjährigen Krieg wechselnd von den Kaiserlichen und den Schweden erobert, doch erst 1695 durch den französischen General Vauban in Trümmer geschossen; im vorigen Jahrhundert erbauten die späteren (und heutigen) Besitzer, Grafen Hennin, sich drunten in Hecklingen ein Landschloß. Die nicht eben bedeutende, doch immerhin interessante und herrliche Rundsicht bietende Ruine ist verschlossen, man muß den Schlüssel aus dem Dorf mitnehmen, in dessen Kirche sich auf einem Altarblatt eine schlecht erhaltene Abbildung der ehmaligen Burg befindet.

Nun beginnt die bisher südwärts verlaufene Bahn sich, dem Gebirgsrand folgend, in großem Bogen fast nach Osten zu wenden, um erst hinter Freiburg die alte Richtung wieder anzunehmen. Zur Rechten tritt bei der Station Riegel das Nordende des Kaiserstuhls dicht an sie heran, dann werden zur Linken, seitab etwas auf das Gelände hinaufgezogen, bald gegen den dunklen Hintergrund des großen „Vierdörferwaldes" die Trümmer der Burg Landeck sichtbar. Ihre Ueberreste bilden nicht die umfangreichste, aber eine der schönsten Ruinen des Schwarzwalds, vor Allem in der wundervoll mit Epheu überwachsenen Kapelle des unteren Theils. Die Burg (1260 Landecke), offenbar nach ihrer Lage an der Ecke der großen Rheinthalausbuchtung benannt, gehörte dem zahlreichen Freiburger Patriciergeschlecht der „Snewelin", das in der Umgegend viele Burgen besaß. Sie ward im Bauernkrieg 1525 zerstört; vom 12. bis 14. Jahrhundert wird öfter eines in ihrer Nähe belegenen Städtchens „Aspon" Erwähnung gethan, das spurlos verschwunden ist. Dicht benachbart liegt heut das Dorf Mundingen, dessen Pfarrkirche sich noch im vorigen Jahrhundert etwas nach Osten aufwärts dort befand, wo der „Wöpplinsberger Hof" steht. Dieser entstammt ältester Zeit, befand sich schon 1136 im Besitz des Klosters Schuttern; ein Pfarrer der „St. Barbarakirche" in Wöpplinsberg wird im Jahre 1200 genannt. Klausen von Beguinenschwestern, zumeist aus vornehmen Geschlechtern, siedelten sich zur gleichen Zeit um die Kirche an, die später von Schweden und Franzosen verwüstet, im vorigen Jahrhundert völlig zerfiel; gegenwärtig ist die letzte Spur von ihr verschwunden und Reben bedecken die Stelle. 1693 war der Magister Johann Konrad Pfeffel aus Augsburg Pfarrer in Wöpplinsberg, doch genöthigt, aus dem zerstörten Pfarrhaus nach dem nahen Mundingen zu übersiedeln, wo sein Sohn ihm als Pastor nachfolgte und sein Enkel, der Fabeldichter Gottlieb Konrad Pfeffel, 1736 geboren wurde.

Die Landeck wird in drei Viertelstunden von der Stadt und Station Emmendingen erreicht, die ebenfalls ein Gedächtniß an hervorragende geistige Persönlichkeiten früherer Zeiten bewahrt. Nachdem Markgraf Karl II. von Baden 1556 in seinen Landen die Reformation eingeführt hatte, bekannte sein Sohn Jacob III. sich wieder zum Katholicismus und ließ in Emmendingen 1590 das „Colloquium Emmendingense" kirchengeschichtlichen Andenkens abhalten. Der große Astronom Johann Kepler besuchte um ein Jahrzehnt früher hier die Lateinschule, der Historiker Johann Daniel Schöpflin verlebte um die Wende des 17. Jahrhunderts einen Theil seiner Jugendjahre in der Stadt, und der Schwager Goethes, Johann Georg Schlosser, war von 1773—1787 Oberamtmann in Emmendingen. Seine Frau, die bald nach ihrer Verheirathung 1777 starb, liegt hier auf dem Kirchhof begraben; ihre wirkliche Gruftstätte ist nicht bekannt, man hat ihr an der westlichen Kirchhofsmauer einen Gedenkstein mit der Inschrift: „Cornelia Schlosser, geborene Goethe" gesetzt. Der Zug fährt hart daran vorüber, dann, ein wenig weiter an dem eigenthümlichen malerischen Judenkirchhof. Johann Wolfgang Goethe war

zweimal zum Besuch seiner Schwester in Emmendingen, und man sieht ihn neben dem Schwager-Oberamtmann mit seinem absonderen knorrigen Gesicht über das holprichte Pflaster zwischen den gelbgetünchten Häusern, unter dem alten Rathhaus mitten im Marktplatz, das ein Standbild des Markgrafen Jacob III. trägt, dahinwandern. Manchmal ist's, als müsse irgendwo noch ein Abglanz aus seinen Augen, von Wind und Regen nicht verlöscht, in dem Städtchen hängen geblieben sein, davon habe es sein anheimelndes Aussehn, und Manches spricht für die öfter aufgestellte Vermuthung, daß in ihm der Schauplatzort von „Hermann und Dorothea" zu suchen sei.

Der Name Emmendingen hat seinen Ursprung nicht, wie es den Anschein bieten könnte, von einer ersten Ansiedlung „zu den Bienenhöfen", sondern heißt 1094 Angimuotinga, und zwanzig Jahre später tritt ein Adalricus de Anemotingen auf, dann ward Amindon und der jetzige Name daraus. Die Stadt bildete seit dem 15. Jahrhundert den Hauptort der baden-durlachischen Markgrafschaft Baden-Hachberg, welche, zwischen die österreichischen Vorlande, die Grafschaft Fürstenberg, Besitzungen des Bisthums Straßburg (Ettenheim) und reichsritterschaftliche Gebiete langgegliedert eingeklemmt, sich vom Hünersedel südwestlich über einen Theil des Kaiserstuhles hinzog. Davon entstammt die überall in diesem ehemaligen Gebiet noch herrschende protestantische Religion; ungefähr ist das heutige Amt Emmendingen an die Stelle der alten Markgrafschaft getreten und zeichnet sich, mit der Stadt Freiburg zu einem Reichstagswahlkreis vereinigt, durch seine einheitlichen Wahlen in nationalem Sinne aus, welchen der ultramontane Candidat Freiburgs mehrfach erlegen ist.

Die Geschicke Emmendingens waren diejenige aller Ortschaften des Oberrheinthals im Dreißigjährigen Kriege und besonders während der Franzoseneinbrüche, welche den ausgesprochenen Zweck verfolgten, einen unbewohnbaren Gürtelstrich der Verwüstung zwischen Frankreich und dem deutschen Reiche („daß Gott erbarm', es sollte heißen Römisch Arm!") herzustellen. Die nächste Umgebung der an waldlosem Gelände langhingestreckten, sehr sommerheißen Stadt von viertehalb Tausend Einwohnern ist nicht besonders schön zu nennen. Etwas südöstlich von ihr lag seit dem Anfang des 14. Jahrhunderts eine kleine, ehmals augenscheinlich von breitem Gewässer umgeben gewesene Tiefburg, das Weierschloß, anfänglich im Besitz des Johanniterordens, dann seit 1325 in dem der Freiburger Snewelin und von ihnen „Schnewfelden" benannt. Das tiefumschattete, feuchtgrundige Schlößchen, in seiner heutigen Gestalt nach einer Inschrift über dem Thor 1757 von dem k. k. Generalfeldzeugmeister von Dungern neu errichtet, steht noch neben einem offenbar weit bejahrteren Seitengebäude. Das Ende des vorigen Jahrhunderts sah ein Bad und eine Wirthschaft darin, noch spätere Zeit eine Tabacksfabrik, bis es in unseren Tagen zur Bauhütte der neuen, vielhäuserigen Landesirrenanstalt verwandt worden, welche völlig schattenlos und landschaftlich als ein trostloser Anblick ersten Ranges daran grenzt.

Von Osten her sehen nun auf mäßiger Anhöhe und von hier aus sehr unscheinbar die Trümmer der alten Veste Hochburg herüber, zu der wir bald auf anderem Wege gelangen. Rasch erreichen wir am Rande des „Hornwaldes" entlang die Ausmündung des Elzthals, in ihr die Station Denzlingen und damit das Ende des Stückes der Eisenbahnlinie, welches von Offenburg bis hierher unser Gebiet nach Westen begrenzt. Denzlingen führt mit vollstem Recht seinen Namen Langendenzlingen, es ist ein unendlich lang einstraßig hingedehntes Dorf, das außer einem ziemlich unerklärlichen alten Thurm am Westende ein Curiosum sonderlichster Art an seinem von stimmungsschönem Friedhof benachbarten Kirchthurm besitzt. Dieser zeigt spätgothische Bauart und trägt auf seiner Abplattung einen, wie von Eisen erscheinenden, steinernen Helmaufsatz, der von Weitem täuschend wie ein modernes trigonometrisches Zeichen aussieht; eine Brüstung umläuft den letzteren, mit ihren Gesteinspeichen die Worte: AVE MARIA GRATIA PLENA MDX. bildend. Die etwas halsbrecherische Besteigung des Thurmes, der wegen seiner Wendeltreppe früher allgemein „der Wendelstein" geheißen wurde, ist außerordentlich durch die Aussicht lohnend, doch andrerseits noch dadurch interessant, daß nach Hans Jacob Christoph von



Hochburg.

Grimmelshausens glaubwürdiger Gewährleistung unter diesem wunderlichen Dreigestell auf der Plattform eines Tags der vielerfahrene Simplicius Simplicissimus auf dem Bauch ausgestreckt lag und über das völlig menschenlos verödete Dorf vorsichtig nach den französischen Verfolgern auslugte, denen er (während der Belagerung Altbreisachs) entronnen war.

Hart nördlich bei Denzlingen, wo die kurze Zweigbahn von Waldkirch her einmündet, ragt am Elzthalausgang ein kleiner, halb mit Reben, halb mit Laubwald bedeckter, völlig isolirter Hügelrücken aus Buntsandstein auf, der „Mauracher Berg", dessen Name, aus Muron oder Mure entstanden, zweifellos auf ein römisches Gemäuer (murus) hinweist. Unter ihm befindet sich eine älteste, dies auch durch ihr heutiges Aussehen noch bezeugende Ansiedlung, der Mauracher Hof (wahrscheinlich bereits eine „curtis Muron"), schon im 11. Jahrhundert genannt, und über diesem liegt im Wald verborgen der Trümmerrest der St. Severinskapelle, mit einer abgetretenen Gruftsteinplatte in ihrer Mitte, wie es scheint einen Prior mit dem Infulstab darstellend, neben dem die Umrisse eines Beines oder Strumpfes in den Stein eingeschnitten sind. Ueber die Bedeutung und Zugehörigkeit des Grabdenkmals ist keine Auskunft mehr zu gewinnen, obwohl eine darunter befindliche Jahreszahl 1771 verhältnißmäßig erst kurz zurückweist; vielleicht erhält die Gestalt ein Angedenken an den 1769 gestorbenen drittletzten Propst des Waldkircher Chorherrenstiftes Franciscus Merklin, der hier in der abgeschiedenen Stille die letzte Ruhstatt zu finden gewünscht hätte. Etwas Räthselhaftes ist in der Sache, der Nicht-Uebereinstimmung jener Jahreszahl mit dem offenbar schon weit früheren Trümmerzerfall der 1497 zuletzt restaurirten Kapelle, welche in ältesten Tagen die „Mutterkirche" des ganzen Elz-, Simonswälder- und Glotterthales gewesen. Von hohem poetischen Reiz umflossen, ruht die kleine Ruine in ihrem stillen Waldbett, und ihr Besuch, wie der des selbständigen winzigen „Gebirgs", das der Mauracher Berg darstellt, ist sehr zu empfehlen; gleich einem Zwerglein minimalster Art vor einem Goliath, liegt er dem in unmittelbarer Nähe mächtig aufragenden Kandel gegenüber.

Von Denzlingen nach Süden sieht man den Freiburger Münsterthurm emporsteigen; wir wenden uns nordwärts in das Thal der Bretten hinein, das von unserem Hünersedelcentrum hierher niedersteigt. Nach einer Wegstunde gewahren wir bei dem uralten Dorf Sexau (schon 862 in einer Schenkung der Kaiserin Richardis ein Pfarrort Sacchesowa) zur Linken über uns die Hochburg von der südöstlichen Seite. Nun sieht sie, breit und hochgewaltig auf ihren Bergrücken hingelagert, als die größte Ruine des Schwarzwaldes herab. Wir traten schon in unserem geschichtlichen Ueberblick zur Umschau in sie ein und haben nur noch ihr erstes urkundliches Auftauchen im Jahre 1050 als im Besitz „Dietrichs von Hahberc" zu erwähnen. Die Mitglieder dieses Geschlechts, zähringische Dienstmannen, führten einen Stierkopf (Hach) im „redenden" Wappen und starben im 12. Jahrhundert aus; Sebastian Münster merkt darüber an: „Es ist hie auch noch zu mercken / das die ersten Herren von Hochberg sollen mit dem grossen Kayser Carlen auß Italia kommen sein / und der erst soll Hacho geheissen haben / der waz ein freydiger starcker herr / und bauwet das schloß im Brißgöw / und nennt es nach jm Hachberg. Es sol auch von jm entsprungen sein diß sprichwort / wann einer wild und rumörisch

ist / das man zu jm sagt: Du bist ein wilder hach." — Dies Sprüchwort weist am deutlichsten auf den Namensursprung hin. „Hach" (später „Hagen") ist die althochdeutsche Bezeichnung für „Stier", und der Hachberg zweifellos der Berg, wo die Stiere weideten. Die Ableitung von dem allerdings vorkommenden Namen „Hacho" fällt schon deshalb nicht möglich, da es sonst Hachesberg oder Hagsberg heißen müßte. Die Burg wurde dann baden-durlachisch und Residenz der sich nach ihr benennenden markgräflichen Zweiglinie. In späterer Zeit ward sie zu einer vollständigen Landesfestung ausgedehnt, ihre Außenwerke umschlossen noch den Fuß des Berges, die Wassermühle unten an der Bretten und die heutige Ackerbauschule „Hochburg" auf der nordwestlichen Seite als Meierhof; verschüttete unterirdische Gänge führten wahrscheinlich in den „Hornwald" hinüber. Wann die sinnlose „Verschönerung" Hochburg aus Hachberg, zudem der Lage durchaus widersprechend, um die Wende des 17. Jahrhunderts herum stattgefunden, läßt sich nicht genau bestimmen. Wer die Hochburgruine nicht besucht, hat etwas vom Besondersten im ganzen Schwarzwald versäumt.



Es war selbstverständlich, daß Sage und Märe sich an die alte Burg und ihre Insassen hefteten; das deutsche Volksepos des 12. Jahrhunderts — der „Wolfdietrich" — welches den Sagenkreis der Amelungen-Harlungen behandelt, nennt einen „Hach" als Sohn des alten „Berchtung (Berchten) von Meran", der für seine hohe Tapferkeit vom Kaiser belohnt wird:

„Da setzte er Hachen zum Landesherrn am Rhin,
Er gab ihm zum Weibe ein' edle Herzogin;
Zu Breisach auf der Veste hat er die Frauen zart,
Mit ihr hat er einen Sohn, der hieß Eckehart."

So wird „Hach" der Vater des „getreuen Eckarts", des Pflegers und Behüters der Harlunge; nachher spielt unverkennbar das berühmte „Harlungengold" in die Burg hinein, in der es von Geistern bewacht wird, doch sich dann und wann um die Mittagsstunde aus dem Boden heraufhebt, um sich zu sonnen. Für die Erscheinung eines „Mittagsgespenstes" ist nichts vollendeter geschaffen, als die langen, einsamen, dicht von Laub überdeckten Gänge der Hochburg. Eine geisterhafte Jungfrau wandelt als Hüterin der begrabenen Schätze in ihnen umher; in Mondnächten tönt ihr Gesang von einem Söller herab. Allmählich steigt sie zur Bretten an den Fuß des Berges hinunter, badet darin, kämmt danach ihr langes Haar und flicht es in Zöpfe. Beim Niederwandern an den Bach ist sie frohsinnig, doch wenn sie zurück geht, weint sie. Sie wartet auf ihre Erlösung, zu der ein Kind ihr verhelfen soll, aber das Holz für die Wiege desselben ist noch nicht gewachsen. (Die gleiche Sage tritt in dem „Ahorn auf der Altenburg" bei Sinzheim auf.) Wer um Mittag oder Mitternacht in die Trümmer der Burg kommt, kann das Harlungengold — den Breisacher Schatz, „Brisingamen" — auf dem, wie auf dem Nibelungenhort, ein Fluch ruht, in verwandelter Gestalt dort antreffen und davon nehmen; doch zumeist erkennt er es nicht.

Das Brettenthal durchzieht jenen von uns angeführten, langen schmalen Strich der Buntsandsteinformation an der Westseite des Gebirgs, und rothe Steinbrüche sehen überraschend aus grünen Waldrahmen von den Bergwänden. Rascher, als von den anderen Seiten unseres Gebietes her, steigen hier im Süden beträchtliche Ausläufererhebungen des Hünersedels auf; ein schöngeformter Gipfel mit dem Namen der „Hohe Tag", schon 650 m hoch, scheint nach Norden bald

das Thal abzuschließen. Wo er stolz hervortritt, spaltet sich das letztere mit den Straßen; eine derselben zieht sich zur Linken in ein schmales, ringsum dicht von Wäldern umschlossenes Seitenthälchen des „Thennenbach" hinein und zu der Höhenlage des aus vielen Ortschaften und Einzelhöfen (Ottoschwanden) bestehenden „Freiamtes" hinan. Von der genannten Wegtrennung aus gewahrt man in dem Seitenthal, einsam von Wiesengrund umgeben, eine nicht große, doch hoch aufragende, romanische Kapelle, den letzten Ueberrest der einst hochberühmten Cisterzienserabtei Thennenbach, ehemals von ihren Bewohnern Porta coeli benannt.

Eine zähringische Stiftung des 12. Jahrhunderts, gelangte das Kloster im Gange der Zeit zu reichem Grundbesitzthum in weitem Umkreis, genoß besonderen kaiserlichen Schutz und zeigte großen Umfang seines Baues, den noch eine alte Abbildung im „Engel", einer an der Straße belegenen Wirthschaft, deren Gebäude mit zur Abtei gehörte, darstellt. 43 Aebte, unter denen sich mehrere Zähringer befanden, folgten sich von dem ersten, Hesso, bis zum letzten, August Zwibelhofer; ein verwilderter, etwas ansteigender Kirchhof enthält noch einige alte Steinkreuze mit Namen.



Thennenbach.

Auf einsamem Gipfel
Um Gruftgestein
Herbstbraune Wipfel —
Sie murmeln darein,
Und auf die Glieder,
Die lange Staub,
Stumm rütteln sie nieder
Ihr flatternd Laub.

Von den „Armagnaken" („arme Gecken") im 15. Jahrhundert, dann im 16. Jahrhundert von den Bauern verwüstet, ward das in der gefährlichen Nachbarschaft der Hochburg stehende Kloster vom Dreißigjährigen Kriege am schlimmsten betroffen und Jahre hindurch vollständig verlassen. Mit unserem Jahrhundert gerieth es nach der Aufhebung 1807 so in Verfall, daß übles Gesindel die Räume besiedelte; die hohe Kirche ward 1828 abgetragen und nach Freiburg überführt, wo sie, genau wieder aufgebaut, seitdem die protestantische Kirche der Stadt bildet. So ist außer der erwähnten nesselumwucherten romanischen Kapelle und dem Gebäude des „Engel" nichts mehr von der alten Herrlichkeit geblieben, und es giebt wenig Stellen im Schwarzwald, welche derartig mit einem Gefühl der Vergänglichkeit irdischer Dinge berühren, als dieser sonderbar stille, weltabgelegene Rest des Klosters Thennenbach, um den ringshin die Natur sich ihr ältestes Recht zurückerobert hat. Der nächste Weg führt in anderthalb Stunden von Emmendingen dahin; in gleicher Zeit kann man von der Landeck aus, doch nicht ohne Führer, durch den „Vierdörferwald" nach Thennenbach gelangen.

Wir folgen dem Brettenthal weiter aufwärts; äußerst anmuthig liegt das protestantische Kirchdorf Keppenbach unter dem „Hohen Tag". Seine Burg mit gleichnamigem Adelsgeschlecht ist im Bauernkriege verschwunden; aus dem Dreißigjährigen Kriege bewahrt der kleine, gärtenfreundliche Ort ein Angedenken an eine „Kurzweil" kaiserlicher, die Hochburg belagernder Soldateska. Der „Schmied von Keppenbach" wurde von ihr „an Händen und Füßen gebunden aufgehenkt, wie eine Garnwinde umgedreht, geprügelt und getreten; hierauf, da er das verlangte Lösegeld von 30 Gulden nicht zahlen konnte, fortgeschleppt und erschossen". Als Begründung dafür

gab der betreffende Rittmeister des Solm'schen Regiments an, „der Mann sei als Feind behandelt worden, weil sich seine Hausfrau auf der Hachburg aufhalte und er ihr Sachen habe bringen wollen“.

Durch ein schönes Thal setzt die Straße sich über das Dorf Reichenbach fort, dessen Name wohl am häufigsten im Schwarzwald wiederkehrt. Der große Erzreichthum im Gebiet des Hünersedel bewährt sich auch hier und hat neuerdings wieder zur Anlage einer Blei- und Silbergrube geführt; schöne herausgeförderte Schwerspatblöcke finden sich zur Beschotterung der Straße an dieser abgelagert und überraschen denjenigen durch ihr Gewicht, welcher ahnungslos ein Stück von ihnen zur Hand nimmt. Allmählich hebt das Thal sich höher und der Weg verschmälert sich; dann steigt der alte kahle „Hünensessel“ über ihm empor. Der vierstündige Weg durch das Brettenthal von Denzlingen (oder der Nachbarstation Buchholz) aus ist unbedingt der schönste der zum Hünersedel führenden.

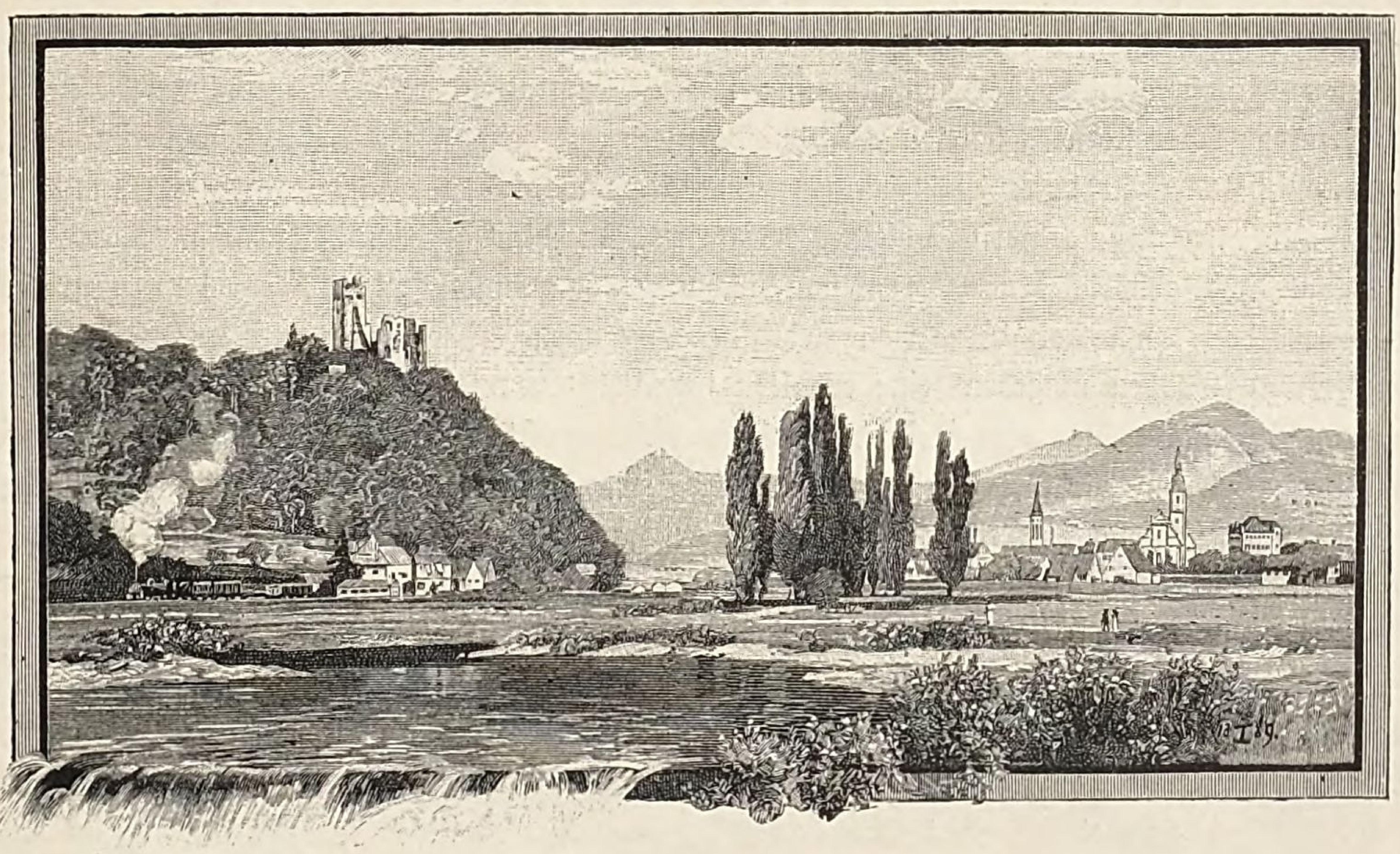
Von diesem nach Osten gegen die Kinzig-Gutach breitet sich eine „unbekannte“, kaum je von Andern als den Bewohnern aufgesuchte Welt vielfacher Höhen und kleiner Thäler, die ziemlich überall den gleichen Charakter, doch nichts Bemerkenswerthes darbieten; nur zur Linken einer Straße, die von Haslach im Kinzigthal querüber nach Elzach im Elzthal führt, liegt am Abhang hoher Berge mit weitem Umblick die Ruine der Heidburg, eines fürstenbergischen Schlosses, das im 16. Jahrhundert eine heftige Fehde veranlaßte, aus der es fast zerstört hervorging. Sonst ist nur noch der Abweg vom Hünersedel nach Elzach durch das Biederbachthal (im 14. Jahrhundert „Byderich“) als ein schöner, doch nicht mit dem durch das Brettenthal vergleichbarer zu nennen.

Die Elz entspringt auf der Hochfläche des „Briglirain“ westlich von Triberg, wendet sich, ein tiefes Thal unter dem Namen „Hinterprechthal“ durchmessend, steil gegen Norden, umbiegt dann aber als „Oberprechthal“ den „Gschassikopf“ nach Westen und verläuft fortan in südwestlicher Richtung fort. Im Anfang heißt sie „Elzach“, nimmt indeß, wenn sie auch das „Unterprechthal“ durchlaufen, bei der Stadt Elzach den Namen Elz an. Von dort, wo sie sich nach Westen dreht, bildet sie die Südwestgrenze unseres Gebietes; mit ihr noch ein Stück weiter nach Osten betheiligt sich daran die große Elzthalstraße, welche aus diesem vom Oberprechthal an in vielfachen Windungen die Wasserscheide hinauf und hinunter ins Gutachthal steigt.

Das Oberprechthal, dessen gleichnamige Ortschaft in Urkunden des Mittelalters „Gebrechtal“ (das „geborstene“, vielleicht aber auch mit der Sonnengöttin Perchtha zusammenhängend, das „glänzende“) hieß, ist ein echtes Sägemühlen-Schwarzwaldthal, südwärts von dem Abfall des 1036 m hohen Gschassikopfes begleitet. Die Bewohner erfreuten sich in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts keines absonderlich günstigen Rufes; die dort eingeführte Reformation hatte besonders durch einen lutherischen Pastor Hieronymus Halluerius (Haller), einen theologischen „Klopffechter“, der eigenhändig ein Schwein seines Nachbars todtstach und von diesem dafür durchgeprügelt wurde, arge Verwilderung der Gemüther mit sich gebracht, die sich in menschenalterlangen bösartigen Umtrieben, Händeln und Raufereien äußerte. Auch die Begriffe über Mein und Dein scheinen nicht grad solid gefestigt gewesen zu sein, denn 1569 ward ein Nachtwächter Diebstahls halber zum Tode verurtheilt und absonderlicher Weise die Art seiner Hinrichtung durch „Auslosung“ bestimmt, welche für den Scheiterhaufen entschied. Man war übrigens an diesen durch fleißiges Hexenverbrennen gewöhnt. Später kehrte die Gemeinde des gesammten Prechthals der Mehrzahl nach zum Katholicismus zurück.

Das erweiterte Unterprechthal ist ziemlich einförmiger Natur, obwohl die Bergwand zur Linken eine sehr mächtige bleibt; es wird durch das Städtchen Elzach (1234 Elza) beendet, das, im Anfang den „Herren von Schwarzenberg“ gehörig, vielfältig seine Herrschaft wechselte. Ein Brand vernichtete 1490 die Stadt zusammt allen ihren mittelalterlichen Urkunden; sie besitzt nichts von Interesse als eine gothische Kirche aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts mit einem Glasgemälde-Denkmal zweier Grafen von Tübingen als Herren der Burg Lichteneck.

Weiter abwärts bilden die hochragenden Kuppen des Rohrhardtsbergs (1144 m), des Tafelbühls (965 m) und des Hörnlebergs (907 m), alle dem „Kandelgebiet" angehörig, zur Linken die Begleiter des Elzthals; dann mündet bei dem Dorf Bleibach (1178 „Plidach") von Südosten her der einzige größere Zufluß der Elz, die Wildgutach ein, gleich darauf führt ein Dorf den leicht zu Verwechslungen Anlaß gebenden Namen Gutach. Nun tritt südher der Kandel mächtig als Beherrscher des unteren Elzthals auf, das jetzt seine besondersten Reize zu entfalten beginnt. Weniger tragen allerdings zu diesen die großen nackten Gebäude einer Actienspinnerei und ihrer Arbeiterhäuser vor dem alten Dorf Kollnau bei, doch dieses setzt sich über die Elz hinüber unmittelbar in die Stadt Waldkirch, fraglos eine der schönstbelegenen Städte des Schwarzwaldes, fort. Diese füllt das wieder mehr eingeschnürte Thal zwischen dem Kandel, der grade über seine tiefdunklen Waldabstürze auf sie



Waldkirch.

niederschaut, und der jenseitigen Bergwand völlig aus und ist Schlußstation der kleinen nach Denzlingen in die Hauptbahn führenden Zweigbahn.

Hier bestand auch schon um bald zwei Jahrtausende früher eine Hauptstation der Römer. Im „Altersbachthälchen", das sich in den Kandelstock hinanzieht, ward ein Grab aus ihrer Zeit aufgedeckt, außerdem ein bedeutender Fund an Bronzegefäßen und Münzen von Augustus bis Valentinian gemacht. Hart über der Stadt auf der Nordseite erheben sich zweifellos auf dem Gemäuer eines römischen Castells die kühn und drohend von steiler Höhe ragenden Trümmer einer Burg, welche durch ihren Namen Castellburg nach an die Tage des Decumatenlandes gemahnt. Sie war im 13. Jahrhundert ein habsburgisches Lehen und der Schloßsitz einer Herrschaft „Castelberg" und ward im 14. Jahrhundert nach dem Tode ihres Besitzers, des Ritters Martin Malterer, der in der Schlacht bei Sempach fiel, gewaltsam von Oesterreich an sich gezogen. Der Dreißigjährige Krieg machte 1634 die Burg zu der heutigen Ruine, welche, auf der Nordostseite von tiefem, waldüberschattetem und überbrücktem Graben umzogen, wie mit leeren Augenhöhlen auf die Stadt und die breit über ein Felswehr zu ihren Füßen niederrauschende Elz herabblickt.

Waldkirch, mit viertehalb Tausend Bewohnern, wird urkundlich zuerst als „Waltchilcha“ 926 in Anlaß der dortigen Stiftung eines Benedictiner-Nonnenklosters durch den Herzog Burkhard I. von Alemannien erwähnt. Er gründete dasselbe aus Reue über seine Auflehnung gegen Kaiser Heinrich I., auf Antrieb seiner frommen Gemahlin Rigilinde, für seine Tochter Gysila, welche die erste Aebtissin war, in alten Schriften als „Fundatrix Monasterii hujus“ bezeichnet wird und „in fama sanctitatis“ verschied. Geweiht wurde das Kloster der heil. Margaretha, und sein erhaltener prächtiger Hauptbau am Südrande der Stadt heißt noch jetzt „St. Margarethen“. Das Stift war ein sehr vornehmes, seine Insassinnen wurden „Hohe Frauen“ benannt, doch hielt sein Glanz nur bis zum 15. Jahrhundert an. Die letzte Aebtissin Agatha von Uesenburg starb (wie urkundlich aus einem Diplom des Kaisers Siegismund aus Basel hervorgeht) „in amara paupertate“, und das Kloster ward 1437 in ein weltliches Chorherrenstift umgewandelt.

Als solches bestand es unter 22 Päpsten bis zum letzten dieser Chorherren, Johann Nepomuck von Hauser, weiter und wurde 1806 aufgehoben. Die wundervollen Räume des in der Mitte des vorigen Jahrhunderts von dem schon erwähnten Propst Franciscus Merklin neu errichteten Propsteigebäudes dienen gegenwärtig als „Pension und Pflegeanstalt“, einen von barmherzigen Schwestern geleiteten Gasthof darstellend. Eine höchst drollige Leistung künstlerischen Pinsels erhält das Gedächtniß an ein Mittagsmahl, das Kaiser Wilhelm I. mit vielen höchsten und allerhöchsten Persönlichkeiten 1880 in „St. Margarethen“ eingenommen.

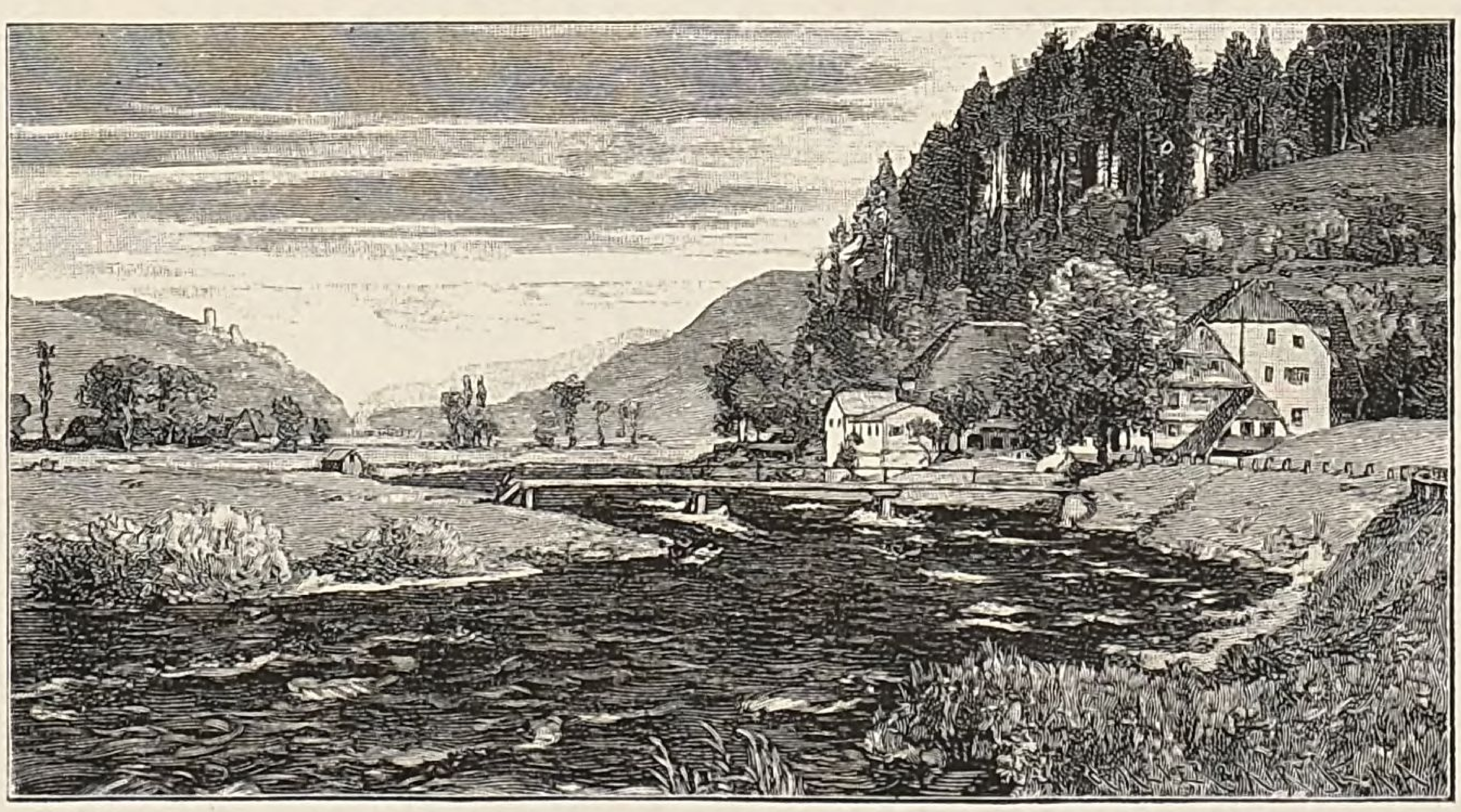
Waldkirch gehörte den Herren von Schwarzenberg und soll als es 1300 zur Stadt erhoben worden, von der damaligen Aebtissin Anna von Schwarzenberg mit hohen Mauern, Thürmen und Gräben umgeben sein; erhalten ist nichts davon, es ward mehrfach völlig niedergebrannt, und auch seine alten Urkunden gingen dabei größtentheils verloren. Dagegen hat ein Rest seiner seit dem 16. Jahrhundert großartig betriebenen Steinschleifereien die Zeit bis heut überdauert; es ist sehr interessant, eine derselben zu besuchen (man bedarf der Erlaubniß der Besitzer). Nach althergebrachter Weise liegen die Arbeiter noch auf den Leib hingestreckt vor den hastig schnurrenden Schleifsteinen platt auf dem Boden. Auch eine höchst absonderliche Huttracht der weiblichen Bevölkerung des Elzthals, in einem hohen gelben, orangefarbigen oder rothen, schmalkrämpigen Strohcylinder bestehend, hatte sich bis vor Kurzem noch vielfach erhalten, scheint aber jetzt beinah völlig abgelegt zu werden.

Waldkirch zeichnet sich nicht durch alterthümliche oder stattliche Gebäude aus, ist im Innern nicht unfreundlich, doch ziemlich unregelmäßig und winklig gebaut, so daß seine Schönheit hauptsächlich nur auf seiner Lage im frischen, großartigen Gebirgsthal unter dem Kandel beruht, dessen Gipfelhöhe man von hier am bequemsten und kürzesten auf verschiedenen schattigen Waldanstiegen in drei Stunden erreicht. Wir müssen einen kurzen Vorsprung aus unserm gegenwärtigen Gebiet in das seinige machen, um der Ruine des Schlosses Schwarzenberg einen Besuch abzustatten. Sie liegt, vom Elzthal aus nicht sichtbar, über dem Oberende des engen „Wegelbach“-Tobels in beträchtlicher Höhe auf dunklem Tannenkegel, überwildert, nur ein geringer Trümmerrest. Doch bildete die Burg ehemals — urkundlich erscheinen zuerst im 12. Jahrhundert die Brüder „Conrad und Wernher von Swarcinberch“ — den Schloßsitz der Herrschaft Schwarzenberg, die einen großen Theil des Elzthals und Glotterthals umfaßte; 1498 starb das Geschlecht mit Johann Werner von Schwarzenberg aus. An der Burg haftet eine eigenthümliche Märe von einem finstern, gewaltigen Schloßherrn, der die schöne Tochter eines seiner Leibeignen begehrte und nur davon abstehen wollte, wenn dieser ihm einen mächtigen Kirschbaum ins Schloß bringe. In der Nacht aber gruben riesige Schattenhände den Baum aus und vier rabenschwarze Rosse führten ihn auf einem Wagen durch die wie Papier zerbrechenden Mauern in den Rittersaal hinein. Doch die Zweige waren dicht mit glühenden Kirschen bedeckt, welche der Herr des Hauses und seine Gäste, von den Schattenarmen gezwungen, essen mußten, um daran zu verbrennen, und um sie loderte die Burg in Flammen auf.

Dicht vor dem Ausgange des Elzthales schneidet zur Linken in die letzte westliche Abdachung des Kandel das Suggenthal ein, mit einer kleinen Paßhöhe einen Uebergang ins Glotterthal bildend. Es ist eines der Bergwerk-Sagenthäler des Schwarzwalds, das ehemals „Reichenthal" geheißen und eine Stadt umschlossen haben soll. Ihre Bewohner lebten in großer Ueppigkeit und Gottlosigkeit, besonders eine Edelfrau, die eines Tags einen Geistlichen, der zur letzten Oelung eines Kranken droben im Gebirg an ihrem Schloß vorüberkam, wegen des Geläuts der Glocke des ihn begleitenden Meßners höhnte, „jede ihrer Kühe habe eine solche Schelle um den Hals". Der Todtkranke oben auf dem letzten Hof aber genas plötzlich nach der Einnahme des Abendmahls und ließ sich, als er eine Wolke, erst wie einen Hut, dann wie eine Badewanne, zuletzt wie ein Scheunenthor über den Schwarzenberg herüberkommen sah, auf den „Luser" (den höchsten Gipfel in der Nähe) tragen, „denn das Gericht Gottes breche nun über das Thal herein". So ward er mit seinem Sohn allein gerettet, da eine Sündfluth mit Donner und Blitz gleich darauf die ganze Stadt vom Erdboden austilgte. Seitdem heißt das Thal „Suckenthal", das „versunkene". — Die Sage beruht auf der geschichtlichen Thatsache, daß im 13. Jahrhundert zur Zeit des Grafen Egon von Freiburg sich große Silbergruben im Thal befanden, welches 1258 (die Zahl ist an der Ortskirche mit der Wasserhöhe vermerkt) durch einen Wolkenbruch verwüstet ward. Offenbar ist Suggenthal die erste Thalansiedlung des „Sukko".

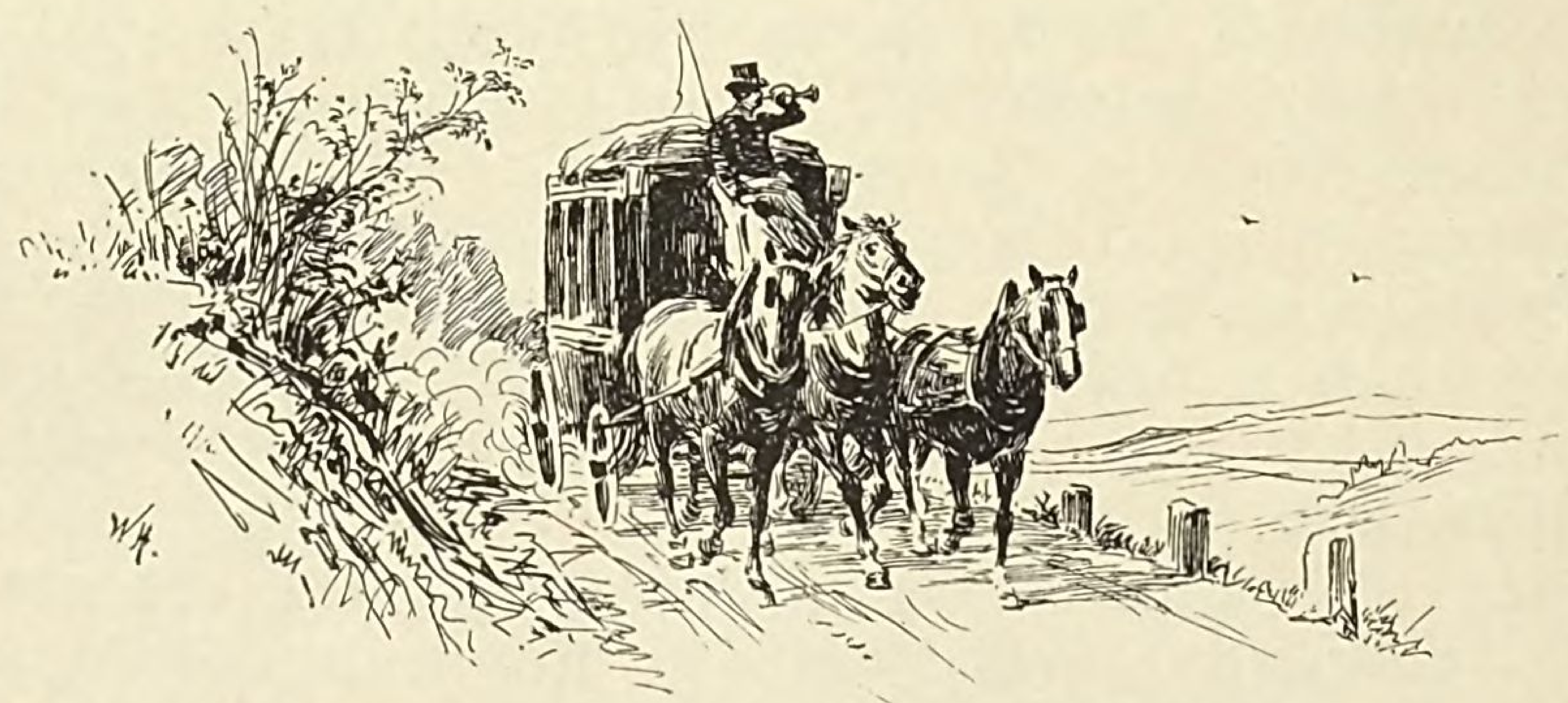
Unmittelbar am Eingang in das höchst anmuthreiche Thälchen vom Elzthal aus liegt das schon 1481 erwähnte Suggenbad, drei Viertelstunden von Denzlingen entfernt und um die Hälfte näher bei der Station und dem Dorf Buchholz. Dies hebt sich an der Einmündung der Losa, eines abgezweigten Armes der Glotter, in die Elz freundlich aus Feld- und Wiesenmitte des Thals, trotz seinem bescheidenen Aussehen uralt, da ein Meierhof Buchholz schon gleichzeitig mit dem ihm nah benachbarten Mauracherhof als erstes Besitzthum des Waldkircher Klosters St. Margarethen auftritt. Der feurige Wein auf den nordwärts belegenen Rebbergen steht in begründetem Ruf; eine Dorfchronik des Pfarrers Geisinger von 1783—1806 enthält interessante Mittheilungen über die zahlreichen Kriegsdrangsale, welche Buchholz während jener Zeit zu erleiden gehabt, und verzeichnet 1793 den Stoßseufzer:

„Auf Erden ist kein Ruh,
wer ruhen will und fröhlich seyn,
der schlag der welt den Boden ein
und fahr dem Himmel zu."



Suggenbad.

Von Buchholz führt in einer Viertelstunde ein überaus anmuthiger Fußweg durch üppige Wiesen nach Suggenbad, das in jeder Richtung einen der schönsten und empfehlenswerthesten Aufenthaltsorte im ganzen Schwarzwald, vor Allem zur Frühlings- und Spätsommerzeit bietet. Das Haus liegt mit einladendem Garten an der hart vorüberrauschenden Elz in traulichster Umgebung, im März-April reich von Veilchen umblüht; die Bewirthung ist eine ebenso freundlich-sorgliche, als das von ihr Gebotene musterhaft und preiswürdig. An Sonntagen stark von Freiburg aus besucht, erfreut das Suggenbad sich in der Woche, wenigstens Morgens, zumeist idyllischer Ruhe. Gleich am Hause führen Abhänge zum Wald empor, und nach wenigen Minuten breitet sich zu den Füßen des Hinansteigenden das untere Elzthal mit seinen weiten, von zahllosen Pappeln durchragten, vom gewundenen Fluß durchglänzten Wiesen — darüber die Hochburg, der Mauracher Berg, dann der Kaiserstuhl und die Vogesen — in einem feinsten malerischen und poetischen Reiz der Farben und Linien aus, der in solcher Art kaum seines Gleichen im Schwarzwald besitzt.



Im Gebiet des Kandel.

Einmal im Jahr „seh' ich den Alten gern":
Er hat so was „von einem großen Herrn",
Das sich in Haltung, Wuchs und Blick bezeugt,
Und doch den Kopf leutselig vorgebeugt,
Daß man die breite Glatze flimmern sieht,
Die windumflattert weiße Lichter zieht.
Man muß ihn nur bei guter Laune fassen,
Wenn er, behaglich hingestreckt, gelassen
Ein Mittagsschlummerlied vom dunklen Tann
Sich summen läßt, in seinen gelben Bart
Hineinlacht und nach alter Herren Art,
Mit halbem Auge blinzelnd, dann und wann
Nach einem weißen Tänzerinröckchen schielt,
Das gazeduftig ihn im Blau umspielt.
So war er heut', so trafen wir ihn an;
Er nickte still uns zu und lud uns ein
Zu guter Hungerskost und hellem Wein,
Den eine Winzerin vom Glotterthal
Ihm jüngst kredenzt. Doch dann nach Trunk und Mahl
Sprach greinend er: Nun macht euch auf die Sohlen,
Sonst könnt' euch leicht der Herr von Voland holen!
Er kommt nach altem Sommerwendnachtsbrauch
Zu mir zu Gast heut', und er bringt sich auch
Noch andere Gesellschaft mit zur Fête,
Die eure Frauen mir, wenn ich euch bäte,
Verübeln könnten. Hört ihr ein Gebrumm
Im Buschwald unterwegs, seht euch nicht um!
Und blinkt es unter braun und blonden Locken
Wie Milch und Blut von Besen, Spindelrocken,
So macht die Augen zu! Es sind zwar Bräute,
Doch keine für solide Eheleute. —
Marsch nach St. Peter jetzt! Adieu für heute!



Auf dem Kandel (1243 m) betreten wir zum erstenmal eine der obersten Erhebungen der südlichen Hälfte des Schwarzwaldes mit einer bisher noch nicht von uns erreichten Höhe. Keines, der von uns als „Gebiete" abgetheilten Stücke des Gebirgs läßt sich so deutlich mit dem Auge überblicken, als dasjenige des Kandel von seinem Kopfe aus. Es wird im Westen an seiner Schmalseite von der Rheinebene, im Norden vom Elzthal begrenzt; nach Osten erstreckt es sich gegen die Bahnlinie Triberg — St. Georgen-Villingen — Donaueschingen, und im Süden wird es durch das Dreisam-Höllenthal mit seiner Fortsetzung der Straße nach Neustadt und von diesem weiter an die untere Breg begrenzt. Der Blick vom Kandel gewahrt selbstverständlich nicht alles, was diesem Gebiet angehört, doch er überschweift es, wo es sich in einer Tieflage birgt. Von Nordost bis Südost geht er über die Hochlandswelt hin, welche sich südwärts in diejenige des Feldberg fortsetzt. Die Rundschau umfaßt die ganze Vogesenkette über dem Rheinthal, reicht nordwärts bis zum Kniebis, östlich an die Schwäbische Alb und erstreckt sich im Süden zu den Alpen von Vorarlberg bis zum Montblanc mit dem Erzkasten und Feldberg im Vordergrunde. Um den vollen Rundblick genießen zu können, mußte man allerdings die trigonometrische Steinpyramide auf der obersten Höhe bis vor Kurzem etwas beschwerlich erklettern. Die Stadt Freiburg ist nicht sichtbar, sondern südwestlich durch einen Höhenrücken verdeckt.

Daß der Name Kandel — der übrigens mehrfach auch in der Rheinpfalz, bei Rheinzabern und Minheld auftritt — fraglos dem Keltischen entstammt, ist schon gesagt worden. Genannt wird er zuerst in Urkunden des Klosters St. Peter (Rotulus San-Petrinus) im 12. Jahrh. bei Anlaß einer Grenzbeschreibung: „A platano in monte Kanden." Danach hätte damals auf ihm eine Platane (der „morgenländische Ahorn") gestanden. Dies ist nicht denkbar, da Platanus orientalis, der vielgeliebte „Wunderbaum" der Griechen und Römer, eines milden Klimas bedarf und in dieser wildrauhen Höhe nicht gediehen sein kann; es wird vermuthlich auf einer Verwechslung mit dem platanenähnlichen Acer platanoïdes, dem „nordischen Ahorn" beruhen, für den auch bereits die Kelten einen Namen (kelyn) besaßen (unser A-horn stammt curios vom lat. a-cer). Wie aus Kanden (vergleiche die Stadt Kandern, 734 „Chandro") Kandel geworden, scheint der Volksmund aus jener Platane „Platte" gemacht zu haben, wie noch jetzt eine Kandelhöhe (über den „Plattenhöfen") heißt. Jedenfalls legt das Ganze Zeugniß

für ein frühes Bestiegensein des Gipfels ab, auf dem das höchste Bauerngehöft Deutschlands, der Kandelhof liegt. Der Besitzer desselben mußte vor Jahren ihm im Winter verstorbene Töchter ein Vierteljahr lang in den Schnee eingescharrt halten, ehe es ihm möglich fiel, sie zur Beerdigung hinunter zu bringen. Bis vor Kurzem hielt er allein oben eine dürftige Wirthschaft, jetzt ist unweit von ihm ein stattliches „Kandelrasthaus“ mit behaglicher Einrichtung erbaut, das auch Nachtunterkunft bietet. Man gewahrt es rundum aus weiter Ferne, es blickt grade auf Waldkirch hinunter. Das Hinaufbeschaffen von Vorräthen ist mit großer Mühsal verknüpft und dadurch die manchmal etwas mangelhafte Beköstigung wohl entschuldigt.

Der oberste Gipfel des Kandel ist kahl, gleich einer kleinen Tonsur, mit kurzer Grasnarbe und vereinzeltem schwärzlichen Felsgeblöck bedeckt, sonst zieht sich tiefdunkler Waldkranz rings um ihn her und fast überall bis zu seinem Fuß hinab. Wir haben schon erwähnt, daß er von Alters im Schwarzwald die Rolle des Brocken als nächtlicher Teufelsthron spielte und daß deshalb Waldkirch mit besonderem Eifer und Ruhm der gottgefälligen Pflicht der Verbrennung von Hexen nachkam. Viele der letzteren, die auf Stöcken und Ofengabeln zum Kandel hinanritten, stammten aus Freiburg; berühmt war „die dicke Bärbel“ vom dortigen Fischmarkt, des höllischen Fürsten Liebste, während „die dicke Bäckerin“ aus Freiburg als Zweite in seiner Herzensgunst stand. Jungfräulein, die zum erstenmal erschienen, wurden mit einem Kranz ausgezeichnet; häßliche Weiber mußten die Geschirre der Mahlzeit putzen. Man tafelte köstlich und trank aus silbernen und goldnen Bechern bei Trommel- und Geigenschall; der „Schultheiß von Niederwinden“ (einem Elzthaldorf zwischen Waldkirch und Elzach) pfiff nachher auf einer Ruthe Tanzmusik. So wurden die „hohen Festnächte“ gefeiert, kleinere Zusammenkünfte dagegen auf dem „Nägelesee“ bei Freiburg gehalten, wozu auch die Hexen Waldkirchs sich einfanden, doch ging es dabei einfacher zu, gab nur gewöhnliche Kost und schlechteren Wein. — So berichten die wissenschaftlichen Feststellungen der größten „Teufelsgelehrten“ vom 15.—17. Jahrhundert nach den Folteraussagen der „zum Eingeständniß der Wahrheit“ gebrachten „Unholdinnen“; ein noch vorhandenes Schreiben aus jener Zeit lautet:

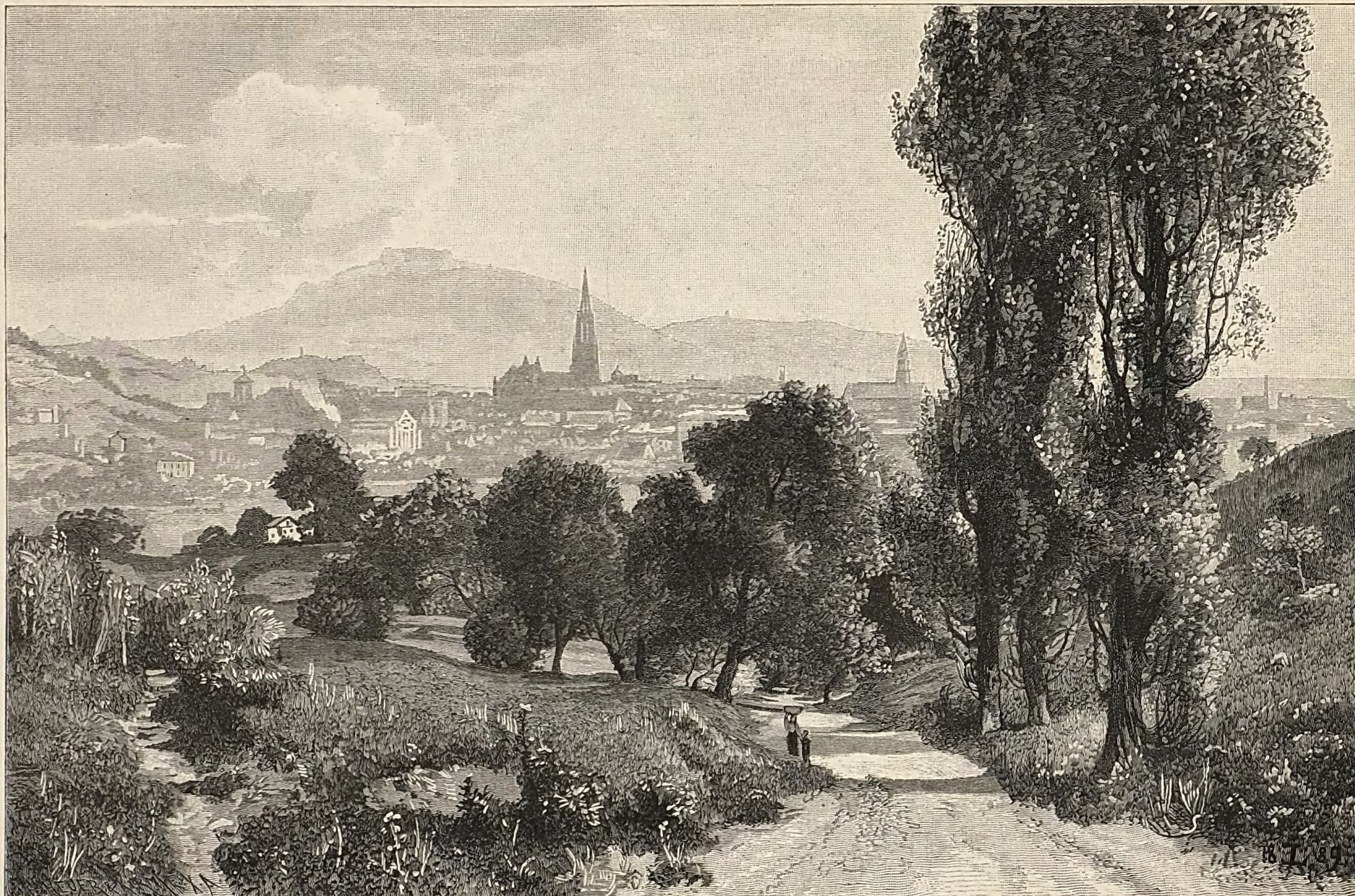


Die Teufelskanzel.

„An Johannsen Kastmeister, Stadtschreiber zu Freiburg.

Hochachtbarer, fürnehmer, insonders günstiger, lieber Herr! Es ist an Euch abermal min früntlich Bitt und Begehr, ihr wöllen mir euern Nachrichter abermal bis nächstkünftigen Donnerstag zu Nacht herusschicken; dann ich eine böse alte Zauberin mit dem Feuer zu richten hab, das bis Freitag beschehen soll. Das steht mir um Euch allzit gutwillig zu verdienen. Datum Ehrenstetten, (im „Hexenthal“ bei Freiburg) Mittwochen post Matthäi (24. Sept.) Anno (16) 33. Euer williger W. Böklin von Böcklinsau.

Die Stelle der Hexenzusammenkünfte bildete übrigens nicht so sehr der kahle Scheitel des Berges, als besonders der Kandelfels, ein nach Waldkirch zu ungefähr in Zweidrittel Höhe des Kandel über Thurmhöhe aus dem Wald aufragender, mit seinem Oberstück unglaublich weit stützlos überkragender Fels. Rings um ihn her ist mächtiges, knietief von Moosen durchwuchertes Geblöck aufgeschüttet, dürre, weißschimmernde, blitzgetroffene Tannen strecken dazwischen geisterhafte



Freiburg im Breisgau. Von Emil Lugo.



Arme aus; das Ganze bietet einen der romantisch-wildesten, im Dämmer- oder Mondlicht unheimlichsten Plätze des Schwarzwalds. Der Weg von Waldkirch führt hart an dem Kandelfels empor, den man auch von drunten aus gewahrt, doch ohne seine Gewaltigkeit zu ahnen. Er ist dem „Erbfeind der Menschheit" ein Dorn im Auge, denn er hält im Innern des Kandel einen großen See verschlossen, dessen Wasser der Teufel niederstürzen lassen möchte, um den ganzen (frommen) Breisgau zu ertränken. Eines Tages kam deshalb ein „Grünrock" zu einem arm-verwaisten, weinenden Hirtenknaben, der dort oben Vieh aus dem Dorf Sinnsbach (bei Waldkirch) hütete, und theilte diesem mit, im Berge befände sich ein unermeßlicher Schatz von Gold und Edelsteinen, den derjenige an sich nehmen dürfe, der den Felsen fortzurücken vermöge. In Folge dessen verhieß der Knabe die vier besonders kraftvollen Zugstiere seines Dienstherrn mitzubringen und fand am andern Morgen den Grünrock auch schon bereit, der zum Anspannen einen großen Ring von gelbem Metall in die Felswand befestigt hatte. Doch wie der Hirtenbub seine Stiere antrieb, that er dies gewohnheitsmäßig mit dem Ruf: „Hü-a! In Gott's Namen!" und plötzlich fuhren Blitze umher, die Erde bebte, im Innern des Berges hob sich ein Brausen und Wogen, die Stiere zerrissen ihr Joch und stürzten zu Thal und der Knabe bewußtlos zu Boden. Als er wieder zu sich kam, war Alles still um ihn, nur ein heller, starker Quell plätscherte unter dem Kandelfelsen hervor, und der Teufel war durch das „In Gott's Namen!" betrogen worden. Statt die Leute drunten zu verderben, hatte er ihnen zur Erfüllung ihres sehnlichsten Wunsches verholfen, ein reines, köstliches Trinkwasser zu besitzen. Er war, wie immer, ein „dummer Teufel" gewesen. — Uebrigens haust der alte Wodan auch noch droben auf dem Berg, zieht als „Hackelberend" einem wilden Jagdheer voraus, das hier aus Gerippen besteht, die auf Hirschen — Sechzehnendern — reiten, und „vom Kandel her ruft sein Hüfthorn."

Nach allen Seiten hin entsendet der Bergstock seine Ausläufer; die gewaltigste Rippe wölbt er als „Kandelrücken" ins Elzthal etwas oberhalb Waldkirchs hinunter, doch auch westwärts und nach Süden gegen das Glotterthal dacht er sich mit einer kaum geringeren Höhenkette ab, in welcher der Todtenberg, Luser, Eichberg und Brandskopf hervorragende Punkte bilden. Die Glotter entspringt am Süd- und Südostabhang des Kandel und zieht sich, anfänglich auf der Hochfläche verlaufend, bei St. Peter westwärts in das tief eingegrabene felsenreiche Glotterthal hinunter. Dies zählt zu den echtesten und malerischsten Schwarzwaldthälern, mit vielen Sägemühlen in seinem oberen Theile und seinem immer laut rauschenden, zwischen eng zusammengerückten hohen Bergwänden über Geblöck hastig niederstürzenden Bergwasser. Stellenweise einsam, ist es im Ganzen doch stark belebt; die Thalgemeinde theilt sich in die drei Stunden lang hingedehnten Ortschaften Ober- und Unter-Glotterthal. Im ersteren wird ein „Dinghof" im 12. Jahrhundert genannt; ungefähr zwischen beiden in der Mitte, doch ein Viertelstündchen nordwärts in ein Seitenthälchen gegen den Luser hinaufgezogen, liegt engumschlossen, anheimelnd und anspruchslos das Glotterbad mit noch altmodischen Baulichkeiten, schon 1564 erwähnt und bis zum vorigen Jahrhundert den Namen „Luterbad" tragend. Von dem friedlichen, wenn auch ziemlich besuchten Aufenthaltsort hebt sich ein sehr

schöner Weg zum Luser (675 m) hinan und theilt sich auf diesem nach Waldkirch (an der Ruine Schwarzenberg vorbei) und ins Suggenthal hinüber. Die Gegend zeigt viele altverlassene Silberstollen; bei Unterglotterthal erweitert das Thal sich etwas, dann beginnen in der Südlage die leider nicht sehr umfangreichen Rebberge, welche den trefflichen, doch starken „Glotterthäler“ zeitigen, den man unverfälscht in den Wirthschaften des Dorfes — „Engel“ und „Sonne“ — erhält. Auch hier tragen die Frauen noch vereinzelt die hohen gelben bis rothen, lackirten Cylinderstrohhüte und sehr buntstoffige Gewänder. Wiesen- und wasserreich mündet das Thal gegen die Station Denzlingen aus; die Glotter sendet hart am Gebirgsrand nach Norden gleich einen Arm zur Elz hinüber, während ein zweiter am Kaiserstuhl in die Dreisam und erst mit dieser in die Elz mündet.

In das Glotterthal tritt kurz vor seinem Ende von Süden her das Föhrenthal ein, das sich lang in die Bergkette hineinzieht, die sich als südlicher Ausläufer des Kandel bis nach Freiburg erstreckt. Sie bildet mit zahlreichen kleinen Seitenthälern die Wasserscheide zwischen der Rheinebene und dem unteren Dreisamthal und auf ihrem waldigen Rücken eine sehr einsame, nur selten besuchte Welt. Die Tannenköpfe, welche sich über den letzteren erheben, sind, vom Kandel herkommend, der Brombeerkopf, Flaunser, Hornbühl und Roßkopf; der letztere dacht sich langsam über den Hirzberg und Schloßberg zur Stadt Freiburg hinunter, von der aus wir später einige ihr benachbarte Stellen des Gebirgszuges aufsuchen werden.

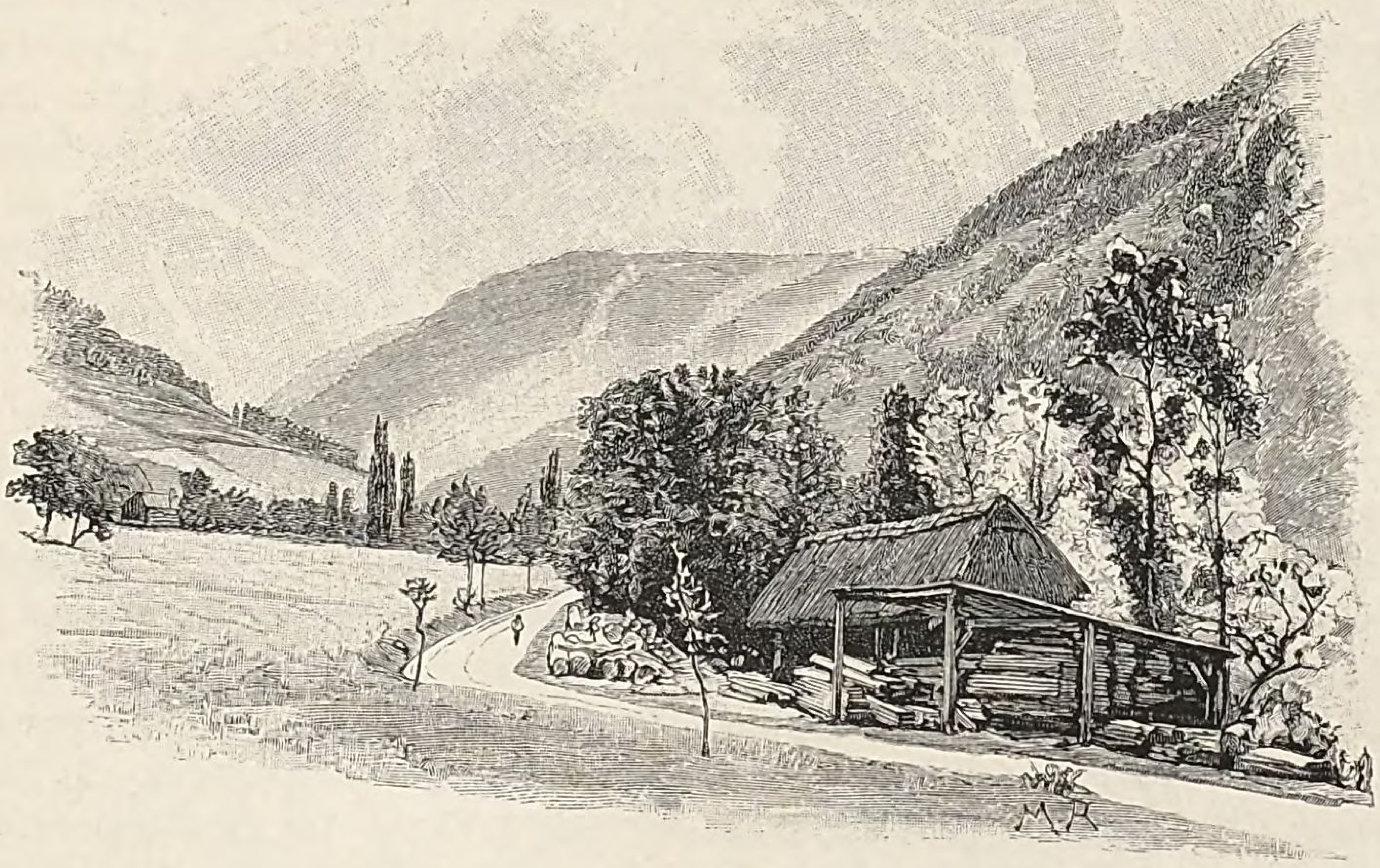
Vorderhand kehren wir auf den Kandel zurück und blicken grad nach Süden von ihm nieder. Dort steigen frei und deutlich die Doppelthürme des Klosters St. Peter unter uns von der Hochfläche auf, wir glauben beim Niederstieg zu diesem (anderthalb Stunden) den Weg unmöglich verfehlen zu können, und doch ist er einer der trügerischsten, schwerstfindbaren im Schwarzwald.

Oftmals täuscht überhaupt im letzteren die scheinbar klare Uebersicht von der Höhe; man geräth unterwegs nach dem deutlich gesehenen Ziel in dichten Wald mit tiefen Tobelschluchten und vielzerspaltenen Pfaden, und es gehört nicht zu den Seltenheiten, daß man schließlich aus der Verirrung in völlig andrer Himmelsrichtung als der gesuchten herausgelangt. Dies geschieht um so leichter, als die Erfahrung gelehrt, daß häufig auch der rechte Weg lange in anscheinend falscher Richtung fortläuft.

Das Kloster St. Peter (722 m) liegt in einer Muldeneinsenkung des Hochlandes, welches sich südlich unter dem Kandel, weiter nach Süden äußerst jäh ins Dreisam-Höllenthal abfallend, bis zur „Steige“ des letzteren hin erstreckt, um bei dieser in das Hochlandsgebiet des Feldberg überzugehen. Das Benedictinerkloster, von Herzog Berthold I. von Zähringen ursprünglich bei Weilheim unter der Teck am Neckar gestiftet, ward von seinem Sohn Berthold II. 1091 hierher verlegt und zur Familienbegräbnißstätte bestimmt. So fanden in einem Gewölbe der alten Klosterkirche acht Zähringer nebst zwei ihnen mitangehörigen Frauen ihre Gruftstatt, die jetzt, seit einem großen Brande (1678) des Klosters im Chor auf beiden Seiten neben dem Hochaltar ruhen. Der Abt Placidus Rösch von Bräunlingen hatte kurz vor der Feuersbrunst die Gruft öffnen lassen und den Befund in einer lateinischen Urkunde festgestellt; kleine, aus Holz geschnitzte Denkmäler nicht besondrer Art erinnern heut' an die dort Bestatteten des alten Geschlechts.

Das Kloster zählte 55 Aebte von dem ersten, Adalbero, bis zum letzten, Ignaz Speckle von Hausach, zu dessen Lebzeit es 1807 aufgehoben ward. Es war eine hochangesehene Abtei und ist von hervorragender geschichtlicher Wichtigkeit sowohl durch mehrere von ihm hinterlassene Chroniken, als hauptsächlich durch seine Urkundenüberlieferung im schon erwähnten „Rotulus San-Petrinus“; aus diesem fällt manches Licht in sonst unaufgehelltes Dunkel früher Zeiten am Oberrhein. Nach dem Aussterben der Zähringer ward St. Peter reichsunmittelbar, begab sich indeß 1567 freiwillig unter den Schutz Oesterreichs. Es wurde vielfach vom Feuer, von

Schweden und Kaiserlichen verheert, seine jetzigen Gebäude mit der Jesuitenstil-Kirche stammen aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts und beherbergen gegenwärtig ein Priesterseminar. Eine kleine Ortschaft schließt sich demselben an, zu der eine weitzerstreute, urkatholische Berggemeinde gehört. Ein Gasthof bietet Unterkunft für Sommergäste, und die Hochlage empfiehlt den Aufenthalt, wie die still-einsame Schönheit der Umgegend. Die Felsschroffenwände des Glotterthals sind dicht benachbart und noch näher ein Wald, der aus den vielleicht herrlichsten Hochtannen des Schwarzwaldes besteht. Zwei Thäler ziehen sich neben St. Peter in südlicher Richtung von der Hochfläche zum Dreisamthal hinab, das Eschbachthal (im 12. Jahrhundert „Asschebach") und das Ibenthal, beide eng und stark niederfallend, das letztere (1113 „Dorf Iwa") als das interessantere. Getrennt werden sie nach oben durch den Lindenberg (813 m) mit der von allen Seiten (sogar vom Lorettoberg bei Freiburg) weithin sichtbaren, 1601 erbauten Lindenkapelle



Aus dem Glotterthal.

Von St. Peter führt, wechselnd etwas auf- und niedersteigend, nach Osten einer der schönsten Wege des südlichen Schwarzwaldes über die zumeist freie, nur da und dort mit kleinen Waldgruppen bedeckte Hochfläche; (auch in botanischer Hinsicht reizvoll, wo das Oberibenthal heraufläuft, findet sich eine weite Strecke ganz mit der außerordentlich stark duftenden weißen Orchidee Plathantera bifolia überdeckt). Zur Linken hebt sich der Kandel, zur Rechten geht der Blick in das tief unten ausgebreitete Dreisamthal, hinter dem fern ein Theil der Vogesen die Welt abschließt. So erreicht man in anderthalb Stunden St. Märgen (890 m), das ehmalige alte Nachbarkloster St. Peters, doch nicht immer durch besondere, gegen das letztere bewährte christliche Glaubensbruderliebe ausgezeichnet. Die Kirche und Einiges vom alten Klostergebäude sind noch vorhanden, der Ueberrest des letzteren blickt indeß verfallen und verödet an. St. Märgen, bis zum 15. Jahrhundert „St. Marienzell" genannt, dann in die Diminutivform von „Maria" (Mariken, Märgen) verwandelt, war ein 1118 von dem Domprobst des Straßburger Hochstiftes, Graf Bruno von Hofenburg, begründetes Augustinerkloster, das oft mit seinen Schirmvögten („Kastenvögten") im Streit lag und viel von diesen, besonders den Rittern von Snewelin zu leiden hatte. Um ihr Leben gegen den Schirmvogt Joannes Snewelin von Wißneck zu

schützen, mußten der Abt Diethmar und der Convent das Kloster im Anfang des 14. Jahrhunderts verlassen; 1346 ward der Abt Conrad III. durch den nämlichen Widersacher auf seine Burg Wißneck in Gefangenschaft geschleppt und neun Jahre später von ihm nahe dem Dorf Ebnet (bei Freiburg im Dreisamthal) auf der Straße ermordet. Das gleiche Geschick theilte der Abt Johannes II., welcher 1401 von dem Kastenvogt von Blumegg in einem Hohlweg bei Mördingen (nomen et omen, einem dem Kloster gehörigen Dinghof) am Tuniberg überfallen und umgebracht wurde, während seinen Vorgänger, den Abt Berthold, 1385 dessen eigene Mönche im Refectorium erschlagen hatten. Die Geschichte St. Märgens ist eine blutige, friedlose und verkümmerte, bis schließlich im dreißigjährigen Kriege der Abt Jacobus Geiger mit seinen Mönchen das Kloster völlig verließ, das dann viele Jahre lang leer-verödet dastand. Doch 1725 baute der Abt Andreas Dilger die Kriegsüberbleibsel desselben noch einmal wieder auf und aus und schuf damit den jetzt noch vorhandenen Bestand. Die Aufhebung erfolgte 1807.

St. Märgen ist ein beliebter Sommeraufenthaltsort mit stiller Umgebung und den gleich empfehlenswerthen Gasthöfen zum Hirsch und zur Krone. Nach Osten zu wird es bald von dem tiefen Einschnitt des Wildgutachthales begrenzt, doch ist auf einer Fahrstraße in dieses hinabzugelangen. In südlicher Richtung beginnt bei dem Ort das dreistündige Wagensteigthal (im 12. Jahrhundert „Waginstatt", später „Steiga"), das seinen Namen von der „Wagenstraße" trägt, welche vor der Herstellung der benachbarten „Höllenthalstraße" den Verkehr von Freiburg über das Hochland nach Osten vermittelte. Der Fund von Goldmünzen Trajans und Antoninus Pius' bei St. Märgen weist darauf hin, daß sich schon eine Römerstraße durch die Wagensteig emporzog; weiter nach Osten führt noch ein Theil der jetzigen den wahrscheinlich aus der alten Zeit beibehaltenen Namen „Hochstraße." Die Wagensteig ist ein sehr schönes, oben enges, allmählich sich etwas verbreiterndes, von hohen Bergwänden eingefaßtes Thal, reich an Sägemühlen, und noch manches prächtige alte Schwarzwaldhaus darbietend; sehr enge Seitenthäler ziehen sich vielfach von ihm ostwärts zum Hochrücken hinan. Wo es bei dem Dorf Buchenbach ins Dreisamthal ausmündet, sehen vom letzten niedrigen Bergvorsprung zur Rechten die Trümmerreste der Burg Wißneck, einer der vielen Snewelin-Burgen, herab. Sie gehörte im Anfang den „Edlen von Turner," deren verschwundene Stammburg weiter aufwärts im Gebirg auf der Hochwölbung des „Thurner" neben einem alten Römerwartthurm stand, kam aber 1320 in den Besitz der schirmvogteilichen Quälgeister des Klosters St. Märgen, die sich nach ihr benannten. Im Bauernkriege ward sie 1525 von der Vergeltung ereilt und, was damals noch von ihr geblieben, im dreißigjährigen Kriege zerstört.

Eine Sage läßt auch hier in der mit hohem Gras überwachsenen Ruine ein Edelfräulein umirren, das einem Hirtenknaben von drunten aus Buchenbach erschien und ihn freundlich anlächelte. Ohne mit ihm zu reden, kam sie öfter wieder, blieb jedoch stets neben einem alten Mauerstück an der nämlichen Stelle, zu Boden blickend, stehen. Wie der Knabe dann an dieser sich auch einmal niederbückte, schimmerte ihm aus dem Gras ein großes Silberstück entgegen, und darunter kamen immer mehr Thaler aus vergangenen Zeiten zum Vorschein. Hinter ihm aber stand das Schloßfräulein, sah ihm lächelnd zu und legte zwei Finger auf ihren Mund. Doch er konnte auf die Dauer diesem Geheiß des Stillschweigens nicht nachkommen, theilte einem habsüchtigen Oberknecht sein Fundglück mit, und von der Stunde an verschwanden die Thaler und ihre Hüterin auf Nimmerwiederkehr aus der Burg.

Das Eschbach-, Iben- und Wagensteigthal entsenden von der südlichen Hochlandsgrenze unseres Gebietes ihre Bäche ins breitoffene untere Dreisamthal; wie eine Mauer heben sich aus diesem die Bergwände, besonders der Ottenberg (1042 m) zwischen der Wagensteig und dem Höllenthal, auf. Wir biegen in eines der obengenannten, östlichen kleinen Seitenthäler der ersteren ein, gleichgültig in welches, ob in den „Diessendobel", den „Griesdobel" oder den Dobel, der den Namen „Auf den Spirzen" trägt. Alle führen uns wieder zur Hochfläche südlich von

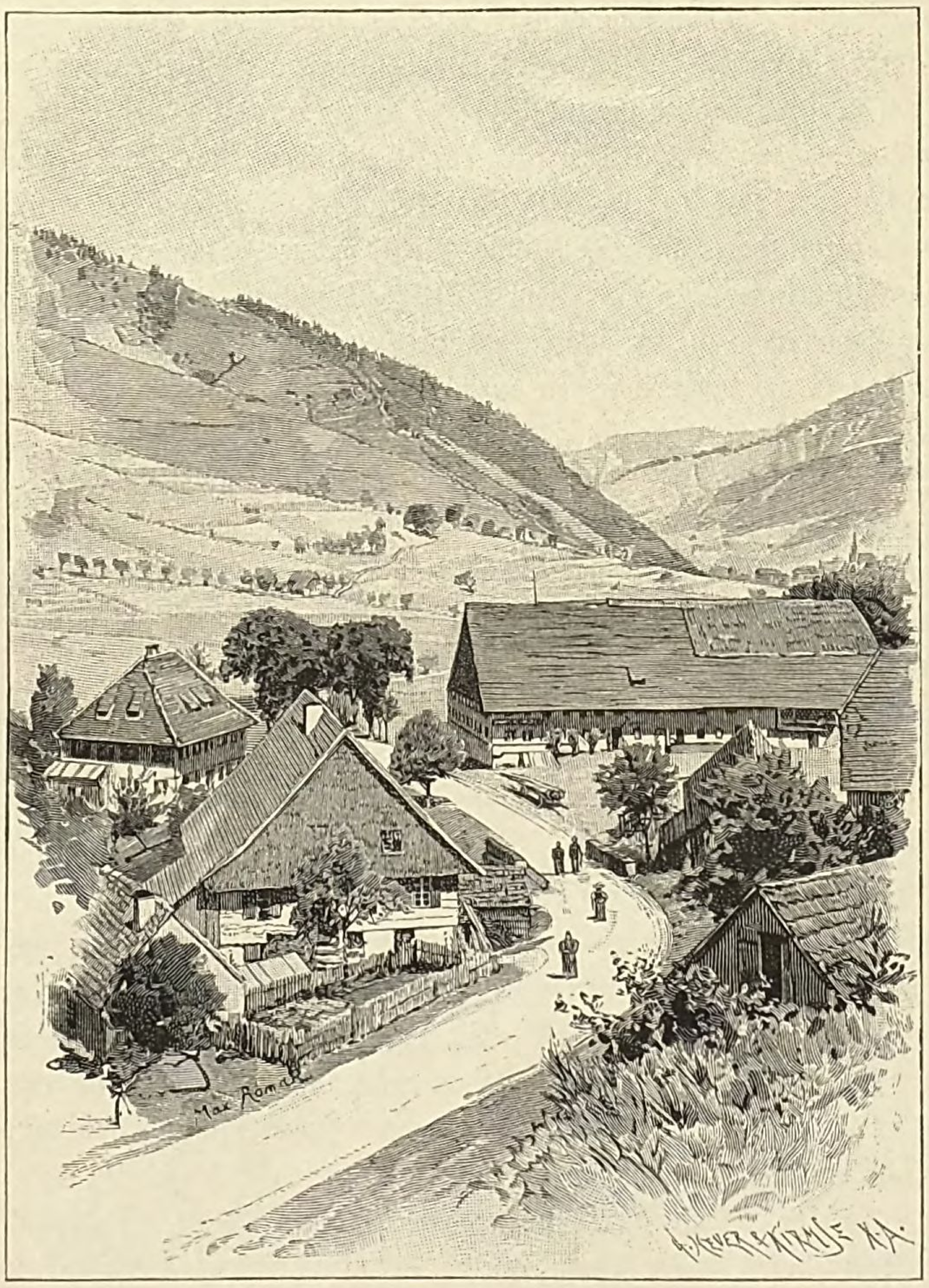
St. Märgen empor, in ihrem gewundenen Aufstieg gleich friedlich-still und weltentlegen, da und dort von Einzelgehöften durchsetzt oder überthront. Dann sind wir auf der Höhe, echtem Hochland des südlichen Schwarzwaldes, nach Süden zu von dem jähen, schwindelnden Felsenabsturz des Höllenthals begrenzt. Keine Berge heben sich mehr drüber, sondern nur Anschwellungen höherer Aufwölbung, der Hochwart (1122 m), der Thurner (1029 m), die Weißtannenhöhe (1188 m, fast dem Kandel gleichkommend), der Stütz (1083 m), der für eine Höhe den sonderbaren Namen führende Hohle Graben (1038 m). Hier ist überall eine weiteinsame Hochwelt, wechselnd zwischen Hebungen und kleinen Hochthälern, deren Gewässer westwärts zur Wagensteig, südlich zum Höllenthal, gen Osten bereits zur Wutach (Gutach) und im Norden zur Wildgutach (Elz) niederrinnen. Tannenwaldungen mischen sich unter Wiesen und kahle Matten, auf denen Rinder, Schafe und Ziegen weiden, die Gehöfte der Besitzer liegen da und dort an Hängen und auf Höhen zerstreut; fast überall geht der Blick unendlich weit umher. Außer St. Märgen bilden zwei Pfarrdörfer die Mittelpunkte der Gemeinden, im Süden von jenem Breitnau, im Osten Waldau. Das erstere (1020 m) befindet sich schon ein wenig auf der Neigung zur südlichen Einsattlung der Höllsteige hinab, sein grauer Kirchthurm, von freundlicher Häusergruppe umgeben, blickt über jene nach dem Feldberg hinüber; etwas entfernt liegt an der Straße, die über den Thurner nach St. Märgen führt, vereinzelt der vielbesuchte Gasthof zum Löwen. Dicht unter dem Dorf entspringt ein vermuthlich aus „Rabenbach", doch nicht auffindbar wann, in Ravennabach verherrlichter Wasserlauf, dessen Schlucht wir bei unsrer Rückkehr durchs Höllenthal betreten werden. Von Breitnau zieht sich nordwärts durch die ganze Gegend über den Thurner, Hohlegraben, Kaltenherberge bis weit nach Osten eine Reihe alter Schanzen, die Markgraf Ludwig von Baden 1688 zum Schutz einer strategischen Linie gegen die Franzosen über den Schwarzwald aufgeworfen; sie waren, noch erkennbar, vielfach durch Laufgräben untereinander verbunden.

Vom Thurner, auf dessen Höhe verdienstlicher Weise neben einer kleinen Kapelle auch eine Wirthschaft („zur Hochburg") steht, führt die Straße — die erwähnte alte „Hochstraße" — über den Hohlegraben einestheils nordwärts nach Furtwangen, anderntheils östlich auf die Baar. Ein wenig unter ihr im Osten vom Hohlegraben liegt in der obersten Thalmulde der zur Wutach fließenden „Langenordnach" das ansprechende Pfarrdorf Waldau (962 m), gleich Breitnau ein beliebter, ruhiger Sommeraufenthaltsort, mit einem merkwürdig großerbauten, vielfenstrigen, einfachen, doch sehr löblichen Gasthause, am Kürzesten von dem Höllenthalbahnendpunkt Neustadt aus erreicht. Um Waldau erheben sich die Aufwölbungen des Steinberg (1143 m), Schneeberg (1000 m) und Bossenbühl (1112 m); außer dem Langenordnachthal zieht sich aus seiner Nähe noch das „Josthal" mit zahlreichen Seitenthälchen von der Weißtannenhöhe zur Wutach hinunter. Etwas nordöstlich von Waldau an der Straße, wo diese sich gabelt, liegt unter dem Steinberg einsam das Wirthshaus mit dem sonderbaren Namen „Kalte Herberge" (eigentlich „Neubrunnerhof" oder „Trunzhof"). Die Wasserscheide des Hochrückens verschmälert sich an dieser Stelle zu einem Grat, der nördlich sich zum Beginn der Wildgutach, südlich sich zum Gebiet der Wutach niedersenkt. Von Osten her tritt aber auch der Ursprung der in die Breg fließenden Urach unmittelbar an das Haus hinan, so daß sich hier eine der Stellen findet, wo das Dachwasser desselben auf einer Seite der Nordsee, auf der andern dem Schwarzen Meer zurinnt.

An diesem Punkt haben wir den Oberlauf eines der Hauptthäler unseres Gebietes, durch welches das letztere in zwei Hälften geschnitten wird, das Wildgutachthal erreicht. Für den Fremdling im Schwarzwald ist es höchst verwirrend, daß hier abermals und zwar mit ihren Anfängen nah aneinandergerückt, zwei Flüsse unter dem Namen „Gutach" auftreten. Die Wildgutach heißt so in ihrem Unterlauf, eh' sie in die Elz eintritt; die Wutach dagegen wird von ihrem Ausfluß aus dem Titisee bis zur Einmündung des Röthenbachs, also in ihrem Oberlauf

„Gutach“ genannt. Diese Bezeichnung enthält die schwarzwäldlerische Anerkennung eines Wassers, das nicht mit gefährlichen Ueberschwemmungen bedroht.

Wir müssen zunächst noch einmal auf den Gipfel des Kandel zurückkehren, um dem Niederblick, den wir auf seine nächste Umgebung nach Westen und Süden gehalten, denjenigen nach den andern Himmelsrichtungen beizufügen. Im Norden kennen wir auch bereits das Elzthal, das sich tief unter seinen dunklen Waldabhängen hinzieht; mehrere Tobel und in diesen Abstiege, führen zu jenen nieder. Ostwärts dagegen gliedert der Bergstock sich am gewaltigsten aus, schickt den „Elmlesberg“, das „Gereut“, den „Schindelberg“, „Hochkopf“ und „Hornkopf“ gegen das Wildgutachthal vor und bleibt in letzterem nur etwas über 100 m unter seiner Scheitelhöhe zurück. Eine außerordentlich leere Hochgebirgswelt erstreckt sich von dieser nach Südosten (gegen St. Märgen), mit dem „Kapfenberg“ endend. Zwischen dem letzteren und dem Hornkopf hindurch zieht sich vom Kandel ein schwer findbarer, in Wäldern begrabener Weg zu den „Plattenhöfer“ nieder, und unterhalb derselben zu dem berühmten Wasserfall des Zweribachs. Es sind zwei Fälle, sich in einsamster Felsenwildniß bergend und nach starkem Regen von großer Mächtigkeit. Keine wohlgebahnten Promenadepfade führen zu ihnen, sondern nur ein schmaler, steiniger, verwachsener Steig; auch der Abweg ins Wildgutachthal („zum Engel“) ist, wenigstens für Damenschuhe, noch keineswegs ein liebenswürdiger. Besser bringt vom Kandel ein andrer, zweistündiger durch das schlauchartig enge, vollkommen hauslose „Ettersbachthal“ nach „Untersimonswald“ (Wildgutachthal) hinunter. Im tiefen Einschnitt bietet es zumeist nur Raum für den Bach und den schmalen, oft von üppigstem Pflanzenwuchs an den Seiten noch mehr verengten Fußpfad.



Aus dem Simonswälder Thal.

Wir betreten das (Gutach-) Wildgutachthal, das, wie gesagt, unser Gebiet seiner ganzen Breite nach in der Mitte durchschneidet, wo es bei dem Dorf Bleibach ins Elzthal ausmündet. Es führt in der unteren Hälfte seines Verlaufs nach den darin belegenen Ortschaften den Namen Simonswälder Thal und ist jedenfalls eines der schönsten und bezeichnendsten des gesammten Schwarzwaldes. Seine Thalsohle bietet heiterste, offene Sonnenwelt reicher Wiesengründe, von prächtigen Wallnußbäumen durchschattet, die Hänge zeigen selbst kleine mit Reben

bepflanzte Flecke; fast ununterbrochen ziehen sich zwei Stunden lang an der breiten Fahrstraße zur Rechten und zur Linken Häuser dahin. Aber darüber erheben sich zu beiden Seiten machtvolle Gipfel und Bergwände, schön und wechselreich geformt, hier kahl hervorragend, dort mit Buchen und Birkenhainen, hoch droben mit schwarzen Tannen bedeckt. Eine Wagenfahrt ins Simonswälderthal von Waldkirch bis zum Gasthaus zum Engel ($1^1/_2$ Stunden) bietet einen der schönsten Genüsse im Tiefland des Gebirgs.

Wir wollen an der Wildgutach bis zu ihrem Ursprung hinaufwandern und verschieben deshalb die üblichen Bezeichnungen von rechts und links. Wie wir bei Bleibach in das Thal eintreten, steigen zur Rechten die Ausläufer des Kandel an — sein Kopf selbst wird nicht sichtbar — sie begleiten uns und setzen sich später in dem Hornkopf fort. Zur Linken bildet der Rohrhardtsbergstock, den Tafelbühl vorschiebend, die Gebirgswand, von der am weitesten nach Westen der spitze Kegel des Hörnlebergs (907 m), von einer Kapelle gekrönt, in den Winkel des Elz- und Simonswälderthals vorspringt. Man gewahrt die beherrschend hochherabsehende, weißglänzende „Hörnlikapelle", besonders wenn die Abendsonne auf ihr liegt, überall aus weitester Ferne; der Weg zu ihr hinauf ist steil und beschwerlich, trotzdem wird monatlich einmal von Bleibach aus Messe in ihr gehalten. Ueber das tiefe Thal ihr zu Füßen hin bietet sie den wirkungsvollsten Anblick des ihr gegenüber aufragenden Kandel.

Bald beginnen die Häuser der endlos zusammenhängenden Thalortschaften Unter- (oder Alt-) Simonswald und Ober-Simonswald, zuerst urkundlich 1178 als „Sigmannswald" im Besitz des Klosters Waldkirch erwähnt; eigenthümlicher Weise scheiden die Gemeinden sich durch die ganze Thallänge nach ihrer rechts- und linksseitigen Häuserlage von der Wildgutach; gedrängtere Mittelpunkte bilden Gruppen um zwei Kirchen in Unter-Simonswald (Wirthschaft zur Krone) und Ober-Simonswald (Wirthschaft zum Engel). Wir thun dieser beiden altberufenen, vortrefflichen ländlichen Gasthäuser nicht allein um ihrer selbst willen Erwähnung, sondern weil man die Thalabschnitte nach ihnen rechnet; „bis zur Krone" — „bis zum Engel." Zahlreiche andere Wirtschaften folgen sich indeß außerdem nach, oft dicht hintereinander; die Häuser mit ihren Blumengärten erregen vielfach freundlichen Eindruck, und nicht minder die fast ausnahmslos ungewöhnlich anmuthige Gesichtsbildung der Frauen und Mädchen. Sie tragen mit Vorliebe bunte Farben, blaue oder rothe Röcke und Mieder mit grünen Bändern und grüner Schürze, darunter wieder rothe Strümpfe; ihr Hut ist, wenigstens dann und wann noch, der Strohcylinder des Elz- und Glotterthals. Die kräftig gebauten Männer stehen durch ihr lebhaftes Behaben nicht ganz ohne Grund etwas im Ruf der Händelsucht unter sich (die wir auch im benachbarten Prechthal kennen gelernt); im Uebrigen sind sie freundlicher und fröhlicher Natur und vertheidigten im dreißigjährigen Kriege ihre Paßhöhe mit außerordentlicher Mannhaftigkeit bis aufs Letzte, so daß mehr als die Hälfte von ihnen auf dem Kampfplatz blieb.

Zur Linken des Simonswälderthals ziehen sich in Abständen Seitenthäler — das Haslach-Simonswälder-, das Ibich-, das Griesbach-, das Nonnenbachthal, endlich beim „Engel" der „Kilben" — im Anfang gegen den Rohrhardtsberg, dann zu der oben sich nach Osten ausbreitenden Hochfläche empor. Durch den Kilben (den Tobel der „Kilpach") führte die alte halsbrecherische „Kilbenstraße" nach Furtwangen hinüber, unter der „Hohen Steig" hindurch, die wir an die Spitze unseres Buches gesetzt. Jetzt zweigt beim Engel auch eine vorzügliche Kunststraße ab, die sich in Windungen durch die mächtige Felsenschlucht des Gütenbach, „Das Teich" genannt, die malerischste der Gegend, nach dem Ort Gütenbach und von dort weiter nach Furtwangen hinaufhebt. Doch zieht sich eine verschmälerte gute Fahrstraße ebenfalls im ansteigenden Thalgrund fort, dessen Gewässer sich nun hinter dem Engel aus der Gutach in die contradictio in adjecto der Wildgutach umwandelt. Das Auge nimmt indeß rasch auch eine Veränderung wahr. Der Bach schießt in Fällen und Sprüngen über Geblöck daher, die

Landschaft wird wild und rauh, das bisher so belebte Thal zeigt nur hie und da noch eine Behausung der kleinen Zinke Wildgutach. Sie gehört zu den jüngsten des Gebirgs, denn ihre Bewohner haben sich erst am Ende des 16. Jahrhunderts auf „wilden Gütern", die das Kloster St. Peter besaß und ihnen zu Erblehen gab, dort angesiedelt und eine karge Urbarmachung versucht.

Immer mehr verengt sich der Tiefgrund zu einer steilwandigen, kaum noch halb steinwurfsbreiten Schlucht mit rastlosen, kurzen Krümmungen; aus geringer Entfernung von ihr geht noch der Blick von oben her über sie weg, ohne von ihrem Vorhandensein zu ahnen. Der von St. Märgen ostwärts über das Hochland Herüberkommende glaubt rasch und ebenerdig nach Gütenbach-Furtwangen zu gelangen und steht plötzlich vor dem unumgehbar weit nach Osten hingestreckten Abgrund des Wildgutachschlundes, in den er tief hinunterklettern muß, um ebenso hoch wieder hinanzusteigen. Die Schlucht ist eigenartig wie kaum eine zweite im Schwarzwald, schon die nachher von ihr geführten Namen, das „Hexenloch" und das „Wolfsloch" besagen es. Doch besitzt sie nichts Unheimliches, sondern nur etwas unglaublich Weltentrücktes; man fühlt sich in ihr abgeschieden von allem Leben droben auf der weitschauenden Hochfläche, zwei nebeneinander liegende Gebäude regen den Eindruck, als komme man in eine Großstadt. Von den Seiten stürzen überall durch „Löcher" weißquirlende Wasser herab; wo drei von ihnen, darunter als das größte der „Bregenbach" dicht gegeneinander treffen, heißt die Gegend von den über jene hinführenden Brücken „zu den drei Stegen". In einem Rohholzbau, einem amerikanischen Blockhaus ähnlich, befindet sich dort eine Wirthschaft, deren weißbärtiger Inhaber auch an einen Farmer des Westens erinnert. So zieht sich die Wildgutach durch das Hexenloch weiter nach Osten ihrem Anfang zu; aus dem Wolfsloch kommt der Quellbach, der neben der „Kalten Herberge" entspringt Die Hauptquelle indeß ist nach Norden gewandt und nimmt ihren Beginn bei dem versteckt in einer Mulde liegenden kleinen Dorfe Neukirch, das seit 1502 vom Kloster St. Peter einen Pfarrer erhielt, während früher ein solcher nur „excurrendo" dort gewaltet hatte; bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts war auch Waldau noch dort eingepfarrt. Die Gegend besaß im 17. Jahrhundert und besitzt noch mehrere von St. Peter angelegte Glashütten; jetzt ist überall hauptsächlich die Uhrenmacherei im Betrieb.

Ueber Neukirch (986 m) führt die südher vom Thurner kommende Hochstraße auf die Rückenhöhe des zwischen dem Prechthal, Elzthal und dem Wildgutachthal ausgedehnten Hochlandes hinan. An drei Stunden gradeaus nach Norden darüber hingehend, hält sie sich immer auf der Wasserscheide zum Rhein (Elz) und zur Donau (Breg), bis sie auf dem Briglirain (1092 m) ostwärts nach Schönwald abbiegt und von diesem über den schon von uns besuchten Gasthof zum Wasserfall nach Triberg hinunterfällt.

Der Briglirain (fälschlich „Brücklerain" geschrieben, da sein Name offenbar von der „Breg" herstammt) ist eine, kaum als solche erscheinende Höhenanschwellung, an der nach Norden die Elz (dem Hinterprechthal zu), nach Süden die oberste Quelle der Breg entspringt und durch den „Katzensteigdobel" auf Furtwangen zufließt. Eine „Martinskapelle" und eine Wirthschaft stehen droben in weiter Einsamkeit; nördlich und westlich von Briglirain breitet sich in den Bogen der Elz eine große, sehr unbewohnte und selten von nicht dort Ansässigen betretene Gebirgswelt des Rohrhardtsbergstockes und des Gschassikopfs aus, die nur kleine Zinken und zerstreute Gehöfte beherbergt. Doch führen zur Noth fahrbare Straßen vom Briglirain durch das Griesbachthal nach Simonswald, durchs Yachthal nach Elzach und auf der Höhe nach Schonach (oberhalb Triberg) hinab.

Für uns enthält jene ganze nordwestliche Gegend keinen Punkt, um bei ihm zu verweilen, ein Aufenthalt ist dort nirgendwo möglich; solchen bieten allein, mit zwei kleineren Ausnahmen, in dem ganzen Hochflächengebiet die Orte Schönwald, Furtwangen und Gütenbach.

Wir kehren zuerst im letzteren ein, das wir unbedingt den schönsten Aufenthaltsorten des



Felsschlucht bei Gütenbach.

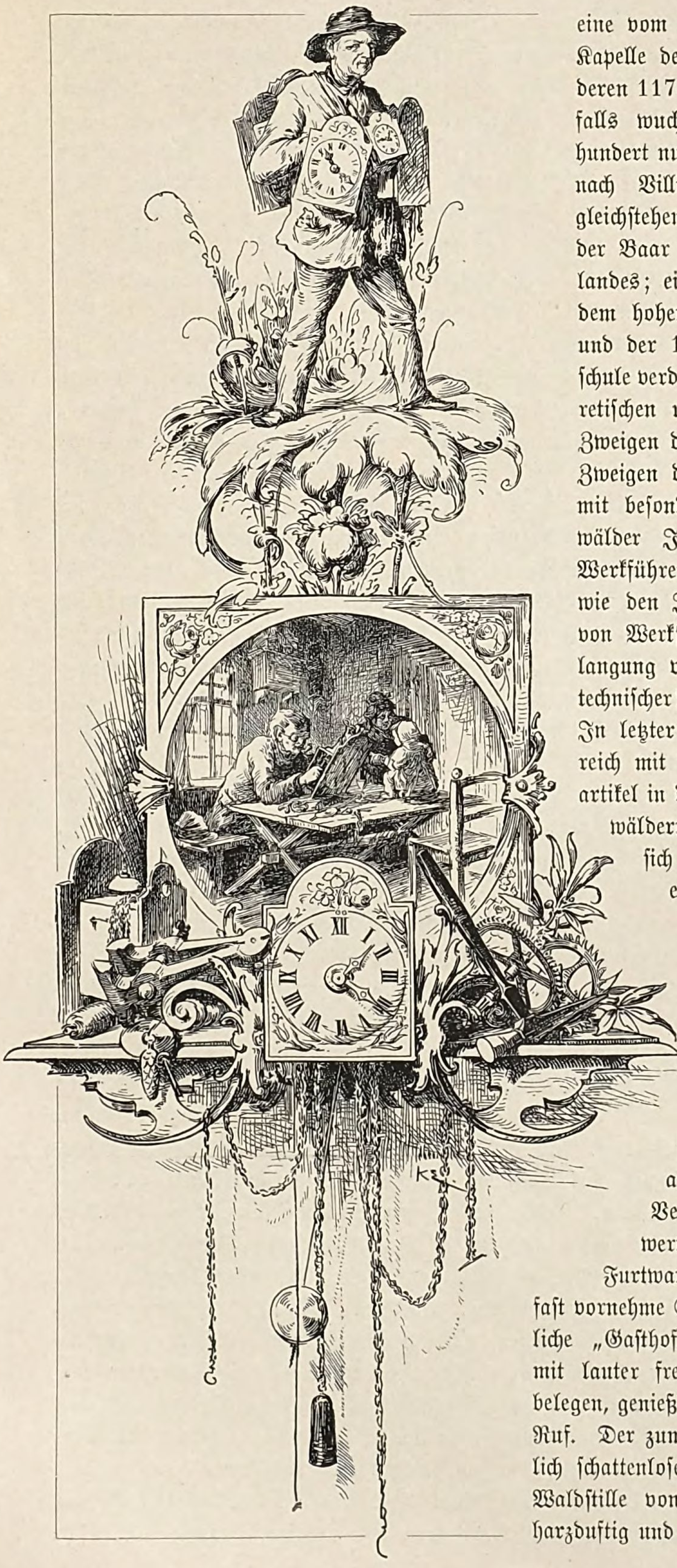
Schwarzwaldes zurechnen. Gütenbach (930 m) liegt, wie bereits erwähnt, an der neuen Poststraße aus dem Simonswälder Thal (Waldkirch) nach Furtwangen, selbst nicht auf oberster Höhe, sondern an einer Zusammenmündung mehrerer kleiner Hochthäler, -Mulden und -Klingen, höchst malerisch an einem Abhang hinaufgestaffelt. Seine Umgebung im Umkreis etwa einer Stunde ist die denkbar reichste und mannigfaltigste, umfaßt die weite, freie Hochfläche der „Kaiserebene", die Kuppe der „Hohen Steig", die aussichtsprächtige „Brend", andrerseits unter dem „Simmelsberg" die Tiefen des Wildgutachthals, Drei Stege und Hexenloch; unmittelbar neben dem Ort beginnt die wildzerrissene Felsschlucht des „Teich" (durch das ein nicht anrathsamer Weg in zwei Stunden, am Gasthof zum Stern vorüber, nach dem Zweribachfall führt), deren schönste Stellen in wenigen Minuten erreicht sind. Dazu besitzt Gütenbach in seinem „Gasthof zur Hochburg" einen der anerkennungswerthesten des ganzen Gebirgs, gleich erfreulich durch Zuvorkommenheit seiner Wirthe (Louis Hummel), wie durch das von ihnen für mäßigen Preis Gebotene. Zwar muß man ein wenig, ungefähr vier Minuten lang ansteigen, um in den nächsten Wald zu gelangen, doch die Höhenlage macht dies auch an heißen Tagen nicht mehr beschwerlich, und ringsum bietet sich eine derartige Fülle von stiller, hoher Naturschönheit, dunklen Tannenforsten, lichten Buchenhainen, einsamen Kiefergruppen, sonnig-offenen Tobeln und Haidestrecken, daß es der Wochen bedarf, um nur das Nächste ausfindig zu machen. Der Ort, fast ausschließlich mit Uhrmacherei beschäftigt, zeichnet sich durch manche alte Schwarzwaldhäuser aus, nicht minder die, größtentheils altkatholische Bevölkerung, von der Viele weit in der Welt umhergekommen sind, durch aufgeweckten Sinn und ungewöhnliche Kenntnisse. Dem an der immer reg belebten Straße liegendem Gasthof gegenüber erhebt sich, jenseits des „Gütenbachs", in acht Minuten erstiegen, ein Mattenhügel, der im Jahre 1886

„Heidenkopf" getauft und mit einer überschatteten Bank versehen worden, von der man besonders am Abend einen köstlichen Niederblick auf das amphitheatralische, von prächtiger, hoher Ulme durchragte Dorf genießt. Die einzige Schattenseite des Aufenthalts — um auch solche nicht zu verschweigen — bilden im Hochsommer zahlreiche, lästige Fliegen im Speisesaal des Gasthofs.

Gütenbach erscheint geschichtlich, als der Herrschaft Triberg zugehörig, erst ziemlich spät, erhielt 1519 eine eigne Pfarrei. Dagegen wird sein gleichnamiger Bach schon 1112 als „Wuta", im 15. Jahrhundert als „Wutenbach" genannt. Nordwestlich über dem Dorf erhebt sich die „Kaiserebene", zu der man durch das kleine Hochmuldenthal des „Lehmannsgrundes" hinansteigt, berüchtigt durch einen Justizmord des 16. Jahrhunderts, in welchem der Triberger Obervogt von Gütenbach eine Bauersfrau von dort ohne Verhör und Verhandlung verbrennen ließ. Die Kaiserebene (1017) ist eine weite, leere, um ihren „Spitzenstein" mit Gebüsch überwachsene Hochfläche, im Norden vom Tobel des „Kilben" begrenzt. Jenseits desselben hebt sich der abgeplattete Kegel der „Hohen Steig" auf, dessen Gipfelhöhe von einem alten räthselhaften Wall umzogen ist. Bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts stand in seiner Umfassung eine weit in die Lande winkende Kapelle, doch der Blitz zerschmetterte sie, und nur Gesteinreste von ihr decken noch den Boden. Etwas ostwärts ragt die breite Wand der „Brend" (1150 m), des höchsten Punktes der Gegend empor; im Süden von ihr schneiden sich beim „alten Eck", einem großen, einsam am Weg belegenen Bau, die Kilbenstraße und die von Neukirch zum Briglirain führende Hochstraße. Um ein Weniges weiter ostwärts noch liegt der ländliche „Gasthof zum (goldenen) Raben" (1005 m), wohl der ruhigst abgeschiedene Sommeraufenthaltsfleck des Schwarzwaldes. Obwohl fast eine Stunde von Furtwangen entfernt, zählt das Haus doch als letztes dieser Stadt; die Wirthschaft darin ist einfach und die Gastzimmeranzahl sehr gering. Aber stillere Hochwelt läßt sich nirgendwo finden, lichte Waldgruppen breiten sich unmittelbar rings umher, auch hier trennen sich dicht neben dem Hause die abrieselnden Quellen zum Rhein und zur Donau. Eine Stunde nach Norden findet sich ein gewaltiger Menhir, der „Güntherstein" genannt, aus drei aufeinander gethürmten Blöcken bestehend; prächtige Wege führen vom „Raben" über offene Matten oder durch Wald und Hochtobel in drei Viertelstunden nach Gütenbach hinunter. Ueberall von diesen Höhen aus thront im Süden der Feldberg gleich einem mächtigen Knauf über der Gebirgswelt; der Kandel dagegen erscheint nicht als Berg, sondern über das nicht wahrgenommene Simonswälder Thal hin nur als eine geringe westliche Aufwölbung der Hochfläche. Man erkennt ihn stets an seinem Rasthaus.

Zwischen dem Raben und Neukirch, wo die Hochstraße und die Poststraße von Gütenbach nach Furtwangen sich schneiden, heißt auf der Höhe ein letztes zu Gütenbach gehöriges großes Gebäude das „neue Eck" und führt das Wirthsschild „Gasthaus zur Stadt Freiburg". Es ist ein vielbesuchter „Luftkurort", dem „Raben" an Eleganz und Comfort erheblich überlegen, doch ebenso durch seine kahle Lage an Schönheit der nächsten Umgebung hinter ihm zurückstehend. Vom „neuen Eck" windet sich die Straße in großen Schlägen mit schönen Niederblicken in südliche Zuflußthäler der Breg nach Furtwangen hinab; ein prächtiger Fußweg führt über die letzte östliche Aufschwellung der Wasserscheide rascher dorthin.

F u r t w a n g e n (872 m), erst seit dem Jahre 1873 „Stadt", bis dahin seit 1749 Marktflecken liegt im beginnenden Hochthal der Breg, die dort von zahlreichen Zuflüssen geschwellt wird, in waldloser Wiesen- und Mattenumgebung. So vermag seine Nähe sich in keiner Weise mit Gütenbach zu messen, in weiterer Entfernung nimmt es jedoch an den landschaftlichen Schönheiten des letzteren Theil, denen es eigene hinzufügt. Der Ort zählt viertehalb Tausend Einwohner und enthält manche sehr städtisch-stattliche Gebäude; sein Aussehen ist ein völlig neuzeitliches, da er zweimal im vorigen Jahrhundert durch Unvorsichtigkeit einquartierter Truppen in Brand gerieth und erst 1857 abermals durch Feuer verheert wurde. Den Beginn der Ansiedlung scheint



eine vom Kloster St. Georgen aus gestiftete Kapelle des heiligen Cyriak gebildet zu haben, deren 1178 Erwähnung gethan wird; jedenfalls wuchs das Dorf bis zum 18. Jahrhundert nur langsam an. Jetzt ist Furtwangen nach Villingen — Donaueschingen ziemlich gleichstehend — die bevölkerungsreichste Stadt der Baar und damit des Schwarzwaldhochlandes; eine Rangstellung, die sie besonders dem hohen Aufschwung ihrer Uhrenindustrie und der 1877 dort begründeten Uhrmacherschule verdankt. Zweck derselben ist, durch theoretischen und praktischen Unterricht in allen Zweigen der Uhrmacherei und den verwandten Zweigen der Elektrotechnik und Kleinmechanik mit besonderer Berücksichtigung der schwarzwälder Industrie tüchtige Arbeitsgehülfen, Werkführer und Fabrikleiter heranzubilden, sowie den Industriellen selbst bei Einrichtung von Werkstätten, Anlage von Motoren, Erlangung von Patenten, wie in allen Fragen technischer Natur berathend zur Seite zu stehen. In letzter Zeit befaßt die Schule sich erfolgreich mit der Einführung neuer Fabrikationsartikel in die Industrie. Wer eine „Schwarzwälderuhr“ zu erwerben wünscht, wendet sich am besten hierher; nirgendwo findet er einen solchen Reichthum an Auswahl, von den einfachsten, billigsten bis zu den kunstvollsten und kostbarsten. Wir thaten der Ausstellung in der „Gewerbehalle“ schon früher Erwähnung, wo eine große Sammlung durch Augenschein über die älteste Geschichte der Uhren unterrichtet. Doch auch der Vorrath vieler Privat-Verkaufshäuser ist der Besichtigung werth.

Furtwangen trägt eine außerordentliche, fast vornehme Sauberkeit zur Schau, und der stattliche „Gasthof zur Sonne“, in der Mitte des mit lauter freistehenden Häusern erbauten Ortes belegen, genießt nach jeder Richtung wohlverdienten Ruf. Der zum „Raben“ hinaufführende, anfänglich schattenlose Weg tritt später in durchsonnte Waldstille von einem märchenhaften Zauber ein, harzduftig und von rothen Fruchtbeeren aller Arten

durchleuchtet; aufwärts im Thale der Breg, nahe dem Ursprung derselben lassen sich noch Spuren einer alten Burg, „Heidenschloß“ genannt, wahrnehmen, vermuthlich Ueberbleibsel einer ältesten, verlassenen alemannischen Ansiedlung. Durch das ein wenig weiter östliche „Hinterschützenbachthal“ führt die Straße nach Triberg, mit herrlichem Rückblick bis zu den Alpen, zum großen hochbelegenen Pfarrdorf Schönwald (983 m) empor, das einen Hauptsitz der Strohflechterei ausmacht und trotz seiner völlig waldlosen Umgegend schwer begreiflicher Weise in seinen Gasthäusern stets zahlreiche Sommergäste herbergt. Bei Triberg entspringt die dritte (Triberger) „Gutach“, die, nach Norden gewandt, das sogenannte „Höllthal“ (der Boden saugt vielfältig dort in „Höhlungen“ das Wasser ein) durchfließt und dann in den berühmten Fällen herabstürzt.


Strohflechterin.

Furtwangen ist Zusammenmündungspunkt der Straßen von Triberg (Gutach-Kinzigthal) und Gütenbach (Wildgutach-Elzthal), sowie der vom Dreisamthal über den Thurner, Kalte Herberge und Neukirch kommenden kleineren Straße. Die öfter erwähnte alte Kilbenstraße, gleichfalls, am „Raben“ vorüber, auf Furtwangen niedersteigend, bildete früher die Verbindung über den Wald zwischen Freiburg und Villingen. Gewissermaßen setzen alle zusammen sich bei Furtwangen gen Osten in der Straße durch das Bregthal nach Vöhrenbach fort. Der Weg führt, sich nur wenig senkend, auf der Höhe der Baar hin, ohne besonderes Interesse zu bieten, der ausnehmend forellenreichen Breg folgend. Von dieser Eigenschaft leitet sich wahrscheinlich der Name des Städtchens Vöhrenbach (800 m) her, das über seiner Rathhausthür im Stadtwappen eine Forelle zeigt. Die Forelle heißt althochdeutsch forhana, vielleicht mit foraha, der Föhre, in Verbindung stehend, als der in „Föhrenwaldbächen“ lebende Fisch, vielleicht indeß auch den „gesprenkelten“ bedeutend; bei Vöhrenbach ist jedenfalls die alte Schreibung mit einem V. auffällig; da sonst alle ähnlich benannten Orte mit einem F. beginnen. Es erscheint im 13. Jahrhundert, von den Grafen von Fürstenberg zu einer Stadt erhoben, als „Verinbach“ (die Forelle hieß im Mittelalter vielfach „Forene“), brannte oftmals, zuletzt 1819 größtentheils nieder und ist ein regelmäßig gebautes, breitstraßiges, freundliches Städtchen ohne besonderen Charakter, vortheilhaft durch die Anfertigung seiner Musikwerke (Orchestrions) bekannt, wie das ihr benachbarte Dorf Unterkirnach, das wir bereits von Villingen aus besucht haben. An der Straße zu diesem, die anfänglich das Bregthal verlassend, emporsteigt, steht eine „Zu den sieben Jungfrauen“ genannte Kapelle, welche das Sagengedächtniß an sieben besonders tugendsame Töchter eines zu grauesten Vorzeitstagen in der Gegend seßhaften Ritters forterhält. Er baute die kleine Kirche und beabsichtigte, sie köstlich auszuschmücken; aber bevor er dazu gelangte, brachen die Hunnen unter ihrem Etzel herein, der Ritter fiel bei der Vertheidigung seiner Burg, in welche die wilden Sieger eindrangen, um sich der in rosiger Schönheit blühenden Edelfräulein als hochwillkommener Beute zu bemächtigen. Doch die sieben Schwestern verwandelten sich auf ihr inbrünstiges Gebet plötzlich zu geflügelten Engeln und schwebten, von Heiligenscheinen umstrahlt, singend aus dem Schloß über die Köpfe der allerdings mit Recht arg verdutzten Hunnen zu der Kapelle hinüber, die von unsichtbarer Hand vor ihnen geöffnet und hinter ihnen geschlossen ward. Das war den Asiaten zu stark, sie liefen spornstreichs davon, und die sieben Geretteten scheinen in ein Kloster gegangen zu sein, denn ein Bild in

der Kapelle stellt sie als Nonnen dar. Aber sie kehren offenbar nächtlicher Weile als selige Geister manchmal noch in der letzteren ein, da begnadigte Wandrer ab und zu bei Nacht ihre Stimmen als Septett aus dem Innern der Kirche hervorklingen hören.

Mit Vöhrenbach haben wir die Nordostgrenze unseres Gebietes erreicht, wo dieses sich mit demjenigen der Schwarzwaldbahn von St. Georgen bis Donaueschingen berührt. Zum letzteren führt eine große Straße durch das Bregthal weiter abwärts, spaltet sich indeß unter der uns schon bekannten Ruine von Neufürstenberg beim Eintritt des Eisenbachthales und zieht sich mit einem Straßenarm durch dieses südlich wieder zu einer beträchtlichen Höhe, welche danach „Auf dem Höchst" (1018 m) heißt, empor; nahe daran liegt ein kleines, stillfreundliches Bad, das Eisenbädle. Dann senkt sich die aussichtsreiche Straße weiter nach Süden dem tannendunkel aufragenden Bergkegel des Hochfirst entgegen, an dessen nördlichem Fuß die Stadt Neustadt liegt. Starke anderhalb Stunden östlich von diesem befindet sich in äußerst waldreich um ein freundliches Wiesenthal gebreiteter Gegend das Pfarrdorf Friedenweiler, dessen Gasthaus mit gleicher Benennung (außerdem noch die „Krone") seit Jahren einen sehr besuchten Sommeraufenthalt gewährt. Ein auf einer Säule ruhendes Vestabild zeugte von altrömischer Niederlassung; im Jahre 1123 ward hier vom Abt Wernher von St. Georgen — den die Mythe an dieser Stelle von einem Felsen herabstürzen und durch ein Heiligenbild gerettet werden läßt — ein Benedictinerinnenkloster „Fridunwilare" gegründet, doch gerieth dies nach der Reformation durch die rege gewordene Weltlust seiner auswandernden Nonnen so in Verfall, daß es nach dem Tode der letzten Klosterschwester Anna Mühlin Jahre hindurch leer stand und vom Grafen von Fürstenberg Cisterzienserinnen aus dem Kloster Lichtenthal übergeben wurde. Das Gebäude brannte 1725 nieder, so daß nur „drei Löffel" übrig blieben und die Nonnen sich zur Verspeisung ihrer Suppe solche aus Brod verfertigten; das neu errichtete Haus diente nach der 1802 erfolgten Aufhebung des Klosters mehrmals als Feldlazareth; jetzt wird ein gutes, „in weiten Kreisen angesehenes" „Friedenweiler" Bier darin gebraut; von den alten Baulichkeiten ist nur noch das „Beichtigerhaus", heut Pfarrhaus, aus dem Jahre 1596 erhalten. Friedenweiler bildet vorwiegend einen Hochsommerzufluchtsort der Bewohner, richtiger der Bewohnerinnen Freiburgs, zum Vortheil der Wirthschaft; ob zu noch weiterem, überlassen wir der Beurtheilung durch eine kundigere oder galantere Feder.

Kurz wenden wir uns, hoch vom Gutachthal ansteigend, um noch ungefähr drei Stunden weiter nach Osten über das in flacher Mulde der weiten kahlen Hochfläche belegene Dorf Röthenbach (819 „Rotinbah") zu dem gleichfalls uralten, schon auf Kalkgrund liegenden Baarstädtchen Löffingen (803 m), bei dem auf einer Anhöhe — dem „Allenberg" — Gräber, wahrscheinlich von einer römischen Kolonie aufgedeckt, sowie unter anderem eine interessante Silbermünze mit der Umschrift „Domitianus pius Caesar" um das Kopfbildniß des Genannten, auf der Rückseite mit einem vorstoßenden Bock und der Umschrift „Princeps juventutis" gefunden worden. Vermuthlich aber befand sich auf dem „Allenberg" schon die Opferstätte einer noch älteren Urbevölkerung, später als besonderer Zusammenkunftsort von Geistern und Hexen geltend, so daß Löffingen eine der am weitesten zurückreichenden Besiedelungsstätten des Schwarzwaldes darstellt. Es erscheint urkundlich zuerst 819 in Anlaß einer Vergabung eines Ruadgar benannten Mannes aus dem Breisgau an die Kirche St. Martin „in villa Leffinga"; 886 schenkt Kaiser Karl der Dicke „all' sein Eigenthum in Leffinga mit Häusern, Leibeigenen, Feldern" dem Kloster St. Gallen, und um drei Jahre später bezeugen dawider zwanzig der angesehensten Männer Löffingens zu „Durroheim" (Dürrheim) „unter Ergreifung ihrer Schwerter, vor Königen und Fürsten bis aufs Blut zu beweisen", daß ihre Voreltern das Recht besessen, „die Kirche in Leffingen zu ordnen und über die Güter derselben zu verfügen." Der Ort ward frühzeitig unter den Fürstenbergern zur Stadt und besaß sogar eine Vorstadt „Dorf-Löffingen", brannte jedoch im Bauernkrieg bis auf die Kirche nieder und ward im dreißigjährigen nochmals voll-

ständig verwüstet. Das Gleiche geschah einem seit 1637 verschwundenen Nachbardorf Künsingen, welches nördlich von Löffingen auf einem von der „Mauchach" umflossenen Hügel „Entenberg" einen „abgegangenen" Burgstall besaß, dessen Standplatz noch Gewann „Burg" heißt; die Manessische Handschrift führt einen Minnesänger „von Künzingen" an, ebenso die „Weingartener Handschrift einen „Herrn Wachsmut von Künzich." Jetzt ernähren die kaum 1200 Einwohner des noch von den Eisenbahnen weit abgelegenen Städtchens Löffingen sich mit Landbau und Viehzucht, doch besitzt ein Fruchtmarkt desselben von Alters Bedeutung für die Umgegend, und auch ein benachbarter Wallfahrtsort „Zum Schneekreuz" bringt Besucher dorthin. Die Straße von Freiburg durch das Höllenthal über Neustadt nach Donaueschingen zieht mitten durch Löffingen, das bei einer künftigen Weiterführung der Eisenbahn von Neustadt nach Donaueschingen wohl eine Mittelstation zwischen beiden bilden wird.

Es giebt im Bereich des Schwarzwaldes nur wenige, so wundersam poetisch anmuthende Stellen, wie den niedrigen Rücken des unmittelbar über Löffingen ansteigenden Allenberges. Nicht die Alpenaussicht macht den Zauber droben aus, sondern der Rundblick über die weite Baar, durch die sich überallhin weiße Landstraßen in die Fernen winden. Das alte Städtchen, freundlich und stattlich, mit eigenartig fest zusammengeschlossenen Häuserreihen nickt dicht vor den Füßen herauf, die Fenster ganz mit leuchtenden Blumen bedeckt, wie fast überall auf der herrlich blüthenreichen Baar. Gleich kleinen Hügeln erscheinen von hier der Feldberg und der Belchen; von hohem Rande schaut nordher das ärmliche Dorf Dittishausen (mit noch sichtbaren Trümmern einer Burg derer von Ehresried und Zukenried im nahen Walde) herüber. Ganz still liegen auf dem Allenberg die wieder verschütteten alten Gräber unter weichem Wind und träumerischer Sonne; Thymian, Silberdistel und wilde Rosen blühen drüber. Es ist ein Erdenfleck, fast niemandem „draußen in der Welt" bekannt, von dem man sich schwer trennt; die Natur spricht an ihm groß und ernst, mit einem Anhauch linder Schwermüthigkeit zur Seele, und doch auch lebensfreudig und lieblich. Hier schwindet, wenn irgendwo, das Nichtige menschlicher Erkünstelungen von ihr ab.

Nach diesem Ausflug gegen die Morgensonne kehren wir zu dem zuvor von Vöhrenbach aus erreichten Neustadt (828) nach Westen zurück. Es gehört erst zu den späteren Ansiedlungen auf dem Schwarzwald, so daß es seinen Namen mit einigem Recht trägt; 1275 am frühesten als „Nuwenstad" genannt, entstand es vermuthlich als eine Gründung des Fürstenbergischen Hauses, dem es stets, bis 1806 angehörte. Von seiner Geschichte ist im Uebrigen nicht viel bekannt, es besaß keine Ummauerung und scheint zumeist ein still in sich zurückgezogenes Dasein geführt zu haben. Vor dem Bau der Höllenthalstraße war es von allen Seiten schwer erreichbar, einer der vom Weltverkehr weitest abgelegenen Orte des Gebirgs. Daß die Bauern, Schweden und Franzosen ihn trotzdem ausfindig machten und in seiner Uebelzurichtung wetteiferten, bedarf kaum der Bestätigung. Von 1669—1802 befand sich auf der Anhöhe über Neustadt ein Kapuzinerkloster; jetzt ist das hell-offne, in einem theils kahlen, theils waldigen Bergkessel sich an einem Abhang aufstaffelnde Städtchen mit etwa dritthalb Tausend Einwohnern ein äußerst gewerbthätiges, besonders nach den Richtungen der Strohflechterei, Uhrmacherei und Holzschnitzerei. Während die Männer sich vollkommen allgemein stadtüblich kleiden, haben überraschender Weise wenigstens die älteren Frauen hier noch fast durchgängig ihre alte Nationaltracht mit kostbarem goldgesticktem Kopfputz bewahrt, falls sie nicht in jungen Jahren in die „bildende Fremde" gerathen und aus dieser als „Damen" mit schicklichen Pariser Modekenntnissen bereichert heimgekehrt sind. Die aus dem Titisee kommende Gutach (Wutach) durchfließt den unteren Theil des Städtchens, das eine Badanstalt und in der „Post" einen rühmenswerthen Gasthof mit freundlichem, blüthenreichem Garten besitzt; an „Sehenswürdigkeiten" hat es nichts aufzuweisen.

Neustadt ist die Hauptpoststation des Schwarzwaldes und bis vor ein paar Jahren zog

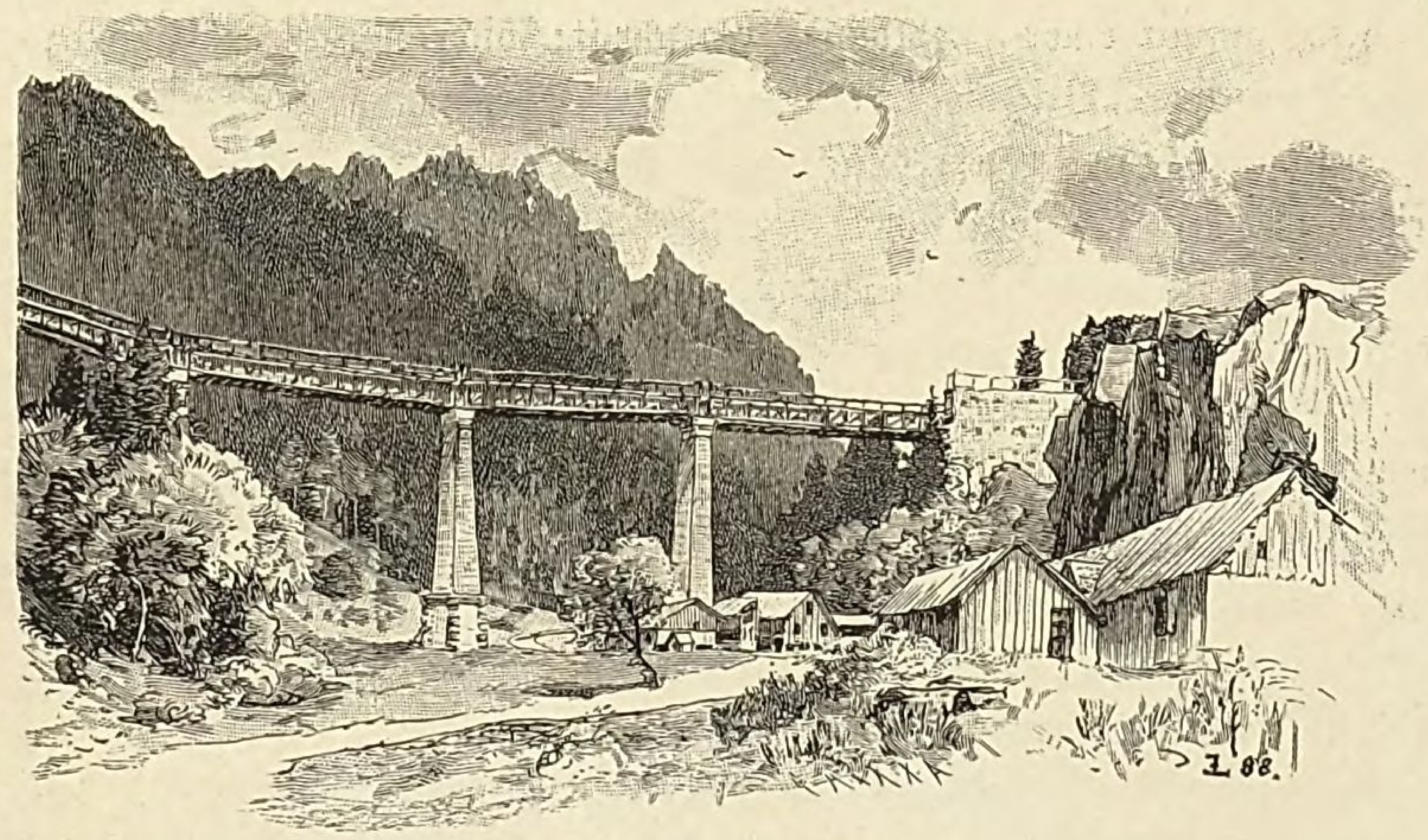
dreimal täglich von hier auch die letzte große „Vollpost“ im deutschen Reich vierspännig mit Schellengeklingel, Peitschenknall und Hornklang nach Freiburg ins Tiefland hinunter, so daß sich hier vielleicht ein geeigneter Platz, ein Wort über die alte Postbeförderung im und über den Schwarzwald einzufügen bietet. Nach der ersten Einrichtung derselben durch die Römer, deren mansiones an den Straßen zugleich Herbergen und Poststationen eines sorglich geregelten Wagenverkehrs bildeten, folgte ein Zwischenraum jahrtausendlanger „postloser Zeit.“ Dann tritt zuerst im 14. Jahrhundert wieder eine hauptsächlich von den großen Reichsstädten ins Werk gesetzte Briefübermittlung durch reisende Kaufleute, Pilger, umwanderndes Volk aller Art, bald durch eigene „Städteboten“ auf, die z. B. Freiburg schon sehr frühzeitig in geregelter Ordnung als „gsworn louffend potten — rittend knechte — botenmeister und brieftrager“ besaß, wie bereits aus Urkunden von 1351 hervorgeht. Doch die erste wirkliche „reitende“ Post ward durch den Fürsten von Taxis im Jahre 1561 begründet. Sie ging von Bruchsal aus nach Wien und kurz darauf ebenfalls eine solche aus den österreichischen Vorlanden vom Regierungssitz Ensisheim im Elsaß über Breisach, Freiburg, Neustadt in den Hegau hinüber und weiter nach Innsbruck an die dortige Statthalterschaft.

Die Verabreichung von „guter Speise“ an den Briefboten — „guten Trunkes“ nicht zu vergessen — war, wie es scheint anstatt einer Besoldung, Vorschrift; öfter wird erwähnt, was ihnen an Essen gebühre, sowie daß eine „Briefträgermahlzeit“ 10 Batzen zu stehen gekommen, welche nach dem damaligen Geldwerth für einen rechtschaffenen Appetit Zeugniß ablegen. Nach Beendigung des dreißigjährigen Krieges, dessen unsichere Zustände fast allgemein den Posten ein Ende machten, nahmen dieselben bald grade im Schwarzwald einen besonderen Aufschwung, Routen gingen von Waldshut durch den Breisgau in die Ortenau, wie von der letzteren übers Gebirg nach Osten; vielfach indeß lag der Briefbotendienst auch Dörfern und Gehöften als Frohnlast auf. Im Jahre 1678, zur Zeit der französischen Herrschaft in Freiburg, ging von hier an jedem Montagmorgen die erste „hangende Gutsch oder Carosse“ über Breisach—Schlettstatt—Straßburg nach Paris, Personen, Waaren, Packete und Briefe befördernd. „Und wird hiermit jedermänniglichen verbotten wider diese Gutsch etwas zu unterfangen bei Straff.“ Gleichfalls bei Strafe von 300 Pfunden war jeglichem Andern untersagt, auf der genannten Route Briefe und Packete mitzunehmen, „und wollten Ihre Majestät“ (König Louis XIV.), daß Solche, welche die Strafe nicht zahlen könnten, dafür „mit Ruthen ausgehawen und mit dei Gilgen (Lilie) gebrannt werden sollen.“ Bald nachher (1690) errichtete der Fürst von Taxis auch in Deutschland die erste fahrende Post, die „gelben Marterkasten“ zwischen Nürnberg und Frankfurt am Main, doch erst gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts erhielt der Schwarzwald eine „bei Tag und Nacht“ gehende „geschwinde Post“ von Frankfurt über Mannheim — Karlsruhe—Freiburg nach Basel und von Freiburg über Neustadt—Engen im Hegau nach Innsbruck. Die Wege über den Wald scheinen aber damals noch derartig gewesen zu sein, daß sie auf der letzteren Strecke, der Beschaffenheit der „Wagensteig“ halber, bei Buchenbach ein Umladen der Postsachen auf Saumthiere und so die Weiterbeförderung auf dem Dießendobelpfad zur Höhe bis an die Zinke Nessellachen nöthig gemacht haben. Hier harrte dann ein den Weg nach Neustadt fortsetzender Wagen; sowohl bei Nessellachen heißt eine Stelle noch „der Ladplatz“, als in Buchenbach ein Haus den Namen „die Ladstatt“ führt. Ein Erlaß der Kaiserin Maria Theresia vom Jahre 1750 gestattete „denen Postknechten, wenn man (die Fahrgäste) auf der Straße auf sie und die Pferd zupeitschen würde, mitten auf dem Weeg die Pferd auszuspannen und nach Hauß zu reutten.“ Lange mußten die Postwagen gegen räuberische Ueberfälle von bewaffneter Escorte begleitet werden; erst das 19. Jahrhundert brachte Sicherheit auch in dieser Richtung mit sich. Ueber der Thür des Gasthauses zur Post in Emmendingen findet sich noch eine Erinnerung an die alte Zeit in Gestalt eines aus Sandstein gemeißelten „Reichspostreuters“ mit Tressenrock, Federbarett, Haarbeutel und an die Lippen gesetztem Schneckenhorn, auf ansprengen-

dem Pferde davongalopirend, erhalten. Doch Josef Victor Scheffel hat ihm sein Grablied gesungen, daß dahin sei die

Zeit des Postgangs und des Trabs
Des Trinkgelds und des Trunks,
Des Poststalls und des Wanderstabs,
Des idealen Schwungs.
Jetzt rennt der Dampf,
Jetzt brennt der Wind,
Jetzt gilt kein Früh und Spat;
Die Sonne malt und blitzgeschwind
Brief schreibt der Kupferdraht."

Gegenwärtig ist an die Stelle der früheren Post von Neustadt nach Freiburg die von uns als Südgrenze des „Kandelgebiets" betrachtete Höllenthalbahn getreten. Die beinahe $2^1/_2$ stündige Fahrzeit von letzterem zu ersterem hinauf — bei einer Strecke von nur 35 km — ließe sich sehr wohl auf 1 Stunde 45 Minuten abkürzen, wenn ein Normalbetrieb mit entsprechenden Betriebsmitteln bestände. Wesentlich wird dies durch ein zu starkes Gewicht der letzteren verhindert, doch hat man neuerdings einige leichtere Wagen ohne Zwischenwandungen, sowie zwei sogenannte „Aussichtswagen" (wie auf der Schwarzwaldbahn) eingestellt. Einen unverbesserbaren Mangel der Bahn bildet die zu rasche Aufeinanderfolge scharfer Krümmungen, welche die Fahrgeschwindigkeit von vornherein herabmindert; die Zahnradstrecke war allerdings nicht zu vermeiden, bringt aber auch eine erhebliche Beeinträchtigung der Fähigkeit, schwere Lasten (Holzabfuhr) zu befördern, mit sich. Das Ergebniß von ungefähr zweiprocentiger Verzinsung des für den Bahnbau aufgewandten Kapitals stellt die Höllenthalbahn als ein jährlich der Stadt Neustadt und Umgegend vom badischen Staat entrichtetes Geschenk von ungefähr 150 000 Mark dar, doch war bei der Rentabilitätsberechnung von Anfang an ein noch größeres Deficit in Aussicht genommen und mit Bezug darauf beim Bau ein Sparsamkeitssystem in Anwendung gebracht worden, das eben mancherlei Unzuträglichkeiten zur Folge gehabt. Gewiß dient das Vorhandensein der Bahn für Besucher des Feldbergs und seiner nördlichen Umgebung sehr zur Annehmlichkeit; ob indeß auch zu einem Vortheil für die wirthschaftlichen Interessen der Stadt Freiburg, dürfte wohl in Zweifel zu ziehen sein.



Viaduct über das Ravennathal.

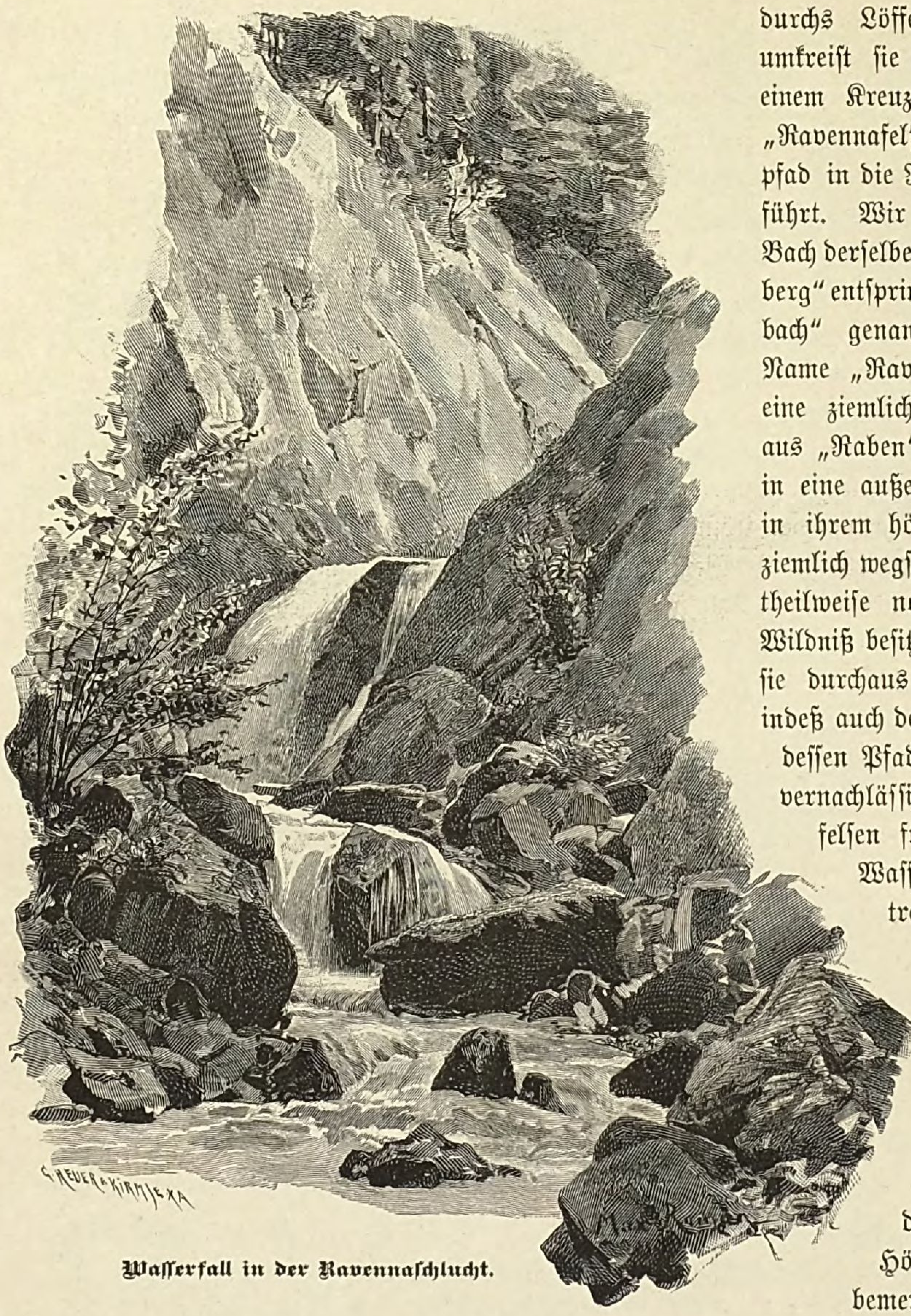
Wir sagten schon, daß die Höllenthalbahn sich weitaus nicht in ihrer Wirkung mit der Schwarzwaldbahn messen kann; sie ist immerhin eine schöne und interessante, doch läßt sich von dem eigentlichen Reiz und der Mächtigkeit des „Höllenthals" verhältnißmäßig nur wenig wahrnehmen, da an den bedeutendsten Stellen desselben Tunnel die Aussicht rauben. Von Neustadt aus durchmißt sie völlig ebene Hochfläche bis zur Station „Titisee" und weiter ebenso durch moorigen Grund zur Station „Hinterzarten". Hier beginnt die Zahnradbahn und senkt sich durch mehrere Tunnel über die „Höllsteige", auf mächtigem Brückenbau in schwindelnder Höhe das Ravenna-

thal überschreitend (ihr schönster Aussichtspunkt), ins Höllenthal allmählich hinunter. Es folgen in kurzen Abständen die Stationen „Höllsteig“, „Posthalde“ und „Hirschsprung“; bei letzterer endet die Zahnradbahn wieder, und etwas beschleunigt durchmißt der Zug, durch kurze Tunnel ein- und ausschlüpfend, das eigentliche romantische Höllenthal, rollt an der Felswand über den Dächern des lang in der Schlucht hingestreckten Dorfes Falkensteig entlang und tritt bei der Station „Himmelreich“, deren Höhenlage noch der Spitze des Freiburger Münsterthurmes gleichkommt, ins weitgeöffnete Dreisamthal hinaus, um durch dieses hin über die Stationen „Kirchzarten“ und „Littenweiler“ Freiburg bei der Station „Wiehre“ zu erreichen; von dieser führt das Verbindungsgeleis weiter zum Hauptbahnhof. Wer das Höllenthal lediglich auf der Bahn durchfahren, hat, wie gesagt, nur geringen Begriff von demselben empfangen.

Wir folgen von Neustadt der — seit der Bahneröffnung stark verödeten — Landstraße nach Freiburg, die sich niemals weit von der Bahn entfernt, dort wo die Niedersenkung beginnt, stets hart neben oder unter jener verläuft. Es wird zumeist angegeben, daß sie erst hergestellt worden sei, um die Ueberführung der Königsbraut Maria Antoinette nach Frankreich möglichst weit durch österreichisches Gebiet zu verstatten, und eine ordentlichen Raum bietende Erweiterung der Enge am Hirschsprung ward erst 1770 gesprengt; doch kann es sich bei jenem Anlaß nur um Verbesserung einer schon vorhandenen schlechten Reit- oder Fahrstraße gehandelt haben, da eine wirklich neue in so kurzer Zeit fraglos nicht zu erbauen gewesen wäre. Die alte Straße zog sich jedoch nicht in den zahlreichen Windungen der jetzigen von Hinterzarten zum „Stern“ hinunter, sondern führte steil vom ersteren zum letzteren durch die „Löffelschlucht“ abwärts, welche nun nur noch zur Wegabkürzung für Fußgänger dient. Durch diese muß 1796 auch der General Moreau mit einem Theil seiner Armee den berühmten Rückzug bewerkstelligt haben.

Was zur Linken (südlich) von der Straße liegt, rechnen wir zum später zu betretenden Feldberggebiet und lassen es vorderhand, auch wo es dicht herantritt, unbeachtet. So den dunkel neben Neustadt aufragenden Hochfirst und den bald herüberglänzenden Spiegel des Titisees. Der Weg führt durch eine von der Gutach durchflossene leichte Einmuldung, am See trennt sich von ihm die südwärts nach Lenzkirch emporsteigende Straße. In unserer Richtung taucht vor uns am „schwarzen Bären“ von „Altenweg“ vorbei über dem von der Bahn durchschnittenen Moorgrund gegen waldigen Bergrücken hin die Zwiebelthurmkirche des außerordentlich weitumfassenden „Dorfbegriffes“ H i n t e r z a r t e n auf, das bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts H i n t e r s t r a ß (die Straße hinter dem Höllenthal) hieß. Die Kirche stammt als Wallfahrtskirche aus dem Jahre 1416, erhielt jedoch erst 1732 ihren jetzigen Kuppelthurm. Neben ihr befindet sich die Haupthäusergruppe der unendlich weit über Berge und Thäler bis dicht unter den Feldberg zerstreuten Gemeinde Hinterzarten; überallher blicken vereinzelte graue Schindeldächer von den Mattenhängen oder aus der Hochthalsohle, die unverkennbar in alter Zeit ein Seebecken gewesen. Das Dorf (880 m) hat sich zu einem Hauptluftkurort mit großem Besuch herausgebildet; seine nächste Umgegend, vor Allem der „Bruderhaldenberg“, trägt bereits den schönsten Naturcharacter des Hochlandes um den Feldberg. Von Hinterzarten führt der erheblich kürzende Abweg durch die wasserfreudige, enge Schlucht des „Löffelthals“ hinunter, dessen Benennung von der Hauptbeschäftigung seiner Bewohner, der Anfertigung hölzerner Löffel herstammt; ein Namensvetter „Andreas Hofer's“ machte im vorigen Jahrhundert dort den Beginn damit.

Die Landstraße zieht sich in einiger Entfernung von der Gebäudegruppe um die Kirche, unter der sich auch der Hauptgasthof „zum Adler“ befindet, an mehreren „Sommerfrischen“ („Rößle“, früher „weißes Pferd“, bis zu dem ehmals das Gebiet der alten Berchtoldsbaar sich erstreckte) und Wirthschaften vorbei und nun bald in langen Schlangenwindungen der „Höllsteige“ ins Höllenthal nieder; wo sie die Sohle des letzteren erreicht, trifft sie mit dem Weg



Wasserfall in der Ravennaschlucht.

durchs Löffelthal zusammen. Zuvor umkreist sie einen einzelstehenden, von einem Kreuz überragten Felsen, den „Ravennafelsen", neben dem ein Fußpfad in die Ravennaschlucht hinabführt. Wir erfuhren bereits, daß der Bach derselben bei Breitnau vom „Fahrenberg" entspringt und danach auch „Fahrenbach" genannt wird; der sonderbare Name „Ravenna" ist muthmaßlich erst eine ziemlich neuzeitliche Verschönerung aus „Raben". Der Bach senkt sich rasch in eine außerordentlich enge Kluft, die in ihrem höchst besuchenswerthen, aber ziemlich wegschwierigen oberen Verlauf theilweise noch Art und Wesen einer Wildniß besitzt; große Wasserfülle macht sie durchaus unzugänglich, nicht selten indeß auch den unteren Theil der Schlucht, dessen Pfad in den letzten Jahren arg vernachlässigt worden. Vom Ravennafelsen führt er an einem schönen Wasserfall vorüber, auf Steiltreppen abwärts, immer an dem tosenden Bach entlang und zuletzt unter dem gewaltigen Viaduct der Eisenbahn hindurch grade vor zum Gasthof „zum Stern". Die Ravennaschlucht bildet eine Hauptschönheit des Höllenthals, doch es ist, wie bemerkt, nur unverzagten Füßen und Gemüthern anzurathen, sie über den Wasserfall hinaus bis nach Breitnau zu verfolgen.

Beim „Stern" vereinigen sich die genannten Wege; die Lage des großen, früher vielleicht angesehensten Gasthauses im Schwarzwald, das seit Jahren seine ehmalige Art sehr verändert hat, ist eine unvergleichliche. Ringsum, scheinbar ausweglos, umragen hohe Berg- und Felsenwände steil den Thalkessel, aus dem reizvolle grüne Hügelkuppen aufwachsen. Leis erhöht am Gelände blickt die schon aus dem 12. Jahrhundert stammende graue „St. Oswaldskapelle" herab, neben der sich bis 1764 der Begräbnißplatz für Hinterzarten befand.

Wir haben hier den obersten Beginn des Höllenthales erreicht, dessen erst später künstlich zurechtgestutzter Namen, ursprünglich „Falkensteiner Thal", dann (gleich dem des „Höllthal" zwischen Triberg und Schönwald), „Höhlenthal" war und das vorderhand wenigstens durchaus nichts Höllenhaftes aufweist. Zwischen mächtigen Bergwänden, von denen sich oft ungeheure graue Schutthalden herunterwälzen, zieht die Straße sich unter dem höheren Bahndamm hin, gelangt indeß bald bei der Station „Posthalde" eine Strecke lang auf das gleiche

Niveau mit dem letzteren. Hier liegt der treffliche Gasthof „zur alten Post“, jedem Fußwandrer am besten für die Mittags- und Abendeinkehr zu empfehlen; kein Gast wird ihn unbefriedigt verlassen.

Dagegen enttäuscht ziemlich, besonders in mittäglicher Sommersonnenglut, nun die Weiterwandrung durchs Höllenthal. Einförmig zieht es sich eine Stunde lang hin; das Auge ermüdet bei der Betrachtung der gleichen, wolkenhohen Waldbergwände, bewundert nur hie und da die gewaltigen Felsstützmauern des Bahnkörpers. Während dieser erbaut wurde, herrschte hier ein Ameisengewimmel interessantester Art, fremdzungig übertönt. Viele Hunderte nacktbrüstiger, brauner italienischer Arbeiter mit schwarzem Gelock und schwarzfunkelnden Augensternen, zumeist ein rothes Tuch über die Hüften geschlungen tragend, thürmten überall die Granitquadern zu Cyclopenmauern aufeinander. Manche besaßen Frauen, und dunkelhaarige italienische Kinder trieben mit blondköpfigen alemannischen im Spiel durcheinander; hölzerne Wanderbaracken und Schenken rückten zahlreich mit dem Fortschritt des Baues weiter am Wegrand vor. Die Fremdlinge waren arbeitsam-tüchtig und von romanisch höflichem Benehmen gegen Vorüberkommende, besonders gegen Damen, nur unter sich stießen sie sich dann und wann einmal zum Sonntagsabendvergnügen ein Messer durch die Brust. Nun ist dies ganze bunte Leben wie geisterhaft wieder abgesunken, die Hütten sind verschwunden und einsam-still liegt die Straße wie zuvor zwischen ihren schweigsamen Waldlehnen. Nur schrillt hin und wieder ein hohler Pfiff auf, und schnaubend keucht droben ein schwarzqualmender Zug empor.

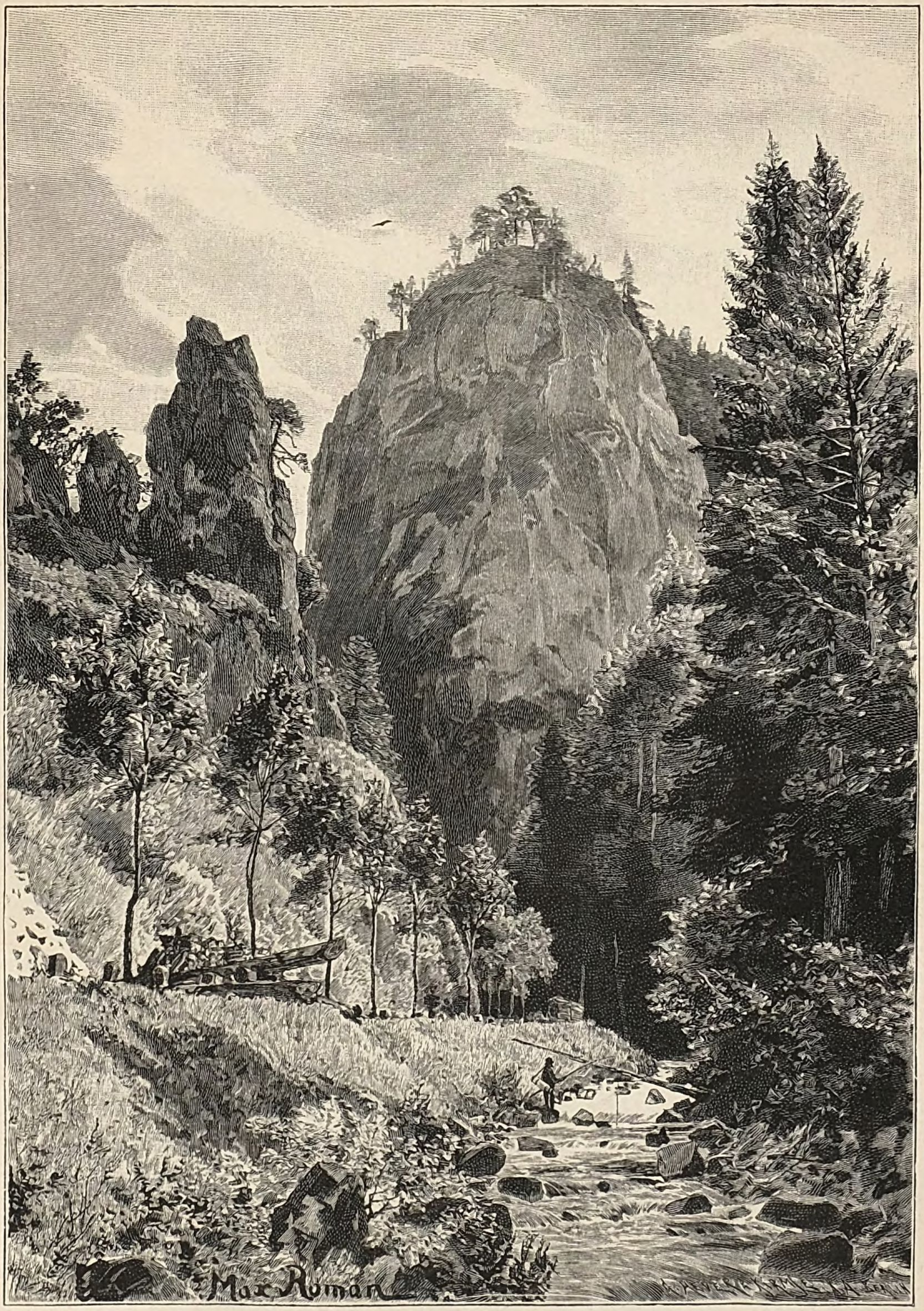
Plötzlich, jäh verwandelt sich vor dem abwärts Schreitenden die Scenerie. Statt der waldigen Hänge springen ungeheure wildzerborstene Felsmassen und Pfeiler auf, die Bahn durchbricht sie in Tunneln, unter dieser lassen sie keine Handbreit Raum mehr, als der schäumende „Höllbach“ (oder „Rota“) und die Straße fordern. Es rieselt feucht von den Steinwänden, die Sonne scheint auszulöschen, im tiefen, frostigen Schatten fällt es vom fast verschwindenden Himmel herab. Wir haben das eigentliche Höllenthal erreicht.

Leider ist diese großartige Strecke nur kurz, in fünf Minuten durchschritten, doch sie kann sich mit mancher hochberühmten „Alpenklamm“ messen und besitzt auch in den felsigen Südthälern des Schwarzwaldes nicht ihres Gleichen. Geschmackloser Weise ist 1874, in Anlaß einer Versammlung deutscher Forstmänner, an der mächtigst wirkenden Stelle der „Klamm“ eine Spielerei in Gestalt eines großen, auf dem überhängenden Felsblock stehenden Hirsches angebracht, der dort eine überall bei derartigen Schroffen wiederkehrende „Sprung“-Sage versinnbildlichen soll, und der Platz wird danach „Hirschsprung“ benannt. Diesem gegenüber zur Rechten auf schwindelnder, kaum zugänglicher Höhe liegen die, von unten nicht wahrnehmbar, geringfügigen Trümmer einer zweifellos ältesten alemannischen Zeiten entstammenden Burg A l t - F a l k e n s t e i n, vom Volksmunde der Umgegend „Räuberschloß“ genannt. Ihr Ursprung ist unbekannt, der rotulus Sanpetrinus thut zuerst 1200 eines Chuono de Valchinstein Erwähnung; eine Sage läßt den Ritter „Kuno von Stein“ mit Gottfried von Bouillon zum Kreuzzug aufbrechen, weil seine Ehe kinderlos ist und er durch ein Gebet am heiligen Grabe einen Sohn zu erhalten hofft. Bei der Trennung von seiner Frau theilt er seinen Ehering in zwei Hälften für sie und für sich und verpflichtet sie, sieben Jahre auf seine Wiederkunft zu warten. Er wird von den Saracenen gefangen und muß sieben Jahre niedrigste Knechtsdienste verrichten, dann gelingt es ihm, zu entkommen. Doch auf der mühevollen Heimwandrung durch Wüsten und Schrecknisse zeigt ein Traum ihm seine Frau, die ihn todt glaubt und einem Andern ihre Hand reicht. Darauf hat der Teufel gewartet, der dem Aufwachenden sein Traumbild bestätigt; er verheißt, den Ritter nach Hause zu bringen, und dieser schließt einen Pakt mit dem Bösen, ihm verfallen zu sein, wenn er unterwegs einschlafe. Unter Rauch und Flammen steigt sogleich aus klaffendem Erdspalt ein Löwe auf, der mit ihm davonfliegt; der Schlaf will ihn schließlich bezwingen, da schießt ein weißer Falke aus den Wolken, setzt sich ihm auf den Kopf und erhält ihn mit

Schnabel und Flügeln wach. Wild brüllend läßt der ergrimmte Löwe ihn vor seiner Burg nieder, in der schon die Hochzeitsgäste versammelt sind. Nun meldet der Thorwart einen Pilger in zerfetzten Kleidern, mit ellenlangem Bart, dem die Burgfrau einen Becher mit Wein reicht, er aber legt in den ausgeleerten als Hochzeitsgabe einen halben Goldring hinein. Wie die Frau ihre Hälfte dazu wirft, wachsen beide zu einem festen Reif aneinander, sie erkennt ihren Gatten, der neue Freier zieht bestürzt mit den Hochzeitsgästen von dannen, und die Wiedervereinigten werden durch reichen Kindersegen beglückt. Zum Dank nimmt der Ritter den Falken in sein Wappen auf und benennt fortan sich und seine Burg „Falkenstein."

In Wirklichkeit waren die zuerst im 12. Jahrhundert auftauchenden „Edlen von Falkenstein" (mit dem gleichnamigen Geschlecht auf den Burgen Falkenstein und Ramstein im Berneckthal nah verwandt; beide Linien führten einen auf einem Horst sitzenden Falken im Wappen) Raubritter der schlimmsten Gattung. Sie bildeten, zumeist unter dem sich bei ihnen forterbenden Namen „Kuno", den Schrecken und die Verzweiflung der weiten Umgegend, bis das Geschick am Ausgang des 14. Jahrhundert einen ihrer Nachkommen ereilte, „Werner von Falkenstein", dessen Frau sogar mit an dem Räuberwesen theilnahm, als Aufpasserin am Fenster stand und wenn sie Wandrer drunten gewahrte, den Knechten zurief: „Laufet abi! Sie komme!"; eine besondere Rolle spielte dabei noch ein Verwandter des Burgherrn „Klein-Künlin." Im Jahre 1389 aber ward ein „Freiburger Hintersasse" aus dem Dorf Kirchzarten von Falkensteinern gefangen auf ihre Burg geschleppt, mit ihm seine schwangere Frau, die angekettet dort ein todtes Kind gebar. Man ließ sie dann frei, dasselbe zu begraben, stürzte aber während dessen ihren Mann aus dem Fenster in den Abgrund hinunter. Erst nach acht Tagen erhielt die Frau Nachricht davon und ging — wie die Verhörsacten mittheilen — „mit ihrem kranken Lip von Friburg wieder gen Falkenstein unter die Burg an der Halde und suchte da iren man und fand in zerschlagen und modrig und zuog in herab an den weg und schafft das er ward begraben im Falkensteinerthal zu St. Oswalds Kilchen." (bei'm „Stern") Danach jedoch rief die Frau Rath und Bürger von Freiburg auf offenem Markt um Rache an, die Stadt, lange von Grimm über das Räuberthum und zahllose Schandthaten der Falkensteiner erfüllt, schloß ein Bündniß mit vielen Rittern in weitem Umkreis und eroberte mitten im Winter 1390 die Burg, verbrannte sie und riß sie bis auf die Grundmauern nieder. Wenn man die Lage derselben in Betracht zieht, erscheint diese Erstürmung kaum glaubhaft, und eine Sage erklärt sie dadurch, daß eine droben gefangen gehaltene schöne Frau Erbsen gestreut habe, um eine Zugangsmöglichkeit zu der Felsenveste zu deuten. Nach mittelalterlichem Brauch wurden die Burgknechte gerädert, die „Edlen" Werner, Dietrich und Klein-Künlin von Falkenstein aber schließlich gegen Urfehdeleistung freigegeben. Die Trümmer sind als spukhaft gefürchtet und die Umwohner lassen sie noch in der Tiefe mit Knochen Beraubter und Erschlagener angefüllt sein. Jedenfalls war Alt-Falkenstein ein seiner Nachbarburg Wißneck ebenbürtiges Raub- und Mordnest, wie die Falkensteiner den Snewelin und Blumeckern, den „Schirmvögten" des Klosters St. Märgen.

Etwas weiter abwärts im Thal, unterhalb des Ausganges der eigentlichen „Höllenschucht", erhebt sich auf jäh abschießendem Felsen ein viereckiger Thurmrest der Burg Neu-Falkenstein (gewöhnlich der Bubenstein geheißen) mit ausnehmend dicken Mauerwänden; ein Graben zieht sich drunter umher. Die Burg („Nüwen-Falkenstein", urkundlich zuerst 1266 genannt) war hauptsächlich eine „Filiale" der Stammburg zur Ausspähung von Saumrossen und Wanderern, die ihren Weg durch das Höllenthal nahmen; sie sperrte hier den Zugang von Freiburg nach der Baar, wie Wißneck den durch die Wagensteig. Neben ihr beginnt die unter der Felswand und der Bahn langhingestreckte Zinke Falkensteig, die erste Ortschaft nach Hinterzarten, von diesem fast drei Stunden entfernt, sich einer löblichen Wirthschaft mit dem idyllischen Namen „zu den zwei Tauben" und einer sehenswerth wohlgediehenen „Taubenwirthin" erfreuend; über



Der Hirschsprung. Von Max Roman.

dem Hause führt ein bösartiger Weg durch den „Schulterdobel“ zu den Trümmerresten einer ehemaligen Wallfahrtskapelle „Schwarzeck“ hinan. Drunten nimmt bei den „Tauben“ im erweiterten Thal eine üppig grünende, reizvolle Landschaft ihren Anfang, die wegen ihres starken Gegensatzes zum Höllenthal jedenfalls seit noch nicht sehr langer Zeit den Namen Himmelreich erhalten hat.

Und fürder ging's vom Höllenthal
Ins Himmelreich hinunter,
Die Almen grün im Sonnenstrahl,
Die weißen Wasser drunter —

als noch die Post von Neustadt nach Freiburg daherkam. Häuser ziehen sich darin entlang, als letztes ein schöner alter Schwarzwälderbau des „Gasthauses zum Himmelreich“, dann mündet das Höllenthal in ein breitoffenes Thal aus, das nach der darin liegenden Hauptortschaft officiell „Kirchzartener Thal“ heißt, üblicher jedoch das Dreisamthal genannt wird. Drei Hauptbäche fließen in ihm zusammen und bilden, wo sie sich vereinigen, die Dreisam; es verläuft von Ost nach West, im Süden von den ausstrahlenden Höhen des Feldberg, im Norden von den schon früher erwähnten Südausläufern des Kandel umgrenzt. Gleichsam wie zwei Ausgangswächter des breiten Thales stehen sich die dunkel mit Wald überdeckten Gipfel des „Roßkopf“ und des „Kybfelsen“ gegenüber. Am Schluß blickt über eine Abdachung des „Schloßbergs“ klein die Spitze des Freiburger Münsters, welche, obwohl das Dreisamthal wie eine ebene Fläche erscheint, doch der Lage des Bahnhofs der Station „Himmelreich“ an Höhe noch gleichkommt.

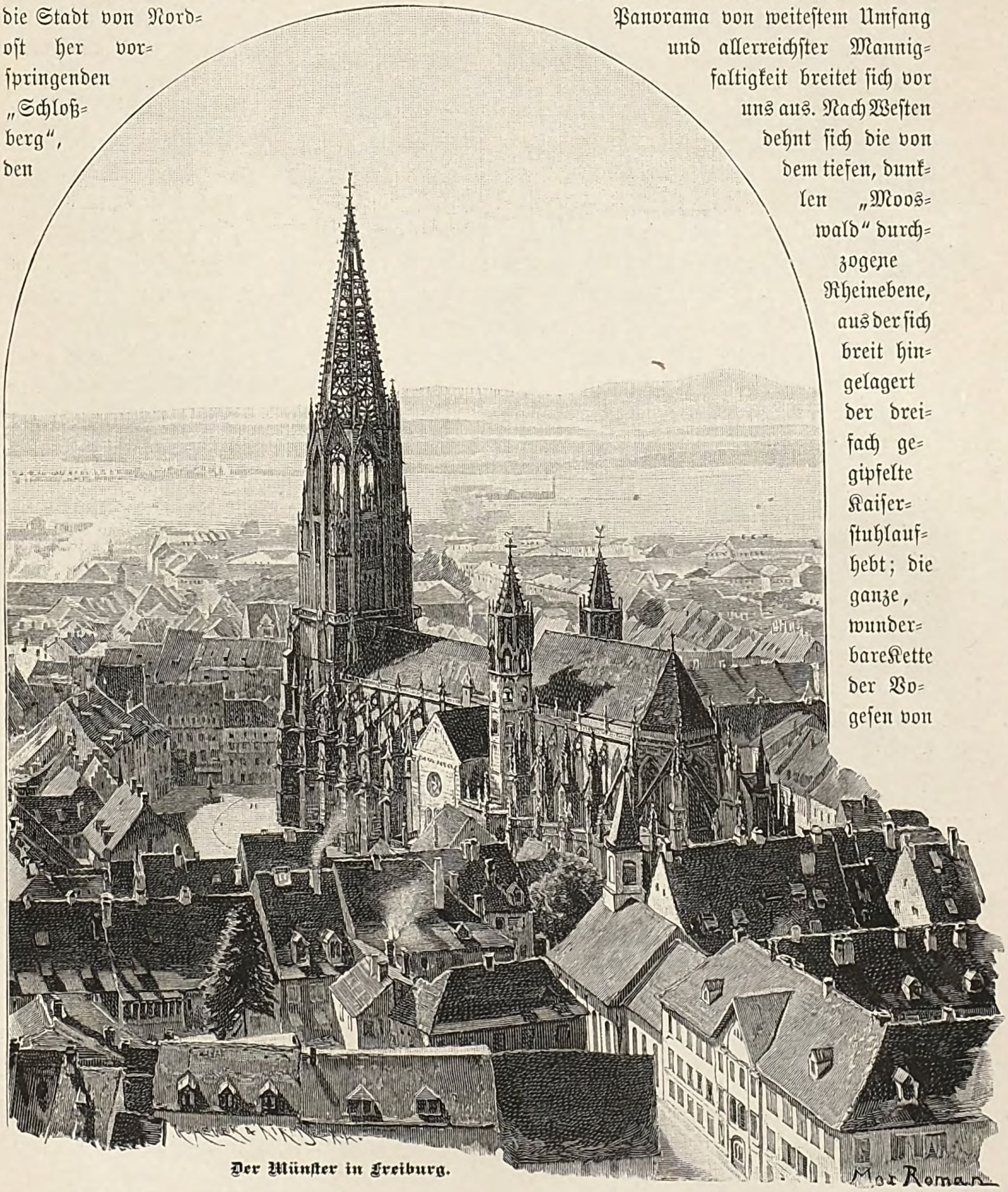
Die Landstraße, bald die von der Wagensteig herabkommende aufnehmend, läuft an vielen, gegenwärtig sehr verlassenen alten Wirthschaften — der „Rainhof“ war schon im 16. Jahrhundert angesehen — vorüber; eine derselben, „Zur Birke,“ bildet den letzten Rest eines im Dreißigjährigen Kriege verschwundenen Dorfes „Birkenrüti.“ Ebenso ist von zwei anderen Dörfern „Brand“ und „Burg“ nichts mehr geblieben, als zwei so benannte Gehöfte und ein die beiden Namen zusammenziehender „Gasthof zur Brandenburg,“ der sich noch wunderlicher mit seiner französischen Inschrift „Hôtel de Brandenbourg“ darstellt; er hat, wie gesagt, so wenig mit der Markgrafschaft Brandenburg, wie mit einer ehemaligen Burg zu schaffen. Linksher blickt eine weit sichtbare weiße Wallfahrtscapelle vom „Geiersberg“ herab, dann folgt eine der ältesten erhaltenen Ortschaften des Schwarzwaldes, das Dorf Zarten und etwas südlich davon das Pfarrdorf Kirchzarten mit altersgrauer romanischer Kirche. Schon in früherem Abschnitt haben wir ersehen, daß sich hier ein befestigtes römisches Lager Tarodunum befand, dessen etwa zwei Meter hohe Erdwälle (nordöstlich von Zarten) zum Theil noch deutlich von der Straße aus zu gewahren sind; dem Begriff des dunum gemäß, etwas erhöht gelegen. Im Jahre 765 erscheint der Name in „Zarduna“ abgeschliffen, („in villa quae dicitur Zarduna et in ipsa Marcha Zardunense“), 816 „Ecclesia Zartun“; in der Kirche ist ein Grabmal eines „Kuno von Falkenstein“, das ihn in voller Rüstung darstellt. Ein begabter junger Poet aus Untersimonswald, Severin Weiß, der 1854 dort als stud. theol. starb, liegt auf dem Friedhof beerdigt. Das interessanteste Gebäude des Dorfes ist der alte gegiebelte und bethürmte „Thalvogtei-Hof“ aus dem 16. Jahrhundert. Durch reiche Wiesengründe setzt der Weg sich nach dem, schon in Anlaß der Ermordung des Abtes Konrad von St. Märgen erwähnten uralten Keltendorfe Ebnet (1113 „Ebenote“) fort, in dessen Nähe sich äußerst geringe Ueberreste eines snewelinschen Schlößchens Falkenbühl finden. Es genoß bis zum Anfang der sechziger Jahre einen gewissen Ruf durch die naturwüchsige, witzige Grobheit seines „Löwenwirthes“ oder „Schenkelewirthes“ Zipfel, dessen Schlußwahlspruch: „Suffet wi bigott!“ oft mit seinem Konterfei auf Biergläserdeckeln zu finden war. Berthold Auerbach hielt sich öfter eine Sommerzeitlang in Ebnet auf und hat in seinem „Stadt und Land“ den Löwenwirth zum Modell für seinen „Wädeliwirth“ genommen. Das Dorf liegt an die nördliche Bergwandung unter steilen Felsabsturz gedrückt, sich auch im Winter stets voller Sonne erfreuend, während ihm gegenüber an der südlichen unter dem Kybfelsen von

der Schattenseite das Dorf Littenweiler (der „kleine Weiler"), 1112 „Wilare", 1704 durch den Marschall Tallard in einen Aschenhaufen verwandelt, mit hohem weißem Gebäude seines schön belegenen Gasthauses herüberblickt. Eine altbenutzte kräftige Stahlquelle befindet sich darin, die Waldnähe und schöne Wege machen den Sommeraufenthalt dort, ein Stündchen von Freiburg (fünf Minuten Eisenbahnfahrt), angenehm. Ueberall sind wir hier auf altbewohntem Boden; in der nördlichen Bergwand öffnet sich ein kleiner, ringsumschlossener, nur gegen Süden freier Einschnitt, in dem prächtig eingebettet die Karthause liegt, der halbzerfallende Ueberrest eines 1346 von dem damaligen Freiburger Bürgermeister, Ritter Johannes Snewelin, gestifteten, 1782 durch Kaiser Joseph II. aufgehobenen Karthäuserklosters. Eine geschütztere und idyllischere Lage läßt sich kaum erdenken, der Berglaubwald nickt über die zerbröckelten Mauern des großen Klostergartens. Der Stadtrath Freiburgs im 16. Jahrhundert muß einen heute dort unbekannten poetischen Sinn gehabt haben, denn er erließ eine vom Jahre 1508 datirte Urkunde: „Wir Burgermeister und rat der statt Fryburg im Brysgaw Thun kund menigklichen vnnd bekennen offenlich mit diesem Brieff | Das wir den wirdigen Ersamen geistlichen Pryjorn und convent Inn der carthus uff Sannct Johannis Bapistenberg ob unser statt gelegen | Us sonderer liebe vnnd neygung so wir zu Inen vnnd Irem gotshuws tragen vnnd sunst gar dheiner gerechtigkeit Biß uff vnser widerrufen gegönndt vnnd zugelassen habenn | Das nun hinfür nyemand In vnnserm wolde vnnd eigentumb am allernächsten an Irem gotshuws gelegen | genempt Im vogelgesang | voglen soll umb willen das die vätter dadurch nicht belestigt | auch die vögelin so zün Inen Ihr gotshuws Iren flugk vnnd wonung haben | nie uffgefangen werden." — Eine hohe, wundersam schlankstämmige Platane überragt den hufeisenförmigen, aus dem vorigen Jahrhundert stammenden Klosterbau, der, nur in einem Flügel bewohnt, mit dem anderen den Eindruck eines verrankten Dornröschenschlosses erregt. Bei der Karthause führt in drei Viertelstunden ein Weg durch herrliche Hochtannenwelt aufwärts unter dem Roßkopf an noch vorhandenen „Leidensstationen" vorüber nach der ganz in tiefsten Wald eingeschlossenen Wallfahrtskapelle St. Ottilien, die selbst im Dreißigjährigen Kriege nicht aufgespürt zu sein scheint. Die Sage rückt ihre Gründung bis zum Jahre 680 hinauf und bringt sie mit dem Kloster auf dem „Odilienberge" in den Vogesen in Verbindung. Ottilie, die Tochter eines elsässischen Herzogs Eticho, flüchtete vor ihrem Vater (die Gründe dafür werden verschieden überliefert) über den Rhein, ward von ihm verfolgt und hier in ihrer höchsten Noth vor seinen Augen von einer plötzlich auseinanderklaffenden und sich hinter ihr wieder schließenden Felswand aufgenommen. Bestürzt und reuig erbaute er an der Stelle eine Kapelle und auf dem Odilienberg ein Kloster, in das Ottilie eintrat. Aus der Felshöhlung, die sie geborgen, aber entsprang ein cristallener Quell, dessen Wasser — ebenso wie drüben das des „Odilienbrunnens" — kranke Augen heilte und noch heutigen Tages heilt, wie man aus vielen Votivgaben und häufig dort anzutreffenden Leuten, die ihre Augen mit dem Quell netzen, entnehmen darf. Wer dem heiligen Wasser profanen Wein oder Bier vorzieht, findet beides gut in der dortigen, der Stadt Freiburg von Alters gehörigen Wirthschaft. St. Ottilien ist besonders in der Morgenfrische ein höchst reizvoller Fleck Erde, der „Schauinsland" blickt mächtig in die kleine Waldlichtung herüber, und mehrere schöne Bergwege führen in tiefem Schatten nach Freiburg.

Dicht hinter der Karthause beginnen die ersten Häuser des letzteren; die Landstraße des Dreisamthales läuft zwischen den beiden Gebäuden des alten „Gasthofs zum Schiff" hindurch, die lange „Schwarzwaldstraße" entlang und über eine Dreisambrücke nach Freiburg im Breisgau hinein, von dem Sebastian Münster sagt: „Das Brißgöw ist ein guts kleins Land | hat alle notturft." Und des Weiteren äußert er sich über Freiburg selbst: „Es rinnen in dieser statt durch alle gassen bächlin | das eitel frisch brunnenwasser (?) ist | unnd über winter nit gefreurt. Weiter ist in dieser statt ein fast hübsch münster mit einem hohen thurm | der mitt sunderlicher kunst vonn grund auff bis an den höchsten gipffel gefürt mitt eytel quader

und gebildten steinen | desgleichen man in Teutschen landen nitt findet nach dem thurm zu Straßburg. Die Heiden hetten ihn vor zeiten under die sieben wunderwerck gezelt | wo sie ein solich werk gefunden hetten."

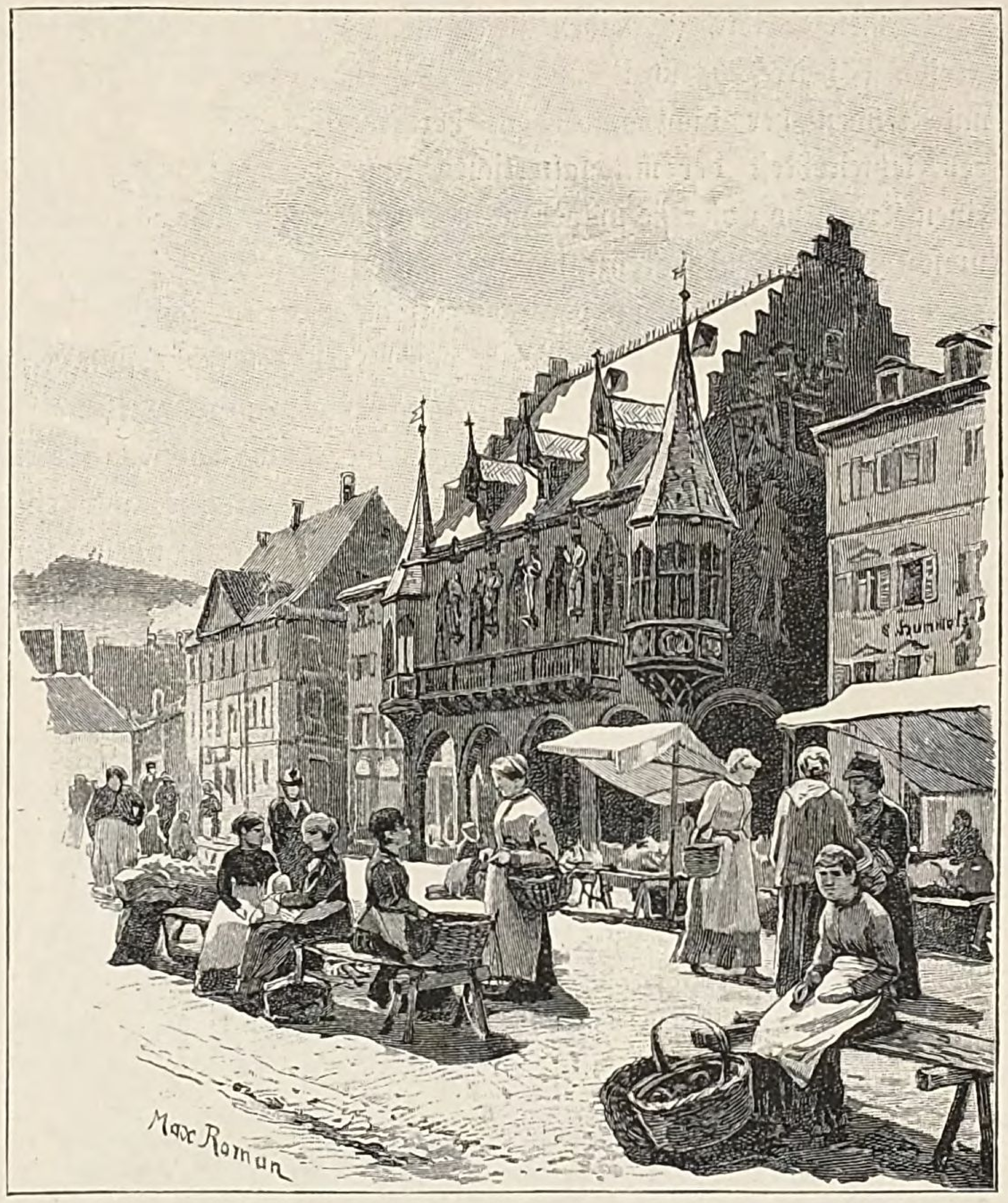
Gewiß ist der Freiburger Münsterthurm einzig in seiner Art an mächtiger und zugleich zarter Schönheit, aber das um ihn her von der Natur geschaffene Werk, dessen Sebastian keine Erwähnung thut, überbietet ihn doch noch. Zweifellos kann sich mit der Lage Freiburgs — richtiger, mit der Aussicht, die es gewährt — keine andere Stadt Deutschlands messen. Der Umblick von der nächsten Höhe ist ebenso anmuthig reizvoll, wie der bei Baden-Baden und Heidelberg, aber unvergleichlich weiter umfassend und großartiger. Nur wenige Minuten steigen wir den unmittelbar bis an die Stadt von Nordost her vorspringenden „Schloßberg", den letzten Kandelausläufer, hinan, und ein Panorama von weitestem Umfang und allerreichster Mannigfaltigkeit breitet sich vor uns aus. Nach Westen dehnt sich die von dem tiefen, dunklen „Mooswald" durchzogene Rheinebene, aus der sich breit hingelagert der dreifach gegipfelte Kaiserstuhl aufhebt; die ganze, wunderbare Kette der Vogesen von



Der Münster in Freiburg.

ihrem Südanfang bei Belfort bis fast zu ihrem nördlichsten Ende schließt das leuchtende Bild ab. Nah steigt im Südwesten der „Schönberg“ empor, dann gliedern sich ihm vielfach über einander gehobene Hügel- und Bergketten an bis zum herüberschauenden, zumeist in Wirklichkeit blau erscheinenden Rücken des „Hochblauen“. Gegen Süden, vom „Schauinsland“ hoch überragt, wachsen die Tannenwände des „Brombergkopfes“ und des „Kybfelsen“ aus dem Dreisamthal in die Höhe, dessen ganze Länge nach Osten das Auge klar durchschweift bis an den Rand, wo sich steil das Hochland von St. Peter bis St. Märgen, besonders mächtig der „Ottenkopf“ und die schöngeformte, vielgegipfelte „Rotheck“ aufheben. So vereinigt die Rundsicht schon vom unteren Schloßberg die unendliche Weite des Oberrheinthales mit dem nahen Hochgebirge; steigt man den Berg etwas weiter, bis zur „Brücke“ hinan, so blickt von Südosten her auch der Feldberg, an seinem, einem dunklen Pfahl gleichenden Thurm kenntlich, über seine Vorberge mit kleiner, flachrundlicher Kuppe herüber. Nur der Kandel, vom Roßkopf verdeckt, wird nicht sichtbar. — Nicht ganz so umfassend, doch vielleicht von noch höherem und feinerem Zauber, ist die Aussicht von der ebenso nah an der Stadt im Süden belegenen „Lorettokapelle“. Unter den machtvollen Kastanien- und Wallnußbäumen, welche diese umschatten, gesellt sich der Einblick in das grüne, wie eine Märchenidylle hingestreckte „Güntersthal“ mit seiner gleichnamigen Ortschaft hinzu, auf welche der 1286 m hohe Schauinsland, das Thal abschließend, niederblickt. Wenn er im Frühling nach oben mit weißen Schneehängen glänzt, doch drunten alles schon in grüner Lebensfreudigkeit auftreibt und von warmer Sonne überstrahlt liegt, kann das Bild, wenn auch in kleinem Maßstab, überraschend an „Heiligenblut“ mit dem Großglockner darüber erinnern.

Wir müssen zunächst noch auf dem Schloßberg verweilen, der die deutlichsten Spuren alter Römeransiedlung in einem 1819 auf ihm ausgegrabenen Mosaikfußboden und Münzen hinterlassen. Wo jetzt der „Ludwigspavillon“ von seinem Felsenthron herabsieht, stand ein „Castell“, um eine Verbindung zwischen den beiden römischen Hauptbefestigungen der Gegend Brisiacum (Breisach) und Tarodunum (Zarten) herzustellen. Es war mit besonderer Sorgfalt und unglaublichem Mühaufwand erbaut, da man, um es unangreifbar zu machen, die ganze Felswand dahinter von Nord nach Süd bis in gewaltige Tiefe hinunter breit durchschnitt und so die heutige sogenannte „Kanonenschlucht“ bildete. Auf den Grundlagen dieses Römerwerks erhob dann, wahrscheinlich im Jahre 1090, der Herzog Berthold II. von Zähringen zuerst eine Burg, das „Burghaldenschloß“, unter der sich rasch ein Dorf Freiburg ansiedelte, das früh schon, als „Vorburg“ des Schlosses, mit Mauern und Gräben umgürtet und 1118 von Berchthold III. (nach dem Thennenbacher „Güterbuch“: „Qui civitatem initiavit“, nicht, wie gewöhnlich berichtet wird, durch seinen Bruder Konrad von Zähringen 1120) zur Stadt mit „Kölnischer Freiheit“ erhoben wurde. Im Gange der Zeit überdeckte sich der ganze Rücken des Schloßbergs mit drei, unter sich durch ummauerte Gänge verbundenen Schlössern, deren oberstes auf der Berghöhe das „Adlerschloß“ war. Die Trümmer desselben liegen heute völlig überwuchert und unter Wald begraben, kein Mauerwerk ist mehr sichtbar, doch man erkennt noch, wo der Bergfried gestanden, und deutlich an Schuttaufhöhungen und Grabentiefen, wie groß der Umfang des mit Schanzvorwerken ausgerüsteten Schlosses gewesen, dessen „Kommandantenhaus-Giebel“ um die Mitte des vorigen Jahrhunderts nach dem Berichte eines damaligen Amtsschreibers „ein erbärmliches Aussehen“ gehabt, „wie ein Eckhut der Weiber, wenn sie von einer Kindstaufe kommen.“ Von den beiden anderen, tiefer gegen die Stadt herabgezogenen Burgen und den Verbindungsgängen findet sich noch da und dort ein unscheinbares Gemäuerstück, am meisten um den Standort des Römercastells und diesem gegenüber, wo über der Kanonenschlucht eine uralte in den Felsen gehauene interessante Treppe auf ein kleines Plateau hinaufführt. Der Schloßberg muß, als er von seinen drei Burgen überkrönt stand, den stattlichsten Anblick der Art in Deutschland, dem des Heidelbergers nicht nachstehend, geboten haben; gegenwärtig ist, wie gesagt, von allem



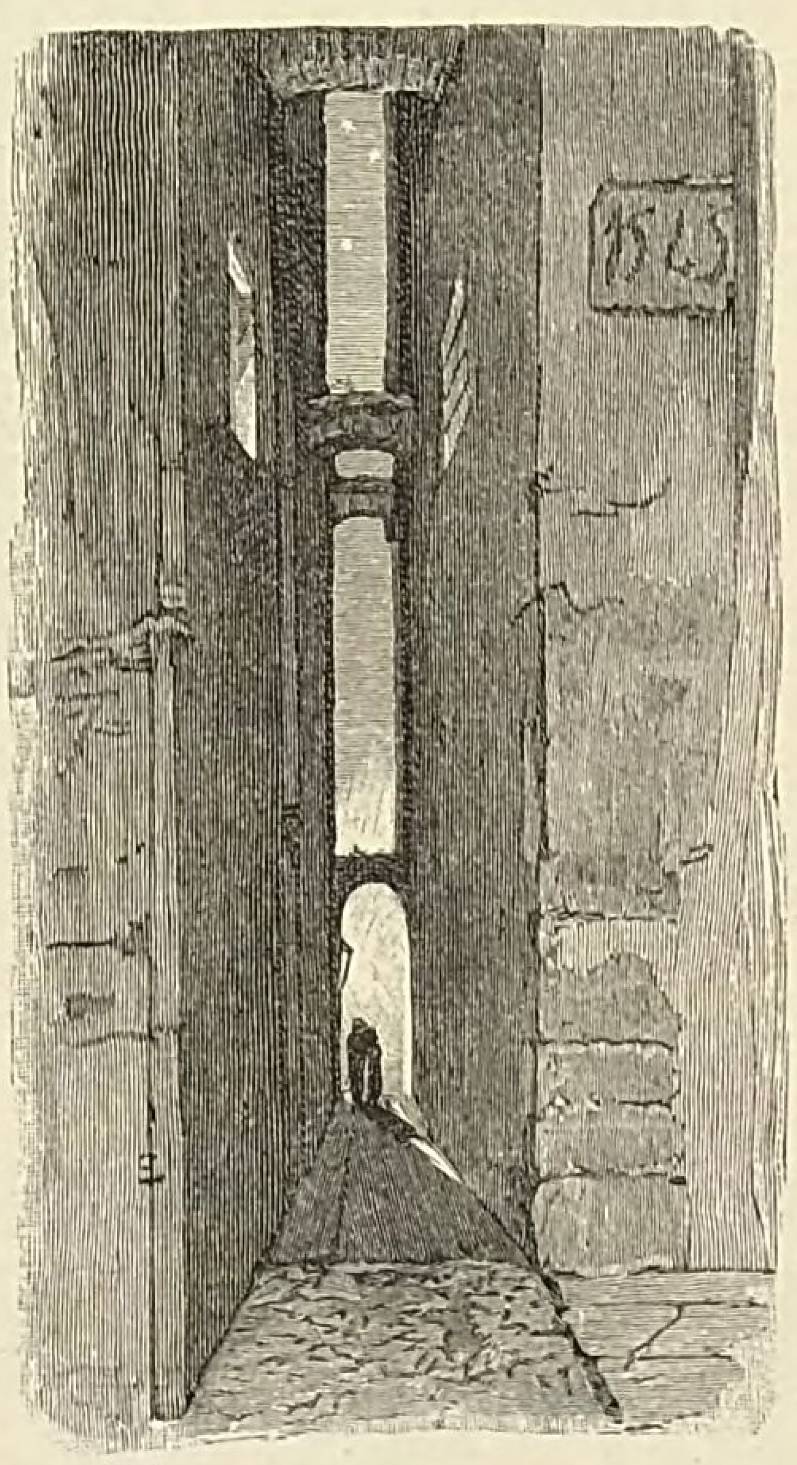
Kaufhaus in Freiburg.

fast nichts mehr übrig. Die Burgen fielen mehrfach in Trümmer, zuerst schon durch die Freiburger selbst 1366, und wurden wieder erbaut; Abbildungen von ihnen sind aus den Jahren 1500, 1589 und 1622 vorhanden. Der Bauernkrieg und der Dreißigjährige Krieg trugen am meisten zu ihrer Zerstörung bei; zuletzt ward 1671 auf der Burghalde ein kaiserliches „Leopoldschloß" errichtet, das durch die Franzosen wieder verschwand. Im vorigen und diesem Jahrhundert schleppten die Freiburger allmählich alle noch benutzbaren Gesteinreste zu Bauverwendungen herab.

Unter dem Schloßberg übersieht der Blick die Stadt Freiburg, deren ältester Theil fest um das Münster herumgelagert lag. Ihre inhaltsreiche und inhaltsschwere Geschichte kann dies Buch so wenig, als die ihres Münsterbau's, auch nur in Kürze verfolgen; umfangreiche Werke darüber, wie Auszüge aus ihnen, stehen den Wißbegierigen genug zu Gebot. Wir thun nur des ältesten Siegels der Stadt Erwähnung, das ein geschlossenes Thor mit einem doppelt bethürmten Giebeldach darstellt; das früheste bekannte Stadtwappen, ein rothes Kreuz in silbernem Felde, stammt, bis heute gleich erhalten, vom Ende des 14. Jahrh. Zwei Ereignisse waren für die Entwicklung der Stadt von weittragender Bedeutung: daß sie, aus der Gewalt ihrer Zähringer- und Freiburg-Fürstenberger Herren 1368 gelöst, nicht zur freien Reichsstadt aufgedieh, sondern sich freiwillig an das Erzhaus Oesterreich übergab und unter der geisterdrückenden Herrschaft desselben über vier Jahrhunderte (bis 1806) verblieb. Sodann, daß 1827 der Sitz der erzbischöflichen Kurie von Konstanz hierher verlegt wurde.

Freiburg, jetzt ungefähr 45 000 Einwohner zählend, ist keine besonders alterthümlichen Eindruck erweckende Stadt, doch hat der alte Kern derselben eine Anzahl interessanter und schöner Baudenkmäler bewahrt. Außer dem Münster sind zu nennen das 1518 im Frührenaissancestil erbaute „Kaufhaus" mit vier Kaiserstandbildern an seiner Front, das aus mächtigen Quadern aufgethürmte „Schwabenthor", ingleichem das „Martinsthor", dann der „Franciskanerplatz" und der Brunnen in der „Kaiserstraße". In den engen Straßen verbergen sich jedoch, oft in wenig auffällig äußerer Erscheinung, außerdem noch manche betrachtenswerthe Gebäude aus vergangenen Jahrhunderten; eigen sind auch mehrere kaum mannesbreite Gäßchen am Münsterplatz. Von der breiten Kaiserstraße in der Mitte durchschnitten, ist die Altstadt trotz der Schmalheit ihrer übrigen Gassen doch im Ganzen von freundlichem Character; die neu hinzugefügten modern-

regelrechten Stadttheile leiden zwar vielfach an Einförmigkeit, allein in seiner Gesammtheit bietet Freiburg heitre Offenheit und Sonnenfreudigkeit, in welche die grünen Waldberge von Osten und Süden her dicht nnd hoch herniederschauen. Die beiden oben genannten Thore bilden den letzten Rest der mittelalterlichen Ummauerung; bis zum 17. Jahrhundert besaß die Stadt einen Kranz von vier sie umgebenden Vorstädten, welche, besonderer Weise, alle mit eigenen Mauern umschlossen und abgegrenzt waren: „Adelhausen“, „Neuenburg“, die „Schneckenvorstadt“ und die Predigervorstadt“. Was der dreißigjährige Krieg von diesen belassen, verschwand völlig, als Freiburg, 1679 durch den Frieden von Nymwegen französisch geworden, auf Befehl Ludwigs XIV. zu einer modernen Vauban'schen Festung umgewandelt wurde. Das regelrechte Kleid von Wällen, Bastionen und Contrascarpen, welches die Stadt dadurch erhielt, hat sie, allerdings mehr und mehr in Verfall, bis in unser Jahrhundert getragen, und einzelne letzte Ueberreste, das sogenannte „Breisacher Thor“, sowie in Gärten umgewandelte Grabentiefen deuten noch auf die „französische Festung“ zurück. Verschwunden sind auch die zahllosen Augustiner-, Franziskaner-, Antoniten-, Barfüßer-, Dominikaner-, Kapuziner-, Karmeliter- und Nonnenklöster der heiligen Clarissa, Agnes, Katharina, Anna, Magdalena, Ursula und anderen Sanctitäten noch, welche die Stadt als stetige hohe Glaubensburg des Mittelalters besessen; das große Jesuitenstift fiel 1773 der 1457 von Herzog Albrecht VI. von Oesterreich begründeten Universität anheim. Die Zahl der an der letzteren wirkenden bedeutenden Lehrer war groß; aus unserm Jahrhundert ist der bekannteste von ihnen der 1775 in Freiburg geborene freisinnige Geschichtsschreiber und „Professor des Vernunftrechtes“ Karl Wenzel



's Dielengäßle in Freiburg.

Rodecker von Rotteck, dem nach seinem Tode auf dem Franciskanerplatz ein Denkmal gesetzt werden sollte. Doch ward dies bei Nacht und Nebel vereitelt und auf dem Platz dafür ein Standbild des ehemaligen Freiburger Franciskanermönchs Berthold Schwarz, des sogenannten Erfinders des Schießpulvers, errichtet, während die Büste Rottecks aus der heiligen Kirchennähe auf den heutigen „Rotteckplatz“ verwiesen ward. Ein anderes Angedenken an ihn bewahrt eine Stelle droben im Bergwald unter dem Roßkopf, wo er sich ein einsames Landhaus, den „Schönhof“ zum Aufenthalt erbaute. Doch nach seinem Tode ward es abgebrochen, zu Thal getragen, und im tiefen Wald hat sich nur noch da und dort ein Gesträuch seines Gartens forterhalten, mit überraschender Blüthe von einer schon wieder vergangenen Welt schon halbverschollene Kunde gebend. Schnell erlischt das Gedächtniß auch der großen Todten unter kleinen Lebendigen.

Der Ursprung Freiburgs ist dunkel, es fällt kaum ein deutlicheres Licht auf ihn, als die Worte der elsässer Chronik Jacob Twingers von Königshoven es im 15. Jahrh. mittheilen: „Da man zelte 1091 jor / do vinng her Berchtolt von Zeringen ein Herzog von swoben die stat Freiburg an zu buwende, das vor ein Dorf war“. Als gewiß geht nur hervor, daß, wo gegenwärtig die Stadt liegt, sich im Jahre 1008 noch dichter Wald befand, wie aus einer Urkunde Kaiser Heinrichs II. erhellt, in welcher er dem Domstift Basel Forstungen im Breisgau vergabt und darin die Grenzen bestimmt: Von da bis Wohren, von da bis Harderen. Beide letzteren Orte, zwischen denen jetzt Freiburg liegt, waren mithin schon damals vorhanden, die heutigen Vorstädte „Wiehre“ und „Herdern“. Der Name des ersteren bedeutet fraglos ein „Wehr“, ein Wasserwehr der Dreisam am Wege in das schon seit uralten Tagen bewohnte

Güntherstal; das Dorf hieß später gewöhnlich „Adelhausen“ nach dem gleichnamigen, 1234 dort gegründeten, 1677 zerstörten und in die Stadt Freiburg verlegten Frauenkloster, von dem nur noch eine kleine Heiligennische auf offnem Felde zurückgeblieben. Unweit davon heißt eine Straße „Turnseestraße“, welche diesen Namen nach einer dort verschwundenen Burg der „Turner“ tragen soll, einem Freiburger Geschlecht des 13. Jahrhunderts, dessen Wappen mit dem in der „Manessischen Sammlung“ erhaltenen des unter dem Namen „Der Turner“ bekannten Minnesängers übereinstimmt. Noch einen verschwundenen See besitzt die Wiehre in dem schon als Zusammenkunftsort der Freiburger Hexen erwähnten „Nägelesee“. Er ist jetzt zum Theil überbaut und keine Wasserspur mehr von ihm vorhanden, doch es wird sich an der Stelle früher wohl sumpfiger Boden befunden haben, da sie noch im vorigen Jahrhundert dicht mit Grasnelken („Nägele“) überdeckt gewesen. Davon, daß diese im Winde wie Wellen hin und her gewellt seien, soll der „See“-name herrühren; für einen poetischen Sinn der Hexen legt dies jedenfalls ein gutes Zeugniß ab. Daß Freiburg von solchen voll war, verstand sich von selbst. Viele Localsagen berichten darüber; eine erzählt von der gewonnenen Wette des Scharfrichters, es seien mehr vorhanden, „als in einen vierspännigen Leiterwagen gingen“.

Die Wiehre liegt im Süden der Stadt, jenseits der Dreisam, jetzt ein „städtisches“ Dorf mit der sich durch seine Mitte langhinziehenden „Güntherstthaler Allee“. Zur Rechten hebt sich am Thaleingang der Hügel mit der „Lorettokapelle“ auf; etwas höher darüber blickt ein in neuester Zeit kostspielig und geschmacklos in Gestalt eines alten Bergfried erbauter Thurm herab. Wir schreiten von der Wiehre über die obere, ehemals bedeckte Dreisambrücke zur Stadt zurück und gewahren an der Innenseite des „Schwabenthores“ (durch das die Straße nach Osten, ins „schwäbische Land“ führte) ein Bild aus dem vorigen Jahrhundert. Es stellt einen Bauern mit einem Wagen dar und illustriert einen alten Volksschwank, doch zugleich auch eine altalemannische Neigung, sich über die suevischen Stammesgenossen lustig zu machen. Nach dem Bericht kam ein reicher Bauer aus Schwaben auf den Gedanken, sich Freiburg, von dessen Schönheit er gehört, zu kaufen, lud zwei Fässer mit Gold auf einen Wagen, fuhr damit hierher und fragte: „Was koscht's Städtle?“ Er hatte aber für den Spott nicht zu sorgen, als sich herausstellte, daß sich statt Silbers in den Fässern Sand befand, den seine Frau heimlich hineingefüllt, um zu zeigen, daß wenigstens eine kluge Schwäbin jenseits der Berge zu Hause sei. — Das „Martinsthor“ trägt ebenfalls ein Bild, doch christlicherer Legendenart, den h. Martin darstellend, wie er mit einem Bettler seinen Mantel theilt.



Schwabenthor in Freiburg.

Hinter dem Schwabenthor bietet die Stadt in dem kleinen „Oberlinden“ genannten Platz einen ihrer ältesten und interessantesten Theile; schon im 13. Jahrhundert wird ein Bürger,

wohnhaft „ze der oberun lindun" erwähnt. Jene uralte Linde ist hingestorben und ihr im vorigen Jahrhundert eine stattlich aufgediehene Nachfolgerin gesetzt; abwärts in der Stadt entspricht dem Platz ein andrer mit dem Namen „Unterlinden". Wir wandern durch die „Herrengasse" — der Kundige weiß, daß sich unter dieser heutigen Benennung stets unfehlbar eine alte „Pfaffengasse" birgt — weiter gen Norden, dicht am Münster und seiner „Bauhütte" aus dem 16. Jahrhundert vorbei; neben uns schießen, wie zu Sebastian Münsters Zeit, die aus der Dreisam fast durch alle Straßen abgeleiteten „Bächlin" entlang. So kommen wir, am „alten Friedhof" vorüber, der schön und besuchenswerth ist; er enthält unter anderen das Grab eines in Freiburg verstorbenen Bruders Mirabeau's und eine höchst komisch-rührende Gruftsteinplatte vom Ende des vorigen Jahrhunderts, auf der eine Frau von zahlreichen kleinen Kindern umdrängt, dargestellt ist. Der trauernde Gatte wollte ihr durch eine Grabschrift den höchsten Preis zuerkennen und setzte unter das Bild: „Sie war ganz — doch" (hier besann er sich offenbar auch auf ihren Werth als Gattin) „nicht zu sehr Mutter". Kulturgeschichtlich von Interesse ist, auf dem Kirchhof zu beobachten, wie in der Mitte der zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts die alten poetischen Sinnsprüche auf den Grabdenkmälern mit Aschenurnen und trauernden, fackellöschenden Genien aufhören und Bibelsprüche an ihre Stelle treten. Es bezeichnet die Grenze einer Geistes- und Gemüthsbildung des vorigen Jahrhunderts, die auch ins Volk eingedrungen war.

Nun gelangen wir zu der andern, nördlichen Vorstadt Freiburgs, dem schon genannten, in eine Bergausbuchtung eingebetteten uralten Dorf Herdern (806 „Hardun"), das seinen ländlichen Character noch ganz bewahrt hat. Es muß einmal ein Bad besessen haben, da 1564 ein Baseler Fürstbischof mit zwanzig Pferden zu einer „Badekur" hieherzieht. Von der Gegenwart Herderns ist nichts anzumerken, als daß von ihm weiter nach Norden durch Rebgelände ein kurzer Weg nach dem Dorf Zähringen führt, auf das von spitzem Berggipfel die Ruine der Burg Zähringen herabblickt.

„Es war einmal ein Köhler", so hebt die Sage an, der in dieser Gegend beim Kohlenbrennen eine geschmolzene glänzende Masse fand; sie bestand aus Silber, das dem Berg entstammte, und allmählich häufte er einen großen Schatz davon an. Zu der Zeit saß ein vom Thron gestürzter Kaiser flüchtig und in Noth gegenüber auf dem „Kaiserstuhl" und ließ verkünden, wer ihm wieder zu seinem Reich verhelfe, dem gebe er seine Tochter zur Frau. Dieser Helfer wurde der Köhler mit seinem Schatz und der Eidam des Kaisers, der ihn zum Herzog von Zähringen erhob. Er erbaute Burg und Dorf Zähringen und danach die Stadt Freiburg, ward aber ein großer Tyrann, Frevler und Missethäter. Er gründete indeß schließlich aus Reue über seine vielen Sünden die Klöster St. Peter und St. Trudpert. Diese Buße half ihm jedoch noch nicht, denn er wurde nach seinem Tode, als „versteinerter Herzog" oder der „Fürst mit dem steinernen Herzen" (sein mächtiges Steinbild steht im Freiburger Münster; Berthold V., dem auch die Geschichte viele böseste und grausamste Dinge nachsagt) in einen Berg am Meer verbannt und büßt dort noch jetzt. Die reichen Silberminen des Berges aber verschwanden für immerdar.

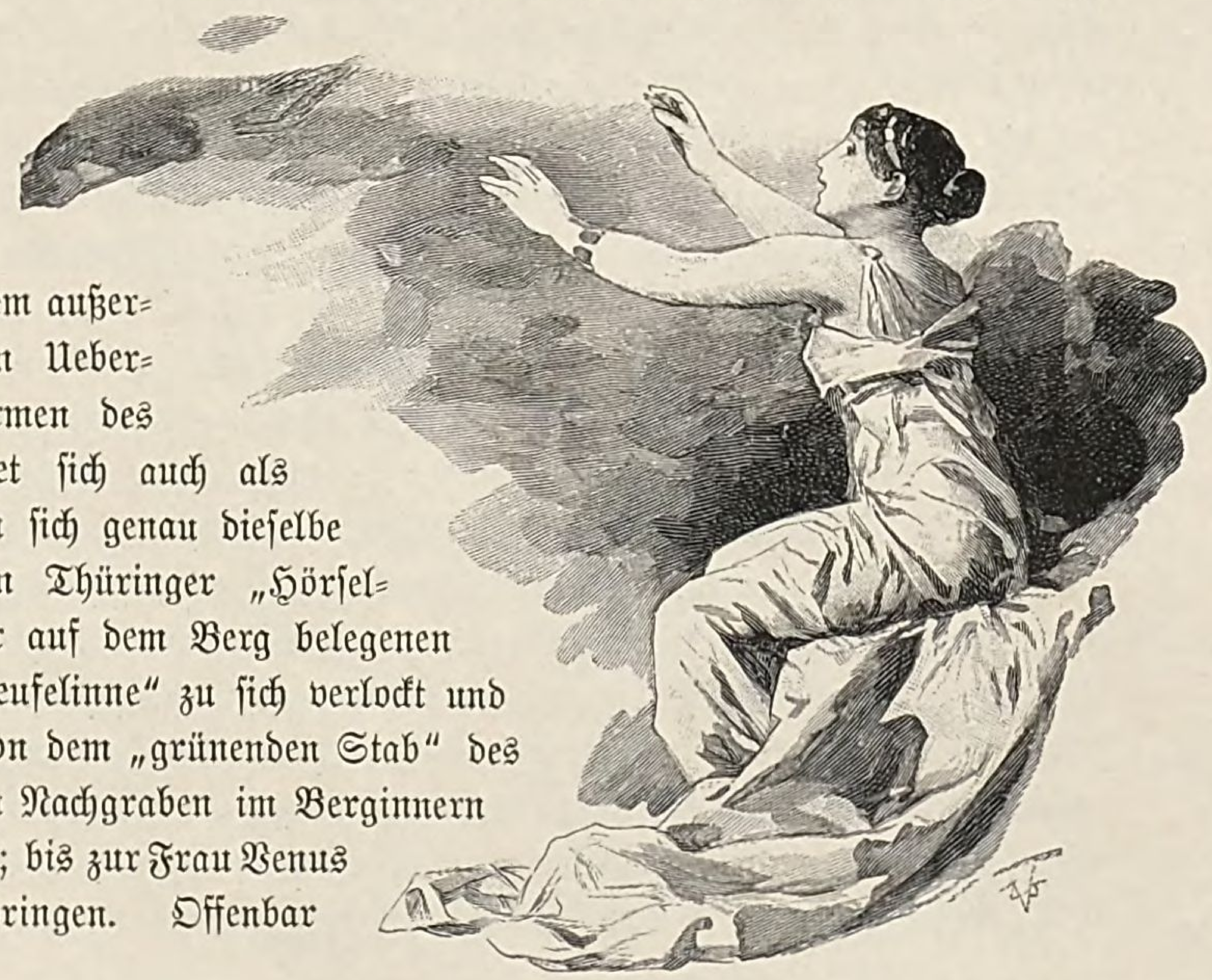
Wir befinden uns hier auf der wohl ältesten oberrheinischen Burg des „städtegründenden" Zähringer Geschlechts, deren Erbauungszeit unbekannt ist und die eigenthümlicher Weise zuerst 1050 genannt wird, während das Dorf Zähringen schon 1008 vorkommt. Ihr erster Besitzer, sowie der der „Zähringer Herrschaft" im Breisgau, war vermuthlich Berthold I. (11. Jahrhundert); 1218 starb das wahrscheinlich von der Baar („Bertholdsbaar") stammende Geschlecht mit Berthold V. aus (das heutige badische Fürstenhaus leitet seinen Ursprung von einer durch Hermann I., einen Sohn Bertholds I. begründeten Nebenlinie her) und die Burg kam an die Grafen von Freiburg (nachmaligen Grafen von Fürstenberg). Diese lebten in fast ununterbrochener Fehde mit den Bürgern ihrer Stadt, so daß die letzteren 1280 das Schloß Zähringen



zerstörten. Doch mußten sie es wieder aufbauen, es ging später in wechselnden Besitz über und ward im dreißigjährigen Kriege in Trümmer gelegt. Es war klein und wohl nur kurze Zeit wirklicher Wohnsitz der Zähringer; gleichzeitig kommt auch ein sich nach der Burg benennender Dienstadel vor, doch verschwindet er im 13. Jahrhundert. Der Name „Zähringer“ erscheint als ein häufiger im Schwarzwald, und ein „Zähringerhof“ kehrt mehrfach wieder.

Die Ruine ist unbedeutend, besteht fast nur aus dem erhaltenen, rings von sonnigem Laubwald umgebenen Bergfried, zu dem man sich von einem etwas unterhalb belegenen Hause einen (schwer aufschließenden) Schlüssel mitnehmen muß. Die Aussicht von oben ist die am Westrand des Gebirgs stets wiederkehrende; nah im Norden steigt der seltsame Denzlinger Kirchthurm aus der Ebene und seiner uns schon bekannten Umgegend auf. Westwärts hinüber erhebt sich gegen den dunklen „Mooswald“ der Kirchthurm des vielfach mit großen Ammoniten in den Häusermauern verzierten Dorfes Lehen, bekannt durch seine Betheiligung am Bauernaufstand des „Bundschuh“ 1513 (Hans Enderlin). Auf halbem Wege zwischen dem Dorfe und der Stadt Freiburg steht an der Landstraße ein mächtiges Steinkreuz vom Jahre 1299 zum Gedächtniß einer dort zwischen den Bürgern Freiburgs und dem sie bedrängenden Straßburger Bischof Konrad von Lichtenberg ausgefochtenen Schlacht, in welcher der letztere nach dem Bericht des elsäßer Chronisten Jacob von Königshoven von einem riesigen Freiburger Metzger, Namens Hauri, erschlagen wurde.

Wir thun jetzt am besten, ein wenig in unser nächstes Gebiet, das des „Feldberg“, einzugreifen, um kurz einige nennenswerthe Punkte der südlichen Umgebung Freiburgs zu berühren. In die Rheinebene springt der schon oft genannte Schönberg (Schinberg) mit seinem außerordentlichen Reichthum an kleinen Ueberresten fast aller geologischen Formen des Schwarzwaldes vor. Er zeichnet sich auch als ein „Venusberg“ aus, in welchem sich genau dieselbe Tannhäusersage abspielt, wie im Thüringer „Hörselberg.“ Nur ist es ein Ritter der auf dem Berg belegenen „Schnewburg“, den die „schöne Teufelinne“ zu sich verlockt und den man nachher, als die Kunde von dem „grünenden Stab“ des Papstes aus Rom gekommen, beim Nachgraben im Berginnern todt auf seinem Roß sitzend gefunden; bis zur Frau Venus selbst vermochte man nicht vorzudringen. Offenbar



gaben mehrere seltsame, bei der Anlage der Bahnlinie Freiburg-Basel aufgedeckte Tropfsteingrotten, jetzt verfallener Art, im Schönberg zu der Hierherverlegung der Sage Anlaß, jedenfalls schon in früher Zeit, denn eine derselben heißt in alten Urkunden „Heidenkeller“, und die nah darunter belegenen Dörfer Uffhausen und Wendlingen kommen bereits im 8. Jahrhundert als „Ufhusa“ und 786 als „villa Wentilinga“ vor. Sie sind jetzt mit St. Georgen zu einer fast stadtartig großen Ortschaft vereinigt; die Kirche desselben, dem heiligen Georg geweiht, wird 1178 als „Hartchilcha“ genannt, „auf der Hart“, dem steinigten Abfall des Schönbergs erbaut.

Von diesem blickt auf einer westlichen Abdachung die Ruine der heut' in „Schneeburg“ verderbten Schnewburg herunter, einer der zahlreichen Burgen des Snewelingeschlechts, (die Aussprache des Namens ist „Schneuelin“) vielleicht die Stammburg desselben. Sie ward im Bauernkrieg niedergeworfen; das noch hochaufragende, von Freiburg aus wie ein Thurm erscheinende Trümmerstück ist kein Bergfried, sondern einer der Mauerreste, einsam und wildschön auf steiler Felshöhe belegen.

Ueberall hier uralte Welt! Nach Süden abwärts von der Ruine die allein aus Wiesen um sich schauende, etwa um das Jahr 1000 vom Kloster St. Trudpert aus begründete, 1748 neu erbaute Kirche „Berghausen“, einziges Ueberbleibsel eines, wie es scheint, schon gegen den Ausgang des 14. Jahrhunderts in unaufgehellter Art verschwundenen Dorfes, das ehemals eine bedeutende Stellung in der Gegend eingenommen und muthmaßlich noch einzelne Gehöfte bis zum dreißigjährigen Kriege erhalten gezeigt. Dann folgt, lang in der Bergmulde hinabgestreckt, das stattliche Dorf Ebringen, das altrömische Eburum, 716 als „Eburinga“ genannt. Aelteste germanische Reihengräber finden sich bei ihm, und auch sein Rebbau ist der ältest-erwähnte am Oberrhein, reicht fraglos schon bis in die Zeit des Decumatenlandes hinauf. Es gehörte nach einer 791 in Zarten ausgestellten Schenkungsurkunde acht Jahrhunderte lang dem Kloster St. Gallen, welches einen „der Probst im Breisgau“ genannten geistlichen Vogt mit seiner Verwaltung betraut hielt. Drei alte verwitterte Steinkreuze am Westende des Dorfes erhalten das Gedächtniß an eine 1495 stattgefundene Ebringer „blutige Kirchweih“, bei der mehrere Freiburger Gäste erschlagen wurden, wofür die andern Tags zur Rache ausziehenden Freiburger nur ein menschenleeres Dorf und „einen schlechten Abendtrunk“ vorfanden.

Nun weiter westwärts nach Wolfenweiler (873 Woluinwilare) und Schallstadt (779 Scalcstat); danach steigt, wenn man den ganz mit Reben überdeckten langen Rücken des „Batzenbergs“ nach Osten umbiegt, gleich einem Kapuzinerpilz der rothbehaubte Thurm von Kirchhofen auf, daran stoßend das Dorf Ambringen (805 Antparinga) und die große Ortschaft Ehrenstetten (1111 Orichstetten). Kirchhofen (805 Vulvilinchouuen) bildete eine Herrschaft und besaß eine, 1304 als Schnewelinisch genannte, im Verfall noch stehende, höchst malerisch-besuchenswerthe Tiefburg (jetzt Schulhaus), berüchtigt durch schmählichsten Wort- und Treubruch des Rheingrafen Otto Ludwig, welcher 1633 dreihundert das Schloß mannhaft gegen ihn vertheidigende Bauern nach Zusage freien Abzugs bei diesem bis auf den letzten „unerbärmlicher Weis“ niedermachen ließ. Eine Sage läßt dabei zwei Nonnen eines Klösterchens oben auf den Kirchthurm hinaufflüchten und da die Kirche in Flammen gesetzt wurde, in die „ausgebreitete Schürze“ der auf ihr Angstgebet unten zu ihrer Hülfe erscheinenden Jungfrau Maria hinunterspringen. Es scheint, daß sich ein solcher Niedersprung verzweifelter Frauen in Wirklichkeit zugetragen. Der Altarstein der Pfarrkirche zeigt darüber die Inschrift: „Anno 1633, den 19 Wintermonat sind Kirche, Schloß und Dorf verbrännt und kam das Land in der Schweden Händ. Dreihundert Bauersleut' waren todt geschlagen. Gott woll' ihnen und uns allen geben ein fröhlich Auferstehen. Ihm und seiner lieben Mutter zu Lob hab' ich Hanns Scherlin und Anna Gottfriedin, mein eheliche Frau, weil uns der Herr das leidig Kriegswesen hindurch wunderbarlich erhalten, den Stein anher verehrt.“

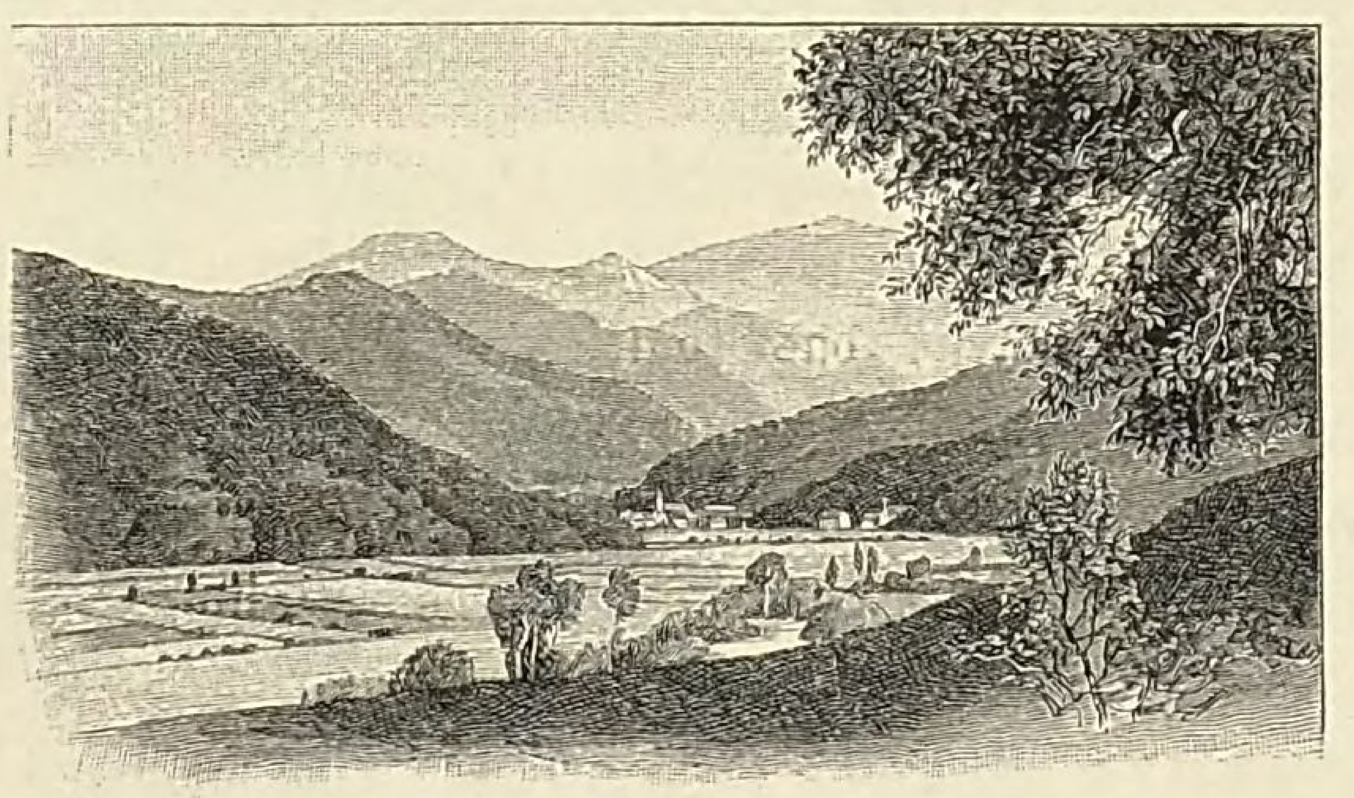
Wir haben diese Orte als Ausflugspunkte von Freiburg genannt, sowie um eine Vor-

stellung der ältesten Besiedelung der Gegend zu erwecken. Zwischen dem Schönberg und der Schwarzwaldkette kehren wir durch das „Hexenthal“ gegen Freiburg zurück. Ueber dem kleinen, aus dem 16. Jahrhundert stammenden „Kukuksbad“, dessen heutiger Name indeß — aus unbekannter Veranlassung — erst in unserm Jahrhundert aufgekommen zu sein scheint, befinden sich in der Felswand des „Oelbergs“ eigenthümliche, schwerzugängliche, „Teufelsküchen“ genannte Höhlen, welche nach Einrichtungen in ihrem Innern schon in sehr früher Zeit als Schlupfwinkel für Bedrohte gedient haben mögen. Der Wald darüber birgt im Büschgestrüpp ein unaufgehelltes altes Mauerwerk mit Schießscharten; dagegen ist wenigstens gegenwärtig nichts mehr von den fabelhaften Bronceringen in der Felswand vorhanden, die nach der bestimmten Aussage noch lebender alter Leute hoch oben befestigt gewesen sein sollen und zu der lange gläubig aufgenommenen Sage Anlaß gegeben, die Urbewohner der Gegend hätten, als das Hexenthal und die Rheinebene ein See gewesen, an jenen Ringen ihre Böte (Weidlinge) angekettet gehabt. Das Hexenthal, in welchem ein „Hutzenweible“ mit der Holzkiepe auf dem Rücken, Pelzjacke, Strohhut, einem weißen und einem rothen Strumpf umgeht, führt nach einer Ueberlieferung seinen Namen von einer alten Bauernfrau „Annele“ die bei einem schrecklichen, alle Felder verwüstenden Wolkenbruch nicht mit den Andern jammerte, sondern trottelhaft mit dem Kopf nickend, murmelte: „Selber thun, selber haben.“ Daraus fiel der Verdacht auf sie, daß sie eine Hexe sei, die das Unwetter gemacht; der Amtmann konnte sie jedoch nicht zum Geständniß bringen und that zuletzt mit der Aeußerung, „sie könne nichts und sie sei keine rechte Hexe“, als ob er sie fortschicken wolle. Das griff dem Annele an die Ehre, sie machte, ärgerlich an ihrer Schürze drehend, aus dieser ein Häschen mit langen Ohren, das sogleich wieder verschwunden war. Da bekreuzten sich die Umstehenden, hatten sie jetzt als „rechte Hexe“ erkannt, und sie ward, sich geduldig an den Pfahl binden lassend, auf dem noch heut' den Namen „Hexenmättle“ führenden Platz verbrannt. Vielleicht diejenige, für deren „Feuerhinrichtung“ von dem hochachtbar-fürnehmen Stadtschreiber zu Freiburg „abermal“ der Nachrichter der Stadt erbeten wurde.

Im Hexenthal folgen weiter die Dörfer Bolschweil, Sölden (805 Selidon), wo sich in der Nähe der Stätte eines alten Nonnenklosters schwache, in der Umgegend wegen Geisterspuks verrufene Spurreste einer ehmaligen, wahrscheinlich den „Herren von Scherzingen“ angehörigen Burg „Bürgle“ oder „Heidenschloß“ finden — Wittnau (786 Wittunavia) am Schönberg hinaufgezogen, Au (Owon) gleichfalls mit schwachen Restspuren eines verschwundenen Schlosses), als letztes vor Freiburg Merzhausen (786 Villa Merisusis, dann 804 Meriskusa), über dem auf der Abdachung des Schönbergs ein erhaltenes Schloß liegt, das im 17. Jahrhundert in die Hände des Freiburger Jesuitencollegiums gerieth und danach noch „Jesuitenschloß“ benannt wird. Als Nachfolger besitzt es heut' ein Graf von Kageneck. Wir wenden uns nochmals nach Bolschweil (837 Puabilinis wilare) zurück, einem alten Sitz der Snewelin (deren letzter Nachkomme in diesem Jahrhundert als „Freiherr von Boll schweil“ starb) auf den 1379 von den Freiburgern zerstörten, bis auf neuerdings entdeckte, äußerst geringe Ueberreste verschwundenen Burgen „Birchiburg“, am südlichen Abhange des „Birkenbergs“, nahe bei St. Ulrich, und „Bollschweil“. Hier zweigt gegen Osten das enge Thal der Möhlin ab und führt in einem Stündchen zu einem tiefen, rundhin von Ausläufern des Schauinsland umschlossenen Trichtergrund, in welchem sich schon im 11. Jahrhundert eine „Cella St. Petri et Pauli“ befand. Hierher verlegte ein Graf Ulrich von Dillingen 1083 ein zuvor in „Grüningen“ (verschwundenes, im 14. Jahrhundert von den Snewelin zerstörtes Dorf am Tuniberg) gestiftetes Cluniacenserkloster, das bis ins 14. Jahrhundert den Namen „Wilmarscell“, später den seines Stifters „St. Ulrich“ führte. Der letztere, erster Prior des Klosters, gerieth nämlich alsbald nach seinem Tode (1093) in den Geruch der Heiligkeit; im 16. Jahrhundert ward jenes mit St. Peter vereinigt. Es war mit Grundeigenthum begabt, „soweit das Schneewasser von den Bergabhängen ins Thal

lief"; eine wunderkräftige Quelle des hl. Ulrich wird heut' noch verehrt und eignet sich außerdem durch ihre niedrige Temperatur vortrefflich zur Weinkühlung. Das Kloster brannte oftmals nieder, der noch vorhandene Neubau mit der Kirche stammt aus dem Jahr 1744. Kaum findet sich im Schwarzwald etwas Weltentlegeneres, stiller Abgeschiedenes; im jetzigen Pfarrgarten liegt ein hochinteressanter, gewaltiger und uralter, von völlig verwitterten Figurenrelief und byzantinischer Ornamentik umlaufener Brunnenstein, mit dem der Teufel bei der Erbauung des Klosters dieses mitternächtlich zu zerschmettern beabsichtigte. Aber die Mönche beteten just mit solcher Inbrunst, daß ihm der rothe Felsblock machtlos aus der Hand fiel, den die frommen Brüder sogleich am andern Morgen vergnügt und fleißig zu einer riesigen Brunnenschale auszuhöhlen anfingen.

Wundersam muthet der enge Thaltrichter mit seinem halb verfallenen Inhalt besonders im Herbst an, wenn braungoldnes Laub ihn in der Mittagssonne umkränzt. Steil führt aus ihm der nächste Fußweg nach Freiburg durch den am Berg hängenden Weiler Geyersnest — in dem es ehmals „Herren von Geyersnest gab — auf eine Einsattlung des hohen Gerstenhalm (870 m) empor, der eine der entzückendsten Aussichten um Freiburg gewährt und in diesem wohl als „das Frauenhemd" bezeichnet wird, weil im Winter der Schnee auf ihm genau die Form eines solchen, das zur Bleiche ausgebreitet worden, wiedergiebt. Der zum Güntersthal niedersteigende Weg betritt, wo er in die alte Gebirgsstraße von Freiburg nach Todtnau einmündet, eine kleine Hochfläche von besonderstem Reiz. Auf ihr liegen die Dörfer Horben und Langackern, nach Osten über den tiefen Einschnitt des Güntersthales zum Schauinsland emporblickend, westwärts auf den von hier aus sargähnlichen Schönberg hinübersehend. Die Höhe besitzt eine sich nirgendwo wiederfindende und nicht wiederzugebende Eigenart poetischer Stimmung; da und dort ragen merkwürdig kraftvoll entwickelte Stechpalmen (Ilex) von dem kahlen, leicht gewellten Boden auf.



Blick gegen Güntherstthal.

In Windungen führen schöne offene oder waldüberdeckte Wege zum Günthersthal und dem gleichnamigen Dorfe, dem Hauptausflugs- und Nachmittagskaffeeorte Freiburgs hinunter; wir sahen es schon von der Lorettokapelle aus in seinem grünen Thale engumrahmt liegen. Es erscheint gleichaltrig mit Herdern, denn es wird 804 als „Cundherrehusir" (1110 „Gundharisthal") genannt. Adelheid und Bertha, zwei Töchter des Ritters Günther von Kyburg („von Horben" siehe später) gründeten 1220 hier ein adliges Nonnenstift, das vierzehn Jahre darauf über „Oberried" hinaus ins St. Wilhelmsthal verlegt, doch schon um sechs Jahre später, der dortigen zu rauhen Welt halber, wieder ins Günthersthal zurückverlegt wurde. Der dreißigjährige Krieg verwüstete das öfter verlassene Kloster; die Schlacht bei Freiburg 1644 zog sich bis zu ihm hin. Seine Aufhebung erfolgte 1806; die im vorigen Jahrhundert neu hergestellten, doch 1829 theilweise abgebrannten Gebäude dienen jetzt zu einer Brauerei. Das Dorf Günthersthal ist ein großer, langgedehnter, freundlicher Ort mit zahlreichen, täglich von Freiburg aus

vielbesuchten Gartenwirthschaften; anmuthige Berg- und Thalwege bringen vom letzteren in drei Viertelstunden dorthin. Es bietet an dem Gehöft von St. Valentin, mit höchst magerer Wirthschaft, vorbei, das vom 14. Jahrhundert bis zum Ausgang des vorigen als Eremitenklause mit kleiner Kapelle erscheint, den nächsten Aufstieg zu dem über ihm gelegenen Kybfelsen (828 m), auf dessen oberstem, jäh abfallenden Steingeblöck sich kaum mehr wahrnehmbare Spuren der alten Kyburg befinden, die von einer Zeichnung der Güntherstḥaler Klostergemarkung 1770 noch mit ziemlich beträchtlichen Trümmern dargestellt wird; ein Klostervikar von 1344 spricht von Klosterbesitzthum „am oberen und unteren Burggraben." Ein Römerwartthurm scheint zuerst hier gestanden zu haben; über die Entstehung der Burg fehlen sichere Anhaltspunkte. Eine Sage berichtet darüber, von der auch Sebastian Münster vernommen, denn er theilt mit: „Nun saß sein (Herzog Bertholds von Zähringen) schwager von Kyburg im schloß ob Fryburg (die noch kein statt was) demselbigen that Hertzog Berthold vil übertrangs an auß dem schloß Zähringen (vertrib jhn aus dem Brißgöw) und kam also in das Thurgöw do noch neuw Kyburg ligt". Die erwähnte Sage fügt hinzu, der Herzog Berthold habe seinen Schwager gebeten, sich auf dem der Kyburg gegenüberliegenden Berge (dem Freiburger Schloßberg) ein Jagdhaus bauen zu dürfen, und als er diese Erlaubniß erhalten, die Burgfrau von Kyburg erschreckt gerufen: „Mein Bruder sagt wahr, daß er ein Jagdhaus bauen will, denn er wird jagen und durch dies Haus uns aus diesen Landen treiben und unsrer Ehren berauben!" Und so sei es auch bald geschehen.

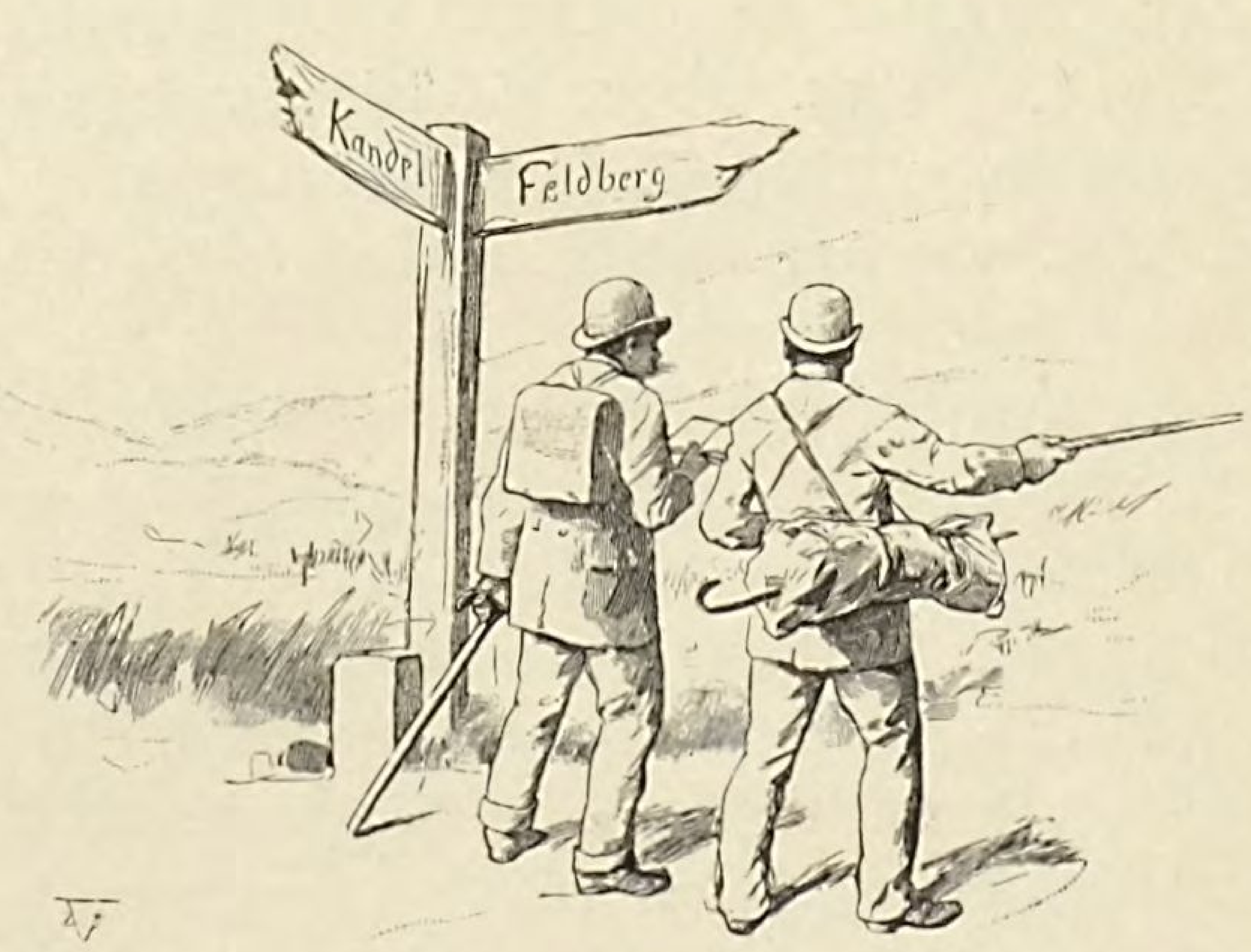
Geschichtlich ist indeß ein Zusammenhang dieser Kyburg mit dem uralten, später habsburgischen (die Kaiser von Oesterreich führen noch den Titel „Grafen von Kyburg") Schlosse Kyburg im Kanton Zürich nicht nachweisbar, wie ingleichem kein sich nach ihr benennender Adel. Ihre Inhaber waren vermuthlich von Alters die „Herren von Horben" (aus dem gegenüberliegenden genannten Dorfe), deren letzter als Vater der Gründerinnen des Klosters Güntherstḥal auf der Burg seßhaft erscheint. Eine „Herrschaft Kyburg" umfaßte den Roßkopf und Schloßberg muthmaßlich noch mit und ward von den Zähringern — möglicherweise durch einen Zwangskauf — erworben. Daher wohl die Sage.

Die Kyburg, — der Name Kybfelsen wird mit Kuppe (Kup), Kopf zusammenhängend althochdeutsch chuppa), das Oberste, Höchste bedeuten — auf verschiedenen Wegen von Freiburg in dritthalb Stunden erstiegen, zählte zu den höchst gelegenen Ritterburgen im Schwarzwald und bietet nach zwei Seiten einen doppelten prachtvollen Niederblick. Ostwärts führt von ihr durch den noch „Burgbachsgasse" benannten Tobel in einer voralpenhaften Landschaft ein steiler Abweg an dem keinen, bäuerlichen, doch schon aus dem 16. Jahrhundert stammenden „Kybbad" vorüber ins Kappler Thal, das, ein sich zum Schauinsland hinaufziehendes Seitenthal des Dreisamthals, die schön gelegenen, alt Falkensteinischen und Snewelin'schen Dorfschaften Groß- und Klein-Kappel enthält, von denen weiter abwärts bald Kirchzarten oder Littenweiler erreicht wird.

Wir haben es, unsern Kreisgang hier schließend, als geboten erachtet, die gesammte Umgebung Freiburgs eingehend zu betrachten, und ziehen zum Schluß noch etwas in dieselbe mit hinein, das sonst im vollsten Sinne dem „Feldberggebiet" angehört, den Erzkasten oder Schauinsland. Doch ist dieser Freiburg so benachbart und wird vom letzteren so sehr als „Eigenthum" angesehen, daß er hier am besten seine Stelle findet. Er bildet die höchste südliche Erhebung (1286 m) der mit dem Bromberg-Kybfelsen beginnenden, das Dreisamthal vom Güntherstḥal scheidenden Bergkette, zeigt da und dort einige nicht bedeutende Felsgruppen (Pflugfelsen) und ist kein eigentlicher Gipfel, sondern ein hoch und lang aufgewölbter, gegliederter, nur gegen Norden und auf einer kleinen höchsten Kuppe waldfreier Rücken, zu dessen 1869 erbautem „Rasthaus" (mit Nachtunterkunft) man auf vielfältigen Wegen von Freiburg in etwa vier Stunden verhältnißmäßig mühlos hinangelangt. Die Hochlage bringt selbstverständlich eine weitumfassende und mannigfache Aussicht mit sich, doch steht sie an Großartigkeit und Schönheit

derjenigen vom Feldberg, Kandel, Belchen und Blauen nach. Den Alpenblick nimmt zum Theil der vorliegende Belchen; schön hebt sich über dem tiefen Absturz des „Wilhelmsthals" der Feldberg auf.

Der Name „Schauinsland", ausschließlich bräuchlich, klingt wie ein modern gemachter, kommt indeß schon im 16. Jahrhundert vor; doch ist der alteigentliche „Erzkasten" und bezeichnet den Berg als Mittelpunkt des ehmaligen großen Bergwerkbetriebes, der, bereits im römisch-keltischer Zeit begonnen, sich durch den ganzen Gebirgsstock des Breisgaus erstreckte; ein silberhaltiger Erzgang zieht im Gneisgebiet vom Kandel bis zum Blauen hinüber. Das Mittelalter, besonders zur Zeit der Zähringer, „teufte" außerordentlich eifrig auf Silber, Blei und Kupfer; eine Urkunde von 1343 benennt die beiden Hofsgrunder Erzgruben „Dieselmuot" (von „muthen", teufen) und „Uellinsfrond" (Frohn), deren Namen auch ein die Arbeit in ihnen darstellendes Glasgemälde des Freiburger Münsters aufweist. Dann und wann versuchten wohl „Schatzgräber" auch in neuer Zeit noch, die Wiederaufnahme der längst verfallenen Stollen und Schmelzöfen, doch ließen sie stets bald ab, da der Silberertrag die Arbeit nicht lohnte. Als ein indirectes Ergebniß der Erzgrabung auf dem Schauinsland aber hat dieser auf seiner südlichen Abdachung das höchstbelegene Dorf Deutschlands, Hofsgrund (1140 m), erhalten oder behalten. Ein paar Höfe (daher der Name) hatten sich dort schon in älterer Zeit angesiedelt, erst im 17. Jahrhundert indeß zog die Erneuerung der Bergwerksthätigkeit mehr Leute hinzu, die sich in der rauhen Höhe Hütten und Häuser bauten und so zum Entstehen des kleinen zerstreuten Pfarrorts Anlaß gaben. Zu diesem gehört das alte „Gasthaus zur Halde", schon im Jahr 1474 in einem Erblehenbrief nach der nahbetriebenen Silbergrube „Dießelmuth" der „Dyeßelmuethof" benannt, vereinzelt auf unendlich weiten Hochmatten belegen, die herrlichen Vorblick auf den Feldberg und Belchen bieten. Ein Gang von Freiburg über die „Halde" par excellence, zu welcher der Weiteranstieg von Horben aus führt, ist einer der genußreichsten im Schwarzwald. Vom Haldengasthause mit einfacher, doch guter Unterkunft ist der sogenannte Nothschrei eine gute halbe Stunde entfernt, der Höhenpunkt der großen, 1852 angelegten, neuen Fahrstraße vom Dreisamthal ins „Wiesenthal" hinüber, und bei dem Denkstein (des „Nothschrei's" der umwohnenden Bevölkerung über den früheren Verbindungsmangel) ziehen sich die vielgewundenen Wege zur Linken in weitem Bogen nach Freiburg, zur Rechten rasch nach Todtnau hinunter.





Im Gebiet des Feldberg's

Wenn sich der Neugier dichter Schwarm
Mit Reisebüchern unter'm Arm
Auf deiner Mattenhöhe drängt,
Vielleicht ein Glas ins Auge zwängt,
Und hier und dort nach fernem Ort
Die Köpfe reckt, die Finger streckt,
In feinem Schuh und Modetracht
Mit lauten Zungen schwatzt und lacht,
Die Luft von Phrasen schwirren läßt
Und drunten dann zu allerbest
Am Wirthstisch weiter conversirt,
Sich ziert, moquirt und ennüyirt —
Wie flach und fahl, wie arm und schal,
Ein kläglich aufgedunsi'ner Zwerg,
Erscheinst du dann, mein alter Berg!

Doch wenn der Sonne Feuerball
Dir winkt vom alten Keltenwall
Und dir die Stirn ihr scheidend Licht
Mit rothem Abendkranz umflicht —
Wenn um dich her im Tannenmeer
Gemurr erwacht, und nur die Nacht
Den Nebelmantel windbewegt
Um deinen Felsennacken schlägt,
Dir, schweigsam über dich gebückt,
Aufs Haupt die Sternenkrone drückt,
Und dunkle Weltallseinsamkeit
Dich aufhebt in ihr Traumgeleit —
Wie hehr und groß, aus ewigem Schooß
Der Riesenmutter, ein Titan,
Mein stolzer Berg, erscheinst du dann!

Das jetzt von uns zu betretende Hauptgebiet des Schwarzwaldes ist ein so großes, mannigfaltiges und inhaltreiches, daß es sich nicht einheitlich zusammenfassen läßt, sondern eine Zerlegung in Theile erfordert. Zunächst aber müssen wir die Grenzen des Ganzen feststellen.

Sie sind einfacher Natur, werden im Norden von der uns bekannten Dreisamthal-Höllenthalstraße von Freiburg nach Neustadt, im Osten von dem Gesammtlauf der Wutach, im Süden vom Rhein und im Westen von diesem und der Rheinebene gebildet. In der letzteren Richtung scheidet das Stück aus, welches wir schon in der südlichen Umgebung Freiburgs besucht haben.

Als Unterabtheilungen des Gebietes trennen wir:

1. Den inneren Gebirgsknotenstock des Feldbergs.
2. Die von ihm nach Norden und Osten ausgehende Hochfläche.
3. Den nach Westen von ihm abzweigenden Hochgebirgszug des Belchen und Blauen.
4. Die südwärts vom Feldberg zum Rhein verlaufenden Flußthäler.
5. Den Oberrhein von Waldshut bis Basel.

So sehr diese fünf Untergebiete sich voneinander unterscheiden, so viel Gleichartigkeit oder wenigstens größte Aehnlichkeit bieten doch die meisten von ihnen nach manchen Richtungen innerhalb ihrer Sondergrenzen. Die Landschaften wechseln fortwährend im Einzelnen, doch erneuern stets ein Ur- oder Grundbild ihrer Gesammtheit. Der Stift des Künstlers kann die Abweichungen in den Einzelformen wiedergeben, die Feder nicht. Wenn sie sich nicht ständig wiederholen und ermüden will, muß sie sich begnügen, jenes Allgemeinbild einmal hinzustellen, das dann überall mehr oder minder Gültigkeit behauptet. Andererseits verstattet der Raum nur, aus der Ueberfülle der Oertlichkeiten des Totalgebiets die wichtigsten, landschaftlich interessantesten und für einen Aufenthalt bedeutungsvollsten hervorzuheben. Der schmalere nördliche und mittlere Schwarzwald ließ eine Berücksichtigung fast jedes nennenswerthen Punktes zu; jetzt stellen sich beinahe jegliche Höhe, jegliches Thal, jeder Weg als einer besonderen Auszeichnung würdig dar, und die Nothwendigkeit der Beschränkung, der sichtenden Auswahl tritt heran. Was wir zu behandeln haben, ist das denkbarste Gegentheil einer Wüste, aber wir müssen, wie bei dieser, das nämliche weise Verfahren des Durchsiebens anwenden, damit die Löwen übrig bleiben.

So betreten wir zunächst das ragende Haupt des Schwarzwaldes und überblicken

1. den Gebirgsknotenstock des Feldbergs.

Zahlreiche Wege führen aus allen Himmelsrichtungen zum Feldberg hinan, unter ihnen drei Fahrstraßen, zwei äußerst bequeme, eine vom Titisee (Freiburg-Neustadt), die andere vom Wiesenthal (Todtnau) her. Die dritte, eben noch gut benutzbare, zieht sich von St. Blasien über Menzenschwand durch das oberste Albthal empor; die drei Straßen münden am „Feldberger Hof“ zusammen. Außerdem ist es möglich, mit einem kleinen Wagen vom „Nothschrei“ der Freiburg-Todtnauer Paßstraße nach der „Todtnauer Viehhütte“ und höchst beschwerlich

weiter bis zum „Feldberger Hof" zu gelangen. Gute, doch mehrfach leicht irreleitende Fußwege führen noch aus dem oberen Wilhelmsthal und dem Zastlerthal (von Freiburg her), aus dem Höllenthal (sehr steil), von Hinterzarten, von Schluchsee-Altglashütte (auch fahrbar, in die Titiseestraße einmündend) und von Todtnauberg zum Feldberg hinauf. Die schönsten, doch am schwierigsten zu findenden Wege, für die auch nur schwer ein Führer zu beschaffen ist, steigen auf den Bergzügen zwischen dem Höllenthal und Zastlerthal (Kirchzarten-Weilersbach-Rotheck-Albersbach-Rinken) und zwischen dem Zastlerthal und Wilhelmsthal (Oberried-Vörlinsbach-Roßhalde-Erlenbacher Hütte-Todter Mann-Imisberg) empor.

Der eigentliche Feldberg ist ein fast eine Stunde langer, von Osten nach Westen hingestreckter Bergrücken (1495 m), der „das Höchste" („auf dem Höchst") benannt wird. Zahlreiche Wasserläufe beginnen an ihm, Zuflüsse der Dreisam, die Gutach-Wutach, die Alb, die Wiese und zwischen ihren Thälern sendet er überallhin gewaltige, wohl abfallende, doch oft ihm selbst nicht allzuviel nachstehende Gliedermassen aus (der Silberberg 1360 m, das Herzogenhorn 1417 m, das Große Spießhorn 1351 m, der Blößling 1312 m, der Hochkopf 1309 m, die Bärhalde 1320 m, die Rotheck 1302 m, der Todte Mann 1299 m, (der sonderbare Name bezeichnet ein verlassenes Bergwerk, einen „todten Mann"), der Hirschkopf 1266 m, der Brandenberg 1141 m — in der Richtung von Süden durch Ost nach Westen gesehn.) Ueberaus schroff fällt der Feldberg nordwärts zum Feldsee, südlich ins Wiesenthal, nach Westen ins Zastler- und Wilhelmsthal ab; nur im Südosten dacht er sich langsamer über die hohe Bärhalde nieder.

Der Feldbergerhof (1278 m) liegt noch über 200 m unter dem „Höchsten" in einer geschützten Hochmulde an prachtvollem, urwaldartigem Tannenforst. Er ist ein verhältnißmäßig großgeräumiger Gasthof, in dem auch der zahlreichste Besuch ziemlich sicher auf Nachtunterkunft, sei es in eignen Zimmern, sei es in hergerichteten Betten am Boden rechnen darf; übrigens führt ein Telephon zu vorausgehender Anfrage hinauf. Das Gebotene verdient in Anbetracht der Hochlage und weiten Entfernung zu den nächsten Ortschaften von Bedeutung nach allen Richtungen uneingeschränktes Lob, der Wirth ist höchst zuvorkommend für alle Bedürfnisse und Wünsche seiner Gäste bedacht; nicht die geringfügigste Rolle spielt darunter die erquickliche Beschaffung trocknen Fußzeugs, im Nothfall auch von Kleidungsstücken für trübselig durchnäßte Ankömmlinge, deren Zahl auch im besten Sommer keine unbedeutende ist. Drunten kann oft heiterste Sonnenwelt sein, während schwere Nebel, Sturm und Regen oben den Tag in Nacht dunkeln, heulen und strömen; jedes Unwetter in weitem Umkreis nimmt fast mit Gewißheit seinen Weg auf den Feldberg zu. Der „Feldberggeist" mit seiner Nebeltarnkappe ist sehr gefürchtet und mit Recht zu scheuen. Selbst Leute, die ihr Leben droben zugebracht, bei heller Luft Schritt und Tritt auf dem ganzen Berg kennen, setzen sich, wenn plötzlich schwerer Nebel einfällt, geduldig abwartend, nieder, da der „Geist" sie bei einem Versuch, weiter zu kommen, bestenfalls doch nur immer im Kreis umtreiben, wahrscheinlich in Sümpfe und Abstürze bringen würde; die seltsamsten Berichte von Nebelverirrungen auf dem Feldberg sind beglaubigt. Hebel stellt in seinem Gedicht „Geisterbesuch auf dem Feldberg" den dortigen „Denglegeist" als einen Knaben dar

„mit goldene Fegge (Fittig)
„Und mit wißem G'wand und rosafarbigem Gürtel."

Den Mönchen von St. Blasien dagegen, die ihn einmal zu beschwören und in eine geweihte Flasche zu bannen suchten, und, um ihn aufzufinden, ein Feuer anzündeten, erschien er in sehr anderer Gestalt, als heulender Sturmgeist, der ihr Feuer ausblies und sie in lichtloser Finsterniß mit Schlossen und Steinhagel vom Feldberg hinunterjagte.

Der Feldbergerhof bildet, wie alle weiten Waldungen auf der Ostseite, Eigenthum des Fürsten von Fürstenberg (Donaueschingen). Ueber den Namensursprung des Feldbergs und die

Vorgeschichte desselben ist nichts bekannt. Jedenfalls gehörte er zum größten Theil der Abtei St. Blasien an, welche die Aemter Todtnau und Oberried besaß, doch die Hauptquelle, in der etwas zu erhoffen wäre, das „Liber originum monasterii St. Blasii des Abtes Caspar I. enthält keinerlei Angaben über den Feldberg. Im 11. Jahrhundert erscheint sein Name einmal in Anlaß einer Vergabung des Herzogs Rudolph von Rheinfelden, des Gegenkaisers Heinrich IV., an St. Blasien bei der Grenzbestimmung: „Von da bis zum Feldperc, wo die Alba (Alb) entspringt", und das fürstenbergische Urkundenbuch benennt ihn 1065 Veltberg. Doch ist der Schluß erlaubt, das er zuvor „Veltperga" geheißen haben dürfte, da das heutige Dorf „Feldberg" unter dem „Blauen" in einer Schenkung des Königs Arnulph an den Grafen Egino 889 so genannt wird. Den Berg, der auf dem „Höchsten" zur Sommerweide für zahlreiche große Rinderherden dient, umziehen unterhalb seines Hochkammes „Viehhütten" der Ortschaften, welche alte Weideberechtigung auf ihm besitzen, die Menzenschwander= (1175 m), Baldenweger= (1322 m) Lenzkircher= (1296 m), St. Wilhelmer= (1378 m), Zastler= (1230 m), Weilersbacher= (1109 m) und Todtnauer=Viehhütte (1221 m), in welcher für die Nacht das Vieh eingehürdet wird; das geräuschvolle Durcheinander des Ein= und Austriebs desselben ist betrachtenswerth. Die meisten Hütten, nur im Sommer bewohnt, liegen weit von jeder andern Behausung abgetrennt, in oberster Hochgebirgseinsamkeit, führen jedoch Brod, Butter, Käse, sauren Wein und Kirschwasser für einkehrende Wandrer; die „Todtnauer Viehhütte" besitzt sogar einige Betten für Nacht= oder Nebel=überfallene Gäste, schenkt neben etwas reichhaltigerer Zukost gutes Flaschenbier und bereitet Kaffee. Man hat den Versuch gemacht, von diesen Weiden den Namen Feldberg als aus Viehberg (Vehberg) entstanden herzuleiten, aber, so richtig dies beim „Hachberg" (Hochburg) zutrifft, ist die Erklärung eine sehr unwahrscheinliche. Wenn sich nicht ursprünglich etwas ganz Anderes, Keltisch=Römisches dahinter birgt, so bleibt die einfache Bedeutung eines Berges, der auf seiner Höhe ein „Feld" trägt, immer noch die natürlichste.

Denn ein solches stellt der Feldberg oben dar. Zunächst hebt er sich vom Gasthof nach Nordwest noch als ein steiler, völlig kahler Gipfel zu dem, von jenem aus als seine oberste Spitze erscheinenden „Seebuck" (1434 m) empor, dann aber dehnt er sich als eine gewellte, schmale Hochfläche weit gen Westen hinüber, um hier an seinem äußersten Rande langsam bis zu seiner beträchtlichsten Höhe von 1495 m — mit dem „Luisenthurm" etwas über 1500 m — anzusteigen. Ueberall ist dies „Feld" durchaus kahl, die Tannenwälder sinken zu den Seiten darunter ab; nur nach Süden hin tritt am Abhang da und dort niedriger Krüppelbusch, seltsamer Weise von Buchengestrüpp, auf, natürlich von der unerschrockensten Kletterin, der Eberesche, die auch in den Schneethälern Grönlands noch grünt, begleitet. Das „Höchste" bietet zumeist trockenen, mit kurznarbigem Borstengrase bedeckten Boden, doch wo Einmuldungen auftreten, wird dieser leicht feucht und sumpfbrüchig; von dort rieseln die ersten Quellchen der Abflüsse zu Thal. Ueber dem niedrigen Wachsthum, der voralpinen Flora der Hochfläche ragt nur vielfach die hohe Staude der Gentiana lutea weit sichtbar empor, deren bittere Blätter das Vieh unangetastet läßt.

Die Aussicht vom Feldberg ist keine einheitliche, sondern zertheilt sich in zwei oder drei von verschiedenen Standpunkten aus zu genießende. Am weitesten umfassend ist diejenige vom „Luisenthurm" am äußersten Westrande, eine Stunde vom Gasthof entfernt; nebenbei bemerkt, erkennt man stets überallher, aus allen Richtungen des Schwarzwaldes an dem Thurm, obwohl dieser nur zwölf Meter Höhe besitzt, den Feldberg. Der Blick beherrscht von ihm aus ein unermeßliches Gebiet, die volle Alpenkette von der „Zugspitze" im Osten bis zum „Montblanc" im Südwesten, erstreckt sich zur ersteren dreißig, zum letzteren fünfunddreißig Meilen weit hinüber. Rundumher liegt der Schwarzwald bis zur Hornisgrinde ausgebreitet; unmittelbar unter dem Thurm nach Nordwesten senken sich das Wilhelms= und Zastlerthal in die Tiefe, am Horizont zieht der ganze Lauf der Vogesen entlang, vor ihnen hebt sich das Straßburger Münster aus

der Ebene. Eine Rundschau ähnlichen Umfanges bietet nur die Höhe von Höchenschwand wieder; der Belchen und Blauen bleiben dahinter zurück, doch lassen dafür das Oberrheinthal vollständiger und reizvoller überblicken, wie andererseits der „Lindenbuck" bei Bonndorf mit ziemlich gleicher Alpenfernsicht den eigenthümlichen Zauber der Ueberschau über die Hochfläche der Baar und des Albgaus vereinigt. Alle Hochpunkte des Feldberggebietes erfreuen sich im Großen und Ganzen ziemlich ähnlichen Weitblicks, und um Wiederholungen zu vermeiden, werden wir desselben nur noch Erwähnung thun, wo der Vordergrund des Näheren sich durch Besonderes auszeichnet.



Vom Luisenthurm wenden wir uns ostwärts an den Südabsturz des Feldbergs zur „Feldberghalde" zurück. Drunten halb zur Rechten liegt die Todtnauer Viehhütte, um uns aber blinkert und rieselt es da und dort in der Einmuldung von winzigen Quellläufen, und

„Wo der Dengle-Geist in mitternächtige Stunde
Uffeme silberne Gschirr si goldeni Sägese denglet,
(Todtnau's Chnabe wüsse's wohl) am waldige Feldberg,
Wo mit liebligem Gsicht us tief verborgene Chlüfte
D'Wiese luegt und check go Todtnau aben ins Thal springt,
Schwebt mi muntere Blick, und schwebe mini Gedanke."

Sie ist's, die hier ihren Thalwandergang anhebt, die leis plätschernde Freundin Johann Peter Hebels:

„Feldbergs liebligi Tochter, o Wiese, bis mer Gottwilche!
Im verschwiegene Schooß der Felse heimli gibohre,
An de Wulke gsäugt, mit Duft und himmlischem Rege,
Schlofsch e Bütscheli-Chind in di'm verborgene Stübli
Heimli, wohlverwahrt. No nie hen menschligi Auge
Güggele dörfen und seh, wie schön mi Meiddeli do lit
Im christalene G'halt (Zimmer) und in der silberne Wegle,
Und's het no kei menschlig' Ohr si Othmen erlustert,
Oder si Stimmli g'hört, si heimli Lächle und Briegge." (Weinen.)

Wie dem Windessummen über ihnen Antwort murmelnd, rinnen die hellen Wasserstriche hin und her, finden sich, schließen sich zu einem rascher hüpfenden Quell zusammen, und dieser rieselt wieder den Nachbarn zu. Dann entschwinden sie dem Auge, nur dem Ohr künden sie durch ein stärkeres Rauschen, daß sie am Steilhang hinab durch Geblöck und Tamnenkluft ihren Weg in das tiefe Wiesenthal suchen, das als gähnender Schlund sich unter unseren Füßen zwischen mächtigen Berghalden gen Süden dahinzieht. Wir werden die „Wiese" später wieder begrüßen, wenden uns jetzt über die kahle Wölbung des „Höchsten" nach Nordosten und stehen in wenig Minuten auf dem Seebuck, dem „Seehöcker", der seinen Namen danach trägt, daß senkrecht, fast viertehalbhundert Meter unter ihm der Feldsee (s. Bild auf S. 178) wie ein großer, tintenschwarzer Augenstern zu uns aufblickt. Rund liegt er drunten in der Trichtertiefe, mehr als zur Hälfte von starrenden Felsabstürzen umschlossen, während ein Drittelskreis hoher, dunkler Wipfel das fehlende Einsatzstück darstellt. Er bietet weitaus das wildeste und malerischste Seebild des Schwarzwaldes — in Bezug auf einsame Verlassenheit übertrifft ihn nur der Wildsee am Südabhang der Hornisgrinde — gleichsehr, ob man aus schwindelnder Höhe vom Seebuck auf ihn hinunterblickt, oder auf herrlichem, bequemem Waldweg vom Feldbergerhof an seinen ernstumrahmten, schweigsamen Spiegel niedersteigt. Doch ist seine Wirkung drunten am mächtigsten, wenn man

ihn von oben vor schwer herabhängenden, wogenden Wolken nicht gewahren würde; Hunderte in ihn hineingesunkener Tannenstämme bedecken seinen Grund, ragen da und dort weißgrau wie verwittertes Riesengebein am Rande des Wassers und aus diesem herauf. Auch im hellsten Sonnenlicht liegt es schwermüthig über dem düstren Gewässer; nirgendwo aber wird der Wanderer in der Rückerinnerung weniger sich darüber beklagen, von einem Unwetter überfallen worden zu sein, als wenn er gelbe und blaue Schlangen über den Feldsee zischen und funkeln gesehen, das Krachen des Donners wie Weltuntergang zwischen den schaurigen Felsschroffen vernommen. Dann ist noch altes Wodansreich hier, und der gespenstische „Jäger vom Feldberg" jagt mit schmetterndem Hüfthorn über die thurmhohen Tannenscheitel daher, hinter ihm sein Gefolge von klappernden Todtengerippen, mit den Knochenarmen an die Geweihzacken ihrer fortstiebenden Sechzehnender geklammert. Wem's aber zu toll in dem wilden Getobe wird, der findet, nur ein paar Minuten hinter dem Tannengürtel entfernt, Unterschlupf bei dem „Seebauer" und sicherlich im „Herrgottswinkel" auch Weihwasser, um sich gegen die bösen Geister zu verwahren.

Auch der Feldberg bildete in noch menschenloser Vorzeit gen Osten eine Wasserscheide zum Schwarzen Meer, da die Wutach ihren Ursprung aus dem Feldsee nimmt und das Wasser desselben ehemals der Donau zuführte. Vom Seebuck aus dehnt sich uns zu Füßen weit von Nordost bis Südost die Hochfläche unseres Feldberggebietes, aus dem blau der langgestreckte Titisee emporgrüßt, und wir steigen östlich durch das „Bärenthal", dem schon der Feldsee angehört, zu unserer zweiten Unterabtheilung nieder:

2. Die vom Feldberg nach Norden und Osten ausgehende Hochfläche.

Auf guter Fahrstraße schreiten wir vom Feldberggipfel nach Osten zum Bärenthal hinab. Zur Linken liegt im obersten, abschließenden Felskessel desselben tief unter uns, doch nicht wahrnehmbar, der Feldsee, von dem im Grunde des Thales ein einsamer Weg gleichfalls zu unserem Ziel, dem Titisee, führt; zur Rechten begleitet uns geraume Zeit die hohe Bärhalde (1320 m), die mit gewaltigen, übereinander geworfenen, von Riesentannen, Adlerfarren und knietiefen Moosen durchwuchertem Granitgeblöck wohl die düsterste und undurchdringlichste Wildniß des ganzen Schwarzwaldes darstellt. Eine solche war bis zum Ende des 17. Jahrhunderts auch noch das Bärenthal selbst, das seinen Namen in Wirklichkeit dem späten Hausen der Bären darin verdankt. Erst 1691 drangen die ersten Ansiedler, Fürstenbergische Unterthanen, mit fällender Axt in das Thal ein und begründeten die heutige Ortschaft Bärenthal, anfänglich „Bärenhalden" genannt. Jetzt ist dies ein freundlich offenes Dorf, von dem mit weißen Wänden überallhin weit in die Ferne grüßenden „Gasthaus zum Adler" hoch überthront. Neben diesem führt rechts eine Straße über „Altglashütte" zum Schluchsee; unser Weg zieht sich zur Gutach hinunter, die unter dem Namen „Rothwasser" und „Seebach" vom Feldsee zum Titisee fließt und dort, wo unsere Straße die Thalsohle erreicht, bald dicht neben jener einen hübschen, doch im Waldbusch verborgenen Wasserfall bildet. Breitrückig blickt hinter uns der Feldberg durchs Bärenthal herab, in welchem vor uns neue zerstreute Häuser des Dorfes Bruderhalde beginnen, das zu der großen, weit über Berge und Thäler hingedehnten, von uns bereits im „Kandelgebiet" berührten Gemeinde Hinterzarten gehört. Steinigte Wege einsamster Art biegen dann und wann vom Bärenthal zur Linken aufwärts und führen zu Gehöften empor, die in weiter Verlassenheit ab und zu auf dem sogenannten „Silberberg" (der Name stammt von alten Silbergruben) und seinen Abdachungen liegen. Der letzte dieser Höfe heißt „das Ramselehus"; er ist am dichtesten gegen den Feldberg vorgeschoben, doch vom letzteren durch eine tiefe und breite, ganz mit Wald überdeckte, unwegsame Kluft, „das Loch" genannt, abgetrennt.

Hier überall breitet sich das abgeschieden-stillste, zauberreichste Hochland des Feldberggebietes aus, dessen Art und Wesen wir in dem allgemeinen Theil unseres Buches geschildert; Köstlicheres

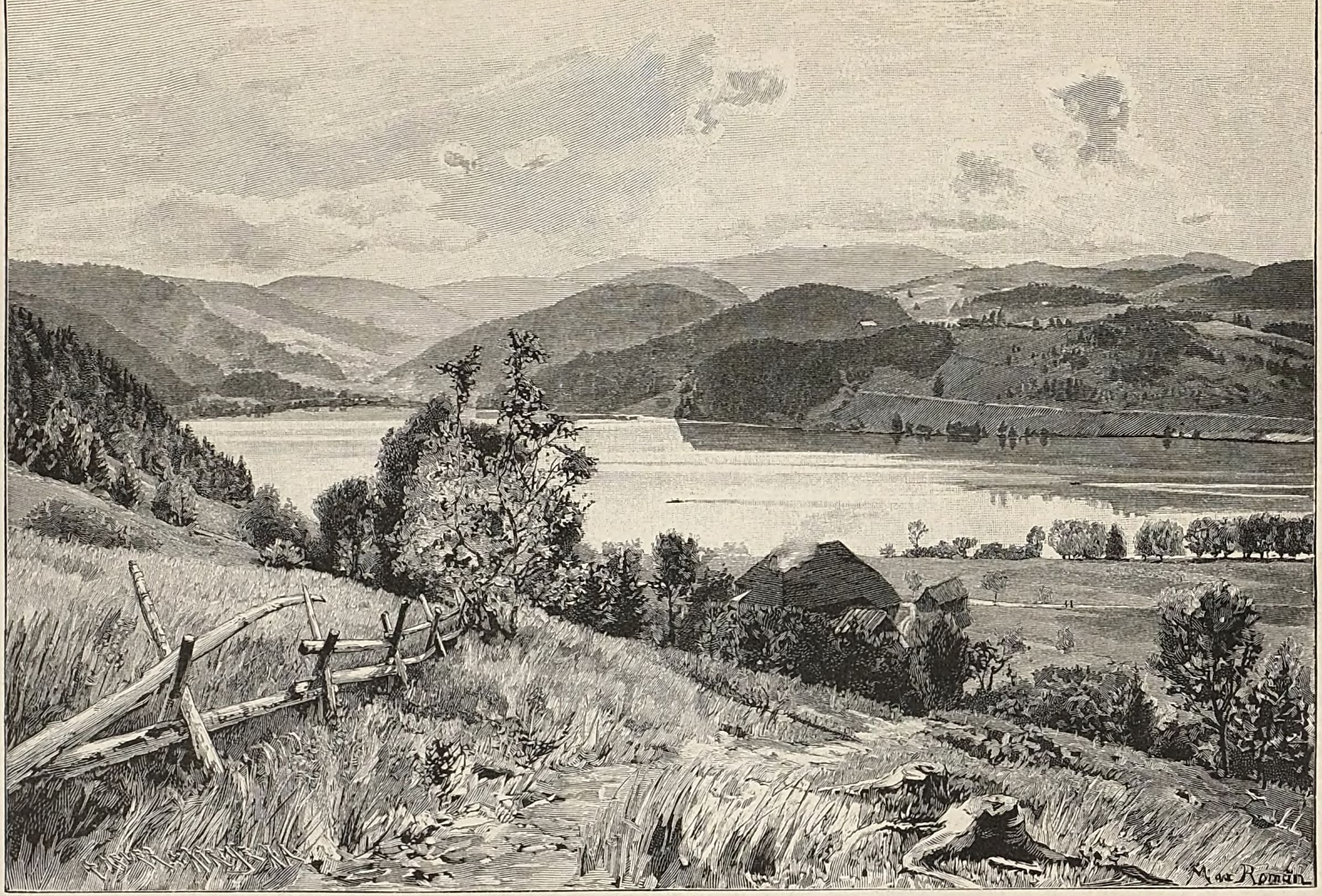


Der Feldsee.

an einfacher, aber intimer, poetischer Naturwelt besitzt der Schwarzwald nicht. Selten indeß wird diese von einem andern Fuß als dem des Briefträgers durchstreift, der bis zu dem entlegensten Hof vorwandern muß, um die politische Weisheit des Neustädter „Hochwächters“ dort abzuliefern. Die Gäste von Hinterzarten kommen in diese, für ihre allgemeine Art wenig ansprechende Einsamkeit nicht herauf, die Feldbergwanderer ziehen unter ihr vorbei, und die Gegend gehört eigentlich nur den Sommergästen von Erlenbruck, einer kleinen Häusergruppe auf einem Höhenrücken zwischen den Dörfern Hinterzarten und Bruderhalde, an das letztere sich fast anschließend, vom ersteren eine Viertelstunde entfernt.

Das „Gasthaus zum Schwan“ in Erlenbruck (870 m) vereinigt in seiner weiteren, doch besonders in seiner nächsten Umgebung alles, um den idyllisch-schönsten Aufenthaltsort im Schwarzwald zu bieten. Nirgends treten Wald, Moor, Matten, Feld und Haide so unmittelbar und in so reichstem Wechsel an das Haus heran, keine Gegend enthält wieder solche Erd- und Himbeer-, Preißel- und Heidelbeerschläge auf sonnenlichten Höhen, so dunkle, an jeglicher Pilzart überreiche Felswaldgründe. Erlenbruck drängt sich dem Vorüberschreitenden nicht auf, ist eine bescheidene Schönheit, die ihre tausendfältigen Reize erst dem dauernd dort Verweilenden offenbart. Bescheiden-einfach, nicht über viel Raum gebietend, ist auch das Gasthaus, ein ehemaliges gräflich Sickingisches Jagdgebäude (den Sickingen gehörte bis 1808 die ganze Gemeinde Hinterzarten); doch läßt sich die Unterkunft und die Wirthschaft für nicht zu sehr Verwöhnte und besonders für Solche empfehlen, die in erster Reihe nach wirklicher, nicht von großstädtischer Gesellschaft beeinträchtigter Naturruhe trachten. Selbst Regenwochen sind — von dem geringen Umfang des Eßzimmers abgesehen — in Erlenbruck erträglicher als anderswo, da man jede trockene Stunde in nächster Nähe zu schönen, kleinen oder weiteren Rundgängen nützen kann.

Während der eine Theil der reizvollen Umgebung der vier Häuser Erlenbrucks sich gegen den Feldberg richtet, erstreckt sich ein anderer über den „Bruderhaldenberg“, einen wald- und



Titisee. Von Max Roman.

haidebedeckten Höhenrücken zwischen der Thalmulde Hinterzartens und dem Titisee. Er bildet ein Labyrinth kleiner, stillster, doch schwer richtig nach einem erstrebten Ziel einzuhaltender Fußpfade; wir kehren ostwärts zum Dorf Bruderhalde hinab zurück, und erreichen bald auf neuerbauter Fahrstraße den Titisee, der nur die mit Wasser angefüllte untere Ausmündung des Bärenthals darstellt. Sein ältester, zuerst 1100 auftauchender Name lautete „Titunse", vielleicht der „Tintensee", möglicherweise indeß auch mit titinnire, „schellen, klingen" zusammenhängend, da alte Sage eine versunkene Stadt mit einem Kloster an der Stelle des See's stehen und die Glocken des letzteren noch zuweilen daraus heraufklingen läßt. Ihr Untergang ward, wie überall bei solchen Strafgerichten, durch lästerliche Ueppigkeit herbeigeführt; das Gehen der Bewohner in Schuhen von ausgehöhlten Brodwecken und Fütterung des Viehs mit der Krume wiederholt sich hier. Der See drohte später durchs Höllenthal nieder zu brechen und den ganzen Breisgau zu überschwemmen, doch ein altes Zauberweib stopfte die Oeffnung mit ihrer Nachtmütze zu, von der aber alljährlich ein Faden vermodert, so daß, wenn der letzte brüchig geworden, der Titisee sich ins Dreisamthal hinunter ergießt. Auch von unergründlicher Tiefe desselben berichtet die Sage, obwohl dieselbe in Wirklichkeit nur 40 m beträgt. Ein Mann versuchte sie von einem Kahn aus in der Mitte zu messen, doch eine schreckliche Stimme rief ihm von unten herauf: „Missest du mich, so verschling' ich dich!" Und seitdem hat Niemand mehr gewagt, die Tiefe zu ergründen.

Der Titisee (850 m), im 15. Jahrh. auch als „Tuttysee" bezeichnet, ist eine starke halbe Stunde lang, nicht ganz halb so breit und zweifellos nur der Ueberrest eines vorzeitlichen, vielfach gegliederten See's, der das ganze Bärenthal, die Thalmulde von Hinterzarten und das Gutachthal bis Neustadt ausfüllte. Mäßige Berglehnen begleiten ihn; ein langgestrecktes freundliches Gewässer bildend, gewährt er einen Anblick voller Lieblichkeit, wenn auch ohne romantischen Effecte. An seinem Nordende, dicht neben der Eisenbahnstation „Titisee" ragen zwei große Hôtels auf. Beide sind stets überfüllt, zum Theil von zahllosen, rudernden oder Lawn tennies spielenden Engländern, welche den Aufenthalt am Titisee für nicht „anglisirte" Deutsche dann und wann manchmal recht ungemüthlich machen. Im Uebrigen ist der Aufenthalt dort im Vorsommer und Herbstbeginn vorzuziehen, dann jedoch, wenn man die Sonne sucht, zu den sehr schönen und „comfortablen" zu rechnen. Für den Blumenfreund bietet sich im Garten des älteren „Hôtel Eigner" eine merkwürdig reichhaltige Sammlung in allen Farben blühender Akelei-Varietäten.

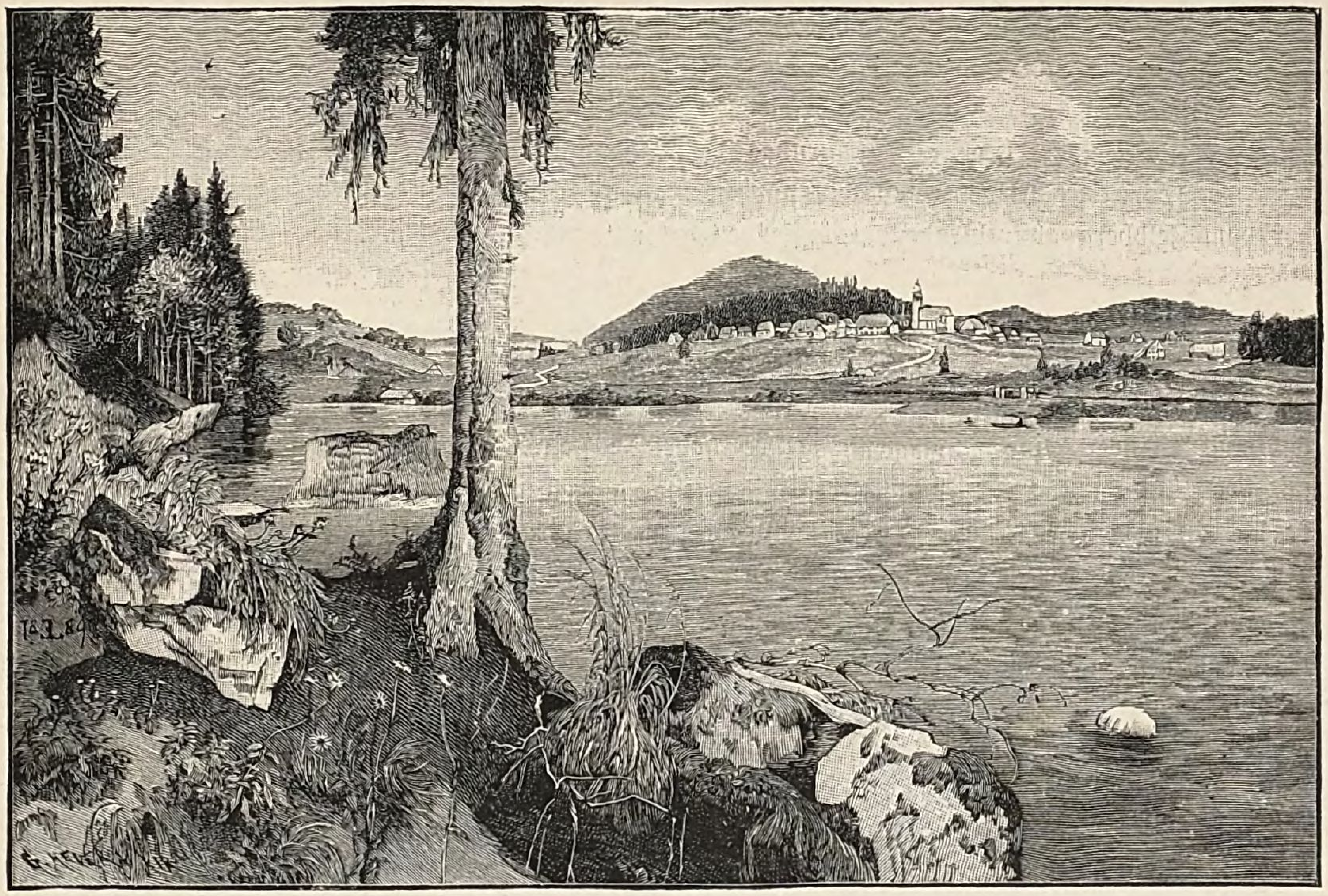
Oestlich vom Titisee, zwischen diesem und Neustadt ragt der waldbedeckte, langhingedehnte Hochfirst (1190 m), die letzte große Erhebung der Gegend nach Osten, auf. Er trug eine völlig verschwundene Burg der 1316 zuerst genannten „Edlen von Hoenvirst", welche großen Besitz ringsumher gehabt haben müssen, da noch eine Bezeichnung „Hohenfürsteramt" viele Ortschaften der Umgegend zusammenfaßt. Neuerdings ist ein seltsam geformter Holzthurm auf der Bergspitze errichtet worden, der die außerordentlich weite Umschau genießen läßt.

Vom Titisee führt die große Straße in langer Schlinge nach der Stadt Lenzkirch empor; abkürzend steigt ein steiler Weg, der den schönsten Blick auf den See und den Feldberg drüber, überhaupt einen der sehenswerthesten des Schwarzwaldes gewährt, zu dem südlich unter dem Hochfirst belegenen Pfarrdorf und Luftkurort Saig (900 m) hinauf. Es erscheint 1111 als „Scegga", dann als „Seg", vom althochdeutschen sigan, „niederfallen" herstammend, und bezeichnet den Ort, an welchem das Wasser vom Berg herabfällt („Wasserseige"). Der Umkreis des Dorfes ist vollständig baumlos, aber der gute Gasthof zum Ochsen trotzdem stets voll mit Sommergästen besetzt. Die hohe, freie Lage, die bis zu den Alpen blicken läßt, und der fast immer gehende Wind machen den Schattenmangel weniger empfindlich als anderswo, und eine kleine Viertelstunde nach Westen bringt zur köstlichen Waldhalde mit dem erwähnten schönsten Niederblick auf den Titisee, den der Feldberg wuchtig überragt.

In östlicher Richtung senkt der Weg von Saig sich ein wenig zu der vom Titisee nach Lenzkirch führenden Straße in das Thal des Haslachbaches, eines Zuflusses der Wutach, hinab. Nach einem Stündchen erheben sich unmittelbar neben ihr zur Rechten auf ganz niedrigem Hügel die Ueberreste einer kleinen, weniger durch ihre Trümmer als durch ihren Namen geschichtlich interessanten Burg Urach. Man hat diese als Stammburg der ehemals mächtigen Grafen von Urach angesehen, doch ist keine stichhaltige Begründung vorhanden, der Burg Hohenurach in der Schwäbischen Alb den Anspruch darauf zu benehmen. Das Geschlecht taucht im 12. Jahrhundert auf und setzte sich im 13. Jahrhundert nur durch die Grafen von Freiburg fort. Doch erscheint zur selben Zeit ein Dienstmannenadel „von Urach" auf der kleinen gleichnamigen Burg bei Lenzkirch, die Alturach (Ura) genannt wird, und 1296 kauft Graf Egon III. von Freiburg einen Theil der Herrschaft Lenzkirch von Berthold von Urach. Dann muß das Schloß sehr bald an die Herren von Blumegg gekommen sein, denn 1315 stirbt auf ihm Elisabetha, Gemahlin des Ritters Konrad von Blumegg, „an unheilbarer Krankheit". Vermuthlich ward die kleine Burg im Bauernkriege, der Lenzkirch stark in Mitleidenschaft zog, zerstört; sie liegt höchst unvermuthet plötzlich an der Straße da, wenige Schritte führen zu ihr hinauf. Man ahnt nicht, daß sie Jahrhunderte lang großen Dynastenfamilien zum Wohnsitz gedient.

Zehn Minuten von ihr mündet der Weg in die offene, äußerst freundliche, gärtenreiche Stadt Lenzkirch (810 m) mit etwas über 2000 Bewohnern ein. Sie wird im 12. Jahrh. zuerst als „Lendisc̄hilicha" genannt, der Maltheserorden war später darin angesessen. Ihr Aussehen ist ein völlig neues, da sie 1667, 1713 und zuletzt 1813 fast total niederbrannte, und mehr dorf- als stadtähnlich mit zumeist freistehenden, doch ansehnlichen, sehr hellen Häusern wieder aufgebaut worden. Höchst gewerbsthätig, bildet Lenzkirch einen Hauptsitz der Uhren- und Strohhutindustrie; zum Sommeraufenthalt ist es seiner waldlosen Umgebung halber nicht geeignet. Anderthalb Stunden nach Südosten entfernt lag das 1380 von einem Blumegger gestiftete kleine Paulanerkloster Grünwald, ursprünglich „Wildenhab" genannt. Es gelangte nie zu Bedeutung, ward 1803 aufgehoben und 1830 durch Brand vernichtet. Eine Wirthschaft erhält sein Angedenken. Um die Hälfte näher bei Lenzkirch sieht osther von der Abdachung des Hochfirst das große, stattliche, hochbelegene Pfarrdorf Kappel (891 m) herunter. Es wird als Luftkurort besucht und besitzt etwas wie in der Luft Schwebendes, unfern schöne Waldungen und neben der Kirche an vielfacher interessanter Straßenkreuzung einen guten Gasthof mit freundlichem Gärtchen. Reste eines alten Ringwalles befinden sich in der Nähe des erst im 15. Jahrh. erwähnten Dorfes, dessen einer Theil gegen die „Kappler Höhe" (1047 m) hinansteigt, deren Pavillon weite Alpenaussicht darbietet.

Nah unter Kappel fließt, von Neustadt her den Nordfuß des Hochfirst umbiegend, die Wutach vorüber, zu der wir in späterer Abtheilung unseres Gebietes gelangen. Wir kehren auf die am Titisee emporsteigende Straße an ihren „Rothes Kreuz" benannten Höhepunkt zurück, wo sie sich östlich nach Lenzkirch und südlich nach Schluchsee gabelt. In letzterer Richtung führt sie im Thal des Haslachbaches weiter aufwärts durch das lange, außerordentlich rege Fabrikdorf Falkau, das erst 1650 durch Waldausrottung seinen Ursprung genommen. Dicht daran schließt sich das unter hoher Bergwand der Bärhalde-Abdachung belegene Pfarrdorf Altglashütte (984 m), gleichfalls erst im 17. Jahrh. von zwei Glasmachern, Peter Sigwart und Ulrich Walther gegründet, durch hübsche anmuthige Umgebung und gute Wirthschaften zu einem gern besuchten Sommeraufenthalt geworden. Wege führen, wie schon früher erwähnt, von hier ins Bärenthal zum Feldberg hinan. Durch eigenthümlich parkartige Landschaft zieht die große Straße sich am schilfumrandeten Wasserspiegel eines Schwellweihers vorbei, nach dem zerstreut und einsam liegenden Weiler Aha mit einem Gasthaus fort, neben dem zwei den Schluchsee umkreisende Straßen nach St. Blasien auseinanderzweigen. Die westliche, nähere, durchzieht die



Der Schluchsee.

in „Sommerseite" und „Winterseite" getheilte Berggemeinde Blasiwald; die östliche tritt bald an den Nordrand des Schluchsees (900 m), neben diesem entlang zu dem gleichnamigen Pfarrdorf hinführend.

Der Schluchsee ist ziemlich von gleicher Breite wie der Titisee, aber von doppelter Länge und wenn auch an diesen erinnernd, doch andersartiger. Felsenwände fehlen ihm ebenfalls; seine beträchtliche Höhenlage läßt ihn nur noch von niedrigen Berglehnen einschließen. Auf der westlichen Seite umgiebt ihn lückenloser Waldrahmen, auf der östlichen dagegen wird dieser durch ein großes Einsatzstück kahlen, leicht gewellten Uferlandes unterbrochen, das fast ganz mit Haidekraut überdeckt, zur Blüthezeit desselben (August) dem See seinen Hauptreiz verleiht. Ueber diesem nach Osten auf der freien Höhe, etwa zehn Minuten vom Wasserrand, thront das Dorf Schluchsee (951 m), das zum Glück noch nicht in englischen Alleinbesitz übergegangen ist. Es erscheint im 11. Jahrhundert als ein an St. Blasien übergebenes „praedium" (Landgut) „Sluohse" und wird vielfach in kaiserlichen Urkunden (auch Heinrichs IV.) genannt. Der Name hängt offenbar nicht mit dem erst neuhochdeutsch aus „Schluft" gebildeten „Schlucht" zusammen und wohl auch nicht direct mit slukko, „schlucken, schluchzen", sondern stammt von sluch und bedeutet einen „Schlauch"see; eine Benennung, der seine Gestaltung voll entspricht. Das Dorf ist mit Recht einer der beliebtesten Sommeraufenthaltsorte im Schwarzwald geworden und, früher sehr abgelegen, jetzt durch die Höllenthalbahn und in Titisee anschließende Post von Freiburg aus in kaum fünf Stunden zu erreichen. Es bietet eine anmuthvoll-ernste, sonnenheitre Welt mit frischer Hochluft, schönen, nahen Wäldern und bequemen, reizvollen Wegen; der Gegensatz der weiten, rothen Haidefläche und des dunklen Seespiegels ist einzig in seiner Art. Zwei Gasthöfe bereiten nach Wahl ein eleganteres und einfacheres Unterkommen mit „Table d'hôte" (Stern) oder billigerem „Mittagstisch" (Schiff); Badanstalt und Böte stehen den Gästen zu Dienst. Doch ist hier — wie fast überall im Schwarzwald — frühzeitige Anmeldung erforderlich, da um die Julimitte alle Wohnräume bis auf den letzten besetzt zu sein pflegen.

Eine halbe Stunde vom Dorf entfernt, am Südende des See's, liegt das Gasthaus Seebruck, und nur anderthalb Stunden weiter östlich gelegen, gleichfalls als Luftkurort aufgesucht, Rothhaus, dessen große Brauerei weiten Umkreis mit einem vorzüglichen „Rothhauser Bier" versorgt. Es liegt am Ursprunge der „Schlücht"; bei Seebruck tritt die „Schwarza" aus dem Schluchsee hervor, und wir sind hier an die Grenze unserer Abtheilung, zum Beginn der vom Feldberg abstrahlenden „Südthäler" gelangt.

3. Der Hochgebirgszug des Belchen und Blauen.

Wie wir uns auf den Luisenthurm des Feldbergs zurückwenden, sehen wir von Norden bis nach Südwest eine zusammenhängende hohe Bergkette vor uns ausgebreitet. Sie beginnt mit dem Kandel, umkreist vermittelst des von ihm ausgehenden Hochlandes das Dreisamthal und erhebt sich südlich vom Höllenthal zunächst wieder zu beträchtlicher Höhe in den schön geformten Spitzen der Rotheck (1212 m). Auf der obersten Ansteigerung der letzteren liegt in höchster Bergeinsamkeit das zu Hinterzarten gehörende Dörfchen Alpersbach (1279 m), dann schneidet südwestlich, vom Feldberg bei der überall im Norden und Osten unendlich weit sichtbaren „Baldenweger Viehhütte" beginnend, das außerordentlich tiefe und enge Zastlerthal mit der gleichnamigen Ortschaft ein. Es trägt seinen seltsam klingenden Namen von einer über ihm ragenden Felsenhöhe „Casteleck", die vermuthlich einen römischen Wartthurm besessen. Danach hieß es ursprünglich „Kastlerthal", doch ward mit einem C geschrieben, und durch weiche Aussprache desselben entstand „Zastler". Das Thal, vom „Osterbach" durchflossen, ist in seinem oberen Verlauf fast ganz unbewohnt, vielfach wildfelsig; gewaltige, senkrechte Schroffenabstürze von der Rotheck her begleiten es im unteren Theil bis gegen seine Mündung in eine südliche Seiteneinbucht des Dreisamthals hin. Hier liegt, wo das Zastlerthal und Wilhelmsthal zusammentreffen, das Dorf Oberried, dessen wir schon bei der nur kurz andauernden Verlegung des Nonnenklosters Güntherstthal ins St. Wilhelmsthal Erwähnung gethan. Als die Cisterzienserinnen 1243 des rauhen Klimas halber ins erstere zurückgekehrt waren, siedelten sich 1252 elsässische „Brüder von St. Wilhelm" in den verlassenen Klosterbaulichkeiten an und gaben dem Thal seinen fortangeführten Namen. Doch auch sie verließen schon um zehn Jahre später die unwirthliche Gegend wieder, um nach Freiburg zu ziehen; abermals nach drei Jahren indeß wendeten sich ein Mönch Johann von Urberg und ein Laienbruder Burkard muthig in das verödete St. Wilhelm zurück, sammelten allmählich andre Hinzukommende um sich an und legten dadurch den Grund, daß sich das Kloster dennoch bis 1507 forterhielt, in welchem Jahr die Insassen sich mit den Freiburger „Wilhelmiten" vereinigten. Von da an nicht mehr bewohnt, zerfiel das Gebäude bis auf einen festen Thurm, der den Mönchen zum Schutz gegen gewaltthätige Ueberfälle der räuberischen „Snewelin" gedient, in welchen die Freiburger Klosterbrüder im Dreißigjährigen Kriege ihre Kostbarkeiten und Urkunden flüchteten. Doch ward das Versteck von den Schweden aufgefunden, ausgeplündert und der Thurm verbrannt.

Wir haben mit dieser Geschichte des Klosters St. Wilhelm etwas voraufgreifen müssen, weil die Freiburger Mönche desselben am Ausgang des 17. Jahrhunderts ihren Sitz nochmals in die Gegend verlegten und das noch jetzt mit seiner Kirche und seinen Gebäuden erhaltene Kloster Oberried gründeten, das 1807 aufgehoben wurde. Das gleichbenannte Dorf liegt, wie gesagt, an der Zusammenmündung des Zastler- und Wilhelmsthales, zwischen denen sich der hohe Rücken des Erlenbacher Bergs (1260 m), nach Südosten im Todten Mann (1300 m) gipfelnd, zum Feldberg hinaufhebt. Durch das „Untere Wilhelmsthal" zog sich von Oberried (Freiburg) ein uralter Weg über die Einsattlung zwischen dem Feldberg und dem Schauinsland-Erzkasten zu den Silbergruben von Hofsgrund und Todtnau, wo jetzt die große

Straße über den „Nothschrei" zum letzteren hinüberführt. In den Köpfen der Gegend spukt noch heut eine Sage vom „goldenen Marti", die sich auf ein 300 Mark schweres Goldstandbild des h. Martin bezieht, das zur Zeit des Bauernkrieges ein Entdecker ungeheurer Erzlager „hinter einer eisernen Thür" bei Oberried verborgen haben will. Eine Urkunde desselben vom Jahre 1527 ist allerdings noch vorhanden, doch enthält fraglos nur eine auf Prellerei abzielende Erdichtung, wie sich das angeblich in Gruben des Erzkastens gefundene Gold später als von Betrügern dorthingebrachtes herausstellte.

Das Wilhelmsthal ist nicht völlig so schmal, als das Zastlerthal, oder erscheint wenigstens etwas breiter, da es nicht so steilabschüssige Wände besitzt. Doch ragen diese, oft mit riesigen Schutthalden, zu beiden Seiten gewaltig auf, anfänglich nach Osten vom Erlenbacher Berg, nach Westen vom Hundsrücken (1233 m), der nördlichen Abdachung des Schauinsland gebildet. Etwa drei Viertelstunden von Oberried birgt die linksseitige Felshöhe, hoch droben und von unten nicht wahrnehmbar, auf dem „Hochfarren" zwischen dem „Roßfelsen" und dem „Frauenschrofen" über dem uralten Bauernhof „zum Schneeberger" geringfügige Ueberreste der Wilden Schnewburg, wahrscheinlich der Stammburg des vielverzweigten mittelalterlichen Raubrittergeschlechts der Kolman-Snewelin. Da die Insassen des Weglagererschlosses, obwohl selbst Bürger von Freiburg, sich im Anfang des 14. Jahrhunderts vielfach auch an reisenden Freiburger Handelsleuten vergriffen und dieselben im Burgverließ einkerkerten, verbündete die Stadt Freiburg sich 1304 mit zahlreichen Grafen und Herren des Breisgaus, erstürmte die Wilde Schnewburg, verbrannte sie und machte ihr Mauerwerk dem Boden gleich. Es scheint der erste derartige Fall gewesen zu sein, in welchem die kraftvoll erstarkende Stadt dem adligen Räuberwesen in ihrem Umkreis zu steuern anhub. Ein spätes Nachspiel erhielt dieser Vorgang im vorigen Jahrhundert, zu welcher Zeit sich ein Georg Schweitzer aus Kirchzarten — der „Schweitzerjörg" — als Schmuggler bei den Resten der alten Schnewburg festsetzte, allen von Freiburg wider ihn gerichteten Befehlen mit der Flinte in der Hand Trotz bot und nur mühsam durch Aufgebot von Hülfe bei der Landesregierung bewältigt wurde. Der nicht leicht findbare Weg zum ehmaligen Standplatz der Burg zieht sich vom Hof zum Schneeberger durch Felsgeklüft, Tannengestrüpp und Haldenwiesen nach der „Gefällmatte" hinauf, vor deren Gehöft man die wenigen Trümmer erreicht.

Um etwas weiter aufwärts biegt das vom „Bruggabach" durchschäumte, fast unbewohnte Wilhelmsthal aus seiner bisherigen südlichen Richtung beinah in rechtem Winkel nach Osten um und bildet so das „obere" oder eigentliche St. Wilhelmsthal, in welchem sich neben einer Kapelle noch schwache Spuren des Klosters St. Wilhelm und des zerstörten Zufluchtsthurmes der Mönche entdecken lassen. Dann bohrt das Thal sich in den Feldberg hinein und endet unter diesem, rings steil umschlossen, im „Napf", einer Hohltiefe mit einigen weltentlegenen Gehöften, von welchen der nächste Fußweg über die „Wilhelmsthaler Viehhütte" zum Luisenthurm in die Höh steigt. Die große Straße von Freiburg nach Todtnau biegt dagegen an der Umknickung des Wilhelmsthals westwärts in vielen Windungen, schönen Blick auf die Westseite des Feldbergs darbietend, unter den Südabhang des Schauinsland hinauf.

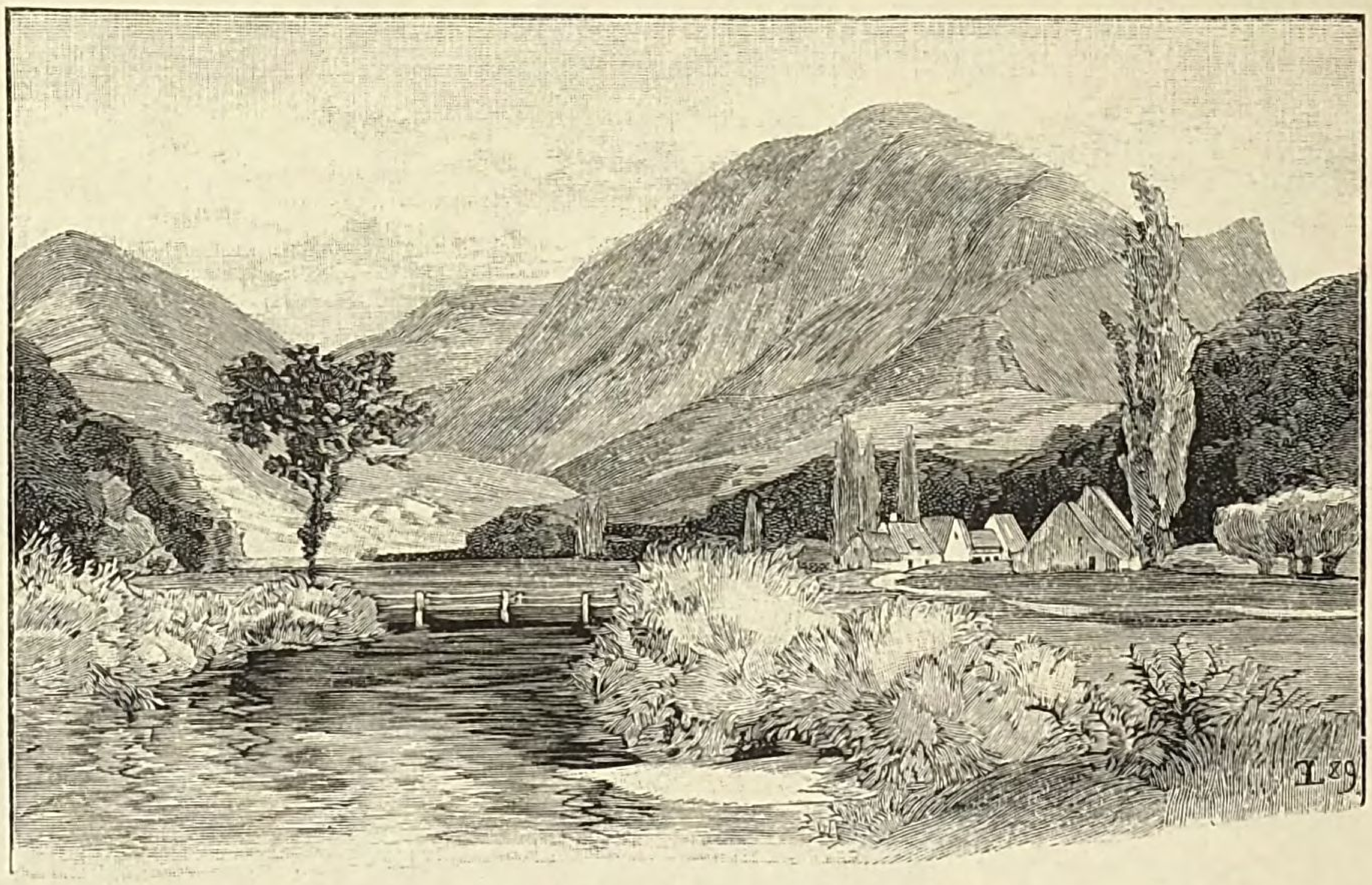
Den letzteren haben wir bereits in unsere Darstellung der Umgebung Freiburgs mit hineingezogen, so daß wir ihn hier nur als verbindendes, etwas nach Westen vorgeschobenes Zwischenglied in der hohen Bergkette zu erwähnen brauchen, die sich durch ihn von der Rotheck und dem Todten Mann zum Belchen fortsetzt. Nach Süden entspringt von ihm ein Zufluß der Wiese, nach Westen bei St. Ulrich die Möhlin und zwischen beiden, den Schauinslandstock von dem des Belchen abtrennend, schneidet, gleichfalls in westlicher Richtung, das Münsterthal mit dem Neumagen ein, nicht zu den großen, doch mit zu den schönsten und mächtigst wirkenden Thälern des Schwarzwaldes zählend.

Wenn wir aus der Rheinebene her von der Eisenbahnstation des Dorfes **Krotzingen**, das schon 794 als „Scrozinga“ erscheint, gegen das Münsterthal hinschreiten, gewahren wir unsern zur Linken den uns schon bekannten rothen Kapuzinerpilzthurm von Kirchhofen, grade vor uns dagegen auf einem völlig vereinzelten, höchst regelmäßigen, ganz mit Reben bedeckten Vorhügel des Gebirgs die noch hoch aufragenden Ruinen der **Burg Staufen** — offenbar auf dem Standplatz eines Wartthurms des Decumatenlandes, da eine altrömische Lampe unter dem Trümmerschutt ausgegraben wurde — deren Lage sich auch hier und zwar besonders deutlich als solche auf einem umgekehrten Becher (Staufen) kundgiebt. Des Berges, auf dem sie liegt, geschieht bereits 773 als „Stoufin“ urkundlich Erwähnung; sie war im Beginn Eigenthum der Zähringer, dann der Grafen von Freiburg und gerieth im 13. Jahrhundert in den Besitz eines sich nach ihr oder sie nach sich benennenden adligen Geschlechts, vermuthlich hohenstaufischer Dienstmannen, welche Kaiser Friedrich II. zu Freiherren erhoben. Sie erlangten die Schirmvogtei über das Kloster Trudpert, doch thaten sich als übelberufene Wegelagerer im Münsterthal hervor, in welchem sie noch zwei andre, schwer zugängliche Raubnester „Regelsburg“ und „Scharfenstein“ inne hatten; vielleicht trugen sie deshalb drei Becher (Staufen) im Wappen. Ein Otto von Staufen ward im 13. Jahrhundert bei einem Bau in der Burg wegen grausamer Behandlung der dabei beschäftigten Arbeiter von diesen mit einem Knotenstrick zu Tode geschlagen. Mit Georg Leo von Staufen starb 1602 das Geschlecht aus, dem auch die dicht unter dem Burghügel belegene **Stadt Staufen** angehörte. Sie ist ein freundlich-offenes, lebendiges, 1258 noch „villa“ benanntes Städtchen mit einem Rathhaus aus dem 16. Jahrhundert, dessen Bauart an die des Freiburger erinnert, und mit ungefähr 2000 Einwohnern; im Jahr 1848 bildete sie den Schauplatz eines Gefechtes zwischen badischen Freischaaren und preußischen Truppen, welche den Ort mit stürmender Hand einnahmen. Jetzt liegt dieser sehr friedlich am Eingang des Münsterthals und Rande des Neumagens, dessen seltsamen, aus dem Keltischen stammenden Namen wir früher erläutert haben. Die Volkssage hat sich seiner allerdings mit andrer Deutung bemächtigt und heißt ihn „Neunmagen“, weil er alle neun Jahre einen Menschen verschlinge. Für gewöhnlich sieht er indeß sehr wenig gefräßig aus. Wir fügen an, daß nach einer, von der „Zimmerischen Chronik“ mitgetheilten Ueberlieferung im Gasthof zum Leuen zu Staufen der Teufel den Doctor Faust geholt, so daß man letzteren am Morgen mit umgedrehten Hals und „kölschblau“ im Gesicht auf seiner Kammer gefunden.


Der Scharfenstein
auf der alten Straße bei Spielweg.

Die Sage ist überhaupt thätig in der Gegend und verlegt in das Untermünsterthal, ähnlich wie ins Suggen- und Prinzbachthal eine ehmalige reiche Bergwerksstadt „Münster", deren ruchlos-übermüthige Bewohner einem lebenden Ochsen die Haut abgezogen und dafür mit dem Verschwinden des Silbers in ihren Gruben bestraft worden. Geschichtlich scheint etwas an der Ueberlieferung bewahrheitet, daß diese Stadt 1337 von den Freiburgern zerstört sei, nur wird der Begriff „Stadt" cum grano salis aufzufassen sein; die vertriebenen Insassen des Ortes sollen sich dann in Staufen niedergelassen und dies begründet haben. Jetzt zieht sich die häuserreiche „Rotte" Untermünsterthal unter verschiedenen Theilnamen mehr als eine Stunde lang durch das ziemlich breite, mehr und mehr von hohen Bergwänden begleitete Thal hin, das den vorzüglichsten Anblick des Belchen mit seinen beiden seitlichen Hornausläufern gewährt. Nirgendwo wieder im ganzen Schwarzwald übt ein Berg, auch der Feldberg nicht annähernd, eine gleich machtvolle Wirkung. Scheinbar senkrecht fällt der Belchen über 1000 m gegen das Münsterthal ab und drückt mit seiner ungeheuren Wuchtigkeit jeden Nebenbuhler in unserem Gebirge zur Geringfügigkeit nieder. Nur der Kandel vermag einigermaßen neben ihm Ansehen zu behaupten.

Das Thal zerspaltet sich in einen südlich und einen nordöstlich gewendeten Arm. Im ersteren führt bei der Häusergruppe „Neumühl" (zur Krone) in starken drei Stunden der nächste Fußweg zum Belchen hinauf; die große Straße folgt der letzteren Richtung ins Obermünsterthal und läßt unfern von der Gabelung das Kloster St. Trudpert erblicken, das angeblich im Jahre 605 von dem gleichbenannten irischen oder schottischen Glaubensboten gestiftet worden, mithin die alterälteste Ansiedlung im Innern des Schwarzwaldes darstellen würde. Auch Sebastian Münster betheiligt sich an dieser Sage durch die Mittheilung: „Aber vorhin haben Waldbrüder do gewonet, die jr erste wonung do sollen gemacht haben under dem Kayser Phoca" (Phokas 602—610 n. Chr.), und er fügt an: „Es ist ein sylberreich gebirg bey disem closter / wo leut weren die dem möchten nachkommen." Die mythischen Berichte über die Lebenszeit des h. Trudpert weichen erheblich voneinander ab, stimmen jedoch darin ziemlich überein, daß er drei Jahre nach dem Beginn seines Klosterbau's im Schlaf von zwei über die ihnen auferlegte schwere Arbeit ergrimmten Knechten ermordet sei; man zeigt ernsthaft den Platz unter einer alten hohen Tanne hinter der heutigen Kirche als die betreffende Stelle. Die Sage läßt die Mörder fliehen, doch von ihrem bösen Gewissen immer im Kreis herumgetrieben und an den Platz ihrer Frevelthat zurückgebracht werden, wo dann einer sich selbst entleibte, der andre auf Befehl des Dynasten Otbert, des Schutzherrn des Klosters, gehenkt wurde. Geschichtlich beglaubigt tritt dieses erst im Jahr 903 in einer Vergabung eines Grafen Luitfried hervor, nachdem es um zwanzig Jahre zuvor von den Hunnen (Ungarn) zerstört sein soll. Sowohl Otbert wie Luitfried werden in Annalen und Grabschriften des Klosters als Urahnen der Grafen von Habsburg bezeichnet und ein Sohn des letzteren, welcher St. Trudpert gegen neue Hunnennoth mit Mauern umgeben ließ, gradezu „Hunfrid, Graf von Habsburg" genannt. Später hatten Aebte und Mönche viel Beschwer mit den Kastenvögten des Klosters, den Herren von Staufen, zu bestehn, die dasselbe zwischen ihren Felsenburgen Regelsburg (nordwestlich über St. Trudpert, doch spurlos verschwunden) und Scharfenstein eingeengt hielten; es ging oft wild im Münsterthal zu. Der Bauernkrieg verwüstete S. Trudpert, nachher der Dreißigjährige, in welchem die Thalbewohner eine schwedische Sauvegarde im Kloster überfielen und erschlugen, das letztere in Folge dessen vollständig niedergebrannt und mehrere Jahre hindurch verlassen wurde. Ein nachher vorgenommener Wiederaufbau steht zum Theil noch heut', ward indeß zum überwiegenden Theil bei der 1806 eingetretenen Säcularisirung abgebrochen. Doch ragt die Kirche noch eigenartig, hoch und gedächtnißreich, dicht neben der Landstraße auf und beherbergt im Innern allerlei Hinterlassenschaft uralter Tage, unter Anderem das in einer Sammetkapsel bewahrte Herz und den Schädel des heil. Trudpert, der ganz mit Münster-



Der Belchen vom Untermünsterthal aus gesehen.

thaler Silber, vermuthlich aus der dem Kloster ehmals gehörigen Grube „Teufelsgrund“ überzogen ist.

Auch das Obermünsterthal zeigt sich im Anfang noch als ein sehr bewohntes, doch allmählig wird es einsamer. Bei der Zinke Spielweg mit einem umfänglichen, als Stützpunkt für Wanderungen in die Umgegend nützlichen Gasthause führen gen Norden Wege nach St. Ulrich und dem Haldenwirthshause (Schauinsland) aufwärts, gegen Süden trennen sich die alte und die neue Straße über das „Wiedenereck“ ins Wiesenthal. Die erstere kürzt erheblich und ist, am stark herabfallenden Neumagen emporsteigend, von wilder Schönheit. Bald läßt sie bei der Zinke „Elend“ in einem Seitenthälchen auf gewaltiger, jäh niederstürzender Felsschroffe die Stelle gewahren, wo die schon mehrfach genannte Raubburg Scharfenstein gestanden, eine der ältesten des Schwarzwaldes, im 8. Jahrhundert von den apokryphischen Vorfahren der Habsburger erbaut, später an die Staufen übergegangen; der Bauernkrieg vernichtete die Burg bis auf geringfügige Reste. Auch die neue, kunstvoll angelegte und prachtvolle Blicke darbietende Straße umwindet in einem großen Bogen den Felsenthron des Scharfenstein, dann treffen alte und neue auf der Paßhöhe des Wiedenereck (1035 m), nach dem drunten belegenen Dorfe Wieden benannt, zusammen und senken sich vielgekrümmt südwärts ins Wiesenthal zwischen Todtnau und Schönau hinunter. Vom Wiedenereck, das zu Wagen erreicht wird, führt in drittehalb Stunden der nächste und bequemste Weg über die Krinne, wo früher an der alten Straße von Freiburg nach Schönau ein jetzt verschwundenes Wirthshaus „zur Krinne“ (krink, Einfaltung, Krümmung) stand, auf den Gipfel des Belchen (1415 m).

Ueber die Herstammung des Namens dieses zweithöchsten Berges des Schwarzwaldes giebt nichts Auskunft; daß er der Form eines Balles entsprungen sei, ist jedenfalls eine haltlose spätere Etymologie. Die gleiche Benennung kehrt gradgegenüber in den Vogesen im „Gebweiler“ und „elsässer Belchen“ (ballon d'Alsace) wieder und scheint eine unerkennbare Verstümmelung

eines keltischen Namens zu sein; beide so benannten Berge drängten sich den ersten Bewohnern des Oberrheinthales sofort gewaltsam als höchste sich ähnelnde Gipfel der Gebirgsketten im Westen und Osten auf. Eine sonderbare Anmerkung enthält die obenerwähnte Vergabung des Grafen Luitfried an das Kloster St. Trudpert, in welcher diesem unter Anderem „alle anliegenden Berge vom Berge Zamba an, wo die Numaga entspringt“, verliehen werden. Der Neumagen kommt aber mit seinen beiden Armen vom Belchen herab, und von einem sonstigen Berg Zamba findet sich keinerlei Namensspur.

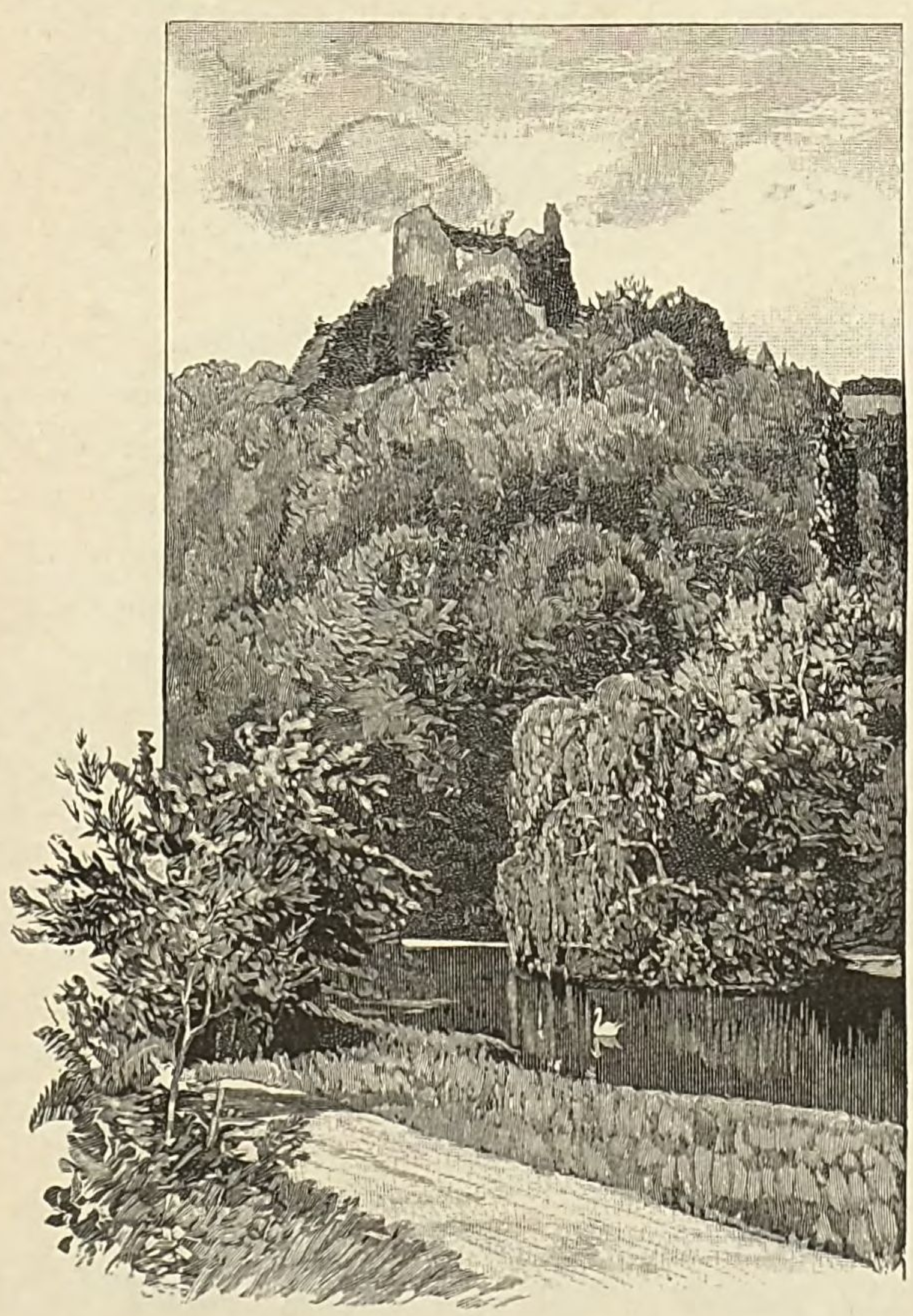
Wie bemerkt, ist der Belchen fraglos der imposanteste Berg des Schwarzwaldes. Er bildet keinen langgestreckten Rücken gleich dem Feldberg, dem er an Höhe nur um 80 m nachsteht, sondern eine frei aufragende, wenig umfangreiche Kuppe, die nach Norden und Süden von zwei trabantenartigen Buckeln, dem „Hochkelch“ und „Hägstutz“ flankirt wird. Sein jäh machtvoller Absturz gegen das Münsterthal zeichnet ihn vor jedem anderen Gipfel aus, indem er sich dadurch nicht von einer Hochfläche, sondern beinah gradezu aus der Rheinebene erhebt. Mehr als auf dem Feldberg fühlt man sich auf seiner kahlen Höhe über der Welt, denn nach jeder Richtung liegt Alles tief unter die Füße des Umschauenden abgesunken. Ein Abend auf dem Belchen, an dem die Sonne hinter den Vogesen untergeht, glühende Rubinlichter aus dem Rhein drunten aufziehend und mit rothem Glanz die endlose Alpenkette im Süden noch aus beginnendem Zwitterlicht heraufhebend, zählt zum unverlierbar Schönen und Erhabenen des Lebens.

Das Belchenrasthaus, gewöhnlich von Pfingsten bis zum Sommerausgang geöffnet, liegt nach Osten, ein wenig unter der Gipfelhöhe, ist vortrefflich eingerichtet, für die meisten Fälle ausreichend mit Betten versehen und bietet nicht nur dem vom langen Anstieg Ermüdeten, sondern auch dem Hungernden und Durstenden eine gastliche und keineswegs kostspielige Unterkunftsstätte. Es ward 1866 von Schönau aus eingerichtet, doch seitdem mehrfach vergrößert und verbessert. Mit Sonnenuntergang, oft auch früher schon, hebt fast ausnahmslos ein ziemlich starker Wind auf dem Belchen an, und um den Abend im Freien genießen zu können, bedarf man, zumal nach der Erhitzung durch das Aufsteigen, mit Nothwendigkeit eines Plaids oder wärmenden Mantels.

Nach Osten bildet nun stets das lange Thal der Wiese die Grenze unseres Abtheilungsgebietes; ein beträchtlicher Zufluß derselben, die „Belchenwiese“, entspringt am Südabhang des Belchen. Gen Norden sehen wir diesen durch den Höhenzug des „Hörnle“ (1188 m) und der „Farnwiede“ (1283) mit dem Schauinsland, nordöstlich über die hohen Berge (1237 m) um Todtnau mit dem Feldberg verbunden. Wir wenden uns zunächst nach Westen, der Rheingegend zu, um dort ein paar bemerkenswerthe Punkte zu betrachten. Weiß schimmert in der Weite ein hohes Schloßgebäude, unfern von der gleichnamigen Eisenbahnstation die Sadt Heitersheim deutend, uralte Ansiedlungsstätte eines fränkischen Edlen, schon 777 als „Heiteresheim“ (von dem altfränkischen Personennamen „Heiter“) genannt. Nachdem ein Ritter Gottfried von Staufen bereits mit gleichem Beispiel vorangegangen, trat Markgraf Heinrich II. von Hachberg 1275 in den Johanniterorden und schenkte diesem gleichfalls Anrechte an Heitersheim, der hier ein Residenzschloß des Ordensmeisters erbaute und eine „fürstliche Herrschaft Heitersheim“ begründete. Der Großmeister und Reichsfürst Georg Schilling von Canstatt, ehemaliger „Gubernator von Tripolis“, der sich besonders bei der vergeblichen Vertheidigung von Rhodus gegen die Türken (1522) ausgezeichnet hatte, residirte hier als Erster in dem neuerbauten Schlosse, nachdem das ursprüngliche dem Bauernkriege zum Opfer gefallen. Es bildete, mit schönen Gärten umgeben, in der letzten Zeit vor der Aufhebung des Ordens in deutschen Landen (1806) unter dem Großmeister Ignaz Balthasar, Freiherrn von Rink zu Baldenstein und dem feinsinnigen Ordenskanzler Joseph Albert von Ittner einen Sitz des Kunstsinns und der Lebensfreudigkeit; 1802 fiel das Fürstenthum Heitersheim (mit Freiburg) an den Herzog von Modena, dann 1805 an Baden. Ihm ge-

hörte auch das noch baufällig stehende alte Schloß in dem von der Eisenbahnlinie zwischen Heitersheim und Krotzingen in der Mitte durchschnittenen Dorfe Eschbach (mit uralter romanischer Kirche) an.

Außer dem Schloß besitzt das Städtchen Heitersheim mit etwa 1300 Einwohnern nichts Sehenswürdiges; in seiner Umgegend befinden sich Hauptorte des „markgräfler Weinbau's", die Dörfer Laufen, St. Ilgen (ursprünglich St. Odilien und daraus verderbt, mit einer hochinteressanten gothischen Wallfahrtskirche, die bis zum Ausgang des vorigen Jahrhunderts eine sonderbare, etwas profanzweideutige, wunderthätige Bildsäule besaß) Britzingen (773 urkundlich „Brizzinchovin"), Ballrechten (846 Baldratinga), das unter einem „Kastelberg" mit hochinteressanten Ueberbleibseln eines römischen Wartthurms — außerordentlich dicken, doppelt manneshohen Trümmern und Resten von Gußmauern über einem den Gipfel völlig umziehenden tiefen Graben — liegt. Ruf besitzt der Kastelberg durch seine urkundlich uralten, im vorigen Jahrhundert vorzüglich verbesserten Rebanlagen. Unter ihm zieht sich von Heitersheim aus das kleine Thal des Sulzbachs gegen den Westrand des Belchen hin, ungefähr in seiner Mitte das uralte Städtchen Sulzburg enthaltend, das im Jahre 800 als „Sulzibergeheim" erscheint. Sebastian Münster merkt darüber an: „Es nennen auch gemelte brieff disen Flecken Montem salsuginis/ das heißt zu Teutsch Saltzberg/ von wegen eines Saltzbrunnen/ der do ist gewesen/ ist aber darnach auß Saltzberg Sultzburg worden." Die kleine, stark alttestamentarisch bewohnte Stadt besitzt Reste eines 993 von einem Breisgaugrafen Birthilo gegründeten Nonnenklosters zum heiligen Cyriacus, das bereits in der Reformationszeit aufgehoben worden; der Historiker Schöpflin ward 1694 in Sulzburg geboren. Aufwärts von diesem verengt sich das Thal zu schmalstem Bergeinschnitt, und um drei Viertelstunden weiter liegt ziemlich an seinem Beginn, in tiefe Waldeinsamkeit eingebettet, das kleine, aber vielbesuchte und freundlich-idyllischen Aufenthalt bietende Bad Sulzburg (463 m), gewöhnlich „Sulzbad" genannt, von dem nach allen Richtungen Wege zum hohen Gebirge hinan, sowie zum größeren und berühmteren Nachbarbade Badenweiler hinüberführen.



Im Kurgarten zu Badenweiler.

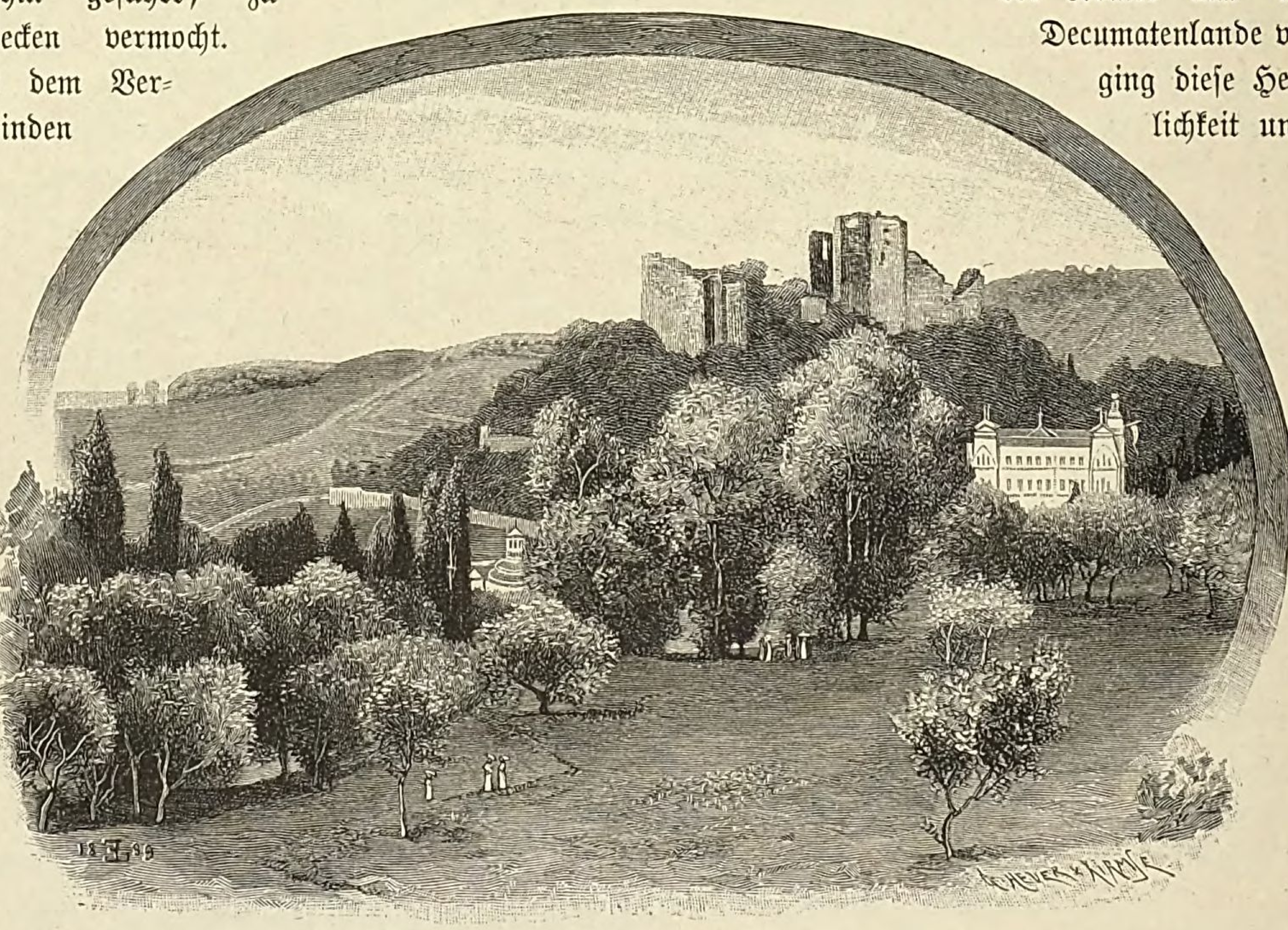
Wir heben uns nach diesem Abstieg gegen die Rheinebene wieder zum Belchen hinauf, gewahren in südwestlicher Richtung von ihm nah vor uns die hohen Anstiege des Köhlgarten (1231 m) und des Blauen (1165 m), und wenden uns auf vierstündigem Weg, der zu den schönsten des Schwarzwaldes zählt, dem letzteren entgegen. Der Fußpfad zieht sich, stets auf einer Höhe von über 1000 m bleibend, über den „Hochkelch", das südliche Felshorn des Belchen, zur Sirnitz (1116 m) herab, dem hohen Verbindungsrücken zwischen Belchen und Blauen, wo zahlreiche Fahrstraßen von Untermünsterthal, Sulzburg und Müllheim in der Rheinebene her

zusammentreffen und sich ins Wiesenthal hinab fortsetzen. Ein wenig südlich von diesem Punkt bei dem Weiler Hinterheubronn blickt aus einem tiefen, zumeist von steilen, bewaldeten Berghängen, an der Südwestseite von Felswänden umschlossenen Trichter der Nonnenmattweiher (913 m) auf, ein kleiner, oblonger, düsterer Bergsee, in welchem sich früher eine jetzt mit dem Land verbundene, übergrünte, buschbewachsene Torfinsel befand, die vielleicht Anlaß zu der Sage eines in ihm versunkenen Nonnenklosters gegeben, zur Strafe für ähnliche Vergehen der Insassinnen wie derjenigen des im „Herrenwieser See“ unter der Hornisgrinde verschwundenen Frauenklosters. Der Namensursprung des Gewässers entstammt im Uebrigen weniger romantischer Quelle, da er von im Volksmunde „Nonnen“ genannten, zur Mästung bestimmten Kühen herrührt, die hier früher geweidet wurden. Der See war bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts eine sumpfige „Matte“, welche von Mühleninhabern der Gegend durch Zudämmung in einen Teich verwandelt wurde; daher die Bezeichnung „Nonnenmatte“, wie der Weg, auf dem die Kühe dorthin getrieben wurden, „Nonnenpfad“ hieß. Der winzige Wasserspiegel liegt am Nordabhang des Köhlgarten und fließt zur „Belchenwiese“ ab; die Umgegend ist in mineralogischer Hinsicht als Fundort mancher seltenen Gesteine interessant. Wir drehen uns zur Sirnitz mit dem von Badenweiler aus häufig aufgesuchten „Gasthaus zum Auerhahn“ (963 m) zurück und folgen der westlich gerichteten Straße durch das hier beginnende Thal des Klemmbach abwärts nach. Von steilen Felswänden eng eingefaßt, zwischen denen das Wasser in zahllosen Fällen niedersprudelt, führt es seinen anfänglichen Namen „Im Klemm“ mit Recht; als erste Ortschaft tritt uns darin das Dorf Schweighof entgegen. Hier kündet ein an der Seite der Straße beginnender „Bürgersteig“ — um uns sprachreinigend auszudrücken — die Annäherung an Ungewöhnliches, bald erweitert sich das Thal, in welchem vor uns ein langgestrecktes Dorf — Oberweiler — liegt. Darüber thront auf dem linksseitigen, vom Abfall des Blauen gebildeten Gelände eine hohe Burgruine und vor ihr eine hinter prächtigen Baumwipfeln verschwindende Häuserreihe — Badenweiler (425 m).

Man nennt oder denkt sich in Deutschland leicht Baden-Baden und Badenweiler als etwas Aehnelndes, doch in Wirklichkeit giebt es kaum Verschiedenartigeres. Zunächst ist das letztere keine Stadt, sondern ein Dorf, das im Winter nur gegen 600 Einwohner zählt (das Dorf Oberweiler zu seinen Füßen übertrifft es darin); dann steht es in unmittelbarstem Zusammenhang mit der Natur, von jedem Hause führen wenige Schritte in Wald und Stille. So vermag es trotz seinen Hôtels, seinen Bädern und Villen und seinem — im Uebrigen wundervollen, schattig-luftigen — Kurgarten dennoch auch einen friedlichen Aufenthaltsort für Solche zu bilden, die zu den „wunderseligen Leuten“ zu gehören trachten, „welche der Stadt entflohn“. Man kann in Badenweiler noch nach Wunsch Gesellschaft und Eleganz, Abgeschiedenheit und Ländlichkeit haben, und die Befähigung, beides jederzeit miteinander zu vertauschen, gewährt dem Ort, abgesehen von der Schönheit seiner Umgebung, einen eigenen Reiz. Das dortige „Kurtreiben“ besitzt nichts aufgebauscht Widerwärtiges, es trägt noch einen Charakter, über den man in Baden-Baden achselzuckend lächeln würde, und selbst wenn es sich laut bemerklich macht, geht es in einer gewissen stillen Weise zu. Eine unangenehm-lächerliche Zugabe sind nur häufige Besucher und Besucherinnen aus der elsässischen Nachbarstadt Mühlhausen, welche zum Beweise, daß sie aus „Mülhouse“ stammen, die Luft unter freiem Himmel und in den Gastzimmern beständig mit einem lauten französischen Geplapper erfüllen, bei dem alle Franzosen sich noch fester als die Deutschen ihre Ohren zuhalten würden.

Wir haben in dem geschichtlichen Ueberblick unseres Buches schon von den glänzenden Badeeinrichtungen gesprochen, welche die Römer in Badenweiler — Aquae villarum — getroffen und deren Ueberreste, muthmaßlich aus der Zeit des Kaisers Hadrian (2. Jahrhundert n. Chr.), am Ende des vorigen Jahrhunderts aus der Erde zu Tage gefördert worden; die damalige Badeanstalt lag am Abhang gegen Oberweiler, bis 1784 als eine mit Gras und Gesträuch

überwachsene hügelartige Erhöhung, vom Volk, das sich seit Jahrhunderten dort marmorne Bausteine geholt, „im Gmur“ genannt. Das heutige „Römerbad“ benutzt fraglos die nämliche Therme — „ist gleichwol beim Ursprung lawlecht; getrunken eröffnet es die Verstopffung innerlicher Glieder, darinnen gebadet, hilfft es den zerschmetterten, verrenckten Gliedern“ — die sowohl zum Baden, als zum Trinken verwerthet wird. Zahlreichste Gegenstände aus der römischen Vergangenheit wurden aufgefunden und zuletzt das ganze 222′ lange und 81′ breite alte Badgebäude in seinen Grundmauern aufgedeckt; am westlichen Zugang stand ein Stein mit deutlicher Inschrift: DIANAE ABNOB (die beiden letzten Buchstaben, auf dem Alpirsbacher Stein vorhanden, fehlen), welche das Bad unter den Schutz der Diana Abnoba stellte. Nach seiner Größe war dies fraglos kein Privat-, sondern ein muthmaßlich von weiter Umgegend her besuchtes öffentliches Bad; eigenthümlicher Weise hat man keine Wasserleitungen, welche die Thermen dorthin geführt, zu entdecken vermocht. Mit dem Verschwinden der Römer aus dem Decumatenlande verging diese Herrlichkeit unter



Römerbad in Badenweiler.

den Händen der keiner Bäder bedürftigen Alemannen, und die Stelle, wo sie sich befunden, taucht geschichtlich zum erstenmal wieder 1144 als die Trägerin einer Zähringischen Burg „Baden“ auf, die erst im 14. Jahrhundert zur Unterscheidung vom Schloß Baden im Oosthal nach dem darunter entstandenen Weiler den Namen „Badenweiler“ erhielt. Burg und Herrschaft wechselten bis zum 16. Jahrhundert als Besitzthum der Grafen von Freiburg, Straßburg, Fürstenberg und der Markgrafen von Hachberg; bei dem Aussterben der letzteren im Jahre 1503 fielen sie an Baden-Durlach und bildeten so einen Theil der „unteren“ Markgrafschaft Baden. Das Schloß besaß, wie noch die heutige Ruine erkennen läßt, große Festigkeit, so daß es oft für die Umwohner als Zufluchtsplatz in Kriegsnöthen diente; 1678 ward es von den Franzosen zerstört. Die hochaufragenden, herrliche Aussicht bietenden Ueberreste sind vom Kurgarten umfaßt. In der Kirche Badenweilers finden sich mehrere Gräber von Grafen von Freiburg und Wandgemälde aus dem 14. Jahrhundert, im Thurm ward vor nicht langer Zeit durch den Kunsthistoriker Wilhelm Lübke der noch ziemlich erhaltene Ueberrest eines hoch interessanten, vielleicht des ältesten deutschen „Todtentanzes“, wohl ebenfalls aus dem 14. Jahrhundert, aufgedeckt.

Eine starke Viertelstunde südlich von Badenweiler liegt an der Straße nach Schloß Bürgeln in nächster Nähe prachtvoller Laubwälder mit uralten Riesenbäumen und zugleich unter mächtigen Tannen des sich steil hierher absenkenden Blauen das großgeräumige Hôtel Haus Baden, von kunstvoll angelegtem Garten umgeben, ein Aufenthaltsort, der viele Vorzüge vereinigt und um sich her eine Fülle verschiedenartigster Naturschönheit bietet. Wir begeben uns von Badenweiler wieder ins Klemmbachthal hinab nach Oberweiler — muthmaßlich ein 775 im „Lorscher Schenkungenbuch“ erscheinendes Villaner marca — das gleichfalls Kurgästen Unterkunft gewährt und im Norden hoch von den Trümmern, starken, mit Gestrüpp überwachsenen Hauptmauerresten der Burg Neuenfels überragt wird. Sie gehörte einem gleichnamigen, wahrscheinlich sehr alten und ursprünglich in der Stadt Neuenburg drunten am Rhein ansässigen Geschlecht, welches den seltenen Ruhm großer Güte gegen seine Unterthanen genoß; doch hat es Frau Elsbeth von Neuenfels einst verdrossen, als sie auf einem Esel durch das Dorf Murghard geritten und deshalb dort ausgelacht wurde. Wie es scheint, von Anfang ein badenweiler'sches Lehen, ward Neuenfels 1356 von „Ymer, comes de Strasberg“, damaligem Inhaber der Herrschaft Badenweiler, zwei Brüdern, Jacob und Johannes Erhard, als rechtes Mannlehen überwiesen.

Gespenstisch berüchtigt ist die Burg durch das Ende ihrer letzten Bewohner im Jahre 1540. Ein Hund derselben war abgerichtet, täglich von drunten aus dem Dorf Fleisch zu holen, doch eines Tages blieb er aus und kam nicht mehr. Einige Tage vergingen, dann stieg man zum Schloß hinauf und fand droben den alten Burgherrn Christoph von Neuenfels, gemeiniglich „Herr Stoffel“ benannt, mit seiner Frau, Tochter, Knechten und Mägden, zusammen acht Personen ermordet, auch den Hund erschlagen im Schloßhof. Von den Mördern ward nie ein Spur entdeckt, die Burg aber blieb fortan unbewohnt und zerfiel von selbst zur gegenwärtigen, noch mehr als andere derartige Reste erhaltenen, hoch von Baum und Busch überwachsenen Ruine. Ein seltsames Gefühl überkommt den allein in ihr Verweilenden bei dem Gedanken an die letzten Schreckenstöne des Lebens, die dort vor viertehalb Jahrhunderten in einer Nacht verklungen, und daß niemals ein Licht in das unheimliche Dunkel derselben gefallen ist. Niemand fand sich mehr, der sich getraute, in die geisterhaft verödeten Mauern einzuziehen, und diese zerfielen von selbst.

Eine Straßenbahn wird jetzt erbaut, die von Badenweiler über Ober- und Niederweiler nach der Stadt und Eisenbahnstation Müllheim am Ausgang des Klemmbachthales führt. Müllheim hat seinen Namen nicht verändert, sondern taucht mit ihm schon 758 in einer Vergabung eines „Hachfried“ an das Kloster St. Gallen auf. Mehrere dortige Klöster verschwanden bei der Einführung der Reformation; das „Markgräflerland“ von hier bis nach Basel und ins untere Wiesenthal ist überwiegend protestantisch, doch hat der verderbliche jüdische Viehhandel einen seiner Hauptsitze in Müllheim. Die Stadt, der Mittelpunkt des Weinbau's im oberen Breisgau, zählt nur etwas über 3000 Einwohner, zieht sich indeß endlos lang hin, so daß man vom Bahnhof aus an ihrem Ende schon den halben Weg nach Badenweiler zurückgelegt hat. Hebel läßt seinen „Schwarzwälder im Breisgau“ rühmen:

„Z' Müllen an der Post,
Tausigsappermost!
Trinkt me nit e guete Wi:
Goht er nit wie Baumöl i,
Z' Müllen an der Post!“

Dieser „Gasthof zur Post“ lag vor der Stadt und ist nicht mehr vorhanden. Erwähnen wollen wir bei diesem Anlaß, daß im Volksmunde sich auf „heim“ ausgehende Ortsnamen in „en“ oder „em“ verwandeln (Müllheim, Müllen; Schopfheim, Schopfem).

Eine kleine Stunde westlich von Müllheim liegt an uralter Ueberfahrtsstelle über den

Rhein die 1171 von Herzog Berthold IV. von Zähringen gegründete Stadt Neuenburg, welche im Mittelalter eine erhebliche Stellung am Oberrhein einnahm, von 1292—1331 auch Reichsstadt war und dann an Oesterreich verfiel. Vor Anlegung der Stadt scheint dort eine Burg mit „Grafen von Neuenburg" gestanden zu haben; der Name kommt urkundlich schon im 8. Jahrhundert vor. Traurig bekannt ist Neuenburg durch den Tod Herzogs Bernhard von Weimar, der hier 1639 auf dem Wege vom Feldlazaret in Hüningen nach Breisach wahrscheinlich nicht an französischem Gift, sondern an einer Lagerseuche starb und die Hoffnung Deutschlands auf einen protestantischen, nationalgesinnten Kaiser mit sich begrub. Neuenburg litt von alter Zeit viel durch Ueberschwemmungen, ward 1675 von den Franzosen niedergebrannt und da es wieder aufgebaut worden, 1704 völlig der Erde gleich gemacht, so daß die Einwohner den Platz verlassen und anderswo Unterkunft suchen mußten, bis sie nach zehn Jahren zurückkehren konnten. Das heutige freundliche Städtchen besitzt 1400 Bewohner und ist Station der Eisenbahn Müllheim-Mühlhausen an der Rheinbrücke; in der Nähe befindet sich die früher erwähnte, botanisch hochinteressante „Neuenburger Rheininsel."

Eine Viertelstunde südlich von Neuenburg gegen Steinenstatt ragt aus brüchigem Felde ein einsamer Mauerklotz, wohl der Rest eines römischen Wachtthurmes, auf dessen Grundmauern eine Nonne des Klosters Sitzenkirch, Gutta von Neuenburg, 1181 ein Kloster Gutenau begründete. Lustige Nonnen von Sitzenkirch, denen die strenge Ordensregel im letzteren nicht behagte, machten sich ums Jahr 1258 heimlich mit Sack und Pack auf den Weg an den Rhein, um in Gutenau etwas mehr Vergnüglichkeit zu finden, wurden indeß unterwegs von dem noch lustigeren Ritter und Buschklepper Rudolph von Weiler betroffen, welcher sie der Beschwerniß ihrer mitgenommenen irdischen Habseligkeiten enthob und mit leeren Taschen in Gutenau einziehen ließ. Um das Mißgeschick zu vervollständigen, ordnete der Bischof Eberhard von Konstanz außerdem die Zurückführung der so heiter Ausgewanderten in die Klosterzucht zu Sitzenkirch an, und so gingen sie des erträumten Paradieses in Gutenau verlustig, das sich ohne sie fröhlichen Lebenswandels fortbefliß, bis es durch Brand, Kriegsverwüstung und Aussterben den Weg aller Klöster und alles Fleisches ging, nur den alten römischen Heidenmauerklotz sich als Gedächtnißstein hinterlassend.

Südlich von Müllheim liegen am Berggeländerand des Blauen als Hauptweinorte und Eisenbahnstationen die beiden großen, uralten Dörfer Auggen und Schliengen. Auggen ist bereits officiell zu diesem Namen aus „Augheim" abgeschliffen (800 Ougheim) und höchst wahrscheinlich der Geburtsort des in der Manessischen Sammlung mit fünf erhaltenen Liedern angeführten Minnesängers „Brunwart von Augheim" (13. Jahrhundert); die bei Auggen belegene Burg seines Geschlechtes ward von den Bürgern der Stadt Neuenburg im Zwist mit den Grafen von Freiburg zerstört. Auf das schöne Vorland unter dem Blauen hinüberblickend, sang „her Brunwart":

„Willekomne si der sumer schoene,
willekomne si diu wunnecliche zit!
Jch hort aber kleiner vogelin doene;
seht, wie heide und anger aber schone lit,
sit der Winter muoz dem sumer lazen
sinen strit; seht vröude ist uf den strazen
die uns der vil wunnecliche meie git."

Im Frühjahr 1876 wurde auf einem Rebgrundstück bei Auggen ein interessanter Fund von fast 1000 Bracteaten gemacht, deren einige bis in die Zeit der Grafen von Freiburg zurückwiesen; der Schatz, dessen jüngste Münze die Jahreszahl 1523 trug, war vermuthlich zur Zeit des Bauernkrieges in die Erde geflüchtet worden.

Bei Schliengen, das, weiter südlich, 821 als Sitz eines „Walther von Slingen" erscheint, ward 1796 eine Schlacht zwischen dem Erzherzog Karl von Oesterreich und dem von



Der Blauen vom Röteler Schloß aus.

seinem Rückzuge durchs Höllenthal eingetroffenen General Moreau zu Ungunsten des Letzteren geschlagen. Von hier beginnt die Eisenbahn nach Basel hart an den Rhein zu treten und durchschneidet bald den vorgeschobenen „Isteiner Klotz" in mehreren kleinen Tunneln, während die alte Landstraße von Schliengen südwärts über den Rücken desselben führte. Westlich von Schliengen aus einem kleinen Seitenthal sieht der Kirchthurm des Dorfes Liel herüber, dessen Name — im 10. Jahrhundert Liela, Lielaha — stark des Keltenursprungs verdächtig ist, zumal der Ort sich unfern von dem fraglos keltischen Kandern befindet. Das alte Geschlecht „derer von Baden", wahrscheinlich Zähringischer Dienstmannen, von denen zuerst im 12. Jahrhundert urkundlich ein Otto de Badin erscheint, besaß zu Liel einen noch aus dem 16. Jahrhundert erhaltenen Schloßsitz; in der Kirche befinden sich viele Grabsteine mit ihren Namen.

Wir haben, vom Belchen herkommend, von Norden bis Südwesten den Blauen umkreist und kehren auf die Straßenkreuzung der Sirnitz zurück, um den Hochweg von ihr fortzusetzen und auf einsamstem Waldpfad in zwei Stunden den Gipfel des zum Unterschied vom „Zeller Blauen" Hochblauen (1165 m) genannten Berges zu erreichen. Er ist der letzte Hochkopf der mit dem Kandel beginnenden westlichen Hauptgebirgskette der südlichen Schwarzwaldhälfte und bietet als solcher von seinem hölzernen Thurm aus die unbeschränkteste Aussicht auf die ihm schon nahe gerückten Alpen, den Jura und das Oberrheinthal mit den Vogesen, während nach Nordosten der Belchen ihm den Feldberg verdeckt. Ein steinernes, auch im Winter nicht verlassenes Gasthaus dicht neben dem Thurm, mit starkwandigen, vortrefflich eingerichteten Zimmern und rühmenswerther Beköstigung durch den zuvorkommenden Wirth (Stählin) ermöglicht einen bei schönem Wetter höchst angenehmen dauernden Aufenthalt auf der obersten Spitze des vorpostenartig, dem oft erwähnten Anprall des Südweststurmes zunächst ausgesetzten Blauen. Nahe dem Hause befindet sich eine außerordentlich reizvolle Felsgeblöckhalde mit tropenhaft hoher und bunter Blumenpracht von Epilobium und Digitalis, zugleich einen großartigen und idyllisch-lieblichen Niederblick auf die Stadt Kandern und das Kanderthal tief drunten gewährend; bei Nacht leuchten eigenthümlich die Gasflammen der Laternen der Rheinbrücke von Basel herauf. Eine mit der Hochgipfellage verknüpfte Schattenseite besteht in der Nöthigung, bei weiteren Wegen zumeist stark bergab und zurück ebenso bergan steigen zu müssen, doch führt ein Waldrundpfad um den Kopf des Berges und breite, vorzügliche Fahrstraße nach Badenweiler hinunter, das man auf mannigfachen Abkürzungswegen an interessanten Felsbildungen vorüber in anderthalb Stunden bequem erreicht. Der Hochblauen ist bis auf ein kleines Stück seiner Kuppe ganz

bewaldet und nach Süden von unermeßlichen Waldungen des „Sausenhard“ umgeben; wenn sein Name nicht keltisch ist, wird er denselben vermuthlich von der dunkelblauen Färbung tragen, in der er zumeist aus der Ferne erscheint. Am schönsten stellt er sich mit seinen hohen, südlich gerichteten Ausläuferhöckern des „Ameisenbuck“ als ein eigenartig hingelagerter Gebirgsstock von dem östlichen Höhenzug über dem unteren Wiesenthal (zwischen Lörrach (Burg Röteln) und Oetlingen-Haltingen) dar.

An der Ostseite des Blauen entspringt, bis nah vor ihrer Rheinmündung südlichen Verlauf nehmend, die Kander; wo ihre ersten Bäche sich vereinigen, liegt, von oben herabgesehen wie in einem tiefen Loch, das noch immer 710 m hohe Dorf Marzell, kein ursprüngliches „Mariazell“, sondern im 13. Jahrhundert als „Marticella“ genannt. In enggewundenem Thal, außerordentlich stark niederschießend, zieht die Kander unter dem dunklen Wipfelmeer des Sausenhardwaldes, eines alten merovingischen Königsforstes, abwärts an den Trümmern der Sausenburg vorüber, deren Entstehung unbekannt ist. Sie gehörte den Zähringern — bei ihrem Aussterben erscheint zuerst urkundlich ein „mons qui Susinberc dicitur“ — und nach ihnen den Markgrafen von Hachberg, von denen eine jüngere Linie sich nach ihr benannte und eine „Herrschaft Sausenberg“ bildete. Doch diente die Burg nur von 1290—1325 ihren neuen Herren zum Wohnsitz, da diese Schloß und Herrschaft Röteln im Wiesenthal erbten und in die freundlichere Gegend desselben hinüberzogen. Zugleich mit den Burgen Badenweiler und Röteln ward auch die Sausenburg 1678 vom Marschall Crequi, der die Kanonen dazu mühsam von Kandern heraufschleppen ließ, in Asche gelegt; ein hoher Baum ist aus dem Innern der einsam belegenen, noch ziemlich wohl erhaltenen Ruine aufgetrieben. Von ihr führt ein stiller, schöner Weg gegen Nordwesten nach dem Schloß Bürgeln (667 m), gewöhnlich mit dem Hebel'schen Zusatz „auf der Höh“ benannt.

„Z' Bürglen uf der Höh,
Nei, was cha me seh!
O, wie wechsle Berg und Thal,
Land und Wasser überal,
Z' Bürglen uf der Höh!“

Hier finden wir ein aus alter Zeit erhaltenes Schloßgebäude, dessen Bodengrund 1126 von einem Wernher von Kaltenbach, (einer ehemaligen Burg im oberen Kanderthal, unterhalb Marzell), dem Kloster St. Blasien geschenkt wurde, in das er selbst als Laienbruder eintrat. Dies begründete auf der kleinen Bergkuppe eine Propstei, nachmals von den Aebten von St. Blasien mit Vorliebe als Sommerresidenz benutzt. Nachdem sie zweimal, 1267 und 1345, abgebrannt, ward der noch bestehende stattliche Bau wieder aufgeführt, der jetzt zur Hälfte Gasthaus ist. Der große getäfelte Speisesaal redet von vergangenen Tagen; seine Wände sind von oben bis unten lückenlos mit alten, nicht künstlerisch werthvollen, indeß vielfach interessanten Gemälden überdeckt, deren Stoffe, Porträts und Landschaften, sich zumeist auf das Kloster St. Blasien beziehen. Doch finden sich auch sonderbarste Dinge darunter; Maria Theresia, Franz I. der „Prinz Ludovicus“ von Baden blicken dazwischen dem Eintretenden in lebensgroßen Brustbildern entgegen; in der Kirche ist ein solches Kaiser Heinrichs VII. Das Schloß wird an der südlichen Seite von einem mauerumfaßten reizvollen schmalen Garten umzogen, der an alte, heimliche „Klosterwürzgärtlein“ erinnert; gerade vor zeigt er einen eigenthümlichen Ausschnitt der Alpen, Jungfrau, Eiger und Mönch. Bürgeln ist häufiges Ausflugsziel von Badenweiler, das in zwei Stunden auf großer Fahrstraße erreicht wird; es liegt unter dem „Ameisenbuck“ des Blauen, dessen Haus hochher auf das Schloß herabsieht; der Anstieg im Walde zum Blauen fordert gleichfalls zwei Stunden. Gen Süden führt ein halbstündiger Weg abwärts nach dem Dorf Sitzenkirch, wohl keltischen Namensursprungs, wo der nämliche Wernher von Kaltenbach zu „Sicinchilcha“, späteren Erläuterungen nach, den „Sitz einer Kirche“ und für seine Gemahlin

Idda und seine Tochter Himmeltruda ein Nonnenkloster stiftete, das im Bauernkriege zerstört wurde. In der noch vorhandenen, jetzt Protestanten eingeräumten Klosterkirche liegt eine große Anzahl von Markgrafen von Hachberg-Sausenburg-Röteln mit ihren Frauen beigesetzt.

Wir haben uns ein wenig nach Westen vom Kanderthal entfernt und gelangen nun von Sitzenkirch nach Süden rasch in dasselbe bei der Stadt Kandern zurück, falls es nicht Nacht ist und wir dem „Gespenst an der Kanderer Straße" begegnen, das nach Hebels Gedicht manchen Wandrer schon schlimm in die Irre geführt hat. Doch beruhigt er zugleich, daß dasselbe bei der Hütung der Grabstätte seines Kindes „nüchteri Lüt ihres Wegs ordeli passieren loßt", und der Wein, den wir unteswegs von Marzell her bekommen, wird nicht allzu verführerisch gewesen sein, so daß wir Kandern wohl unangefochten erreichen. Hier im erweiterten Thal zwischen den stark abgeflachten Südausläufern des Blauen befinden wir uns zweifellos auf ältester Ansiedlungsstätte der ersten keltischen Bewohner des Oberrheinthals, die den Namen „Chandro", wie er schon im 6. Jahrh. auftaucht — 784 Cantara — hinterlassen. Man sieht indeß dem ländlichen, fast dörflichen Städtchen mit 1500 Einwohnern sein Alter nicht an, und von bemerkenswerthen Dingen hat es nichts aufzuweisen. Es besaß früher in seiner Nähe ein großes, eingegangenes Eisen-Hüttenwerk und liegt auf einem als Ueberrest verbliebenen kleinen Fleck oberen Juras, so daß seine Umgegend Alabastergyps und viele Versteinerungen aufweist. Im Mittelalter fand ein „Freigericht" unter offnem Himmel in Kandern statt, der Bauernkrieg spielte ihm übel mit, und am 20. April 1848 lieferte bei ihm an der „Scheideck" der große Freiheitskämpfer und Heerführer, sonst Advocat, Journalist und Phrenologe, Gustav Struve eine der in seinen Augen ruhmreichsten „Schlachten" der Weltgeschichte.

Kandern bildet einen Kreuzungspunkt großer Straßen zwischen dem Rhein- und Wiesenthal, sowie zwischen Badenweiler und Basel; am Wege zum letzteren durchs Kanderthal abwärts birgt, eine halbe Stunde von dem Städtchen entfernt, der rechtsseitige Wald die Wolfsschlucht ein Unicum des Schwarzwaldes, wenig bekannt, doch im höchsten Maße des Aufsuchens werth. Unter tiefschattendem, lichtgrünem Laubdach liegt auf großer Strecke ungeheures Geblöck durch- und übereinandergethürmt, oft bizarr in der Form, hochübermoost, von der nur wenige Schritte seitwärts vorüberziehenden Straße aus ungeahnt. Es ist fast unbegreiflich, daß sich — zum Glück — noch kein „Hôtel zur Wolfsschlucht" vorfindet, sondern die mit gutem Pfad und Bänken versehene Schlucht fast immer sich einsamer Verlassenheit erfreut. Um ihretwillen könnte man sich in Kandern zur Sommerzeit niederlassen, sie ist auch am heißesten Julimittag so kühl, wie ein dunkler Tannenforst auf dem Feldberg, und unerschöpflich für den Klettertrieb, „unbekannte Welten" zu entdecken.

Weiter abwärts verliert das Kanderthal an Interesse, doch enthält es uralte Ortschaften, Wollbach (764 Walahpach), Wittlingen (874 Witelinghova), Rümmingen (764 Romaninchova). Bei dem letzteren biegt die Kander aus ihrer bisherigen südlichen Richtung nach Westen um und erreicht bald über Bingen (764 Biensheim) und die Eisenbahnstation Eimeldingen (764 Agimontinga) den Rhein. Es folgt nach Basel zu die Station Haltingen (764 Hoaltinga) über dem hoch vom Weingelände das Dorf Oetlingen, ein altes „Oetlikon", herabsieht, im 14. Jahrh. mit einem Hachbergischen Schloß überkrönt, dem 1678 die Franzosen ihre nachbarliche Mühwaltung angedeihen ließen. Dann bildet die Station Leopoldshöhe die badische Grenze gegen das etwas über den Rhein greifende Gebiet des Cantons Basel-Stadt, zu dessen Umgehung die im Bau begriffene strategische deutsche Reichsbahn nach Konstanz — der wir öfter begegnen werden — vermittelst eines beträchtlichen Tunnels von hier ins Wiesenthal hinüberführt.

Wir haben in verschiedenen Abschnitten die Bahnlinie von Freiburg nach Basel berührt, doch das interessevollste Stück derselben zwischen Schliengen und Eimeldingen noch ausgelassen. Hier tritt das Gebirge mit einem vom Blauen her absinkenden, mächtig vorgelagerten Kalk-

gesteinrücken unmittelbar bis zum Rhein heran und drängt die Bahnstationen dicht an den Flußrand. Es sind (von Schliengen folgend: Bellingen (828 Bollinga), Rheinweiler (erst am Ausgang des 11. Jahrh. genannt), Klein-Kems, Istein und Efringen-Kirchen (Eviringa, Chirichheim 805).

Klein-Kems führt seine Vorsatzsilbe zur Unterscheidung von dem gegenüberliegenden elsässischen „Groß-Kems", dessen Bewohner im Jahre 1870 muthig und tapfer über den Rhein auf deutsche Bahnzüge schossen. Beide Orte gehörten ehmals, wenigstens bezüglich ihrer Gemeindeflur, zusammen, wurden jedoch durch Veränderungen des Flußbettes auseinandergetrennt; ob hüben oder drüben die Stätte der keltisch-römischen Niederlassung „Cambes", aus der Kems entstanden, zu suchen ist, läßt sich nicht entscheiden.

Zwischen Klein-Kems und Istein, das seit 1300 dem Bisthum Basel angehörte, wirft das Kalkgebirge sich mit einer weißen Felswand aus Korallenkalk, dem Isteiner Klotz (349 m), so vorspringend an den Rhein, daß die Bahn ihn mit drei Tunneln durchbrechen muß. Auf demselben, der muthmaßlich schon ein Römercastell getragen, lag eine Doppelburg der Bischöfe von Basel, die mit ihrer Stadt vielfach in erbittertem Streit lebten. Die letztere hatte besonders von der Burg Istein häufige Drangsal auszustehen, verbündete sich deshalb im Anfang des 15. Jahrhunderts mit den Städten Straßburg, Solothurn und Bern, eroberte „mit grobem Geschütz" die für unbezwinglich gehaltene „Klotzveste" und untergrub 1411 die Mauern derselben derartig, daß sie in den Rhein hinabfielen; noch im Jahre 1827 fand ein solcher, alle Häuser des Dorfes Istein zum Schüttern bringender Niedersturz statt. Mächtige Quadergesteine wurden nach Basel gebracht und zum Bau des „Riehenthors" verwandt.

Wie der Isteiner Klotz heute liegt, bildet er eines der eigenartigsten und sehenswerthesten Stücke des Schwarzwaldes, zu dem er in stärkstem geologischem Gegensatz steht. Seiner besonderen Fauna und Flora, sowie seiner sommerlichen Tropenglut haben wir früher schon gedacht. An Sonnentagen ist er vom Juni bis zum September kaum zu besuchen und die Augenblendung durch sein gelblich-weißes, große Jaspisbrocken einschließendes Gestein unerträglich. Eine in dies hineingehauene hochaufsteigende Treppe führt zum Gipfel, den ein kleiner, wundervollen Umblick gewährender Pavillon krönt. Am Anfang des Aufstiegs befinden sich uralte Nischen mit Heiligenbildern, dann als große Aushöhlung die Wallfahrtskapelle „zum St. Veit" in die senkrecht abstürzende Felswand eingegraben, an der eine über dem Rhein schwebende schmale Brücke weiter aufwärts leitet; für leicht von Schwindel Erfaßte ist der Weg nicht anrathsam. Die Entfernung von der Station Istein beträgt kaum eine Viertelstunde, doch bietet die weitere Zuwanderung von Efringen oder Klein-Kems so viel des Interessanten, daß sich das Aussteigen auf einer dieser Stationen empfiehlt.

Der seltsame, besonders im Mondlicht geisterhafte Fels forderte zur Sagenbildung heraus. Eine solche vom „Isteiner Friedhof" erzählt, daß im 12. Jahrh. ein Ritter von Istein der Verlobte eines Fräulein Jutta von Sponeck (am Kaiserstuhl) war. Doch noch vor der Hochzeit zog er zu einem Turnier des Grafen von Thierstein auf Schloß Angerstein an der Birs (im Schweizer Jura), verliebte sich dort in die Tochter desselben, Bertha von Thierstein, und verlobte sich mit dieser. Dies Gerücht drang zu Jutta, die unter dem Vorwande einer Wallfahrt nach „Mariastein" gen Angerstein ging, dort auf der Birsbrücke ihren treulosen Bräutigam mit seiner neuen Geliebten antraf und, sich einen Dolch in die Brust stoßend, in die Birs hinabstürzte. Diese trug sie fort in den Rhein; der Ritter hatte sie beim Sturz erkannt, verließ entsetzt die Gräfin Bertha und floh seiner Heimatburg zu. Doch wie er bei Hüningen über den Rhein setzte, tauchte aus dem Wasser seine Braut mit der Todeswunde in der Brust vor ihm auf. Sie verschwand und kehrte wieder, zuletzt stand sie aufgerichtet todt am Isteiner Klotz. Der vom Wahnsinn gepackte Ritter stürzte zu seinem Schloß empor, schrie dort den Dienern, seine Braut komme zum Einzug, und lief wieder durch die Mondnacht hinab. Drunten an den Fels-



Hugideo. Von Wilhelm Volz.

zacken sah man ihn eine weiße Gestalt umfassen und mit ihr in den Strom hineinspringen; Fischer fanden nach langem Suchen die beiden sich fest umschlungen haltenden Leichen und begruben sie zusammen auf der Stelle, wo man sie aus dem Rhein gezogen. Der Bischof Berthold oder Luithold von Basel, ein naher Verwandter Veit's von Istein, erbaute dort ein Nonnenkloster, das zwar lange wieder verschwunden ist, doch, wie es scheint, in Wirklichkeit bestanden hat.

Bekannt geworden in deutschen Landen ist der Isteiner Klotz durch den „Hugideo", eine Erzählung „mit scharfumrissenem historischem Hintergrund", wie ihr Verfasser, Joseph Victor Scheffel sie bezeichnet, dessen „Dichtungsgebiet" im südlichen Schwarzwald wir hier zuerst betreten. Sie bietet im Eigentlichen manche Aehnlichkeit mit der eben erwähnten Sage, doch handelt noch zu römischer Zeit zwischen dem „Juthungen" Hugideo und Benigna Serena, einer von ihm geliebten Kybelepriesterin in Augusta Rauracorum (Augst=Basel), deren Marmorbüste er in seiner Klause (der Veitskapelle) ausgemeißelt. Nach der Verbrennung der Stadt durch die Alemannen im Jahre 451 treibt die schöne Jungfrau, durch einen Dolchstoß in die Brust getödtet, an den Isteiner Klotz und wird hier von Hugideo beerdigt, der sich nachher den selben Dolch ins Herz stößt und neben ihr begraben läßt. Eine Beeinflussung der kleinen romantischen Dichtung Scheffels durch die alte Sage ist unverkennbar. — Ungewisse Ueberlieferungen berichten noch von kühnen nächtlichen Truppenzügen zur Zeit des „edlen Ritters" Prinz Eugen und von der Flucht französischer Reiter nach der Schlacht bei Schliengen 1796 über den Isteiner Klotz.

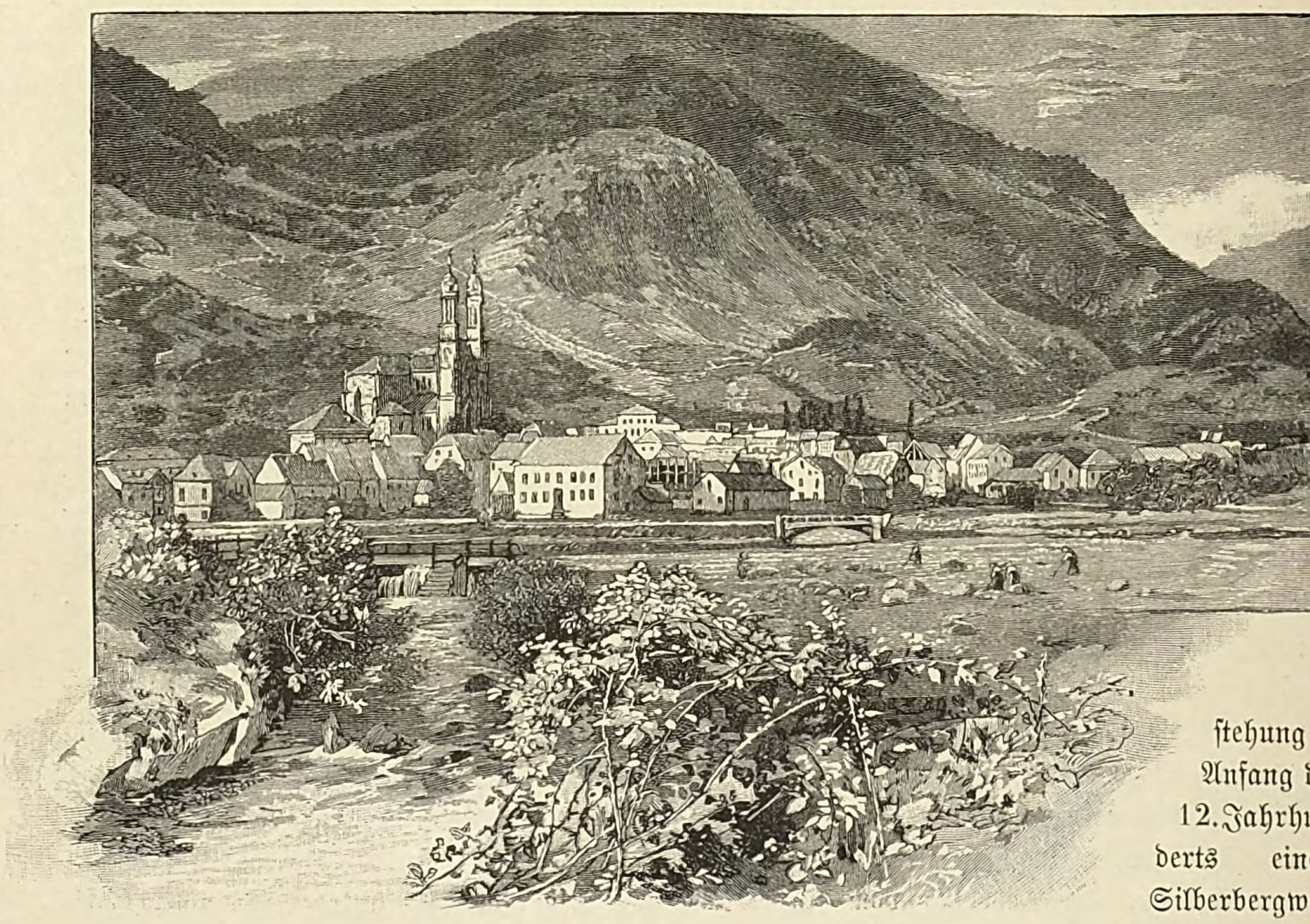
Auch das Dorf **Istein** selbst ist ein in mannigfacher Hinsicht interessantes. In der Bucht zwischen dem „Klotz" und dem südlichen „Hartberg" liegt es, nicht unwahrscheinlich, auf dem Platz eines römischen Rhein=Wachtlagers, doch seinem Namen nach wohl schon keltischen Ursprungs. Im 11. Jahrh. taucht ein „curtis de Istein", als zuerst vermuthlich Herren von Rötinlein (Röteln), dann dem Hochstift Basel gehöriger Frohnhof auf, für dessen Pferde das Dorf „weißes Stroh bis an den Bauch und Hafer bis an die Ohren" zu liefern hatte. Dieser von einem Thürmchen überhöhte Frohnhof hat sich am Südende bis heute forterhalten und leiht im Verein mit mehreren andern alten Gebäuden, besonders dem Rest des aus dem Anfang des 16. Jahrh. stammenden „Scholerhofs" oder sogenannten „Schneckenschlosses" dem Ort ein malerisches Aussehen. Ein Cisterzienserinnenkloster, dessen Gründung im Beginn des 13. Jahrh. stattgefunden und das nördlich vom Dorf gegen den Klotz hin lag, ward 1387 schon durch einen Brand zerstört und ist spurlos verschwunden.

4. Die südwärts vom Feldberg zum Rhein verlaufenden Flußthäler.

Die Uebersichtlichkeit macht es wünschenswerth, diese Abtheilung noch weiter zu zerlegen. Wir haben zwar scheinbar nur fünf Flußläufe zu betrachten, von Westen beginnend: die **Wiese**, **Wehra**, **Murg**, **Alb** und **Wutach**; doch die letztere nimmt wieder vier besonders interessante Zuflüsse in der **Schlücht** mit der **Schwarza** und **Mettma** und in der **Steina** auf. So durchwandern wir jedes Thal seinem ganzen Verlaufe nach und zwar die beiden nach Westen und Osten am Außenrand liegenden der Wiese und Wutach vom Ursprung derselben bis zur Mündung. Sie besitzen einen sowohl unter sich sehr verschiedenen, als auch von den zwischen ihnen befindlichen Thälern abweichenden Charakter. Die letzteren dagegen, Wehra, Murg, Alb, Schlücht, Schwarza, Mettma und Steina weisen im Großen und Ganzen durchaus die nämliche Art enger, von zerrissenen, mehr oder minder mächtigen Felswänden eingefaßter Schluchten auf und unterscheiden sich in ihrer Wirkung hauptsächlich dadurch, ob die Straße in ihnen auf der Thalsohle neben dem Fluß oder in der Höhe über diesem verläuft. Bei ihnen werden wir geeigneter die umgekehrte Richtung von der Mündung zum Ursprung hinauf einschlagen.

a. **Die Wiese.**

Ihren Beginn am Südabhang des „Höchsten" auf dem Feldberg haben wir schon begrüßt, ein zweiter Ursprungsarm kommt von dem südlichen Ausläufer des Schauinsland, der Farnwiede, herab und läuft als „Langenbach" neben der großen Straße von Freiburg-Oberried über den Nothschrei nach Todtnau an den schön belegenen Dörfern Muggenbrunn und Aftersteg vorbei, um sich bei der Stadt Todtnau mit der eigentlichen Wiese zu vereinigen. Nahe vor dem letzteren erhält der Langenbach aus nordöstlicher Richtung von dem hoch herabschauenden, viel als Sommeraufenthalt benutzten Dorf Todtnauberg (1020 m) her, das seine Ent-



Todtnau.

stehung im Anfang des 12. Jahrhunderts einem Silberbergwerk verdankte, einen Zufluß, welcher, in mehreren Stürzen, fast 100 m hoch, zuletzt über eine senkrechte Felswand niederschäumend, den in regenreicher Zeit prächtigen Todtnauer Wasserfall bildet; ein bequemer Weg führt in Windungen an ihm empor. Auch die Wiese selbst wirft sich beim Verlassen des Feldbergs neben der Zinke Fahl in einem schönen Fall herab und durchmißt dann ein tiefes, enges Thal, in welchem sich das weltentlegene, gleichfalls in früher Zeit durch dort betriebenen Bergbau entstandene Dorf Brandenberg birgt. Jetzt ist es durch die neue Fahrstraße von Todtnau auf den Feldbergerhof mehr in den Verkehr gerückt, doch eine gewaltige Wildniß der Berge, Wälder und Geblöckmassen herrscht ringsumher, früher und langer Winter hält das Thal mit tiefem Schnee bedeckt. Hier überall im oberen Wassergebiet der Wiese ist die größte Gebirgswelt des Schwarzwaldes, da der Feldberg seine mächtigsten Ausläufer, das Herzogenhorn, den Giesiboden, Blößling und Hochkopf an der Ostseite der Wiese weit nach Süden vorsendet und von Westen her der Belchen seine Höhentrabanten gegen sie hindrängt. Wer nach der Wirkung ungeheurer Bergmassen Verlangen trägt, muß die Umgegend von Todtnau und dies selbst aufsuchen, das, wie von jenen zusammengedrückt, vielleicht die großartigste Gebirgslage im ganzen Schwarzwald besitzt. Ringsum steigen himmelragende, zumeist kahle Bergwände auf, unter denen besonders der gewaltige Felsenrücken

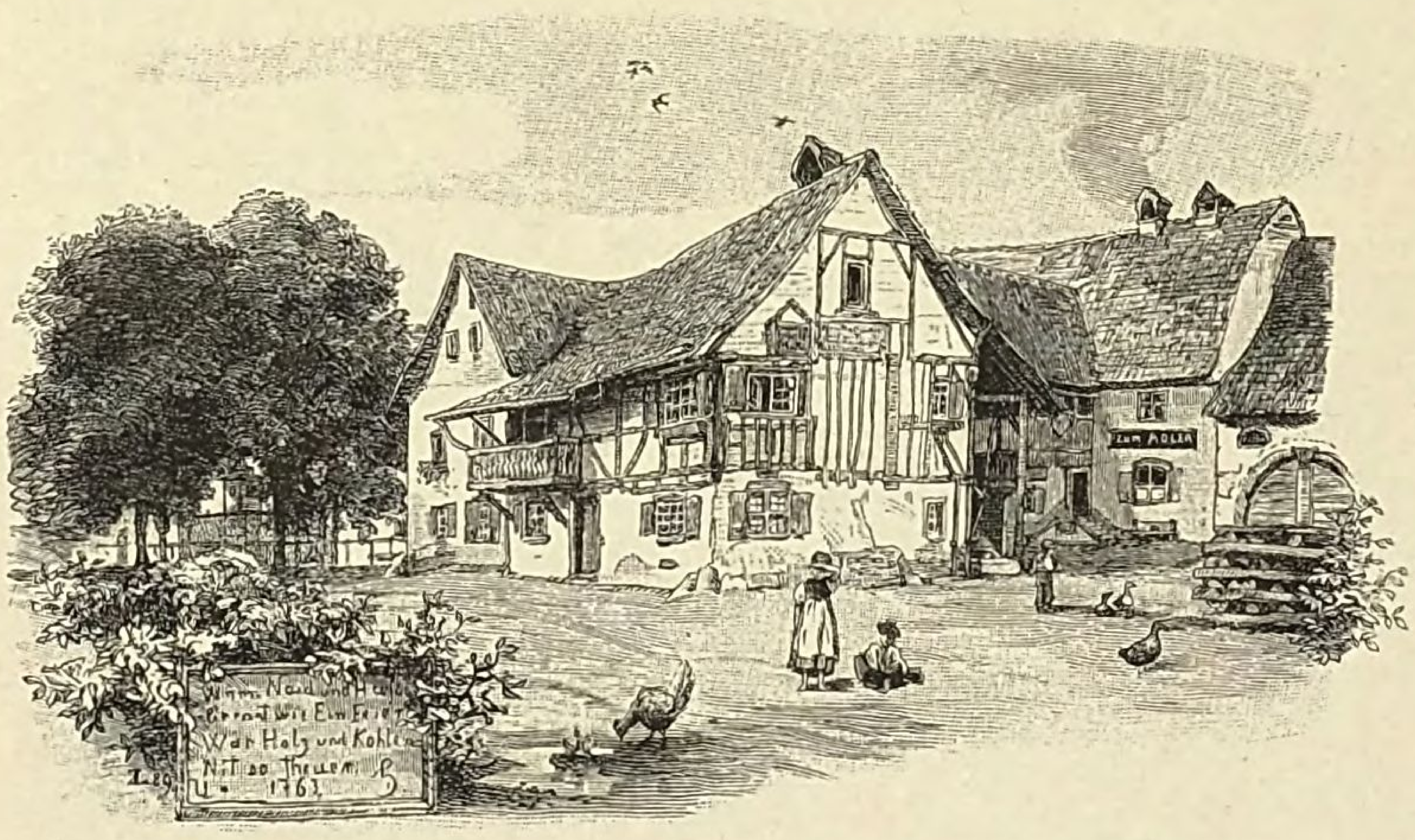
im Nordosten der Stadt am Eingang des Brandenberger Thales klassische, an Griechenland erinnernde Formen zeigt. Eine wundersame Schönheit gewinnen diese vielfach mit Laubholz bekleideten Berglandschaften in der zweiten Oktoberhälfte, wenn die Blätter in allen Farbenstufen vom brennenden Roth und sonnenhaften Gold zum Achatbraun die Gipfel und Klüfte überleuchten.

Das Städtchen Todtnau (649 m) mit 1800 Einwohnern führt als Zeichen seines Ursprungs einen Bergmann mit Schlegel und Eisen im Wappen und heißt im 12. Jahrhundert schon „Totenowe", die „todte Au". Die ersten urkundlichen Nachrichten lassen 1114 Walicho von Waldecko und Burkart von Eistätt ihren Todtnauer Grundbesitz an das Kloster St. Blasien vergaben. Die Stadt brannte mehrfach, zuletzt erst am 19. Juli 1876, beinahe völlig nieder und erregt jetzt mit ihren großen modernen Häusern und der doppelthürmig von einem Felsenvorsprung ragenden Kirche einen höchst unerwartet überraschenden Eindruck im tiefen Gebirgskessel. Die Wiese durchfließt den Ort und bildete die Grenze des Brandes, so daß südlich jenseits derselben noch ein Überrest des alten ländlichen Todtnau's geblieben. Die Einwohnerschaft ist eine äußerst ruhige und gewerbsfleißige; eine Eisenbahn durchs Wiesenthal zum Anschluß an die schon von Basel bis Zell vorhandene ist jetzt eröffnet und läßt die Stadt erheblich leichter, rascher und billiger als bisher erreichen. Ein Sommerabendgang um sie her gehört zum Genußreichsten im Schwarzwald. Der sehr stattliche Gasthof „Zum Ochsen" erfreut sich guten Rufes; wir haben uns in dem etwas kleineren „Zum Bären" bei den sorglich-zuvorkommenden Wirthen mit dem alten oberdeutschen Namen Gebrüder Hablitzel ebenfalls stets vortrefflich befunden.

An die „todte Au" grenzt nach Süden sogleich die „schlechte", der Ort Schlechtnau, unterhalb dessen von Osten her der Prägbach in die Wiese einmündet. Durch sein Thal, in dem das Dorf Präg tief eingegraben liegt, zieht die große Straße über einen Sattel zwischen dem Herzogenhorn und Blößling zur „Vogtei Bernau" im Quellgebiet der Alb und weiter nach St. Blasien hinüber, ein Weg, reich an großartigen Wirkungen. Das Wiesenthal erweitert und verengt sich wechselnd in seinem Lauf nach Süden, doch bleibt immer von der hohen Gebirgswelt zu beiden Seiten begleitet. In einer freundlichen, mit Wiesen bedeckten Verbreiterung erhebt sich der Hauptort des oberen Thales, den seine Begründer um des Gegensatzes willen Schönau genannt (im 12. Jahrhundert vallis Scönowa, dann Schönowe), Edle mit ältesten deutschen Namen, Selinger de Granichun, Adilgoz de Werra, Werinher von Waldecko, Eberhard von Eistatt. Es fiel an St. Blasien, das dort im 16. Jahrhundert gewaltsam die Reformation, die im Orte Eingang gefunden, unterdrückte. Schönau, mit 1300 Einwohnern, mehr dorfartig als städtisch, ist die Amtsstadt für weiten Umkreis über Berg und Thal; nach Nordwesten steigt man von hier zum Belchen hinan. Ein wenig thalauf liegt der Weiler Schönenbuchen, dessen Wallfahrtskirche „zum heil. Petrus" ein höchst curioses Bild mit der Darstellung der „Schlacht von Schönenbuchen" enthält. Man weiß nicht, wann diese stattgefunden, ob die Bauern der Gegend in ihr die Armagnaken („armen Gecken") im 15. Jahrhundert oder die Schweden im 17. Jahrhundert zurückgeschlagen haben, doch das Bild und die Sage läßt ihnen Engel in schwarzwälder Bauerntracht zur Hilfe kommen und den Pferden der eindringenden Feinde vierspitzige eiserne Fußangeln in den Weg werfen. Darüber geriethen die ergrimmten Landsknechte unter sich in Hader und Kampf, erschlugen sich gegenseitig, und ihr Blut färbte die Wiese roth bis an den Rhein. Die Kapelle von Schönenbuchen ist reichbegnadet, denn sie besitzt nicht nur noch einige jener von den himmlischen Hilfstruppen ausgeschleuderten Eisenspitzen, sondern es soll auch St. Paulus selbst auf einem Felsvorsprung in ihrem Innern gekniet haben.

Hier kleine Ortschaften aufweisend, dort auf langen Strecken einsam, zumeist wieder sehr eng, so daß die neue Bahn manche Schwierigkeit zu überwinden hatte, zieht das Wiesenthal sich von Schönau weiter gen Süden; kleine Zuflüsse mit interessanten Thälern münden stets von rechts und links ein, bei dem Dorf Mambach der „Angenbach", an dem entlang eine herrliche, hochaufsteigende Straße nach Todtmoos im Wehrathal abzweigt. In drei Stunden erreicht der

Fußgänger von Schönau aus die Stadt Zell im Wiesenthal (2500 Einwohner), so zur Unterscheidung von vielen gleichnamigen Orten benannt, bis vor Kurzem noch Endpunkt der „Wiesenthalbahn“. Es erregt einen verhältnißmäßig bedeutenden, vollstädtischen Eindruck, zählt jedoch offenbar nicht zu den ältesten Ansiedelungen, da es im 14. Jahrhundert zuerst erwähnt wird; nördlich von ihm erhebt sich der Zeller Blauen (1073 m). Die Voreltern Karl Maria von Webers stammten aus Zell, wo der Großvater und der Vater desselben, der kinderreiche Franz Anton Weber, eine Amtmannsstellung einnahmen. Unterhalb der noch weit überwiegend katholischen Stadt erweitert sich das Wiesenthal, tritt aus den ehemaligen vorderösterreichischen und



Hebel's Geburtshaus in Hausen.

St. Blasischen Gebieten in das der badischen Markgrafschaft über, und nachdem die Wiese bisher ihren Lauf genommen

„Zwische Berge und Berge im chüele duftige Schatte
Und an mengem Chrütz vorbei, an menger Kapelle —“

muß Hebel sie nun ansprechen:

„Und schangschiersch den Glauben und wirsch e luthrische Chetzer —
Aber jez isch's so, was hilft jez balgen und schmähle!“

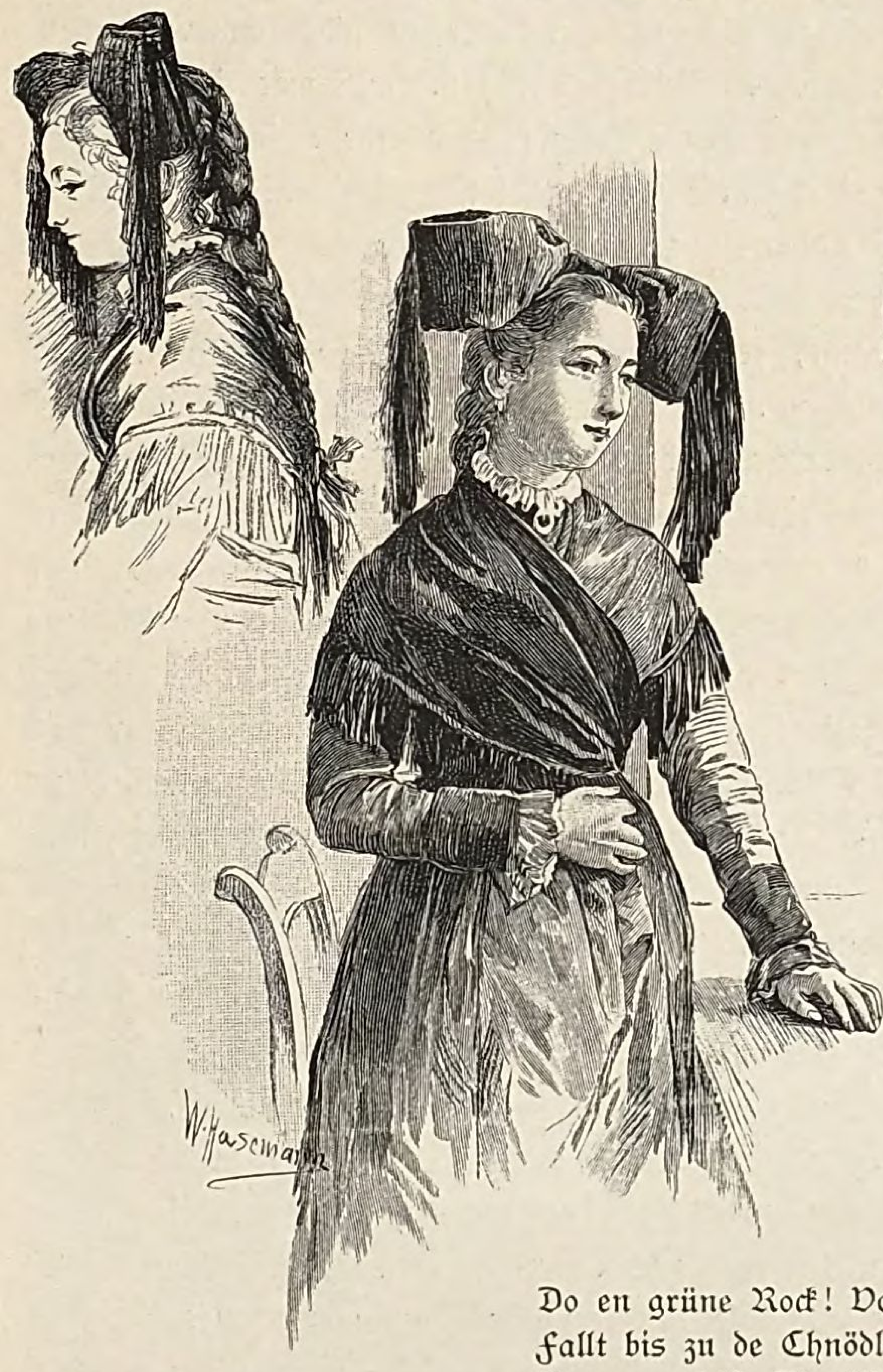
Die erste Station von Zell aus bildet das große protestantische Dorf Hausen, bei dem wir etwas länger Halt machen müssen. Hier verlebte der eigentliche Dichter des Schwarzwalds, Johann Peter Hebel, 1760 in Basel als Sohn eines armen Gärtners geboren, seine Kindheit, in der er sich mit seiner Mutter durch harte Arbeit auf dem Eisenhüttenwerk bei Hausen karg und mühsam seine Lebensnothdurft verdienen mußte. Im vollsten Gegensatz zu diesem ärmlichsten Beginn starb er 1826 als Dr. theol. und protestantischer badischer Prälat auf einer Reise in Schwetzingen, dessen Kirchhof sein Grab enthält. Seine poetische und humoristische Begabung sind gleich hervorragend und liebenswürdig; die letztere tritt besonders in seinen zahlreichen, unveraltenden volksthümlichen Prosaerzählungen zu Tage, während der Dichter hauptsächlich in seinen „Alemannischen Gedichten“ zur Geltung gelangt. Eines der reizvollsten derselben ist das schon mehrfach von uns citirte Idyll „Die Wiese“, das diesen Fluß anmuthigst als ein „Meidbeli“ verkörpert und es von seiner Feldberggeburt bis zu seiner Vermählung mit dem Rhein begleitet. Niemand sollte den südlichen Schwarzwald ohne eine kleine Ausgabe jener Gedichte besuchen.

Nah am Eingang vom Bahnhof ins Dorf liegt das Haus, in dem Hebel seine kümmerliche Kindheit verbracht. Aermlichst geartet, redet es davon durch eine Aufschrift „Hebels Heimathhaus“. Außerdem steht daran der Spruch verzeichnet:

„Wann Naid und Haß brent wie Ein feür,
Wär Holz und Kohlen nit so theur. — 1763“.

Das gebrechliche Haus stützt sich an den „Gasthof zum Adler“, ein Einblick in den Zugang von rückwärts und in die inneren Wohnungsverhältnisse berührt besonders eigenthümlich, wenn man zuvor gegenüber unter einer Baumgruppe vor der Kirche die Inschrift einer Denkmal-

büste aus Goldbronze gelesen: „Johann Peter Hebel, Badens erster Prälat, lieblicher alemannischer Sänger und gemüthlich-heiterer Volks-Erzähler.“ Es war doch einer der ewigen Genien der Poesie, der die armselige Hütte drüben nicht zu schlecht für seine Einkehr erachtete, um Phantasie und Gemüth eines arbeitsmüden, blaßgesichtigen Knaben mit lieblichen Bildern und Träumen zu erfüllen.





Hier ist die Stelle, den Dichter selbst am besten die eigenthümliche Frauentracht im „Markgräflerlande“ beschreiben zu lassen, wie er sein „Meidli“ die Wiese, anruft:

„Halt mer e wenig still, i will di jez lutherisch chleide:
Do sin wißi Bauwele-Strümpf mit chünstlige Zwickle,
(Leg si a, wenn d' schasch!) und Schuh und silberne Rinkli (Schnallen);
Do en grüne Rock! Vom breit verblendlete Lübli
Fallt bis zu de Chnödlenen abe Fältli an Fältli.
Sitzt er recht? Thu d' Häftli i und nimm do das Brusttuch,
Sammet und roseroth. Jez flichti den künstligi Zupfe
Us de schöne, sufer g'strehlte flächsene Hoore.
Obe vom wißen Ancken (Nacken) und biegsam in d' Zupfe verschlunge,
Fallt mit beiden Ende en schwarze, sidene Bendel
Bis zum tiefe Rock-Saum abe. — G'fallt der die Chappe,
Wasserblaue Damast und g'stickt mit goldene Blume,
Zieh der Bendel a, wo in de Ricklene (Schnüren) durgoht,
Unter de Zupfe dure, du Dotsch, (kleine Tölpelin) und über den Ohre
Fürsi mittem Letsch (Schleife) und abe gegenem G'sicht zu!
Jez e sidne Fürtuch (Brusttuch) her, und endli der Hauptstaat,
Zwanzig Ehle lang und breit e Mailänder Halstuch!
Wie en lustig Gwülch am Morgenhimmel im Frühlig
Schwebt's der uf der Brust, stigt mittem Othem und senkt si,
Wohlet der über d' Achslen, und fallt in prächtige Zipfle
Uebern Rucken abe, sie ruusche, wenn den im Wind gohsch!“

Bei der Feldarbeit unterscheidet man im Markgräflerlande und überhaupt im Breisgau zumeist die protestantischen und katholischen Frauen von Weitem an schützend über den Kopf geknoteten weißen und rothen Tüchern; die großen, fledermausartigen Flügelhauben sind, wie im Elsaß, immer Zeichen der protestantischen Zugehörigkeit.

Vom Bahnhof Hausen-Raitbach führt in einer kleinen Stunde ostwärts über das Dorf

Raitbach ein Weg beträchtlich aufwärts zu dem in den letzten Jahren aus schlichten Verhältnissen zu einem eleganten „Kurhaus“ ausgewachsenen Sommeraufenthaltsort Schweigmatt (780 m), auf letztem hohen Südauslauf des Schwarzwaldes belegen. Es bietet mit idyllischer Umgebung bei billigen Preisen Hochluft, unmittelbare Waldnähe und weiten sehr schönen Niederblick auf die Nordschweiz, den Jura und einen großen Theil der Alpen. Zimmer sind reichlich vorhanden, Posthülfstelle und Telephon; neben dem Hause befindet sich eine kleine gemüthliche Bierstube des Gasthauses, „zur Laterne“ getauft. Viele Vorzüge lassen sich dem Punkte nachrühmen. Die Wiesenthalbahn führt weiter abwärts zu der alten Stadt Schopfheim („Schopfem“) mit etwa 3000 Bewohnern, schon 807 als Scoppheim, dann Scofheim genannt, ehemals stark mit Mauern und Thürmen befestigt, jetzt ein freundlich offenes Städtchen. Als Nachbarort liegt in einem waldigen Nebenthälchen ostwärts das Dorf Eichen, wahrscheinlich seinen Namen einer uralten, früheren Wallfahrtseiche mit einem Bilde des h. Pankratius verdankend, neben der einmal ein Holzfäller von einer Eiche erschlagen worden sein soll. Das Dorf ist zum Theil an den „Dinkelsberg,“ einen jurassischen Höhenrücken, hinangebaut, auf dessen stark von unterirdischen Höhlungen durchzogenem Boden ein kleiner, zum Theil von Fichtenwald umschlossener, intermittirender „Eichener See“ von graublauer Farbe in manchen Jahren sein Wasser völlig verschwinden, doch zu anderen Zeiten plötzlich und selbst bedrohlich für das Dorf zurückkommen läßt. Weder Fische noch Pflanzen, nur Kröten und Frösche gedeihen in ihm, in trocknen Perioden wird sein Becken zum Anbau benutzt; die ganze Gegend scheint vielverzweigte unterirdische Wasserverbindungen zu besitzen. Jedenfalls verknüpft damit ist ein wenig östlich bei dem Dorf Hasel (alturkundlich Hasile) die sogenannte „Erdmannshöhle“, die berühmteste Tropfsteinhöhle des Schwarzwaldes. Sie bietet phantastisch-seltsame Stalaktitengebilde, die mit Namen belegt sind, Säulenhallen (als interessanteste die „Fürstengruft“ mit Särgen aus Sinterstein), Kammern und Gänge und enthält unter sich ein Seebecken, sowie einen „Höhlenbach“, dessen Rauschen zu hören ist. Der Schullehrer des Dorfes Hasel führt in die Höhle und besorgt Fackeln und Ueberkleidung für den ziemlich hoch im Preis angesetzten Besuch, der reichliche Durchnässung von oben und noch mehr von unten auf den feucht-glitschigen oder pfützigen Wegen mit sich bringt. Ehe man die Höhle in Verwahr genommen, wurden leider viele der schönsten Tropfsteinbildungen, die von Baumesdicke bis zur Dünne eines Rohrhalms wechseln, abgeschlagen und in Wagenladungen zum Verkauf nach Basel gefahren.

Etwas unterhalb Schopfheim mündet bei dem Weiler Gündenhausen von Norden her in die Wiese der größte Zufluß derselben, die vom Belchen entspringende, schon genannte „kleine“ oder Belchenwiese ein. Hebel spricht hier sein „hofertig Jüngferli“ an:

„Aber z' Gündehuse, wer stoht echt an der Stroße,
Wartet, bis de chunnsch, und goht mit freudige Schritte
Uf di dar und git der d' Hand und fallt der an Buse?
Chennsch di Schwesterli nit? S' chunnt hinte füre vo Wisleth.
Uf und nieder hets di Gang und dine Gebehrde.
Jo de chennschs! Worum denn nit? Mit freudigem Brusche
Nimmsch in d' Arm und losch's nit goh, gib achtig, verdrucks nit!“

„Wiesleth“ (im 12. Jahrh. Wisilat) ist ein Dorf an der Belchenwiese unweit vor ihrer Einmündung, über dem noch geringe Reste einer ziemlich in Dunkel gehüllten Rothenburg sichtbar sind, deren Rittergeschlecht, denen von Röteln verwandt, schon im 13. Jahrh. erlosch. Nur eine Sage spricht noch von einem „Schloßfräulein von Rothenburg“, das einst einem Bewerber geantwortet, er möge nach sieben Jahren wieder kommen, und da er alsdann mit einer jungen Frau heimgekehrt, vor Leid und Reue gestorben; seitdem hütet ihr Geist ihren Brautschatz in den Trümmern und erscheint in diesen alle sieben Jahre einmal im weißen Brautkleid. — Das lange Thal der Belchenwiese blieb ungerechtfertigter Weise bisher ein von Fremden

kaum je besuchtes und vielleicht das wenigst bekannte des Schwarzwaldes. Es enthält allerdings keine geschichtlich bedeutsamen Punkte, doch ist außerordentlich reich an großartiger und idyllischer Naturschönheit, an Wechsel von dunklen Schluchten und sonnigen Gründen, Wasserfällen und Felsabstürzen, prächtigen Laub- und Tannenwäldern, blüthenbedeckten Halden und Hängen, so daß eine Wanderung vom Nonnenmattweiher (Sirnitz) bis Gündenhausen in hohem Maße lohnt. Die Hauptorte des vielfach weithin häuserlosen Thales mit zahlreichen tief einsamen Nebenthälchen sind von Norden her die Dörfer Neuenweg, noch 743 m hoch, in alten Schriften gelegentlich das „markgräfliche Sibirien" genannt, Bürchau, mit einer „Sommer-" und „Winterseite" und einem „Castelberg" in der Nähe, Tegernau (445 m) vormals der Pfarrort für weiten Gebirgsumkreis. Ueber ihm erhält eine winzige Zinke „Burstel", aus „Burgstall" entstanden, das Gedächtniß an die Burg Altwaldeck, auf der 1113 ein „Walcho von Waldeck" erscheint, (die Sage benennt den auf sieben Jahre abgewiesenen Freier des Fräuleins von Rothenburg „Junker von Waldeck"); unfern davon finden sich noch Trümmerreste einer Burg Neu-



Zwischen Zell und Todtmoos.

waldeck, und ein „Walther von Tegernowa" wird im 13. Jahrh. urkundlich erwähnt. Bei Tegernau zweigt ein westlicher Arm der Belchenwiese zur Sirnitz hinauf in die Nähe des Ursprungs der Kander ab, gleichfalls ein höchst reizvolles enges Felsenthal bildend, das sich an der Stelle zu einem Wiesenkessel erweitert, wo der danach benannte größte Ort der Gegend, das Pfarrdorf Wies (593 m) mit etwa 1200 Einwohnern, zuerst im 15. Jahrh. auftauchend, liegt.

Nach diesem kurzen Nordausflug ins Thal der Belchenwiese setzen wir den Bahnweg abwärts von Schopfheim fort. Das Thal der beiden vereinigten „Wiesen" weitet sich mehr und mehr und nimmt vollsten Gegensatzcharacter zum früheren Verlauf an, wie es auch schon so zu Sebastian Münsters Tagen gewesen, denn er äußert sich lobend darüber: „Und ist ein fruchtbar gegenheit darumb / die sich auch noch fort erstreckt das thal hinauff bis zum stättlin Schopffem / do geht d' rauch Schwartzwald an / darinn man sich mit vieh und holtz ernert". Bei der Station Steinen (1113 Staine) mündet eine große Straße von Kandern her; die Herren von Röteln besaßen etwas nördlich davon ein Schloß, das mit seinem „eckige Gieble" noch steht und das „Steinemer Schlößli" genannt wird. Eine Sage haftet dran, von der Hebels Gedicht „Die Häfnet-Jungfer" berichtet. Diese, die Tochter eines Zwingherrn des Schlosses, „mitteme Zuckergesicht und

marzipanene Hälsli", war so hochfahrend, daß sie nur auf einer gebreiteten Bahn von stets neuem Wollentuch oder Flanell nach Steinen zur Kirche ging. Dafür fand sie später, nach dem Tode ihrer Eltern einsam gestorben, nirgendwo im Grabe Ruh, sondern mußte, da ihr Sarg immer wieder aus der Erde heraufkehrte, in einen Brunnen auf dem „Häfnet-Bugg" (Hügel) gebracht werden.

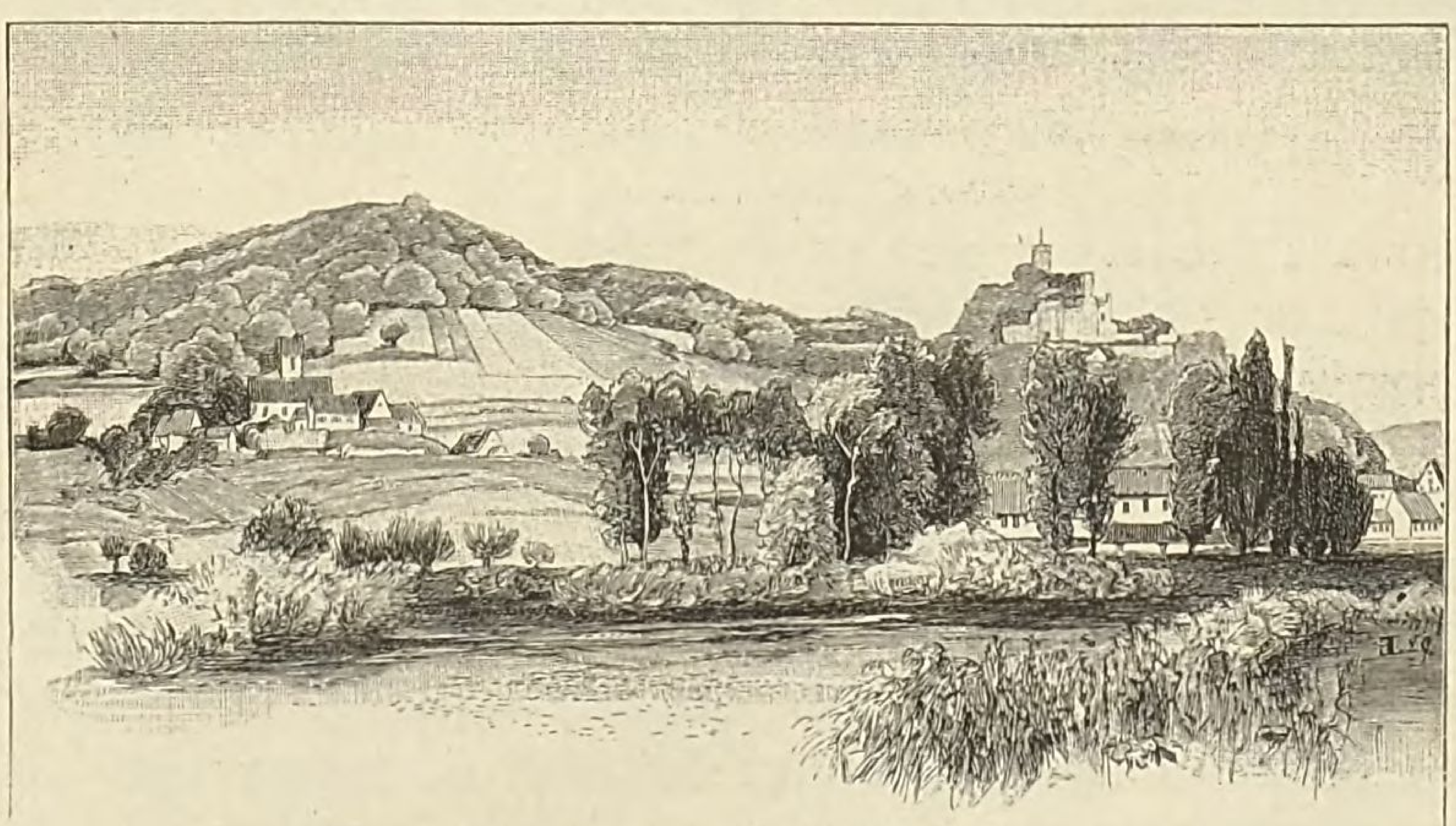
„Dort stigt sie an sunnige Tage
Mengmol usen ans Land, strehlt in de goldige Hoore"

und zieht Vorbeikommende, die am Morgen nicht gebetet, oder sich nicht gekämmt, gewaschen und geputzt haben, zu sich in den Brunnen hinunter.

„Me seit so wege de Chinde,
Daß sie süferli werden".

Bald nach Steinen folgt die Doppelstation Bromberg-Haagen, und westlich über dem letzteren ragt, doch nicht von besonders starker Anhöhe, die Ruine der schon oft genannten Burg Röteln auf, mit der Hochburg um die Palme der Schönheit und Mächtigkeit im Schwarzwald streitend. Ihr Name taucht schon aus dem frühesten Dunkel des Mittelalters 670 in einer Vergabung „Ebo's und Adelsinde's von Raudinleim" an das Kloster St. Gallen hervor; im Anfang des 10. Jahrhunderts erscheinen Herren von Röteleim, nach deren Aussterben Schloß und Herrschaft 1311 an die Markgrafen von Hachberg-Sausenberg überging.

Viele Belagerungsstürme und wildes Kriegsgeheul hörte die Burg um sich toben. Im Jahre 1333 erstach ein Markgraf den Bürgermeister von Basel, und die Bürger des letzteren suchten vergeblich Röteln zu bezwingen. Doch im Bauernkriege, dann von Bernhard von Weimar ward es erobert und schließlich 1678 von den Franzosen verbrannt und gesprengt. Die gewaltigen Mauern und Thürme ließen sich aber nicht völlig zum Untergang bringen und bedecken noch in weiter Ausdehnung hochragend den grauen Felsrücken, mit dem sie verwachsen sind. Die Veste bestand aus einer Doppelburg, der oberen und unteren (Vorburg), viele Jahrhunderte haben an ihr gebaut und verstärkt. Ein dicht mit Epheu übersponnenes Thor führt ins Innere der weiten Trümmerwelt einer großen, mächtig anfassenden Vergangenheit; hohe Bäume sind aus den Mauerumfassungen aufgeschossen, und engheimliche Gänge umziehen diese. Hebel deutet seiner vorübereilenden Wiese hinauf:



Dorf und Schloß Röteln.

„Siehsch dört vorne 's Rötler Schloß — verfalleni Mure?
In vertäflete Stube, mit goldene Liiste verbendlet,
Hen sust Fürste gwohnt und schöni fürstligi Fraue,
Heren und Here-Gsind, und d' Freud isch z' Röttle deheim gsi.
Aber jez isch alles still. Undenkligi Zite
Brenne keini Liechter in sine verrissene Stube,
Flackret kei Füür uf siner versunkene Füürstet;
Goht kei Chrueg in Cheller, ke Zuber aben an Brunne.
Wildi Tube niste dört uf moosige Bäume."

In einem bewohnten Häuschen der Vorburg erhält man einen Schlüssel zum Bergfried, welcher wundersamen Blick in die Welt nach allen Seiten bis zu den Vogesen und Alpen, besonders auf das grünsammetartig nach Süden ausgebreitete untere Wiesenthal darbietet. Der Zauber Rötelns wird von nichts im Schwarzwald überboten; wer es vermag, besuche die Ruine

und den Thurm in der zweiten Oktoberhälfte. Dann dehnt sich gen Norden, von den Füßen des Beschauers anhebend, der endlose Sausenhardwald, roth, goldhell, braun, wie ein unermeßlich hingestrecktes Brocatgewand oder ein türkischer Shawl bis an den Hochblauen empor, der mit langer, dunkelblauer Gebirgskette darüber aufsteigend, vollständig in eine Apenninlandschaft Italiens versetzt.

Weitaus am schönsten verläßt man zum Besuch Rötelns die Eisenbahn Freiburg-Basel auf der Station Haltingen, steigt von hier zu dem schon genannten, hoch vom Weingelände niederblickenden Dorf Oetlingen hinan und folgt einem breiten Weg, dem weiterhin eine alte römische Hochstraße zu Grunde liegt, bis im Walde ein Wegweiser zur Rechten nach Schloß Röteln deutet; die Entfernung von Haltingen beträgt kaum anderthalb Stunden. Von der Ruine steigt man dann auf gewundenem Fußpfad nach Süden ins Wiesenthal nieder, an der Rötler Kirche, mit hohem ernstblickendem Thurm aus dem Jahre 1401 und Steinsarkophagen eines Grafen von Röteln und seiner Frau, vorüber nach dem uralten Dorf Thumringen, das schon 764 urkundlich als „Tuomaringa" erscheint. Diesem nah benachbart, hat schon bis zur Burg die Eisenbahnstation und Kreisstadt Lörrach, die größte des Wiesenthals mit 7000 Einwohnern, stattlich sich aus freundlichster Umgebung hebend, heraufgegrüßt. Ihr Ursprung entstammt dem 11. Jahrhundert; zur Stadt wurde sie erst 1682, als nach der Zerstörung der Burg Röteln von letzterer die Behörden der markgräflichen Herrschaft hierher verlegt wurden. Aus dieser Zeit ist eine auf Lörrach bezügliche Gedenkmünze vorhanden, welche auf einer Seite ein Kind mit der Umschrift: „Ich bin zwar jung und klein anheute" — und auf der anderen einen erwachsenen Mann: „Jedoch aus Kindern werden Leute" — zeigt. Das ist die Stadt Lörrach in der That heute geworden, am Bahnhof sogar mit fast großstädtischem Anstrich, und setzt ihr Wachsthum rüstig fort. Sie trägt eine goldene Lerche im rothen Felde im Wappen, von der ihr Name abgeleitet wird; so wäre sie ursprünglich die „lerechenowe", „Lerchenau", gewesen. Wahrscheinlicher indeß birgt sich eine keltische Flurbenennung darunter; ein Ortsadel auf einer verschwundenen „Burg Lörrach" erscheint im 13. und 14. Jahrhundert. Interessant liegt südöstlich von Lörrach am Westabhang des „Dinkelberges", von einem Weiher umgeben, das alte Tiefschloß Inzlingen bei dem gleichnamigen Dorf (1248 Inzilingin), ehemals „Herren von Richenstein" gehörig, jetzt von einem Landwirth bewohnt, der auch einzelne Räume darin an sehr „bescheidene" Luftkurgäste vermiethet.

Die Wiese zieht nun an ältesten Ansiedelungsstätten im Thal und auf seinen Geländehöhen vorüber — Stetten (Stettheim), Tüllingen (in dessen Nähe, bei dem „Käferhölzlein", 1702 die blutige „Schlacht bei Schloß Friedlingen" zwischen dem Markgrafen Ludwig von Baden und dem Marschall Villars stattfand), Weil (786 Wile — „'s het scho menge Briggem si gattig Brütli go Wil gführt"), Riehen, bereits auf schweizerischem Gebiet, hoch von der überallhin weitsichtbaren St. Chrischonakirche, einer Basler Missionärbildungsanstalt für die Heiden der ganzen Erde, überthront. Ganz westwärts gedreht, hüpft dann die Wiese zwischen Basel und Klein-Hüningen, „bei'm Chlei-Hüninger Pfarer", ihrem Bräutigam in die Arme —

„Jo er ischs, er ischs mit sine blaue Auge,
Mit de Schwizerhosen und mit der sammete Chretze (Tragbänder),
Mit de christalene Chnöpfen am perlefarbige Brusttuch.
Mit der breite Brust und mit de chräftige Stotze (Schenkel),
's Gotthards große Bueb, doch wie en Rothsher vo Basel,
Stolz in sine Schritten und schön in sine Gibehrde."

So sind wir in langer (82 km) Wanderung mit der Wiese, der ächtesten aller hurtigen Schwarzwaldtöchter, vom Feldberg bis zum Rhein hinuntergelangt.

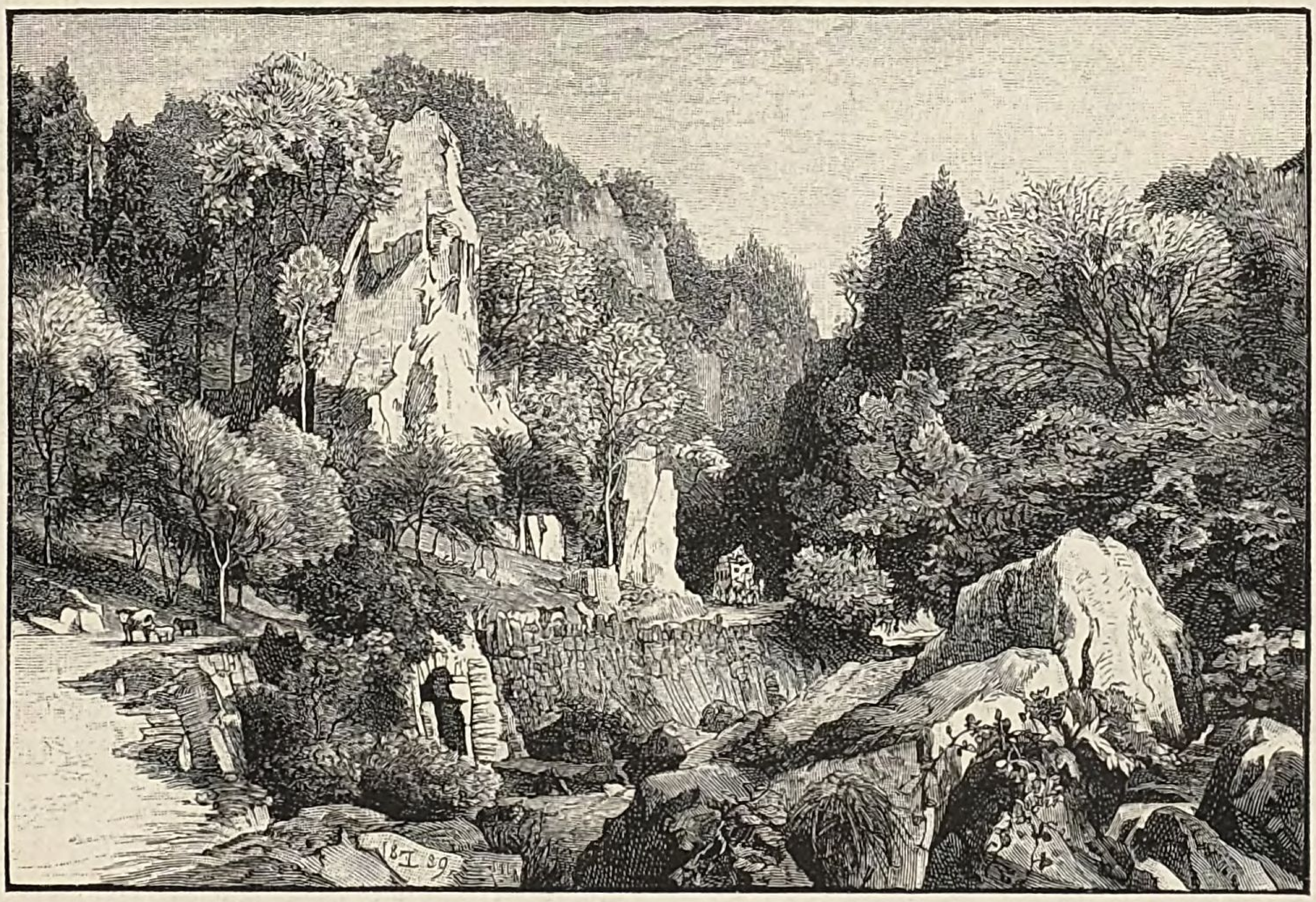
b. Die Wehra.

Sie bildet das nächste östliche Nachbarflußthal der Wiese, doch erheblich kürzer als diese, da sie nicht vom Feldberg selbst, sondern erst vom Hochkopf entspringt und von den Oberläufen der Wiese und Alb gleichsam überdacht wird. Wir betreten ihr Thal, wie die weiter folgenden, von der Basel-Konstanzer Bahn aus, bei der kleinen Station Brennet, wo die Straße nordwärts ohne besondere landschaftliche Schönheit um sie her zu dem ebenfalls nach den meisten Richtungen nicht übermäßig anmuthenden großen Fabrik-Marktflecken Wehr hinanführt. Der Haselbach mündet hier, von der „Erdmannshöhle" her, in die Wehra, die in älterer Zeit den Namen Werra und Werrach trägt; ein weithingestreckter Ringwall der Urbevölkerung der Gegend am ganzen Südabhang des Schwarzwaldes, „Heidenmauer" benannt, gegen anderthalb Meter hoch, aus unbehauenen Steinen aufgethürmt, tritt östlich auf der Höhe bei der Zinke Rüttehof am Schellenberg besonders deutlich zu Tage. Wehr selbst wird nach Osten auf niedrigem Gelände unmittelbar von der Ruine einer kleinen Burg Werrach überragt, die nur als der Mauerumfang eines großen Hauses erscheint und ihre innere Gestaltung frei überblicken läßt. Sie gehörte im 12. Jahrhundert „Herren von Werrach (oder Werr) und Wildenstein", dann „Edlen von Klingen"; Rudolph von Habsburg zerstörte sie und nahm die Herrschaft Werr in Besitz. Wieder aufgebaut, ward die kleine Burg wahrscheinlich im Bauernkrieg zertrümmert.

Mächtiger erhebt sich eine halbe Stunde nördlich von Wehr auf hohem, waldigem, nach drei Seiten steil abfallendem Bergkegel die Ruine des Schlosses Bärenfels (707 m), dessen Inhaber im 14. Jahrhundert Dienstmannen der Markgrafen von Hachberg-Sausenberg waren. Eine Burg gleichen Namens, wahrscheinlich dem nämlichen Geschlecht angehörig, lag bei Angerstein über der Birs in Baselland und fiel bei dem großen „Erdbidem" von 1356 in Trümmer; danach erst scheinen die Insassen derselben hierher übergesiedelt zu sein. Die Ritter von Bärenfels bekleideten vielfältig das Bürgermeisteramt von Basel, waren aber nicht minder Freunde der Weinkanne, wovon ein im Forsthaus Kandern aufbewahrtes Trinkgefäß „die goldene Sau", mit ihrem „Willkommbuch" Zeugniß ablegt, in welchem sich mehrere Bärenfelser mit gereimten Trinksprüchen verewigt haben. Mannigfach war das Geschlecht als hart, wild und grausam verrufen; ein Kuno von Bärenfels im 13. Jahrhundert ward danach der „Lütplager" benannt und mußte nach seinem Tode als ein von Hunden gehetzter, großer, ziegelrother Köter die Burg umflüchten. Der Bergfried derselben blickt gerundet kräftig noch aus sonstigem erhaltenem Mauerwerk weit über die Umgegend herab, die auch bei der Zinke „Hütten" noch eine Burg „Winterstein" besaß, von der nur geringe Reste verblieben. Wann das Schloß Bärenfels zerstört worden, ist nicht sicher zu ermitteln; vermuthlich im Dreißigjährigen Kriege.

Unter dem stark vorspringenden Burgberge desselben beginnt der schluchtartige und malerische Theil des Wehrathales, in dem die Straße unten im Grunde hinführt, so daß die zerrissenen Felsenwände, Zacken und Schroffen stets an beiden Seiten über ihr aufragen. Das Thal erregt den Gefühlseindruck eines unendlich gedehnten schmalen Kerkers, aus dem kein Entrinnen möglich fällt, nur höchst selten steigt einmal ein kleiner Pfad steil an den Felsenwandungen empor; es ist vollständig unbewohnt und bietet wohl die längste Strecke menschenlosester Einsamkeit im Schwarzwald, denn von Wehr bis Todtmoosau befindet sich, drei Wegstunden lang, keine Ortschaft und kein Haus. Von der, freilich gleichfalls äußerst bewohnerleeren Hochwelt droben zur Rechten und Linken, unter der die Straße sich langsam nach Norden emporhebt, gewinnt man nicht leiseste Ahnung. Wie man endlich bei dem Weiler Todtmoosau den Ausgang des auf die Dauer eintönig werdenden Felsenschlauches erreicht, läßt die Art der Landschaft eine unvermerkt erstiegene beträchtliche Höhe erkennen, und um eine gute Stunde weiter taucht der goldene Kirchthumknauf des Dorfes oder vielmehr der weithin zerstreuten Berggemeinde Todtmoos (820 m) über einer Gruppe stattlich aussehender Gebäude auf. Es liegt am Einfluß des kleinen „Todten-

baches" in die Wehra und erhielt von ihm seinen Namen („Feuchtbruch des Todtenbachs"); die Ansiedelung stammt aus der Mitte des 13. Jahrhunderts, um welche Zeit ein Priester Dietrich von Rickenbach dort, dem Gebot einer Traumerscheinung gehorchend, eine Kapelle zu Ehren der Jungfrau Maria gegründet haben soll; „an einer statt, wird genempt das tottmos und hat also seinen namen darum, daß es so tief ist und so unglückhafftig, es sey mensch oder roß, ochsen oder tier, die da kummt in das mauß, es mueß verderben un allen zwiffel." In dieser kirchlichen Legende wird die Wehra „Twerrbach" benannt, offenbar der „Querbach", der das Gebirge durchquert. Die Sage läßt dann weiter Rudolph von Habsburg die neue Kirche mit Besitz ausstatten, welche von den Päpsten reich mit Abläßen begabt und eine Wallfahrtskirche ersten Ranges wurde. Zahlreiche Votivtafeln und Gaben in ihrem Innern legen Zeugniß davon ab, und auch jetzt noch erhält sie von der ländlichen Einfalt aus weitem Umkreis häufigen Pilgerbesuch, gemeiniglich zu Jahrmarktszeiten; Holzbuden fassen den Aufweg zur Kirche ein, in denen

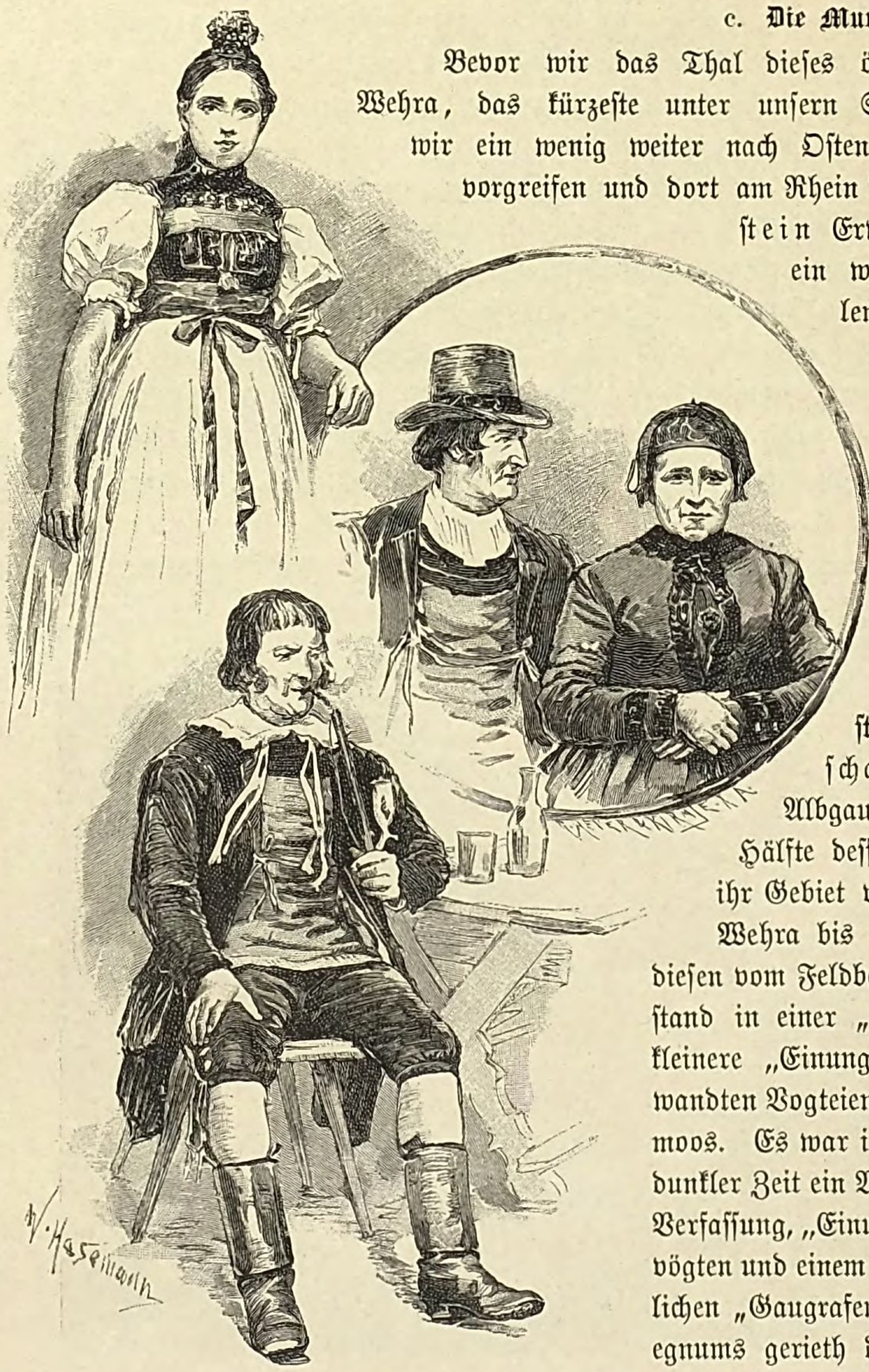


Aus dem Wehrathal.

der Bedürftige sich ebenso mit Heiligenbildern und Rosenkränzen, Amuletten und Wunderberichten, wie mit weltlichen Nützlichkeiten und Herrlichkeiten für bäuerliches Begehren ausgiebig bereichern kann.

Todtmoos liegt sehr eigenartig am Fuß weiter, sich nach Nordwesten gegen den Hochkopf (1265 m) hinaufhebender kahler, schön gewellter Mattenhänge, über die, an Herrenschwand vorbei, ein schlecht befahrbarer Weg ins Prägbachthal nach Todtnau-Schönau hinüberführt; ostwärts biegt hier die Straße nach St. Blasien, westwärts nach Zell im Wiesenthal ab. Die ganze Gegend trägt vollsten, weltfremden Hochlandscharakter und eignet sich vortrefflich für den Wunsch nach einem stillen Sommeraufenthaltsort, wozu gut eingerichtete Gasthäuser, als das größte der „Adler", Gelegenheit bieten. Nördlich über Todtmoos hinaus zieht die Wehra nur kurz noch ihr Ursprungsquellgebiet gegen das der Alb in menschenleer-einsamer Bergwelt um den Hochkopf empor.

c. Die Murg.



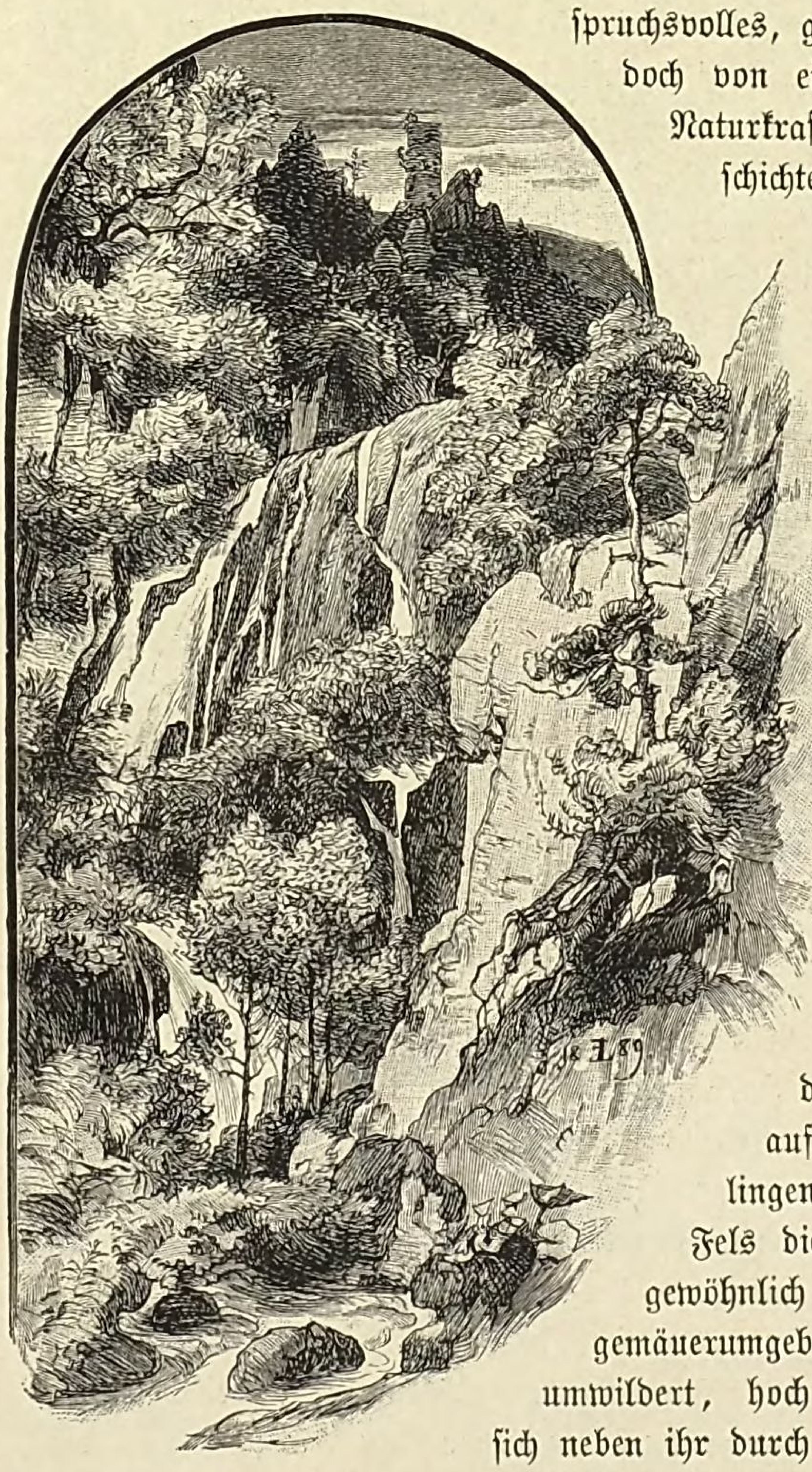
Hauensteiner (-Hotzenwälder) Tracht.

Bevor wir das Thal dieses östlichen Nachbarflüßchens der Wehra, das kürzeste unter unsern Südthälern, betreten, müssen wir ein wenig weiter nach Osten an die Mündung der Alb vorgreifen und dort am Rhein des alten Städtchens Hauenstein Erwähnung thun. Es ist heut ein winziges, 176 Einwohner zählendes, nur aus einer kurzen Gasse bestehendes Oertchen mit den Trümmern einer gleichnamigen Burg, deren Geschlecht sich bis zum Ausgang des 14. Jahrhunderts erhielt. Vormals aber bildete es den Hauptort des „Hauensteiner Landes“ oder der Grafschaft Hauenstein, welche sich mit der Grafschaft Stühlingen in den alten Albgau theilte und die westliche Hälfte desselben einnahm. Sie erstreckte ihr Gebiet von der oberen Wiese und der Wehra bis an die Schwarza und zwischen diesen vom Feldberg bis an den Rhein und bestand in einer „großen Einung“, die in acht kleinere „Einungen“ zerfiel, mit drei „zugewandten Vogteien“ Schönau, Todtnau und Todtmoos. Es war in ältester, doch geschichtlich sehr dunkler Zeit ein Waldbauern-Freistaat mit eigner Verfassung, „Einungsmeistern“, Ober- und Untervögten und einem Statthalter, der später zum erblichen „Gaugrafen“ wurde; zur Zeit des Interegnums gerieth die „Hauensteiner Einung“ an die Grafen von Habsburg und dadurch für die Folge an Oesterreich. Höchst verwickelt aber wurden ihre Verhältnisse und Zustände durch die Entstehung und das Umsichgreifen des in ihr belegenen Klosters St. Blasien, das zu einer mächtigen Abtei mit „Zwing und Bann“ anwachsend, durch seine Herrschsucht und Habgier zu solchen Zerwürfnissen mit den Hauensteinern führte, daß diese das Kloster als ihren Todfeind betrachteten, grenzenlose Erbitterung gegen dasselbe in ihnen wuchs und sie fortan zu Bundesgenossen aller Gegner St. Blasiens, besonders im Bauernkriege, machte. Im Anfang des 18. Jahrhunderts entsprang aus diesem Anlaß auch der sogenannte Salpetererkrieg, da St. Blasien veraltete Leibeigenschaftsrechte wieder geltend zu machen suchte. Dagegen erhoben sich zu großem Theil die Hauensteiner unter der Führung von Johann Fridolin Albiez, der im Weiler Buch (874 Puach) als „Unfreier“ geboren war, das Salpetersieden betrieb und dadurch dem Bunde der Aufständischen den Namen „Salpeterer“ lieh. Es kam an vielen Orten zu gewaltsamer Widersetzung gegen die von St. Blasien verlangte „Huldigung“: auch die Frauen und Mädchen betheiligten sich aufs Heftigste daran, indem sie ihren Männern und Liebsten überall drohten: „Wenn du huldigst, ist die Eh' ab — ist die Lieb' aus!“ Bewaffnete Rotten sammelten

sich, überfielen die nicht mit-aufständischen Ortschaften, plünderten und verwüsteten, bis die Sache 1730 mit ihrer Unterdrückung durch österreichische Truppen und Einkerkerung der Haupträdelsführer (Albiez selbst war 1729 gestorben) endigte. Wie hoch die Wellen fanatischen Ingrimms gingen, beweist der Wunsch einer Frau, mit einem der Hauptgegner der Salpeterer im selben Augenblick zu sterben, da alsdann alle Teufel nur darauf Acht haben müßten, daß seine Seele ihnen nicht entwische. Von 1738—1744 wiederholte sich indeß der nämliche Vorgang noch einmal und zum dritten Mal bis 1755 hin und führte damit zu blutiger Niederschlagung des Aufruhrs und zahlreichen Hinrichtungen. Wenngleich die St. Blasische Zwingherrschaft von Barbarei strotzt und die tiefste Erbitterung vollauf rechtfertigt, vermag man doch für die Salpeterer nur wenig Sympathie zu gewinnen. Sie zeigen sich mit zahllosem herumstrolchenden Gesindel von Scheerenschleifern, Zeunenmachern, Pfannenflickern u. s. w. untermischt, beweisen nur den Schwachen und Wehrlosen gegenüber Muth, doch stieben zumeist sogleich feig auseinander, sobald Soldaten gegen sie anrücken. Das in ihnen gährende Element ist das eines eigenthümlichen religiös-demokratischen Fanatismus, der nach Wiedererlangung der alten Hauenstein'schen Volksselbständigkeit trachtet. Das Jahr 1815 sah nochmals einen, wenn auch rasch beendeten Salpetereraufstands-Versuch unter Aegidius Riedmatter von Kuchelbach, dem der mahnende Geist Fridolin Albiez's erschienen war, und noch heute glimmt in den Walddörfern das „Salpeterthum" da und dort in den Köpfen fort. Vor dem Beginn desselben war indeß auch schon der Dreißigjährige Krieg mit ungeheurer Verheerung und Verwilderung über das Hauensteiner Land hereingebrochen, welches derartig verödete, daß es lange fast unbewohnt dalag.

Seine Bewohner nennen sich nach ihren kurzen, gefältelten, schwarzen Hosen — „Hozen" — die Hozenwälder oder kurzhin die Hozen. Sie sind öfter dunkelhaarig, Blut des slavischen Stammes der den Alemannen benachbart (sowohl früher an der Ostseeküste [Bornholm-Burgundarholm] als später an der Lahn) seßhaften Burgunder, der „Burgundiones" des Ammianus hat sich muthmaßlich in ihnen mit dem suevischen vermischt, sich forterhalten und wesentlich ihre äußere Erscheinung wie ihre Charakterart bedingt. Nach der ersteren zeigen sie sich vorwiegend groß und kraftvoll, manchmal hünenhaft, von Gesundheit strotzend. Sie wurden von alten Tagen her unter dem Namen „das Waldvolk" zusammengefaßt und bezeichneten auch selbst sich so, wohl unbewußt damit auf ihre Herstammung hinweisend, da bur littauisch den Wald und gunde Gau, Burgunder also die Bewohner des Waldgau's bedeuten. Ihre aus dem 15. Jahrhundert stammende Volkstracht ist die eigenartigste und interessanteste des Schwarzwaldes, doch wird sie in der Rheinniederung kaum mehr und auch in den Hochlandsgegenden immer weniger häufig gesehen; unsere Zeit ist die des Hinschwindens der Volkstrachten allerorten. Bei den Männern finden sich außer den genannten „Hozen" weite Jacke und darunter ein über die Hüften reichendes rothes „Leible", weitärmeliges „Krös-" oder „Mutschenhemd", weiße Strümpfe und Schuhe mit rothen Laschen; die unverheiratheten Burschen tragen statt des schwarzen, breitrandigen Filzhutes Pelzmützen oder mit Goldborten verzierte grüne Sammetkappen; alle Kleidungsstücke besitzen keine Knöpfe, sondern Nesteln und Haften. Aeltere Frauen gehen meistens einfach in Schwarz mit rothen Strümpfen, die jüngeren und die Mädchen dagegen prangen in äußerst farbenbunter Tracht rother, schwarzbebänderter Jacke, gelben Brustlatzes, grüner Schürze, blauen oder gelben Rocks, bunter „Goller" (Halskrausen), weißer Strümpfe und Schuhe mit rothen Laschen. Den Leib umschließt ein silberner oder messingner Gürtel, an den Zöpfen hängen breite Seidenbänder herab, und den Kopf bedecken goldgestickte „Plunderkappen" oder wunderlich gestaltete, weiße oder gelbe „Schnotzhüte". In geistiger Beziehung sind die Hozen trotz ihren Jahrhunderte langen Kämpfen gegen die an ihnen von St. Blasien geübte geistliche Bedrückung zumeist sehr bigott, abergläubisch und ganz in der Hand ihrer vielfach fanatischen Pfarrer. Sonst bieten sie eine sonderbare Mischung von Treuherzigkeit und Verschlagenheit, Gemüthlichkeit und Rohheit; trotzig-selbständig, widerspenstisch und rechthaberisch, stehen sie nicht

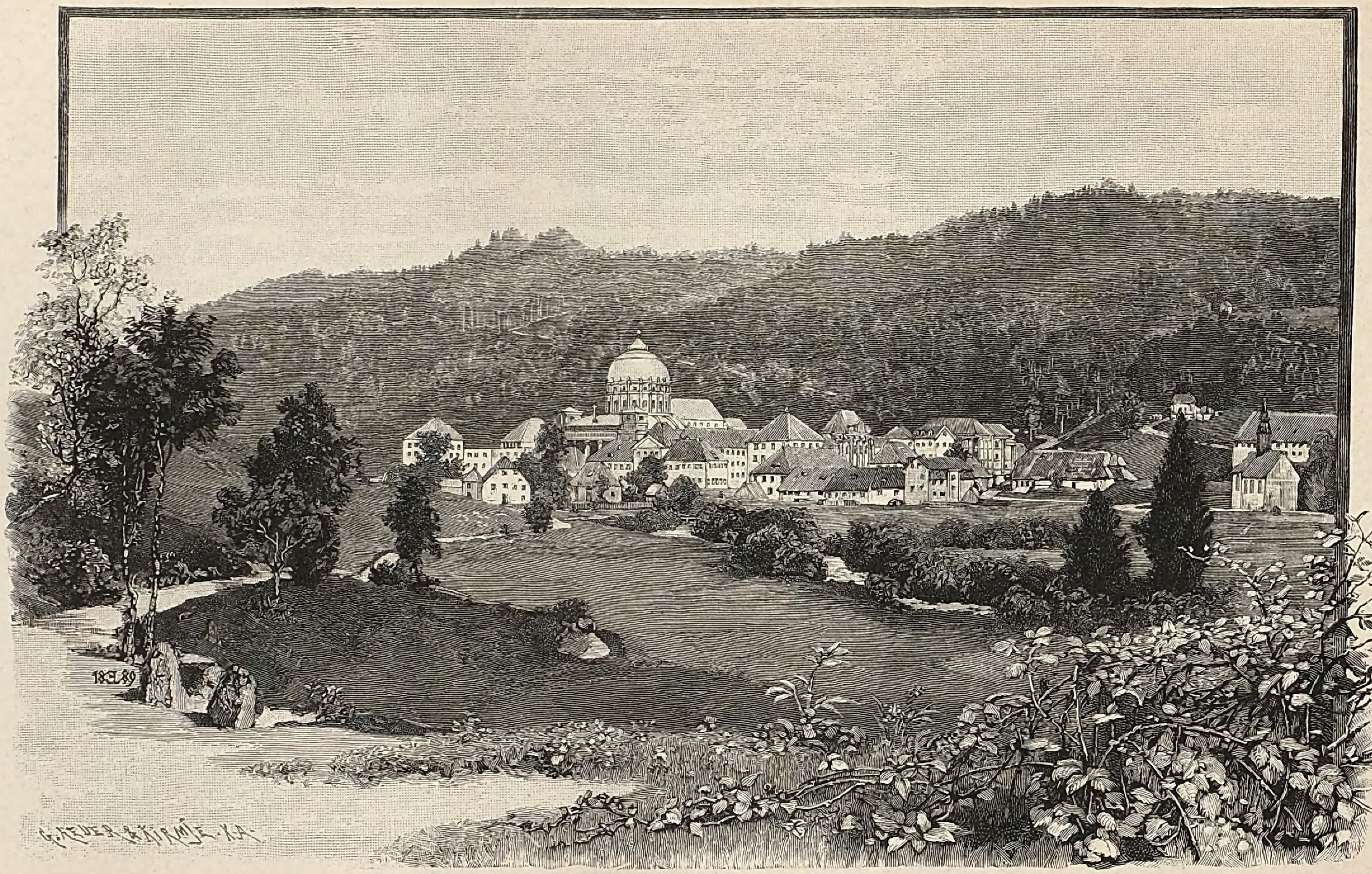
ohne Grund im Ruf der Gewaltthätigkeit, Händellust, Rachsucht und besonders der Prozeßsucht. Ihr Mißtrauen macht sie wortkarg, und das Sprüchwort sagt ihnen nach, der Hoze antworte nie mit „Ja“ oder „Nein“, sondern nur: „'Ska si, 'ska au it si.“ Ihr alemannischer Dialect ist gleichfalls ein alterhaltener mit oft sonderbaren Formen; in ihren Belustigungen zeigen sie sich ausgelassen, witzig und schalkhaft, tanzen gern Walzer und „Hopper“ in leidenschaftlicher, fast wilder Art, erfreuen sich indeß weniger am Gesang lustiger, sondern an dem ernstwehmüthiger, alter Volkslieder. In Allem ein seltsam widerspruchsvolles, gute und üble Leidenschaften verbindendes Volk, doch von einer in unsrer Zeit seltenen, unabgeschliffenen Naturkraft, sein Wesen vielfach erst aus seiner Geschichte erklärend.



Harpolinger Schloß.

Wir haben dies voraufgesandt, weil das Murgthal einen Mittelstrich des Hauensteiner Landes und seiner Bevölkerung bildet, und wir treten bei der Station Murg in das vielgewundene, doch nur kurze (18 km) Thal ein. Nach anfänglich flachem Zugang bietet es gleichartigen Felscharakter wie die ihm benachbarten Thäler, die Straße wechselt, läuft bald neben dem Fluß hin, steigt bald über ihn auf, mehrere Tunnel verleihen ihr besonders malerischen Reiz. Es ist sehr empfehlenswerth, von Murg bis zum Dorf Hottingen hinaufzugehen oder zu fahren, wo die romantische, manche Stellen von hervorragender Schönheit enthaltende Strecke des Thales endet. Am interessantesten ist diejenige, wo bald nach dem Eintritt in die Schlucht zwischen den droben auf der westlichen Höhe belegenen Dörfern Harpolingen und Wieladingen von einem vorspringenden Fels die Ruine der Burg Wieladingen (570 m), gewöhnlich „Harpolinger Schloß“ genannt, mit mächtigem, gemäuerumgebenem Bergfried, von Tannen und Kiefern umwildert, hoch herabsieht. Ein schöner Wassersturz wirft sich neben ihr durch die Schroffen, das Ganze ist wild-großartig, doch führt ein guter, steiler Treppenpfad zu den Trümmern hinauf. „Herren von Wieladingen“ werden seit 1268 bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts in Urkunden erwähnt, über ihre Geschichte und diejenige der Burg ist indeß kaum etwas bekannt; wohl zweifellos stand schon vor dieser auf der Stelle ein Römerwartthurm.

Durch völlige Einsamkeit zieht das Felsenthal sich nach dem Dorf Hottingen (676) empor, erweitert sich und bringt in zwei Stunden zu dem schon 876 m hoch belegenen, großen Gebirgspfarrdorf Herrischried hinan, das eine in der Mitte unseres Jahrhunders eingegangene Bildschnitzerschule besaß und stark bei den Aufständen der „Salpeterer“ betheiligt war. Gleich nördlich von ihm entspringt die Murg auf den Höhen des sogenannten „Oedslandes“ (944 m), das hier die östliche Wandung des Wehrathals bildet. Ueberall auf dem weiten Hochlande zwischen den tiefen Einschnitten der Flüsse liegen die Ortschaften der alten „Hauensteiner Einung“



St. Blasien. Von Emil Lugo.

zerstreut, welche im Ganzen 158 Dörfer umfaßte. Herrischried gehörte zu den Hauptorten derselben und hat mit seiner Umgegend noch heute besonders den Hozencharakter bewahrt. Der „Schwarzwälder im Breisgau“ meint:

„Minen Auge gfallt
Herrischried im Wald.
Woni gang, so denki dra,
's chunnt mer nit uf d'Geging a
Z' Herrischried im Wald.

„Imme kleine Hus
Wandlet i und us —
Gelt, de meinsch, i sag der, wer?
's isch e Sie, es isch kei Er,
Imme kleine Hus.“

d. Die Alb.

Rivus Alba — wer die Alb gewahrt, bleibt nicht im Zweifel, woher sie, in ähnlicher Weise wie die weiß in die Ferne schimmernde Rauhe Alb des schwäbischen Jura, ihren Namen erhalten, denn sie ist die von ihrem Ursprung bis zur Mündung fast unablässig „weiß-schäumende.“ Von ihrem Feldbergbeginn an den Rhein beträgt ihre Länge 42 km.

Das Albthal ist als einer der beiden Hauptzugänge nach St. Blasien, zu dem von der Station Albbruck viertehalbstündige Wagenfahrt hinaufbringt, das bekannteste unter den Südthälern des Schwarzwaldes; wenig Wege desselben werden so viel von fremden Gästen befahren, als die große in die Felswand eingesprengte Kunststraße, welche durch den eigentlich romantisch-wilden Theil des Thales — von Albbruck bis Tiefenstein — stets hoch über dem reißend abwärts schießenden Sturzwasser hinführt. Dieser dadurch gebotene ständige Niederblick in die durchbrauste Tiefe unterscheidet das Albthal ebenso von den übrigen, wie der Vorzug, daß seine malerische Schönheit schon unmittelbar vom Rheinthal aus neben der Station Albbruck, an der großen Eisenbahnbrücke über die Alb, beginnt. Doch entfernt die Straße sich im Anfang von der letzteren ein wenig nach Osten, und dazwischen liegendes Gebüsch entzieht dem Auge die Felsschlucht, an deren Rand man erst wieder nach einer halben Stunde bei dem neuen, zwischen Wald und Fels hoch über dem Flußbett an der Straße belegenen Hôtel Hohenfels tritt, das trotz seiner in Wirklichkeit höchst pittoresken Lage mehr nach dauernden Gästen auszublicken, als solche zu beherbergen scheint. Die unmittelbare Niederschau aus den Gartenanlagen des Gasthofes in den langen Schaumkessel des Alb zählt allerdings fraglos zu den großartigsten des ganzen Thales, aber dem Umkreis mangelt von dort die Bewegungsfreiheit, man ist etwas gefangen, kann über die Schlucht nicht fortgelangen, sondern einzig auf der Straße stets den gleichen Weg an ihr entlang einschlagen.

Dieser bietet freilich eine Stunde weit bis Tiefenstein unausgesetzten Reichthum wechselnd sich ähnelnder hoher malerischer Schönheiten von Zacken und Zinnen, krümmt und windet sich kunstvoll zwischen dem jähen Absturz zur Linken und der steilen Felswand zur Rechten, die er mit fünf kleinen Tunneln durchbricht, auf und ab. Dann liegt das Dorf Tiefenstein in einer kleinen Erweiterung an der Einmündung zweier Nebenbäche, eng zusammengekauert zwischen hohen Bergwänden, doch Straßen über diese hinaufschlängelnd. Aus Wiesengrund hebt sich, großem Block ähnlich, ein Felshügel und trägt unter Buschwerk, Epheu, Moos und Haidekraut begrabenes zerbröckeltes Gestein des alten Stammschlosses der „Herren von Tiefenstein.“ Sie benannten offenbar ihre Burg so nach der tiefeingesenkten Lage und im Gegensatz zum „Hauenstein“, dessen Name durch „Howenstein“ aus „Hohenstein“ abgewandelt worden.

Der Tiefenstein trug vermuthlich schon einen römischen Wartthurm vor der mittelalterlichen Burg, deren Rittergeschlecht, anfänglich „von Tüffenstein, Tiufenstein“, weit zurückreicht, eine bedeutende Stellung im Albgau einnahm und großes Gebiet zwischen der Wehra und Schlücht, im Albthal, sogar über den Rhein hinaus und im Breisgau und der Ortenau besaß. Doch gerieth es im 13. Jahrhundert in Zusammenstoß mit seinen Nachbarn, den mächtigen, ländergierigen Grafen von Habsburg, und in Folge davon wurde die Burg Tiefenstein 1272 von



Blick in's Albthal.

Rudolph von Habsburg erstürmt und zerstört. Die letzten Tiefensteiner verfielen in Armuth und Noth, flüchteten in einen ihnen gehörigen festen Thurm im oberen Albthal auf dem Felsen „Bildsteinflue“ (bei Kutterau) und endeten ihre Tage in Todfeindschaft mit den Habsburgern und St. Blasien als Raubritter. Mit zweien Brüdern Ulrich und Hugo (der in der Nähe von Freiburg 1317 starb) erlosch das stolze Geschlecht; ein Sohn des ersteren soll als der letzte desselben zuvor von Habsburgischen Knechten erschlagen worden sein. Früher hatte ein Diethelm von Tiefenstein am Ursprung des von Nordwesten her in die Alb einmündenden „Ibach“ ein kleines Kloster „Neuenzell“ (Nova cella) gegründet, dessen Mönche später Rudolph von Habsburg verjagte. Die Sage läßt diesen auch das dort in der Kirche befindliche „Haupt des heiligen Cyrillus“ nach Hauenstein fortführen, doch dasselbe am andern Morgen wieder auf dem Altar in Neuenzell stehen. Der nämliche Vorgang wiederholte sich nochmals und aufgestellte Wächter des „heiligen Hauptes“ wurden in der Nacht „unsinnig“. Als Rudolph dies vernahm, „do ist er deß übel erschrocken seines Fürnemens gegen der Kirchen“. Ueberhaupt ist die Gegend vielfach mit sagenhaften Erinnerungen an Rudolph von Habsburg verknüpft. Eine mächtige hochwipflige Tanne überragt droben auf dem Hochland in einem Walde all' ihre Nachbarinnen und trägt den Namen „Kaisertanne“, weil der nachmalige Kaiser als Jäger unter ihr oft von seiner zukünftigen Herrlichkeit in Traumbildern umgaukelt worden. Theilen mußte er indeß seine Herrschaft im Albthal mit einem nixenhaften „Albkönig“, der, in einem kleinen See bei Tiefenstein hausend, aus einem Laubbusch hervor süße Liebeslieder sang und hübschen jungen Dirnen, falls

sie denselben zuhörend am Uferweg stehen blieben, die Sinne damit verwirrte, so daß sie, von Schwindel gefaßt, in seine Wasserarme hinunterstürzten.

Bei Tiefenstein, das an seiner Brücke eine wohlbeleumundete, schönbelegene Wirthschaft als angenehme Raststelle aufweist, trifft die Straße auf gleicher Höhe mit der Alb zusammen und erhebt sich fortan nicht mehr so beträchtlich über diese, wie bisher. Der wirkungsreichste Abschnitt des Albthals ist durchmessen, das in der weiteren Fortsetzung nach St. Blasien den Character zahlreicherer anderer Schwarzwaldthäler kundgiebt. Unbewohnt zieht es sich, immer noch eng und felsig, lang bis zu einer kleinen Häusergruppe hin, unter der sich die Niedermühle befindet, die Geburtsstatt des Anführers des Hauenstein'schen Waldvolks im Bauernkriege, des „Redmann's" Kunz Uehlin, (der Name ist noch in dem des Dorfes „Uehlingen" im Schlüchtthal, sowie auch in dem häufig vorkommenden „Jehle" erhalten), der hier Lehensmüller von St. Blasien war. Wir haben seiner schon in unserm geschichtlichen Ueberblick Erwähnung gethan; er ward 1525, nach der Eroberung der Abtei, durch österreichische Hülfstruppen derselben gefangen, von diesen bei Waldshut an einer Eiche aufgehenkt und gab dadurch den Anlaß zur Racheübung der Bauern und Verbrennung des Klosters (seine an dies angenagelte Hand). Idyllisch friedlich liegt heut' die Niedermühle im jetzt sich erweiternden Thal ziemlich in der Mitte zwischen Albbruck und St. Blasien. Die Straße führt von hieran ebenerdig neben der Alb durch die Ortschaft Immeneich und die Thalzinke (Unter- und Ober-) Kutterau. Ueber dieser liegt ein wenig nach Westen auf der Höhe das Dorf Urberg, ein alter Bergbauort, darunter nah der Einmündung des „Urbachs" in die Alb die schon bei Anlaß des letzten Herrn von Tiefenstein erwähnte, schwer zugängliche Felswand „Bildsteinflue" mit einer Höhle. Bis zum Anfang unseres Jahrhunderts sollen auf der Schroffe Ueberbleibsel einer Burg „Bilstein" sichtbar gewesen sein, von der im 13. Jahrhundert „Henrik und Erlamin von Bilstein" urkundlich genannt werden. Das Albthal verengt sich kurze Strecke noch wieder, doch manche Anzeichen, darunter eine „Pension Waldeck" deuten auf Herannahendes hin, und plötzlich blitzt für den Unwissenden hochüberraschend zwischen den Tannenbergen des Schwarzwaldes nah die große Goldkugel über der gewaltigen Pantheonskuppel der Kirche von St. Blasien (753 m) auf, des in Deutschland weitaus bekanntesten und besuchtesten Ortes im ganzen Hochlande.

Um zunächst kurz die Geschichte desselben zu überstreifen, beginnen wir mit unserm alten Freunde Sebastian Münster: „St. Blasien ist anno 1013 in cellen weiß angefangen worden von Reginberto dem Einsidler/ wie ich in einem alten geschribenen buch hab gefunden. Doch bin ich etwas gründlicher bericht worden/ das S. Blasi sey angefangen worden und' keyser Otten dem ersten/ do was ein Freyherr von Seldenbeuren/ der bekümmert sich fast mit kriegen. Und als er auff ein zeit im krieg ein hand verlor/ bekert er sich vor der welt/ er gab sich in das bruder hauß an der Alb/ also hieß das closter von dem fürfließenden wasser Albis genennet." Grosserus in seinem „Itinerarium historicum politicum" legt St. Blasien „in die Einöde, in welcher zu Zeiten des Kaisers Diocletian die Christen sich zuerst heimlich aufgehalten" (vermuthlich weil St. Blasius unter Diocletian zum Märtyrer geworden), während Crusius „nach einem geschriebenen Pergamentinbuch" die Erbauung des Klosters 962 einem Mönch Bruno von Corvey zumißt und im Uebrigen Reginbert und Seldenbeuren richtig zu einer Person macht. Geschichtlich ist die Abtei aus einer Cella ad Albam hervorgegangen, von Einsiedlern im 9. Jahrhundert gegründet und mit „Gebeinen des heiligen Blasius" (von Koppadocien, dem Schutzpatron gegen Halsweh, weil er einem Knaben eine Gräte aus dem Hals gebetet, daher der „Blasiussegen") durch Rheinauer Mönche ausgestattet, welche vor den Hunnen hierher flüchteten, doch bald wieder mit der Hirnschale des großen Heiligen davongingen und nur seine Armknochen zurückließen. Dann ward das Kloster in der That 945 von einem Ritter Reginbert von Seldenbeuren aus dem Zürichgau, der in dasselbe eintrat, vergrößert, mit Gütern ausgestattet und 963 von Kaiser Otto II. mit umfangreichem Landbesitzthum begabt, das den Namen „Zwing und Bann

von St. Blasien“ erhielt. Die Weltflüchtigkeit in den vornehmsten Geschlechtern jener Jahrhunderte war eine kaum mehr begreifliche; Tausend um Tausende übermachten zur Erringung ihres Seelenheiles allen Besitz der Kirche und traten in Klöster ein, willig die niedrigsten Dienste darin verrichtend. Ganz besonders zeichnete sich St. Blasien bald durch seine adligen Insassen aus. Der Ritter Arnold von Uehlingen hütete die Schweine des Klosters, Lambert von Fahrnau diente den Mönchen als Packträger, Graf Berthold von Frickingen als Bäckergehülfe. Berner von Bottingen, kränklichen Leibes, zettelte Garn zum Weben, und Graf Ulrich von Sulz war Ofenheizer, Küchenjunge und täglicher Ausläufer des Großkellners, mit der Pflicht, die Fische vom Schluchsee für die Mönchstafel zu holen; um weder den Abend- noch den Frühgottesdienst zu versäumen, vollzog er den letzteren beschwerdevollen, fünf Stunden heischenden Dienst allnächtlich in tiefster Finsterniß. Das Gebiet des Klosters wuchs in solcher Weise rasch durch weitere Schenkungen auf's Außerordentlichste an und bildete allmählich eine mächtige Herrschaft zwischen den österreichischen Breisgau-Vorlanden, den Grafschaften Fürstenberg, Stühlingen und Hauenstein; die Kastenvogtei ging nach dem Aussterben der Zähringer Herzoge an Oesterreich über, doch der Abt von St. Blasien ward 1612 als Herr der Grafschaft Bonndorf reichsunmittelbar, 1746 „Reichsfürst“ und kaiserlicher „Erb-Erzhofkaplan“. Verschwendung, Ländergier, Herrschsucht und Hochmuth kennzeichneten zumeist den fürstlichen Hof der großen Prälaten, mit maßloser, grausamer Bedrückung der Leibeigenen und Hörigen gepaart; vielfach führte das fromme Kloster Raubkriege gegen seine Nachbarn.

So fiel es im Bauernkriege 1525 unter dem Abt Johann III. Spilmann, der, in die Schweiz fliehend, dort starb, der rächenden Vergeltung anheim und ward vollständig niedergebrannt. Aehnliches Geschick betraf das Kloster im Dreißigjährigen Kriege, sowie im Jahre 1768, nach welchem der kunstsinnige und hochgebildete Fürstabt Martin II. Gerbert mit außerordentlichem Kostenaufwand die brandzerstörte Kirche in italienischem Geschmack nach dem Vorbild der Pantheonskirche Maria della Rotonda in Rom wieder erbauen ließ; in der Kirche ward eine Familiengruft hierher aus Basel und Königsfelden überführter Särge des Habsburgischen Hauses eingerichtet. Das Jahr 1807 brachte die Aufhebung der Abtei und die fernere Benutzung der gewaltigen Klostergebäude zu Fabrikzwecken mit sich; ein Theil derselben mit der Kirche ging 1874 abermals durch ein in der Fabrik ausgebrochenes Feuer in Flammen auf, doch die Kirche wurde aus Staatsmitteln in ihrer früheren Pracht und Gestalt wieder hergestellt und ragt aufs Neue, säulengetragen, mit ihrer machtvollen Kuppel, der Goldkugel und dem Goldkreuz darüber ebenso aus dem dunklen Tannenrahmen des Schwarzwaldthales empor. Sehr beeinträchtigt wird sie allerdings durch den hohen Anbau an ihrer Südseite und das ganze Fabrikwesen um sie her. Den schönsten Niederblick auf sie gewährt die „Felsenhütte“ des östlichen Berggeländes, doch einen zugleich gründlich verdorbenen durch das ungeheure „Bleikammerdach“ der Baumwollspinnerei unter ihr, und ebenso bildet das unablässig die Luft füllende Schnurren von Turbinenrädern in der letzteren für das Ohr keine besonders erquickliche Zugabe des Aufenthaltes in St. Blasien. Der Theil des Klosters, der dem Fürstabte zur Wohnung gedient, blieb von dem letzten Brande verschont und blickt noch in vornehmer Pracht des vorigen Jahrhunderts mit zwei phantastisch-gewaltigen Wasserspeiern an. Selbst eine kurzgefaßte Geschichte der Abtei würde Bände anfüllen; uns verstattete der Raum nur, mit ein paar Worten Grundzüge ihrer Vergangenheit hinzustellen.

St. Blasien, mit 1100 Bewohnern, ist keine Stadt, doch noch weniger ein Dorf, sondern Mittelpunkt eines weitausgedehnten Amtsbezirks, um die Kirche, Klosterfabrik und das „Kurhaus“ eine gedrängte Ansammlung städtischer Häuser, Villen und Gärten darbietend, denen sich, eigentlich unvermerkt, die Wohngebäude der Ortsansässigen hinzugesellen. Alles zeigt sich auf zahlreichsten Fremdenbesuch eingerichtet und zugeschnitten, dem sich im Kurhaus ein Speisesaal für dreihundert Personen, eine Restauration, Konversations-, Lese-, Rauchzimmer, daneben im Kloster bairische Bierstube, umher Colonnaden und Promenaden nach allen Richtungen zur Verfügung stellen.

Das Kurhaus übt den alten St. Blasischen „Zwing und Bann" in moderner Weise fort; man kann demselben freilich in der „Krone" entgehen, allein dem sich einmal in St. Blasien Aufhaltenden ist die Unterkunft im ersteren fraglos mehr zu empfehlen und, wie anerkannt werden darf, für das Gebotene keine übermäßig theure. Selbstverständlich kommt die Umgegend der Bequemlichkeit der Gäste überall aufs Sorglichste durch vorzüglich angelegte und erhaltene Wege entgegen, und das Albthal bietet mit seinen waldigen oder kahlen, von Straßen überzogenen Bergwänden mancherlei Schönheit. Hervorragender Art ist diese in der Nähe St. Blasiens jedoch nicht und der Aufenthalt in demselben wesentlich für „gute" Gesellschaft suchende Großstädter geeignet, deren Naturideale in Waldpromenadepfaden bestehen, welche alle nach Rom, d. h. in den Speisesaal des Kurhauses zurückführen.

Das Bedeutendste in der näheren Umgebung bietet zweifellos Höchenschwand, das auf großer, mählich, doch hoch ansteigender Fahrstraße in einer guten Stunde erreicht wird. Halbwegs, von



Zwischen Präg und Bernau.

dem Dorf Häusern (896 m) an kürzt die „alte" Straße erheblich und gewährt, wo sie zur Höhe gelangt, einen interessanten Niederblick auf die sehr eigenartig, wie große, dichtgedrängte, graue Schuppen drunten in grüner Thalmulde zurückgebliebenen Dächer von Häusern. Nach Süden steigt zugleich auf weiter, kahler Gipfelfläche dicht vor dem Emporgeschrittenen der hohe, rothbraunbehaubte Kirchthurm von Höchenschwand (1010 m), des, nach Hofsgrund, höchstbelegenen Pfarrdorfs im Schwarzwald, auf. Es erscheint urkundlich schon im 10. Jahrh. als „Hachinswanda" (die „Schwindung des Hacho") und gab St. Blasien, zu dessen Zwing und Bann es gehörte, seinen ersten Abt „Beringer"; 1092 erbaute der Abt Uto hier eine kleine Kirche. Reste einer Burg im 12. Jahrh. genannter „Derer von Tombruggo" (Tomburg) befinden sich ostwärts im Wald gegen das Schwarzathal hinüber.

Das Dorf Höchenschwand erregt trotz seinen schwarzwälderischen Häusern einen halbnordischen Eindruck, es erscheint Einem, als ob es auch in seinem Aussehen etwas Windverwehtes besitze. Mit dem Gasthaus auf dem Hochblauen ist es am meisten im Schwarzwald dem Wetter-

sturm preisgegeben und stille Luft droben eine Seltenheit; auch das Aeußere des beträchtlichen, viel als Luftkurort besuchten „Gasthofs Höchenschwand“ redet von dem fast beständigen Windanprall, denn er legt seine Vorfenster nach der Südwestseite selbst im Sommer nicht ab. Der Aufenthalt im Hôtel ist naturgemäß ein ziemlich theuer bezahlter; Schatten bietet die nächste Umgebung nirgendwo, doch bedarf man desselben auch in der Mittagssonne kaum. Es überrascht, die Hochfläche angebaut und Blumen- und Obstgärten um die Häuser zu finden.

Höchenschwand besitzt zwei sogenannte „Belvedere“, eines im Gasthof selbst, das andere nach Süden vor dem Dorf als kleiner, mit Läden umschlossener Holzthurm einsam im Feld belegen; beide entrollen alles im Gebirg übertreffende, weitest umfassende und unbehindertste Alpenaussicht. Nach Norden und Westen liegt der Schwarzwald mit zahllosen Gipfeln und Rücken übereinandergewölbt, man erkennt (wie immer) den Feldberg in langhingestreckter Linie nur an seinem Thurm; eigenthümlich, für die Lage auf dem Schwarzwaldhochland bezeichnend, heben sich aus der Vordergrundtiefe gen Westen und Südosten die Pfarrdörfer Urberg und Berau auf. Nur das Albthal gewahrt man, über alle andern Südthäler geht der Blick hinweg, ohne von ihren jähen Einschnitten eine Ahnung zu gewinnen. Die Umschau von Höchenschwand vereint Lieblichkeit mit erhabenster Größe; sie ist unvergeßlich und das Kronjuwel St. Blasiens.

Von diesem führt bei Häusern die von uns beschrittene Straße in das nahe Thal der Schwarza hinab und durch dasselbe nach Schluchsee, zu dem sich auch direct von St. Blasien aus eine nähere Fahrstraße nordostwärts über die Berge zieht, wie gegen Westen ins Wehrathal nach Todtmoos. Wir folgen der im Albthal langsam weiter emporsteigenden, die sich nach einer Stunde mit der Alb selbst in zwei Arme zerspaltet, sich zur Linken nach Bernau, zur Rechten nach Menzenschwand anhebend. In ersterer Richtung erreichen wir bald die in einer weiten völlig baumlosen Hochthalmulde zwischen dem Herzogenhorn und Blößling belegene „Vogtei“ Bernau (über 900 m), seit 1173 durch eine Bulle des Papstes Calixtus III. dem Zwing und Bann einverleibt und eine der vier „Vogteien“ St. Blasiens bildend. Der Name bezeichnet schwerlich die „Bärenau“, sondern stammt, schon früh als „Bernawa“ auftretend, muthmaßlicher von einem ersten Ansiedler „Bero“ her, der sich im obersten nördlichen Thalgrunde unter dem Herzogenhorn an der Stelle des heutigen „Bernau-Hof“ niedergelassen, wo auch bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts die Pfarrkirche stand. Seitdem erhebt sie sich auf einer kleinen Anwölbung ziemlich inmitten des Thals und der Häusergruppe „Bernau-Innerlehen“ (928 m), die ganze weite Thalgemeinde überblickend, welche, 1500 Einwohner zählend, noch in mehrere andre, eigens benannte Abtheilungen, „Bernau-Kaisershaus, -Oberlehen, -Weierle, -Riggenbach, -Dorf“ zerfällt. An dem Paßübergang im Westen zum Wiesenthal, wo sich jetzt die große Straße kunstvoll durch mächtige Bergwelt ins Prägbachthal über Präg nach Schönau-Todtnau hinunter windet, fanden oft blutige Kämpfe, im 12. Jahrh. ein solcher der Unterthanen St. Blasiens gegen die des Bischofs von Basel statt; später auch eine muthige Vertheidigung der Bauern gegen heraufdringende Franzosen.

Die Bernau bildet eines der entlegensten und eigenartig-reizvollsten Hochthäler des Schwarzwaldes. In seinem Grunde mit zahlreichen Häusern überdeckt, trägt es dennoch den Character vollster Gebirgseinsamkeit, im Norden von hohen, mit grauschwärzlichen Felsen und Gesteinblöcken durchsetzten Mattenköpfen überragt, auf denen Rinder-, Schaf- und Ziegenheerden weiden. Ernst-heiter, mit einem großen Gesichtsausdruck blickt das Thal an, weiter gen Norden von fast unzugänglicher Waldbergwelt begrenzt; im letzten Winkel bei dem „Bernau-Hof“ entspringt vom Herzogenhorn die Quelle der „Bernauer-Alb“. In Bernau-Riggenbach und Bernau-Dorf haben sich zwei freundliche Gasthäuser, Adler und Löwe, zu Sommeraufenthaltsplätzen eingerichtet, doch trotz der Großartigkeit des Thals macht die vollständige Schattenlosigkeit dasselbe für eine dauernde Niederlassung nicht eben geeignet.

Uns an die Gabelung der Straßen und Albursprungsarme zurückwendend, folgen wir, in

engerem Thal aufwärtssteigend, nun dem nördlichen der beiden zu dem Pfarrdorf (Vorder- und Hinter-) Menzenschwand (884 m), dessen Bewohner sich hauptsächlich von der „Scheeflerei", der Verfertigung hölzerner Geräthe und Schachteln, ernähren. Das Thal war ebenfalls von Anfang des Zwinges und Bannes eine Vogtei St. Blasiens; die Viehheerde des Dorfes weidet größtentheils um die „Menzenschwander Viehhütte" auf dem Feldberg. Der Gasthof zum Adler bietet den Umständen angemessenen Sommeraufenthalt in einsamster Gegend der südlichen Feldbergwelt. Menzenschwand ist der Geburtsort des Porträt-, hauptsächlich Fürstenmalers Franz Xaver Winterhalter (1803—1873), aus dessen Hinterlassenschaft der Gasthof in Höchenschwand begründet wurde; der Name bezeichnet „den von der Winterhalde" und tritt im südlichen Schwarzwald häufig auf. Durch ein enges, rauhes Thal zwischen den Spießhörnern und der Bärhalde ziehen Weg und Bach sich nun hoch hinan weiter empor, der erstere zum Feldbergerhof, der letztere, um unfern von diesem am Südostabhang des Feldbergs als „Menzenschwander Alb" seinen Ursprung zu nehmen.

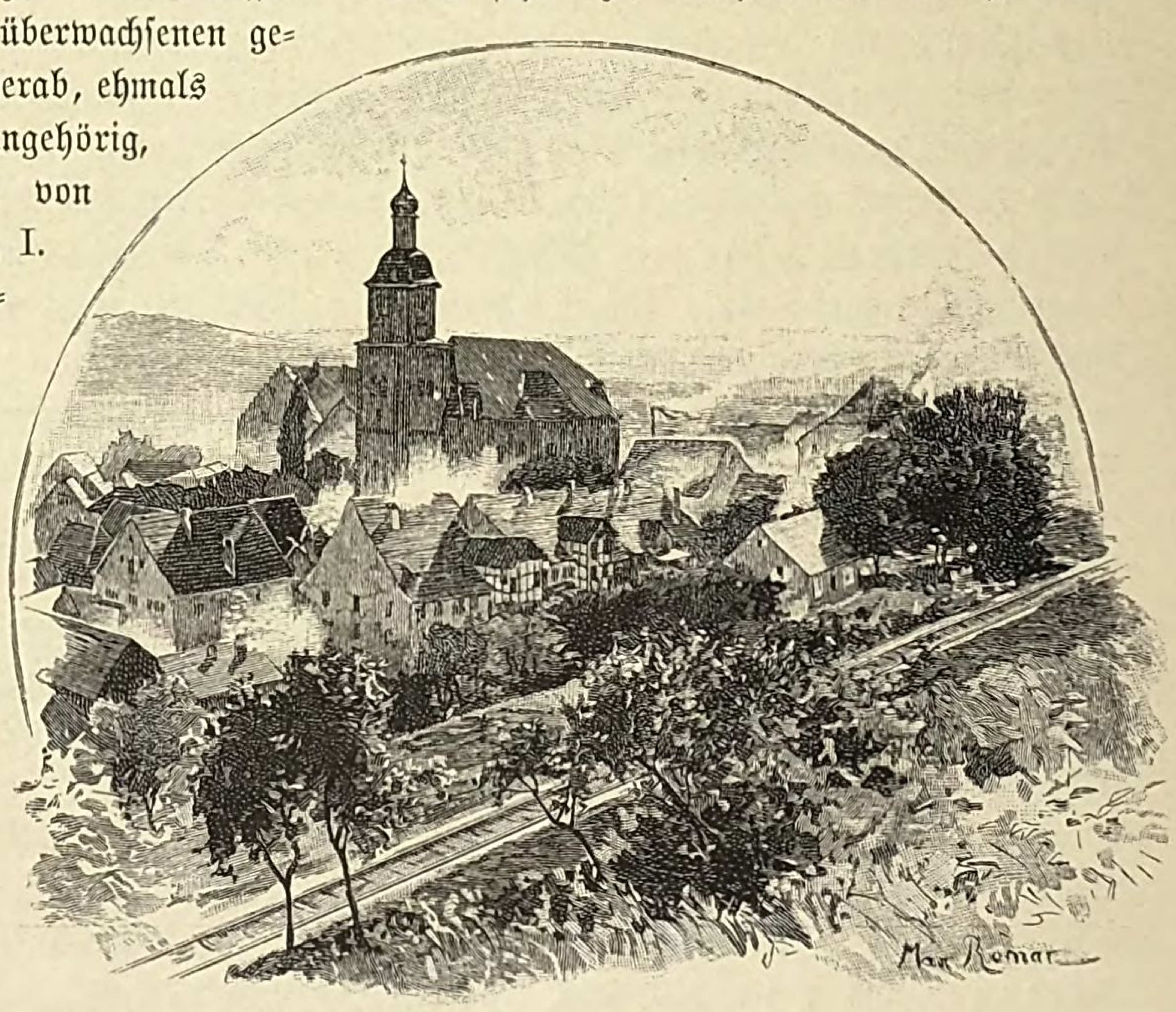
e. Die Schlücht mit Schwarza und Mettma.

Die Schlücht vereinigt sich zwar kurz vor der Einmündung der Wutach in den Rhein mit der ersteren und geht in ihr auf, stellt indeß bis dorthin ein so vollselbständiges Flußsystem dar, daß sie ein Recht auf gesonderte Betrachtung in Anspruch nimmt. Bis vor wenig Jahren noch eine fast weglose terra incognita, jetzt aber durch eine große Fahrstraße aufgeschlossen, bildet das mittlere Schlüchtthal ohne Vergleich das großartigste Felsthal des gesammten Schwarzwaldes, das niemand, der sich mit den Schönheiten des letzteren bekannt machen will, unbesucht lassen darf. Der gewaltige Theil des Thales erstreckt sich von der Station Thiengen bis gegen das Dorf Uehlingen und wird zu Fuß in drei, zu Wagen in zwei kleinen Stunden durchmessen.

Die Stadt Thiengen, unfern von dem Zusammenfluß der Schlücht und Wutach, wie vom Rhein, mit dem altgediegenen „Gasthof zur Krone" in der engen Hauptstraße, der stets Fuhrwerk ins Schlüchtthal bereit hält, erscheint urkundlich zuerst 855 als Tingstätte „Tuoingen" und liegt wahrscheinlich an der Stelle eines römischen Ortes Tenedo oder Tenedone, der auf einer geographischen Tafel des Kaisers Theodosius I. (4. Jahrh.) einen Grenzort der „silva Marciana" auf dem rechten Rheinufer bildete. Die stark befestigte Stadt gehörte bis gegen den Ausgang des 15. Jahrh. dem „oberen" Albgau, der Grafschaft Stühlingen an und war dann Hauptstadt des Kletgau's, ward 1499 von der schweizerischen Eidgenossenschaft erobert und verbrannt, doch von ihrem Besitzer, dem Grafen Rudolph III. von Sulz, dem Besieger der Kletgauer Bauern auf dem „Rafzer Felde" 1525, wieder aufgebaut. Später wurde Thiengen als ein „Reichskunkellehen" fürstlich schwarzenbergisch und gelangte erst 1812 durch Kauf an Baden. Es soll um die Mitte des 15. Jahrh. eine jüdische Buchdruckerei besessen haben und beherbergt unter seinen nicht ganz drittehalbtausend Einwohnern noch viele Israeliten.

Wir erwähnen hier am besten der anderthalb Stunden südöstlich von der Stadt belegenen, mit ihr durch den Kletgaugrafen von Sulz in enger Verbindung gewesenen Burg Küssaberg oder Küssachberg, die als mächtige Ruine, weithin sichtbar von ihrer Höhe über dem Rhein herabragt. Sie erscheint 876 zuerst im Besitz eines Albgrafen Gotsbert, dann bis zur Mitte des 13. Jahrh. in dem eines sich nach ihr benennenden Dynastengeschlechts. Mit dem Ausgang des 15. Jahrh. kam sie an die Grafen von Sulz, welche die Burg, nachdem sie ebenfalls von den Schweizern erstürmt worden, stark befestigten und ihren Wohnsitz darin nahmen. Der Dreißigjährige Krieg zerstörte Küssaberg, nicht durch Feindeshand, sondern durch ihre eigene Besatzung, die bei dem Anrücken der Schweden muthlos das Schloß verließ und selbst in Flammen setzte. Die einsame Trümmerwelt desselben bietet eine herrliche Rundschau über den Oberrhein, den alten Kletgau, gegen die Alpen und den Schwarzwald.

Der Zugang von Thiengen ins Schlüchtthal zieht sich ein Weilchen noch durch Flachland bis zur gedeckten Schlüchtbrücke mit einem Sommeraufenthaltsplatz „Bad Bruckhaus", das uralte Dorf Gurtweil (Curtis villa), neben dem im 9. Jahrhundert schon auf der Brücke eine kaiserliche Malstätte bestand, zur Linken lassend. Bald sehen zur Rechten der Straße von einem niedrigen Felshügel die überwachsenen geringen Reste der Gutenburg herab, ehmals einem gleichnamigen Geschlecht angehörig, oft umstürmt, zuletzt 1640 von dem St. Blasischen Abt Franz I. in Trümmer gelegt. Nun beginnt die Verengung des Thales, schöne Felsschroffen springen grau und nackt an den steilen, bewaldeten Wänden vor, doch der Character des Ganzen erhebt sich noch nicht über den der anderen Südthäler. Zinnenartig zackt sich der „Burgfelsen" hoch in die Luft, in grauer Zeit von einem, bis auf geringste Ueberbleibsel verschwundenen Schloß Isenegg gekrönt; auf der anderen Seite bezeugen nur kaum wahrnehmbare Spuren noch den einstmaligen Standpunkt einer Burg Gut-Krenkingen. Dann mündet in kleiner kesselartiger Thalerweiterung bei der „Witznauer Mühle" von Norden her die Schwarza in die Schlücht ein, die sich, von der immer in der Thalsohle verlaufenden Straße begleitet, nach Nordost umbiegt. Von hier bis zum Einfluß der Mettma, ungefähr eine halbe Stunde lang, entwickelt sich, Schritt um Schritt mehr, die überwältigende Großartigkeit des Schlüchtthals. Der festungsartig zerrissen aufgethürmte „Falkenstein" beginnt das wilde Gemenge himmelanstrebender Felswände, unter denen der bald quer vorgelagert auftauchende, wieder verschwindende, näherrückend stets übermächtiger emporragende „Almutfelsen" oder „Burgfelsen" den ersten Rang einnimmt. Es ist von unten aus kaum begreiflich, daß auf dem schmalen, wolkenhohen Steingrat droben die Burg Almut gestanden, die mit einem Theil ihres Felsgrundes herabgestürzt zu sein scheint. Sie taucht im 12. Jahrhundert als Sitz der „Herren von Almut" auf, doch Dunkel überlagert ihre Geschichte und ihren Verfall; 1486 war sie bereits verlassen und heißt um ein Jahrhundert später „ein Burgstall, das nu lange Zeit her unerbauen und nit bewohnt ist." Wenn irgendwo in deutschen Landen, so bietet sich hier eine Stelle für das Eichendorff'sche Gedicht:



Thiengen.

„Und wo noch kein Wandrer gegangen,
Hoch über Jäger und Roß
Die Felsen im Abendroth hangen
Als wie ein Wolkenschloß.

Dort zwischen den Zinnen und Spitzen,
Von wilden Nelken umblüht,
Die schönen Waldfrauen sitzen
Und singen im Wind ihr Lied.

Der Jäger schaut nach dem Schlosse:
Die droben das ist mein Lieb! —
Er sprang vom scheuenden Rosse,
Weiß keiner, wo er blieb."

Ein Versuch der Feder, die Wildheit und Uebergewalt der Felsenwelt des Schlüchtthals zu schildern, ist vergeblich; wir nennen nur noch als besonders hervorragend die „Schnarswand", den „Schwedenfelsen" und an der Einmündung der von Norden her kommenden Mettma den zur Ermöglichung der Straßenanlage hergestellten Felsendurchbruch des „Wassertunnels" der Schlücht. Eine hochinteressante Welt breitet sich auch nördlich auf der Höhe aus, zu der von der Witznauer Mühle aus eine Bergstraße mit mächtigen Stützmauern nach dem Pfarrdorf Berau (664 m) emporbringt, das wir schon von Höchenschwand herab wahrgenommen; besonders die Niederblicke an der Straße in den Felsenkrater des Schlüchtthals sind von einer erhabenen Schauerlichkeit. Berau besaß ein von St. Blasien im 12. Jahrhundert begründetes Nonnenkloster, das erst 1846 durch Brand verschwunden, nachdem es bis 1834 seine Insassinnen behalten. Auch ein Burgstall „Derer von Berau", der „Heidenthurm" genannt, stand seit dem 11. Jahrhundert bei dem weltentlegenen, bis vor Kurzem von der Schlücht aus kaum erreichbaren Dorfe.

Hinter der Einmündung der Mettma vermindern sich die Schroffen und Schrunde des Schlüchtthales sehr erheblich, und dieses steigt in mählicher Hebung zur Hochfläche des oberen Albgau's hinan. Das Dorf Uehlingen (646 m), schon 816 als „Hullingun" vom Albgrafen Gotsbert an St. Gallen vergabt, liegt bereits in weiter gewellter Hochmulde, die durch nichts mehr an den eben zurückgelassenen wilden Engpaß erinnert. Sehr sauber und freundlich blickt der noch nicht lange, theilweise nach einem Brande wiederhergestellte Ort an und in ihm der neue „Gasthof zum Posthorn", einer der musterhaftesten des ganzen Schwarzwaldes, in seinem Zuschnitt kein „Hôtel", doch von elegantem Aussehen, ansprechend im Aeußern wie im Innern. Das Haus besitzt zweifellos eine bedeutende Zukunft, die es ebenso durch seine Lage über dem Eingang ins Schlüchtthal, wie durch die eifrige Beflissenheit in jeder Richtung Tadelloses zu bieten, verdient. Nicht die Nähe der Felsenromantik allein macht den Aufenthalt dort zu einem der allerempfehlenswerthesten, sondern ebenso in wenig Minuten erreichbarer Wald und die tiefe Ruhe der Hochlandsumgebung, welche von ihren Anwölbungen schönste Alpenaussicht darbietet. Uehlingen ist als Sommeraufenthaltsort noch beinahe völlig unbekannt, doch wer nach still-einsamer Naturschönheit trachtet, wird, einmal dorthin gelangt, oft zurückkehren. Es bildet eine wirkliche Erholungsstätte für den aus dem Dunst der Großstadt Fliehenden, trotz seiner Entlegenheit bequem nach Norden und Süden durch Posten mit Bonndorf, Neustadt, St. Blasien und Thiengen verbunden.

Weiter aufwärts verliert sich das Thal auf der Hochebene des alten Albgau's; die Schlücht nimmt ihren Ursprung aus dem kleinen „Farbweiher" bei dem großen, anderthalb Tausend Einwohner zählenden Marktflecken Grafenhausen, der, schon der früher von uns erwähnten Quelle des guten „Rothauser Bieres" dicht benachbart, einen alten Burgsitz der Thurgaugrafen von Nellenburg bildete und ein von diesen im 11. Jahrhundert gestiftetes Nonnenkloster „Cella sanctae Fides" besaß. Urkunden des 14. Jahrhunderts nennen den Ort „Stadt und Kloster Grafenhausen." Die Schlücht hat von ihrem Beginn bis zur Witznauer Mühle, wo sie sich mit der Schwarza vereinigt, nur eine Verlaufslänge von 16 km und wird beträchtlich von der letzteren (30 km) übertroffen. Auch durch das unendlich gewundene Schwarzathal ist nunmehr ein Weg gebahnt, der bis eine Stunde vor dem Schluchsee kaum eine Ortschaft berührt und lang durch eine der wildesten Schluchten des Schwarzwaldes hindurchführt; eine Schilderung derselben würde im Allgemeincharakter ziemlich mit der des Schlüchtthals zusammenfallen, nur sind im letzteren die Felsmassen, Kämme, Grate, Zacken und Zinnen von größerer Gewaltigkeit. Die ganze weite Strecke bietet allein bei zwei Höfen, Leinegg genannt, einen Erinnerungsplatz an vergangene Menschengeschichte, da dort muthmaßlich eine Burg der „Herren von Loneck" oder „Laineck" gestanden, von denen ein „Adalbert" im 12. Jahrhundert Mönch in St. Blasien und seine Schwester Aebtissin des nahen Nonnenklosters in Berau war. Zahllose Wasserfälle und

„Teufelsmühlen“ im ausgehöhlten Gestein erfüllen das Schwarzathal weiter aufwärts, bis es zu der Stelle gelangt, wo sich die Straße von St. Blasien über Häusern nach Schluchsee zu ihm hinunterzieht und eine ungeheure Felsentrümmerwelt das von hier an „Schwarzhalden“ benannte Thal überdeckt; mit zerstreuten Gehöften dehnt sich der erst im 15. Jahrhundert angesiedelte Weiler Schwarzhalden lang bis an den Schluchsee hin, aus dem die Schwarza bei Seebrugg hervorfließt. An der entgegengesetzten Nordwestecke in den See eintretend, nimmt sie ihren Beginn, nahe dem der „Menzenschwander Alb“, auf der südlichen Abdachung der Bärhalde.

Wir haben noch des Thales der Mettma zu gedenken, das mit ähnlichem Felsencharakter tief überwaldet zwischen dem der Schwarza und der Schlücht verläuft; auch die Mettma entspringt wie die letztere, nahe bei Rothhaus. Ihr Thalgrund selbst ist beinahe gänzlich unbewohnt, doch auf der Höhe über ihm liegen sowohl gegen die Schwarza als gegen die Schlücht altgeschichtliche Wohnstätten: Mettenberg mit eignem Adelsgeschlecht im 13. Jahrhundert — Staufen (12. Jahrhundert) an einem alten „Stoupher Berg“, dicht neben Bulgenbach, berühmt-berüchtigt als Geburtsort des obersten Führers im Bauernkriege, Hans Müllers, der als „Hans von Bulgenbach“ zu Laufenburg enthauptet wurde. Auch Buggenried (1276 Bucginrute) und Brenden mit altem Silberbergwerk sind frühe Ansiedlungen; zwischen ihnen hin schäumt in der Tiefe die Mettma. Bei Riedern am Wald stiftete das 12. Jahrhundert ein Mönchs- und ein Nonnenkloster; von der Bergwandung eines Seitenthälchens in der Nähe der „Lochmühle“ sieht die kleine Ruine der Burg Mandach herab, muthmaßlich ursprünglich ein Schloß der „Herren von Uehlingen“, seit der Mitte des 17. Jahrhunderts verfallen. Unweit südlich von ihm schäumt die Mettma aus ihrer Felsenenge in die Schlücht.

f. Die Steina.

Lang vom obersten Hochland (1042 m) des alten Albgaues zwischen der Schlücht und Wutach herabfließend, mündet die Steina oder „Steinach“ ebenfalls unweit von Thiengen in die letztere ein. Sie schlängelt sich, gleich der Schwarza, in zahllosen kleinen Krümmungen; ihr Unterlauf bis zum Dorfe Detzeln (844 Tetzelheim) durchzieht ein flaches Thal, dann folgt bis Untermettingen (871 Mettingun) eine schluchtartige, unbewohnte Strecke, ein enges Waldthal begleitet den ganzen Oberlauf über Steinabad hinauf fort. Unfern von Detzele liegen bei dem Dorf Krenkingen auf waldiger Höhe die Trümmer der gleichnamigen Burg, eines der Schlösser des schon im 11. Jahrhundert auftauchenden Freiherrngeschlechts von Krenkingen, das noch drei andere Burgen in der Oberrheingegend besaß, das schon erwähnte „Gut-Krenkingen“ im Schlüchtthal, „Alt-Krenkingen“ in der Hegaustadt Engen und „Neu-Krenkingen“ oder „Weißenburg“ bei Weisweil (Bahnstation Erzingen zwischen Thiengen und Schaffhausen) im Kletgau. Das große Dynastengeschlecht „derer von Creinkingen“, schwäbischer Herkunft, erlosch im 15. Jahrhundert; von einem Ritter desselben, der von seiner Stammburg über dem Steinathale in die Stadt Thiengen hinunterzog, berichtet die Sage, er sei in letzterer auf einem Stuhl vor dem Rathhause, nur leicht sein Barett lüftend, sitzen geblieben, als Friedrich Barbarossa mit großem Gefolge an ihm vorübergekommen. Auf die verwunderte Frage des Letzteren, wer der unhöfische Mann sei, habe er dann erwiedert: „Ich bin der Freiherr von Krenkingen, dieses Ortes Herr, trage weder vom Kaiser, noch von sonst einem ein Lehen, bin frei an Leib und Gut. Ich habe vor dem Kaiser den Hut gezogen, mehr bin ich nicht schuldig.“ Friedrich soll über diese stolze Antwort erfreut, dem Sprecher das Recht zuertheilt haben, Goldmünzen mit dem kaiserlichen Bildniß zu prägen, und die Bürger von Thiengen nahmen den Stuhl des Freiherrn in ihr Stadtwappen auf; ein freiherrlicher Nachkomme desselben in unseren Tagen würde allerdings die Gelegenheit solcher fürstlichen Nähe weiser durch baarhäuptigste Neigung zum Erdboden für die Erlangung eines Kammerherrnschlüssels, eines Kammerjunkertitels oder einer sonstigen Kammerlaquaienwürde benutzt haben.



Parthie aus dem Schlüchtthal.

Die Burg Krenkingen soll schon von Rudolph von Habsburg zerstört worden sein; um fast drei Stunden weiter aufwärts durch die unwirthlich-wilde Einsamkeit des Steinathales unter dem uralten Bettmaringen (11. Jahrhundert Betimaringa) vorüber, in welchem man nach einer Erwähnung des Ammianus Marcellinus den Wohnsitz eines alemannischen Heerführers Vedimar aus dem 4. Jahrhundert vermuthet, gelangen wir zu zwei anderen Ruinen, welche gewöhnlich die „Roggenbach-Schlösser" genannt, im 13. Jahrhundert gleichfalls in den Besitz derer von Krenkingen geriethen. Unweit der Stelle, wo von Westen her das kleine, doch hochreizvolle Thal des „Erlenbach", das ein alter Förster der Gegend für das schönste des Schwarzwaldes erklärt, in das der Steina einmündet, ragen, sich benachbart, die Trümmer der Burgen Steinegg und Roggenbach aus Walddickicht auf, die erstere mit einem, die andre mit zwei unter sich durch Gemäuer und ein Zwischenthor verbundenen Bergfrieden; im Volksmunde der Umgegend heißen diese beiden „Grüningen" und „Weißenburg" (von den Krenkingen-Weißenburg her). Die ersten Inhaber waren, im 13. Jahrhundert, wie es scheint, erloschene Zähringer Dienstmannen „von Rockinbach"; das Schloß ward 1438 von St. Blasien zerstört, durch „Ital Johann von Weißenburg" jedoch 1443 wieder aufgebaut und fiel später dem Bauernkrieg zum Raube. Ebenso die Nachbarburg Steinegg, bis zum 13. Jahrhundert von einem gleichnamigen Geschlecht bewohnt. Die Wege zu den Roggenbach-Schlössern sind gut begehbar hergestellt und der Zugang zum „Weißenburgthurm" vermittelst einer Leiter zu erklettern, doch geht die Aussicht von ihm nur über endlose Waldhöhen hin.

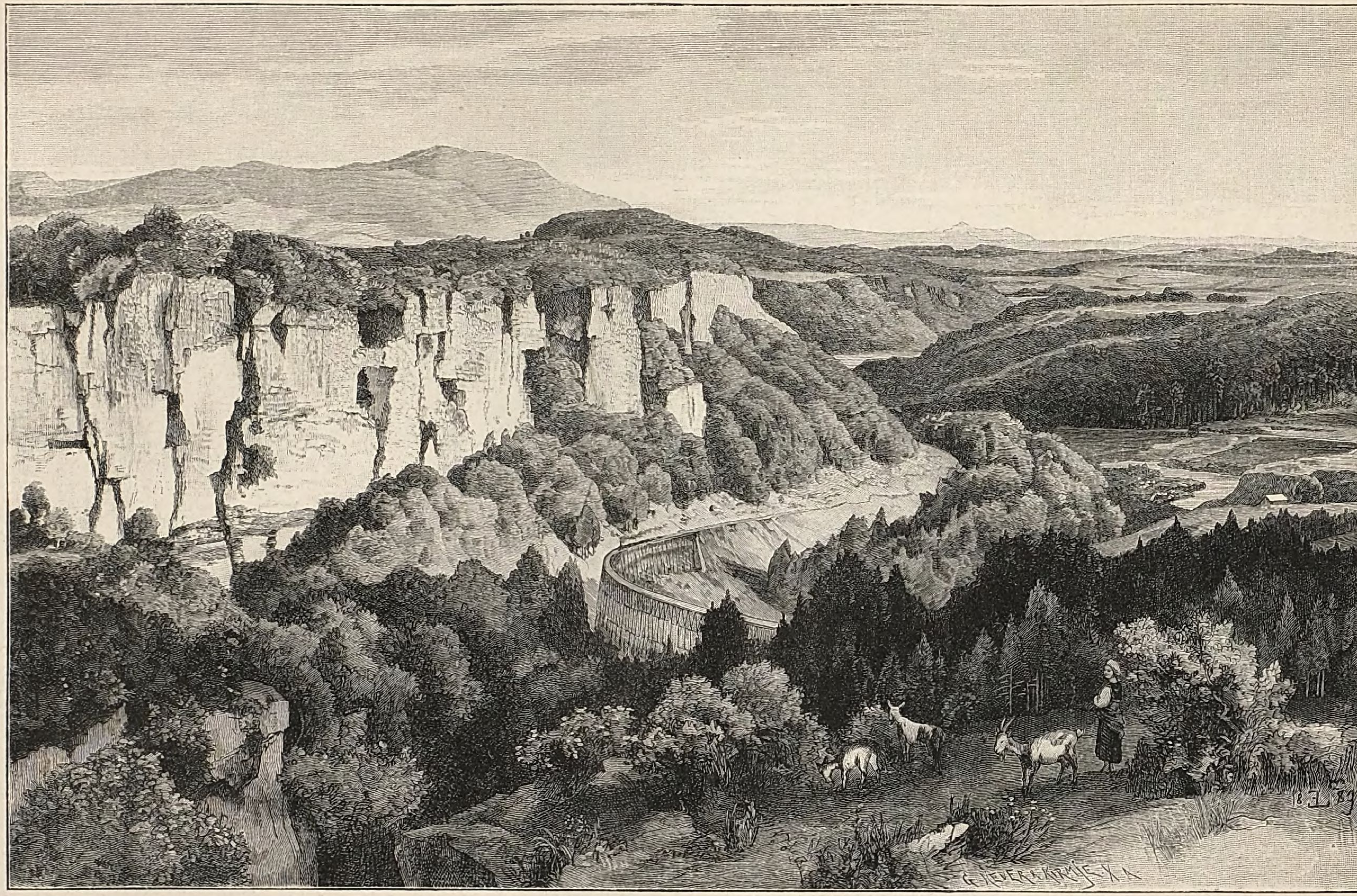
Wieder ein Stündchen weiter aufwärts liegt das in neuester Zeit oft als Sommeraufenthaltsort genannte Steinabad (726 m), aus einer „Steinamühle" daneben zum Luft- oder, wie es sich betitelt, „Waldkurort" erwachsen. Die Lage desselben ist diejenige am oberen Anfang eines engen Schwarzwaldthales, d. h. waldige Berglehnen sogleich links und rechts, aussichtslos und bedrückt. Das Haus, nicht groß an Umfang, doch freundlich, macht nach vorn einen Schweizerstilversuch; eine „Altdeutsche Bierstube" gegenüber mit grausamen Wandreimen regt durch ihre

Benennung drolligen Eindruck. Dies scheint indeß ein Tribut an unsere Zeit; sonst bietet Steinabad noch keine modernste Verkünstelung. Alles in Allem aber ist es ein bischen langweilig, wie ein zu braver Mensch, und man befindet sich dort der Thalengniß halber mit den Mitgästen ein wenig stark „auf Zeit verheirathet."

Sonderbar trägt eine Zinke nah auf der westlichen Höhe den Namen Ebnet (861 m), ohne doch ein keltisches „Ebenota", wie das gleichnamige Dorf bei Freiburg zu sein; vielmehr erscheint es als Ansiedlung erst im 15. Jahrhundert und macht auf hohes Alterthum nur durch sein Gasthaus „zum wilden Mann" eine unbegründete Anspielung. Die Steina dreht sich nun ebenfalls nach Westen und entspringt bei dem Dorf Dresselbach unfern vom Ostrand des Schluchsee's, aus dessen Nähe, wie wir gesehen, auch sämmtliche Zuflüsse der Schlücht herabkommen. Wir wenden uns, auf schönem, vortrefflich gehaltenem Waldwege eine Viertelstunde ziemlich stark ansteigend, von Steinabad nach Osten und erblicken, aus dem Wald hervortretend, auf der weiten baumlosen Hochfläche des oberen Albgau's nah vor uns die stattliche Häusermasse der Stadt Bonndorf (847 m).

Es ist zugleich überraschend und befreiend, wenn man aus dem engen Waldgrund der Steina hierher emporgelangt, und einmal auf dieser Höhe hinschreitend, erträgt man das Eingesperrtwerden drunten in den Thälern kaum mehr. Die gewellte Hochfläche trägt schon ganz den Character der Baar, von der, eine Stunde gegen Norden, der Mittellauf der Wutach den Albgau scheidet; nach Süden steht jedes Haus von Bonndorf gewissermaßen mit den Alpen auf du und du, lebt in einer eignen Weise, wie kein andrer Ort, gleichsam „ebenerdig" mit ihnen und sagt ihnen aus jedem Fenster „guten Morgen", d. h. wenn ein guter, heller Morgen ist. Das Vollendetste darin bietet der ein Viertelstündchen östlich von der Stadt leicht anschwellende, von zwei alten, hohlstämmigen Linden gekrönte „Lindenbühl" oder „Lindenbuck" (900 m), auf dem sich unter einem Pavillondach eine Orientirungstafel befindet. Der Rundblick von hier über die Baar und den Albgau, im Süden die ganze Alpenkette umfassend, im Westen vom hügelartig erscheinenden Schwarzwald, im Osten von den „Wutachbergen" Eichberg und Buchberg und vom hohen Randen begrenzt, ist zauberhaft großgewaltig; die Umschau kann sich kühn neben diejenige von Höchenschwand stellen, ist noch „intimer" und die am mühelosesten zu Fuß erreichbare des ganzen Schwarzwaldes. Aehnliches gilt von der etwas nördlicheren „Isaaksruhe", welche diesen Namen von ihrem „Entdecker", einem früheren Bonndorfer Beamten, trägt; aber fast jeder ebene Weg um das Städtchen schon ist an gleicher Schönheit reich.

Bonndorf mit 1500 Einwohnern wird erst im 14. Jahrhundert genannt, die im Winter höchst rauhe Höhenlage hielt vermuthlich lange von einer Ansiedlung ab; im Anfang erscheint dort ein Zähringischer Orts-Lehensadel im Besitz, dann das benachbarte Geschlecht „derer von Blumegg;" später wechselte die „Grafschaft Bonndorf" vielfach ihre Herren, bis sie 1612 an St. Blasien fiel. Die Stadt war Sitz des St. Blasischen „Hoch- und Blutgerichts", das bis 1794 auf dem „Galgenbuck" (an der Wutach) geübt wurde. Darauf bezieht sich eine Zuthat in ihrem eigenartigen, aus drei grünen Hügeln mit Bohnenstauden bestehenden Wappen; die letzteren deuten auf die früher vermittelst Bohnen veranstaltete Schultheißenwahl hin. Ueber denselben befinden sich ein Anker und „fasces" als Zeichen des Blutbanns und im mittleren Hügel ein Glöckchen, dessen Einfügung von einer Sage herstammt, nach der sich einmal ein Fräulein von Tannegg hier oben im Schneegestöber einer wilden Winternacht verirrt, doch durch den Schall der Gebetglocke des (1402 gestifteten) Bonndorfer Paulinerklosters gerettet worden. Sie begabte das letztere mit einem 1827 bei einem Brande verschwundenen Silberglöckchen. Feuersbrünste verheerten die Stadt außerdem 1810 und 1842, auch die vierhundertjährige „St. Peter und Paulskirche" des Klosters vernichtend, so daß der Ort heut' noch ein vollständig neues Aussehen besitzt. Zu dauerndem Sommeraufenthalt ist er wegen seiner schattenlosen Umgebung nicht wohl geeignet, doch dem Einkehrenden bietet der große Gasthof zur Post (Hirsch)



Wutachthal bei Dorf Blumegg. Von Emil Lugo.

gediegenste und gedeihlichste Unterkunft; auch der Gasthof zum Kranz ladet, sehr freundlich anblickend, zum Besuch ein. Wo das frühere Kloster gestanden, erhebt sich ein Sandsteinstandbild des St. Blasischen Fürstabtes Martin Gerbert, dessen wir als Erbauers der Pantheonskirche seiner Abtei gedacht. Er machte in der That ein ziemlich seltene Ausnahme von seinen Vorgängern und Nachfolgern, war als „Reichsfürst" ein einsichtsvoller, wohlwollender Herrscher und gab Bonndorf begründeten Anlaß, sein Gedächtniß durch ein Denkmal fortzuerhalten.

Die Stadt bildet einen Kreuzungspunkt nach allen Richtungen von ihr ausstrahlender großer Straßen und besitzt Postverbindung nach Thiengen, Titisee, Donaueschingen, sowie nach der Bahnstation Weizen im unteren Wutachthal, von wo sie am schnellsten, in starken zwei Stunden, erreicht wird. Auf der Hochfläche um Bonndorf in dem von der Wutach um dieses geschlungenen Halbkreis liegen viele sehr alte Ortschaften: Gündelwangen, dessen „Liebfrauenkirche" schon im 12. Jahrhundert in einer päpstlichen Bestätigung erscheint — Münchingen, anfänglich ein „Mönchhof", mit Spurresten eines Schlosses „Guggelsberg" in der Nähe — Ewatingen, 816 „Ekipetingun", später Sitz „derer von Egbotingen" auf einem 1370 von den Schaffhausern zerstörten Schloß, im Bauernkrieg ein Hauptsammelplatz der Aufständischen; ein nachmaliges St. Blasisches Schloßgebäude aus dem 15. Jahrhundert mit dem Wappen der Abtei an der Vorderseite steht noch als Privateigenthum im Dorf — schließlich an der Straße nach Weizen Brunnadern, wo alte Suevengräber gefunden, und Schwaningen, schon in einer Urkunde Kaiser Konrads I. 912 als „Scueininga" genannt. Hier befinden wir uns bereits überall im Gebiet der mittleren Wutach.

g. Die Wutach.

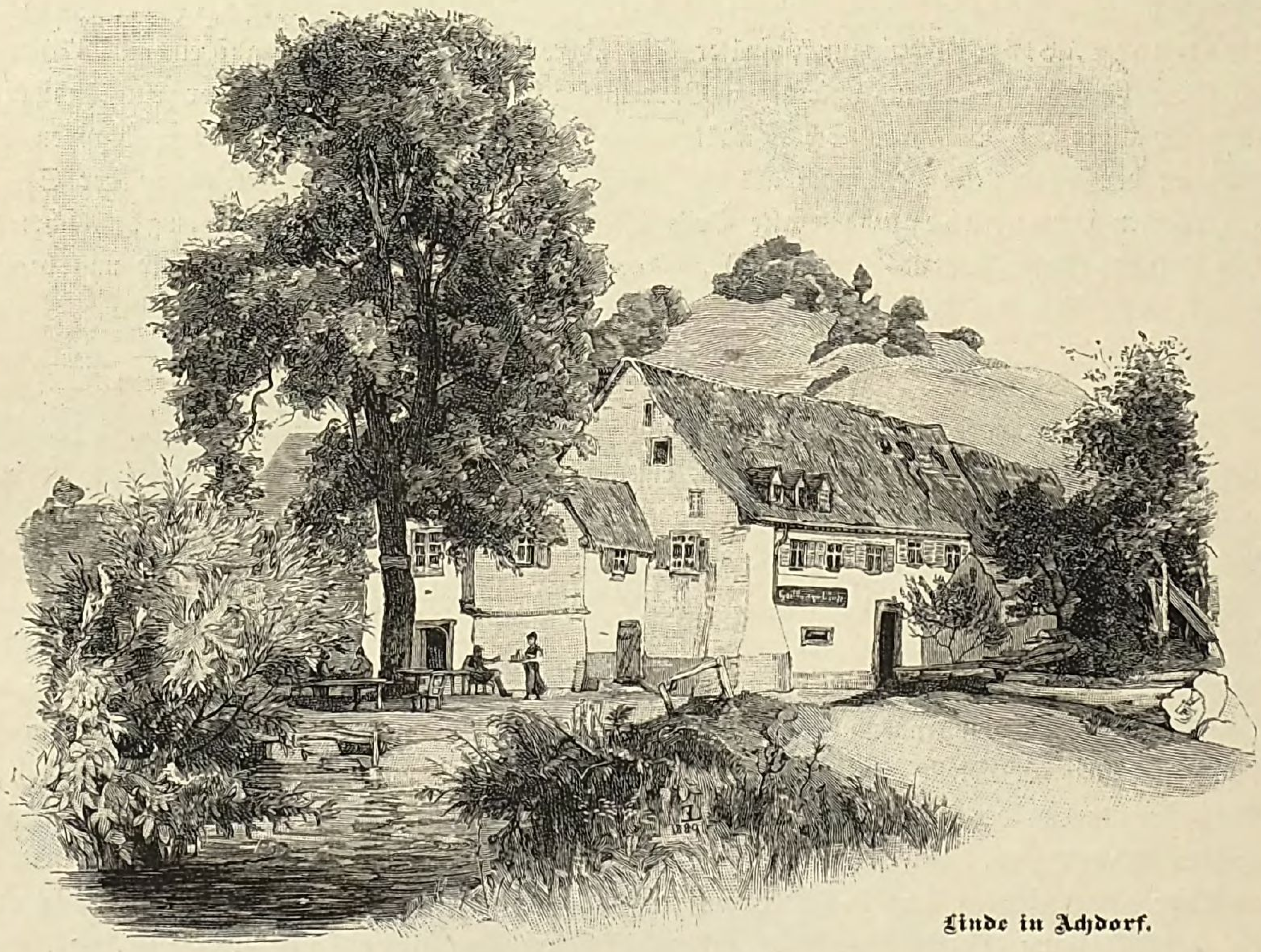
In alten Urkunden „Wota" genannt, bildet sie mit einem Lauf von 112 km, die Kinzig noch um 16 km übertreffend, den längsten, eigenthümlichsten und zum größten Theil nicht nur im übrigen Deutschland, sondern selbst in Baden am wenigsten bekannten Fluß des Schwarzwaldes. Wir haben sie schon öfter angetroffen, wie sie, in einer Höhe von 1113 m aus dem Feldsee entspringend, als „Rothwasser" und „Seebach" ostwärts zum Titisee fließt, aus diesem als „Gutach" wieder hervortretend, sich gegen Nordosten wendet, den Hochfirst umkreisend bei Neustadt den Lauf nach Südosten zurückdreht und unter der Höhe von Kappeln vorüber, sich in die Hochfläche der Baar eingrabend, als „Wutach" grade östliche Richtung fortsetzt. Diesen Namen nimmt sie von der Stelle an, wo aus Norden der Röthenbach in sie einmündet und sie das Gneis-Granitgebiet des Schwarzwaldes verläßt, um auf den Buntsandsteinboden der Ostabdachung desselben überzugehen. In diesen, der sich weniger widerstandsfähig erwiesen, hat sie sich tief und tiefer hineingefressen, und in ihrem weiteren Verlauf finden wir ein im untersten Grunde nicht durch Faltung entstandenes, sondern durch Wassererosionskraft ausgehöhltes Thal, das, nicht von so ungeheuren aufragenden Schroffen und Graten eingefaßt, im Ganzen weniger „romantisch" als die übrigen Südthäler, doch dafür nach manch' andrer Richtung desto merkwürdiger und interessanter ist.

Wir beginnen die Wandrung an der Wutach entlang von der „Kappler Höhe" aus, nur selten indeß vermögen wir kurze Strecke an ihrem Flußbett selbst fortzuschreiten, sondern müssen uns da und dort mit Niederblicken in dasselbe begnügen. Das mittlere Wutachthal besitzt keine Straße, wird nur an drei Stellen von einer solchen überkreuzt; zumeist führt sogar kein Fußweg durch die ungangbare Steilschlucht, die ein gewaltiges Verkehrshemmniß zwischen die Baar und dem Albgau einschneidet. Auch oben an den Thalrändern ziehen sich keine Pfade entlang, weil zu viele kleine, schroff abstürzende Seitenthäler unübersteigbar einmünden. So bildet die Tiefkluft der Wutach zumeist eine nie betretene, unbekannte Welt.

Wir schauen in diese zunächst von der linken Uferhöhe hinunter bei dem Gündelwangen gegenüber belegenen Dorfe Göschweiler (831 m), schon 850 als „Cozcerisvilare" erwähnt.

Hier zweigt sich ein tief niedersteigender Uebergang über den Fluß ab, an dem auf der Felswand die Trümmer der Burg Stallegg liegen, im 13. Jahrhundert „denen von Stahelegge“, mit den Rittern von Blumberg nah verwandt, später den letzteren gehörig. Ein wenig unterhalb an der Wutach erheben sich auf dem „Nägelefelsen“ die Reste der im 14. Jahrhundert erbauten Burg Neublumberg, im Volksmunde das „Räuberschlößle“ genannt. Die Thalwände fallen hier, wie am ganzen Bett der mittleren Wutach, über 200 m senkrecht ab, drunten schäumt in düstrer Tiefe „der schwarze Waldstrom“ über wildes Geblöck, von zahllosen hinuntergestürzten, weißschimmernden, modernden Tannenstämmen wie umkränzt; das Wutachthal besitzt hier, im Verein mit den beiden Ruinen, seine größte malerische Wirkung.

Eine halbe Stunde abwärts überschreitet bei der, den ganzen Winter hindurch sonnenlosen „Schattenmühle“ auf eiserner Brücke die Straße von Löffingen nach Bonndorf die Wutach.



Linde in Achdorf.

Von beiden Orten herkommend, besonders vom ersteren aus, ahnt man auf der Hochfläche nicht, daß man zwischen ihnen eine fast tausend Fuß tiefe Schlucht zu überwinden hat; kunstvoll schlängelt die Straße sich in den Abgrund nieder und wieder empor. Der alte, äußerst halsbrecherische Fahrweg überschritt unterhalb bei „Dietfurt“ (der „Volks“furt) auf einer gefährlichen Holzbrücke den Fluß oder durchmaß ihn in einer daneben befindlichen Furt, als einer der steilsten und übelstverrufenen Wege des Schwarzwaldes. Nördlich und südlich von diesem Uebergang liegen auf der Höhe die Dörfer Reiselfingen (1218 Risoluingin) und Boll; von beiden führen schöne Waldwege in einer halben Stunde und kürzer tief hinab in das drunten an der Wutach belegene Bad Boll (620 m), das sich aus kleinen Anfängen neuerdings zu einem größeren Bad- und Luftkurort heraufzuheben sucht. Seine Lage in dem jäheingeschnittenen, prächtig bewaldeten Felsschlund, dicht unter einem hohen, schmalen Wasserfall des „Mühlbachs“ kann in Wirklichkeit romantisch benannt werden, und eine noch vorhandene gewisse Einfachheit des Hauses

und der Lebensführung besitzt Erfreuliches; doch ist die nächste Umgebung des ersteren gegenwärtig mit jungen Anlagen noch schattenlos-heiß und nöthigt zum Erreichen angenehmer Ruhplätze im Walde zu ziemlich starkem Ansteigen.

Auf steiler bewaldeter Höhe des rechtsseitigen Ufers finden sich über dem Bade im Dickicht die Trümmer der Burg Tannegg, Mauertheile und der Rest eines Rundthurmes, vom Ausgang des 11. Jahrhunderts im Besitz der „Herren von Tannegg", die schon um die Mitte des 12. Jahrhunderts erloschen und einem gleichbenannten Dienstmannenadel Raum gemacht zu haben scheinen, welcher drei schwarze Hügel mit drei Tannen darauf im Wappen führte. Dann kamen Burg und Herrschaft Tannegg an die Herren von Blumberg und später an die von Blumegg, noch mannigfach die Besitzer fortwechselnd, bis sie im Anfang des 17. Jahrhunderts von dem allzeit begierigen geistlichen Rachen St. Blasiens verschlungen wurden. Tiefer unten über der Wutachschlucht, am Fußwege vom Bad zum Dorf Boll ragt trotzig aus dem Wald ein hoher, thurmloser Mauerrest der Burg Boll empor, im 13. Jahrhundert „Rittern von Boll", Dienstmannen der Freiherren von Krenkingen, angehörig. Sie starben vermuthlich im 14. Jahrhundert aus, und ihr Besitz ging an die Blumegger von Tannegg über, welche die Burg hinfort „Neu-Tannegg" und ihr höher droben belegenes Schloß „Alt-Tannegg" hießen. Ueber die Zeit der Zerstörung oder des Verfalls beider Burgen ist nichts bekannt; wahrscheinlich ging Schloß Boll im 15. Jahrhundert durch theilweisen Niederbruch seines Felsgrundes unter. Auf Alt-Tannegg saß im 15. Jahrhundert ein Lehensgeschlecht der Grafen von Lupfen mit dem auf „die von Almishofen" hindeutenden Namen „Bick", deren Letzter, Peter Bick, „der Fischer aus dem Bade" genannt, 1695 verarmt im Bad Boll starb. Dies wird schon im 16. Jahrhundert als „der Badhof" erwähnt, wie es in der Umgegend noch jetzt gewöhnlich heißt; der gegenwärtige Besitzer desselben ist der frühere Oberbürgermeister von Freiburg, Herr Schuster.

Vom Bade Boll oder vielmehr seiner eine kleine halbe Stunde noch abwärts belegenen, „Fischzuchtanstalt" bis zur „Wutachmühle" ist das Flußthal eine dritthalbstündige Strecke nach Osten lang vollkommen weglos und nur bei niedrigem Wasserstande durchgehbar oder vielmehr durchwatbar. In tausend kleinsten Krümmungen biegt hier die Wutach hin und her, hat sich, zahlreiche Höhlen und Grotten schaffend, tief in ihre senkrechten Kalkgesteinwandungen hineingegraben und verschwindet dazwischen stellenweise fast ganz in den gleichfalls unterhöhlten Boden hinunter, um weiterhin wieder aus Löchern und Spaltungen desselben heraufzutauchen. Zu beiden Seiten vermag man an der nicht wahrnehmbaren Schlucht nur in ziemlich weitem Abstand auf der Höhe entlang zu kommen, im Norden von Löffingen-Reiselfingen über Bachheim (838 Phacheim), im Süden von Bonndorf-Boll über die schon genannten Dörfer Münchingen und Ewatingen. Vom letzteren zieht sich die neuangelegte, alljährlich kostspieliger Nachbesserung bedürftige Kunststraße nach Donaueschingen in den Thalschlund nieder, den sie bei der „Wutachmühle" überkreuzt, wo aus Norden her die Felsthäler der vereinigten Mauchach und Gauchach mit dem der Wutach zusammentreffen. Ueber dem Mittellauf der Gauchach an der Straße von Löffingen nach Hüfingen-Donaueschingen liegt das Dorf Döggingen mit alten Suevengräbern (1102 „Otwin von Teggingen"), dessen Joseph Victor Scheffel im Vorwort zu seinem „Juniperus" Erwähnung thut: „Nur auf jenen Pfaden, auf welchen er (der Autor) an einem kalten Fastnachtmontag von den Degginger Höhen zum tiefgrauen Forellenwasser des Wildbachs Gaucha hinabrutschte, wünscht er sich keinen seiner liebwerthen Leser zum Nachfolger."

Es ist dem Wandrer, der sich in diese entlegene seltsame Welt hineinbegiebt, nicht Schöneres anzurathen, als das kleine Büchlein „Juniperus" mit sich zu tragen und dasselbe hier, wo es zum großen Theil handelt, mit offenem Blick und Verständniß zu Rath zu ziehen; nichts vermag den schon an sich eigenartigsten Reiz der Gegend noch mehr zu erhöhen. Von der Wutachmühle führt die Straße im veränderten, erweiterten Thalgrund über das kleine, uralte Dorf Aselfingen (802 Asolvingas) rasch nach dem Pfarrdorf Achdorf (775 „Thiotfrit von Ahadorf"

— 1094 „Hiltebolt von Achedorf"), dem interessantesten Ort des Wutachthals, in dem wir längere Rast halten müssen (s. Abbildung S. 224).

„Tunc per rupes prominentes
Et convallia descendentes
Scisne, quo tetendimus?
Septus hortis et pometis
Portus adnuit quietis
Achdorf, pagus rusticus."

So schreibt auf dem Krankenbett Gottfried von Neuenhewen (im Hegau), der „Juniperus", an seinen Freund und Rheinauer Klostermitschüler Diethelm von Blumenegg, bei dem er als Knabe und Jüngling oftmals auf seiner eine Stunde abwärts über dem Wutachschlunde ragenden Burg Blumenegg zum Besuch verweilt. „Ihr zu Füßen zieht wuchernder Laubwald, pfadloses Dickicht, trümmerbesäetes Ufer, Marmorgefelse im Wildwasser. Wenn wir dort hinabkletterten, dem Flußlaufe entgegen, und die klaffende Wildniß der Abgründe zurückließen, so bog sich milder und freundlicher das Thal und wir kamen über schwanken Brückensteg zur alten Linde von Achdorf, allzeit Halt und Wahrzeichen unserer Wanderung. Dort hielt ein wackerer Vogt das Zeichen des Wirthes ausgesteckt an seinem Steinhaus; der hatte eine Tochter mit krausem Haar und lieblichem Lächeln und fand sich bei ihm allezeit ein frischer Labetrunk Weines, fröhliche Gesichter, Reigentanz und bäuerlicher Hoppaldeia um die Linde."

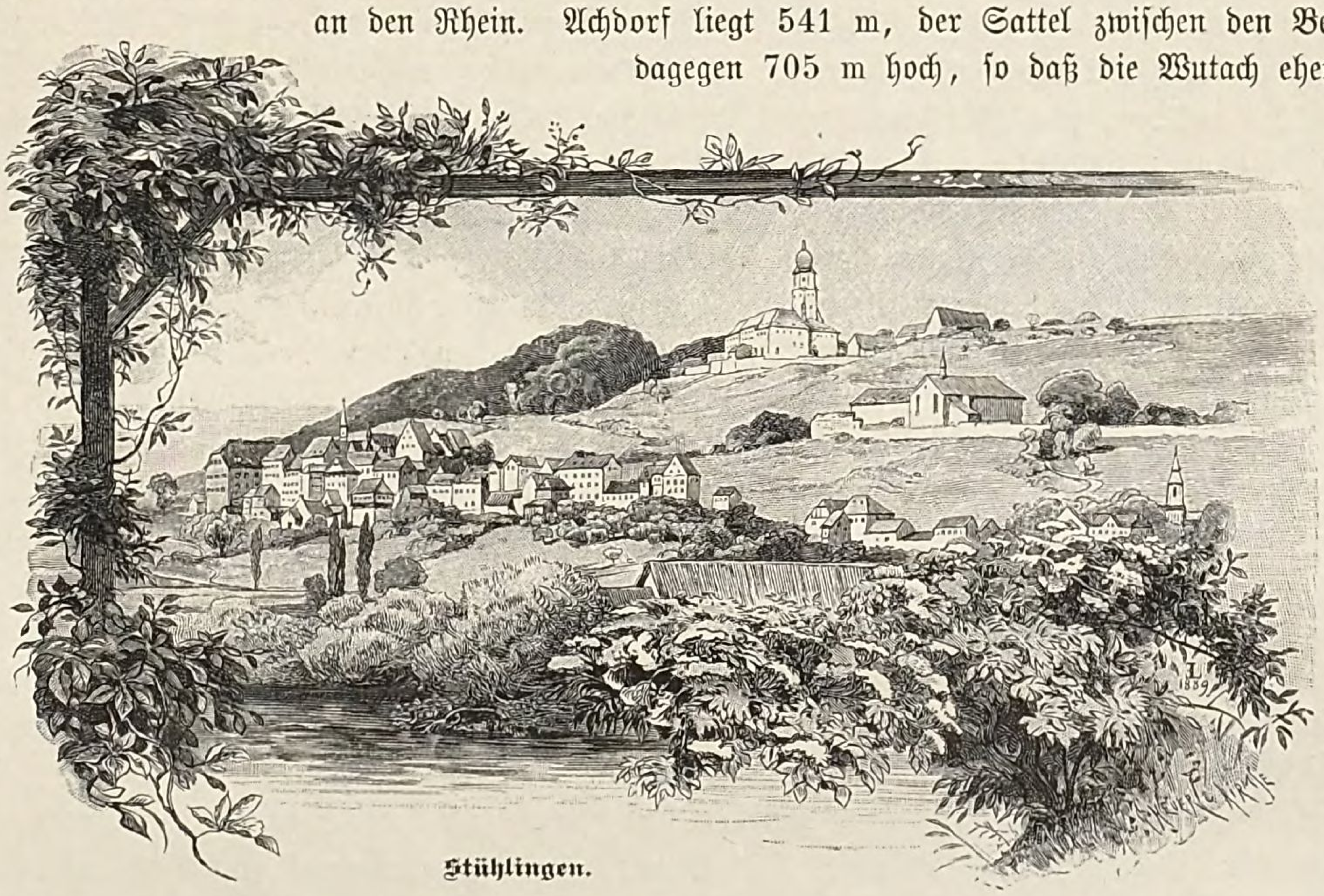
„O dulcissimam tabernam
O rosaceum pincernam,
Rusticas delicias!
Vinum tilia sub frondosa
Haurit filia graciosa,
Marigutta-Springmitdemglas!"

Gleich, wenn man von Aselfingen her in Achdorf hineintritt, begrüßt vor dem „Gasthaus zur Linde" die „tilia frondosa", an der eine Tafel die obige, von Scheffel selbst so ins Deutsche übertragene Strophe darbietet:

„Süß winkt dort Getränk zum Nippen
Und ein Schenk mit Rosenlippen
Lacht zu Scherz und Schülerspaß;
Aus der dichtverzweigten Linde
Rufen wir dem schmuckſten Kinde:
Marigutta-Springmitdemglas!"

Es war in den 50ger und 60ger Jahren unseres Jahrhunderts, daß Juniperus-Scheffel manchmal unter der alten Linde saß und sich von Marigutta, dem „rosaceus pincerna", einer Schwester des damaligen Pfarrers von Achdorf, die noch in Karlsruhe lebt, das Glas aus der nahen Wirthschaft füllen ließ; so lebte er seine Märe aus dem 12. Jahrhundert dort selbst, und ein Hauch der Dichtung weht seitdem überall aus der weltfremden Gegend an. Eine nette Nachfolgerin „Mariguttas" (nicht „Maria", sondern Margareta, französisch noch „Margot, Margoton") springt oder geht heut' in dem ländlich-einfachen Gasthaus zur Linde mit dem Glas; interessant ist, daß Scheffel den ihr beigelegten Zunamen unverkennbar einem im Dorf vorhandenen entnommen, denn ein Haus zeigt die Aufschrift „Johann Springinsglas". Erwähnen wollen wir bei diesem Anlaß noch, daß nördlich von Achdorf zwischen Hüfingen und Donaueschingen dicht am letzteren das Dorf Allmendshofen (Almishoven, Almashofen) liegt, auf dessen Ritterhof im Donauried um der schönen „Almishofer Blume", der krausköpfigen Rothraut willen die Tragödie des „Juniperus" ihren Beginn nimmt. Besuchenswerth ist in Achdorf das Gärtchen des Pfarrhauses; ein Wegsteig findet sich dort mit Bruchstücken großer Ammoniten (Amm. polyplocus, biplex und triplex) aus dem weißen Jura eingefaßt, die sich auch mannigfach (wie zu Lehen bei Freiburg) in die Hauswände eingemauert zeigen.

Schon weither vom Hochland der Baar und des Albgaus gewahrt der Blick im Osten zwei gleichgeformte kleine Berge mit steilem westlichem Abfall und einer Einsattlung zwischen ihnen, den Eichberg (südlich) und Buchberg (nördlich). Sie sind Ausläufer des Gebirgszugs des Hohen Randen, den sie mit dem weiter noch gegen Norden vorgeschobenen „Fürstenberg" (Gebiet der Schwarzwaldbahn) verbinden; südwestlich dicht unter ihnen liegt Achdorf, bei dem die merkwürdige rechtwinklige Umbiegung der Wutach nach Süden stattfindet und dadurch dem kleinen Ort auch geologisch ein höchstes Interesse verleiht. Hier floß in unbekannter Vorzeit die Wutach zwischen Eichberg und Buchberg hindurch weiter nach Osten, um sich in die Donau zu ergießen; deutlich erkennt man droben in ihrem alten Bett noch das Granitgeröll, das sie vom Hochfirst her mit sich fortgerissen. Bei ihrer jetzigen Wendung gegen Süden aber traf sie auf das weiche Jurakalkgestein der Hohen Randen-Region und nagte sich allmählich in dasselbe ein neues Bett ein, durchbrach es zuletzt vollständig und gelangte derartig zum Anschluß an den Rhein. Achdorf liegt 541 m, der Sattel zwischen den Bergen dagegen 705 m hoch, so daß die Wutach ehemals



Stühlingen.

um 164 m höher geflossen sein muß, als heut, wie sie noch in einem verhältnißmäßig flachen Rinnsal über die Baar herabkam. Erst als sie sich im Buntsandstein und Kalk derselben einen immer tieferen Schlund ausgehöhlt, wuchs ihr die Kraft, dieses Durchgraben in südlichem Umbug fortzusetzen, und seitdem verödete ihr altes Bett hoch droben nach Osten, wo sich auf der Höhe noch ein Weiher vorfindet, dessen Wasser als Aitrach östlich zur Donau und als „Schleifbach" in vielen kleinen Stürzen westlich, bei Achdorf mündend, zur Wutach abfließt, dergestalt eine, wenn auch schmale, doch ununterbrochene Wasserverbindung zwischen der Nordsee und dem Schwarzen Meer vermittelnd. So scheint die Sache wenigstens; neueste Untersuchungen sollen dagegen ergeben, daß die Aitrach ein Weniges weiter östlich (aus Torfwiesen beim „Zollhaus") entspringt und jener Weiher um $1^1/_2$ m tiefer als ihr Beginn liegt. Doch bleibt auch so die erwähnte Wasserstraße, freilich minimalster Art, durch eine, mit einer Stellfalle versehene Grabenleitung hergestellt.

Ueber der Waldschlucht des genannten Weihers ragt hoch ein Mauerrest der Burg Blumberg auf, ursprünglich Stammsitzes eines gleichnamigen Geschlechtes, dann den „Herren von Randegg" gehörig, deren Schloß auf dem Südabhang des Hohen Randen stand (überall in dieser Gegend tritt bei dem Burgnamen die Endung „egg" von der Lage an Felsenecken auf). Blum-

berg, später Fürstenbergisch, ward im Dreißigjährigen Kriege zerstört; bis zum Jahre 1873 lag unweit von der Burg auch ein Städtchen Blumberg, das, damals völlig niedergebrannt, nur mit wenigen dörflichen Häusern wieder aufgebaut worden. Eine halbe Stunde weiter östlich bietet an großer Straßenkreuzung das „Zollhaus", frühere Zollstätte der fürstenbergischen Grenze, eine für die Gegend recht erwünschte, bescheidene Ansprüche befriedigende Wirthschaft.

Von Achdorf noch einmal ein wenig an der Wutach aufwärts über Aselfingen zurückkehrend, thun wir noch dort in der Nähe befindlicher, im Dickicht verborgener, geringfügiger Spurreste der Burg Hardegg Erwähnung, die 1218 von Zähringischen Dienstmannen, Heinrich und Werner von Hardegg, bewohnt erscheint, später zu einer schlimmen Raubritterburg ausartete und im 14. Jahrhundert, vermuthlich Landfriedensbruches halber niedergelegt, aus der Geschichte des Umkreises verschwindet. Die Fußwege im Wutachthal sind fast überall bedenklicher Natur, besonders wenn nicht längere Dauer hindurch Trockenheit geherrscht — ein sehr wenig empfehlenswerther zweigt an der großen Straßenschlinge von Ewatingen zur Wutachmühle rechts nach Aselfingen unter „Ueberaachen" durch ab — doch wir wollen, auf den Himmel bauend, Muth fassen, den weiteren, zwei Stunden langen Abweg von Achdorf nach Grimmelshofen nicht über die rechts- oder linksseitigen Uferhöhen der Wutach, sondern durch den Thalschlund derselben zurückzulegen; jedenfalls betreten wir damit einen der sonderbarsten, jetzt fast einzigartig gewordenen, oft nur einer Wildspur gleichenden Pfad des Schwarzwaldes. Eine halbe Stunde lang führt er noch als schmaler, halsbrecherischer Fahrweg unter dem Buchberg hin durch das ziemlich weite, sonnige Thal; jener zieht sich nach dem östlich über dem Wutachgrunde belegenen Dorf Füetzen hinauf, in dessen Nähe römische Mauerreste gefunden worden und dessen Name als ein lateinisches „Ad fauces" — „am Schlunde" der Wutach — erklärt wird. Doch heißt der Ort 1139 „Phinzen", das muthmaßlich aus „Vitsheim" entstanden, da der h. Vitus den Kirchenpatron desselben geliefert. Eine römische Heerstraße von Zurzach im Schweizercanton Aargau nach „Brigobannae" (Hüfingen-Bräunlingen), ziemlich der jetzigen Straße gleichlaufend, ging an Füetzen vorüber, das durch schöne Alabaster- und schwarze Muschelmarmorbrüche in seiner Gemarkung interessant ist. Wir biegen nach der erwähnten halben Stunde von dem Achdorf-Füetzener Fahrwege zur Rechten hinunter an die „Mogernmühle", das letzte Haus im Wutachgrund bis Grimmelshofen ab, plötzlich verengt das Thal sich wieder, senkrechte, ungeheure Kalksteinwände steigen, nur schmalen Spalt zwischen sich lassend, rechts und links auf, und die Wutach schäumt über Alabastergeblöck hindurch. Indeß nur selten gewahrt man das Schimmern der weißgrauen Schroffen, eine grüne Wildniß überwuchert und verschlingt Alles, die Felsmauern, den Fluß, häufig den dichtverwachsenen, auf langen Strecken kaum schuhbreiten Pfad. Dann und wann fällt die Mittagssonne in eine winzige Lichtung, die ein Stückchen Himmelsblau erblicken läßt; rothe Erdbeeren und Himbeeren leuchten am Wegrand, um den sich nach ihnen Bückenden stiebt plötzlich eine goldbraun- und silbernfunkelnde Wolke von Perlmutterfaltern auf, gleich einer verzauberten Prinzessin segelt, prachtvoll schillernd, eine Iris dazwischen und umgaukelt neugierig den Eindringling in ihr weltentrücktes Bereich. Wahrscheinlich sieht sie zum erstenmal einen Menschen, denn kaum je betritt ein Fuß diesen Pfad; fast unglaublich erscheint's, daß einmal in der Wildniß zur Linken von der jähen Wand ein Steig herabkommt, auf einem Brückensteg die Wutach überkreuzt und jenseits die Höhe wieder erklimmt. Wozu, woher und wohin? Da öffnet sich kurz der Blick und man gewahrt, es ist der Weg, auf dem einst von drüben her Diethelm von Blumenegg und Gottfried von Neuenhewen in den Wutachschlund hinuntergeklettert sein müssen, um auf dem hinter uns liegenden Pfad nach Achdorf zu gelangen, und auch ihr Schöpfer Juniperus-Scheffel ist manchmal hier durch diese Einsamkeit mit kräftigem Fuß durchgebrochen. Der quer über den tiefen Einschnitt hinführende Steig aber kommt vom Dorf Füetzen herab, um dies drüben und droben nach Westen mit dem Dorf Blumegg zu verbinden. „Du Aff! Stand still und gaff!" redet es von der Wand eines Hauses in ihm.

Man nimmt von drunten aus an dieser „Flühen“ benannten wildesten Stelle der Schlucht einige Dächer des 1820 beinahe vollständig abgebrannten Pfarrdorfes wahr, das sehr eigenartig auf einer nach drei Seiten steil abfallenden „Ebene vor dem Schloß Blumenegg“ belegen ist. Die spärlichen Ueberreste des letzteren ruhen davor auf einem durch tiefen Einriß von jener abgetrennten, sich über die Wutach hinneigenden Felspfeiler, welcher, ursprünglich der mauergleichen festen Thalwandung angehörend, sich mehr und mehr von dieser losgelöst hat. Unverkennbar sind bereits Theile von ihm mit Stücken der Ruine abgerissen in die Tiefe hinuntergestürzt und der noch gebliebene, tannenüberragte Felsrest wird, wie viele ähnliche Gesteinmassen-Abspaltungen der Schluchtwände, eines Tages unter weltuntergangsartigem Donnergekrach nachfolgen.

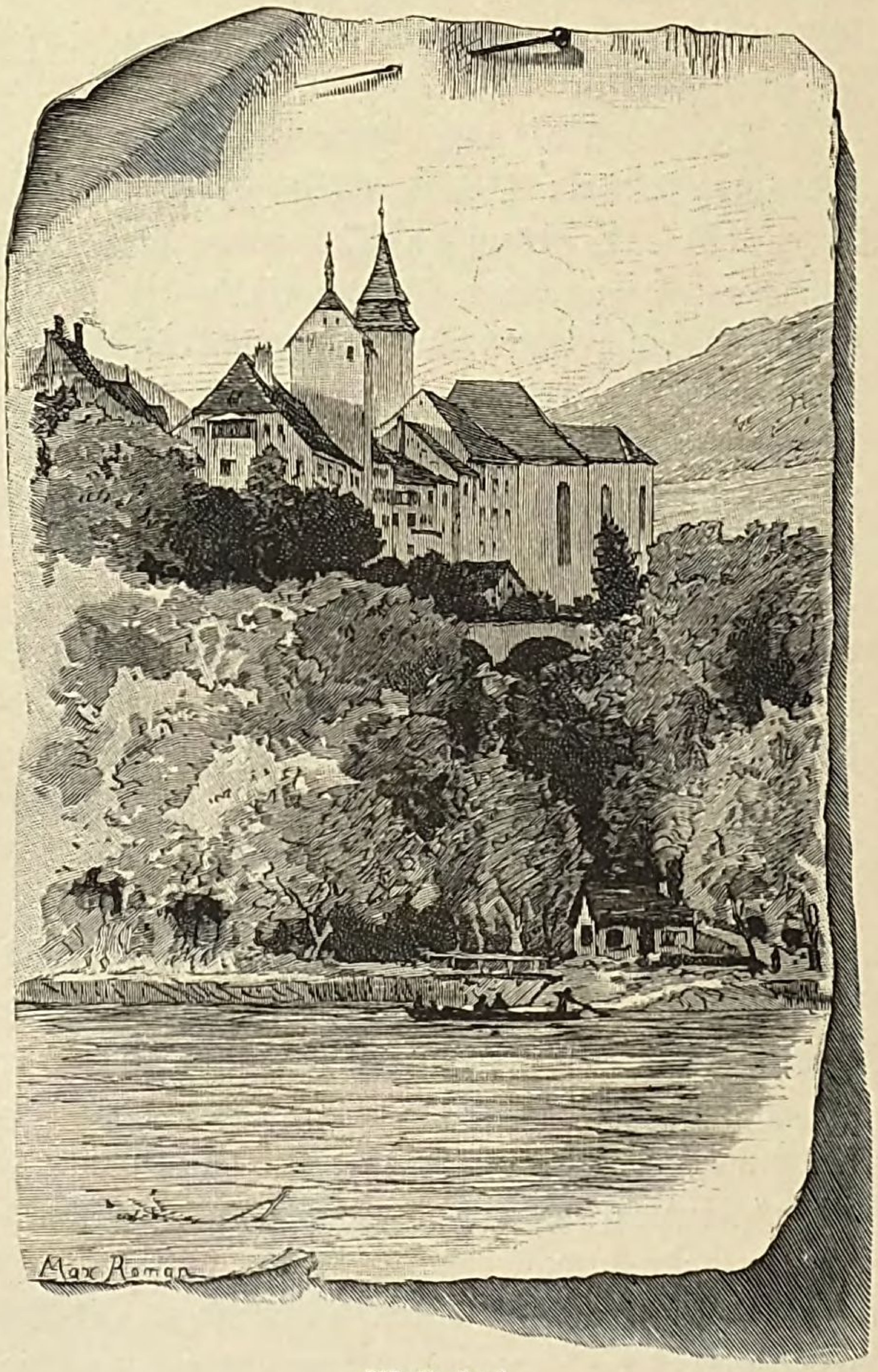
Wir haben der Burg Blumegg, früher, wie bei Scheffel, auch „Blumenegg“ genannt, und ihrer Inhaber schon mehrfach Erwähnung thun müssen. Cementreste des Schloßfelsens weisen auf einen römischen Wartthurm hin; die „Herren von Blumegg“ mit denen „von Blumberg“ nahverwandt, bildeten ein bereits im 10. Jahrhundert benamtes, doch erst im 13. urkundlich beglaubigtes, zu den mächtigsten zählendes Dynastengeschlecht des Albgau's, das die Herrschaften von Blumegg, Blumberg und Lenzkirch vereinigte. Zweiglinien besaßen Grundherrlichkeiten auf der Baar, im Kinzigthal und Breisgau. Manche von ihnen genossen den Ruf üblen Raubgezüchts, der Grausamkeit und Rachsucht. Von 1372—1450 saßen zwei Brüder von Blumegg auf der Burg Wißneck im Dreisamthal, von denen einer, wie schon berichtet, den St. Märgener Abt, Johannes II., bei Mördingen erschlug; als 1390 die ihnen benachbarte Raubburg Alt-Falkenstein im Höllenthal durch die Stadt Freiburg zertrümmert wurde, leisteten sie der letzteren für ihre gefangenen Freunde von Falkenstein Bürgschaft. Auch verrätherisch und treulos erwiesen sich bei andren Anlässen Angehörige des Geschlechts, das 1577 mit Gregor Gaudenz von Blumegg ausstarb. Im Jahre 1432 kam die Stammherrschaft, deren Besitzer schon weit früher erloschen, an das Kloster St. Blasien.

Man erreicht Blumegg bequem auf gutem Wege von Ewatingen und Achdorf-Aselfingen aus, wir folgen unserem noch lange gleichartig verbleibenden Pfad im vielgekrümmten Wutachschlunde weiter nach, bis dieser sich plötzlich lichtet, verbreitert und zwischen regem Menschenthun einen überraschenden, zuerst unerklärlichen Anblick darbietet. Hier spannt sich (gegenwärtig) bei der „Blumegger Mühle“ in Thurmhöhe über das breitgewordene Thal eine lange, schmale Holzbrücke, die Stelle der künftigen Eisenbahnbrücke der auch hier im Bau begriffenen „strategischen Bahn“ deutend, welche, große Schwierigkeit überwindend, mit einem Kehrtunnel von Weizen-Grimmelhofen heraufkommt, die Wutach überkreuzt und, ihren Lauf nach Nordosten weiternehmend, das weit vorspringende Gebiet des Cantons Schaffhausen umbiegt, um zwischen Donaueschingen und Engen die Schwarzwaldbahn zu erreichen. Wie vor einigen Jahren das Höllenthal, erfüllt jetzt braunverbranntes, augenblitzendes italienisches Arbeitervolk von hieran das Wutachthal und das langhingestreckte Dorf Grimmelshofen, wo „Othram von Crimolteshova“ 809 seinen Besitz an das Kloster St. Gallen vergabt; 1849 brannten die badischen Aufständischen, durch das Thal flüchtend, hier die Wutachbrücke nieder. Nach einer halben Stunde ist die Station Weizen erreicht, jetzt noch obere Endstation der Wutachthalzweigbahn Oberlauchringen-Weizen. Einige Häuser mit einer Wirthschaft liegen nah' am Bahnhof, das uralte Dorf Weizen selbst dagegen nicht sichtbar etwas aufwärts in dem von Bonndorf her einmündenden Ehrenbachthal. Hier finden sich, wahrscheinlich keltische, Hügelgräber und schon 787 schenkt eine „Himma“ ihr Besitzthum in „Wiza“ an St. Gallen; im Anfang des 12. Jahrhunderts hat der Name sich in „Wizin“ geändert. Nun führt die Bahn in wenigen Minuten nach dem Hauptort des oberen alten Albgau's nach Stühlingen (s. Bild S. 227).

Dies bildet die am mächtigsten im Schwarzwald belegene Ortschaft. Sie besteht aus vier Theilen, dem Dorf Stühlingen im Thal und der Stadt gleichen Namens darüber auf dem

Berghang; neben der letzteren erhebt sich abgetrennt ein erst 1737 gestiftetes Kapuzinerkloster, und das Ganze wird hoch von dem erhaltenen Schloß Stühlingen, gewöhnlich nach seinen späteren Besitzern „Hohenlupfen" benannt, überkrönt.

Zahlreiche Alterthumsfunde (selbst Münzen des Kaisers Augustus und der Republik) beweisen, daß hier eine älteste Römerniederlassung, vielleicht ein Heerlager bestanden, doch ist das „Juliomagus" derselben vermuthlich eher in dem gegenüberliegenden großen schweizerischen Dorf Schleitheim zu suchen, das die größte Anzahl aller römischen Ueberreste aufgewiesen. Auch altgermanische Gräber haben sich bei Stühlingen vorgefunden, so daß dieses als Sitz des von Cäsar besiegten Stammes der Tulinger bezeichnet und der Name des Ortes von ihnen hergeleitet worden. Die Wahrscheinlichkeit spricht indeß für die Bedeutung eines „Grafenstuhles" des Albgau's, der seit grauen Tagen sich hier befunden. Urkundlich wird zuerst 1093 ein Graf Gerung als Herr der Burg Stühlingen erwähnt, dann erscheint diese im Besitz Derer von Kussaberg und geht mit dem Erlöschen derselben 1251 an die ihnen verschwägerten Grafen von Lupfen über, die mächtigen Herren der von nun an als bedeutendste Herrschaft im Albgau hervortretenden „Landgrafschaft Stühlingen." Wie schon in unserm geschichtlichen Ueberblick mitgetheilt, ging 1524 hier vom Schloß „Hohenlupfen", der Ueberlieferung nach durch die Hochmuthsthorheit der Gemahlin des Grafen Sigmund II. von Lupfen-Stühlingen, der Bauernkrieg aus. Die Burg selbst aber wurde von diesem, wohl durch ihre Lage und Festigkeit geschützt, überraschender Weise nicht mit verheert; nach dem Aussterben der Grafen von Lupfen 1582 fiel die Herrschaft an die Grafen von Pappenheim, deren dreifach über dem Eingang ins Schloß angebrachtes Wappen noch von demselben herabsieht. 1639 ward Stühlingen fürstenbergisch und 1805 badisch.



Waldshut.

Aeußerst steil hebt die Fahrstraße sich aus dem Dorf zur kleinen, doch alterthümlich anmuthenden Stadt hinan, die als eine der wenigen des Schwarzwaldes seit Jahrhunderten nicht durch Brand vernichtet worden; aus den engen Gassen, dem Zusammenschluß der Häuser um den Marktplatz und ihrer Bauart blickt noch eine vergangene Zeit auf. Das hoch bethürmte Schloß drüber erregt von unten stattlicheren Eindruck, als in der Nähe und besonders im Innern, wo es sich kleinbürgerlich bewohnt zeigt und außer einer Burgkapelle mit curiosen Pinselerzeugnissen kaum Betrachtenswerthes enthält. Nur der Blick vom Thor aus ist ein schöner und interessanter, da er, wie kein zweiter, aus der Nähe ostwärts über dem grünen Wutachthal die ganze bewaldete Kalksteinbergkette des Hohen Randen überschauen läßt, der sich einem Mauerwall gleich von Süden gegen Norden im diesseitig überrheinischen Gebiet des Cantons Schaffhausen hinlagert.

Wer auf Fußpfaden zum Schloß hinaufgestiegen, wähle zum Niedergang ins Städtchen zurück den reizvollen alten Burgweg für Roß und Rad.

Von Stühlingen an ziehen die Wutach und die Bahn in breit geöffnetem, nichts Besonderes mehr bietendem Thal zusammen südwärts hin abwärts. Sehr alte Ortschaften bilden die Stationen — Eberfingen (929 Eperolfinga), Ofteringen, mit seinem Schlößchen ehemals Sitz eines Statthalters des Klosters Rheinau, Horheim=Schwerzen (1135 „Guntram de Swerzin" — dann mündet die Bahn bei Oberlauchringen (844 Louchiringa, alte Dingstätte) in die Basel=Konstanzer Eisenbahn ein. Die Wutach, von Osten her noch den Klingengraben, dann aus Norden die Steina und Schlücht aufnehmend, tritt unterhalb von Thiengen in ein Altwasserbett des Rheins ein und ergießt sich in diesen unfern der Stelle, wo von Süden her die Aar ihr Alpengletscherwasser in ihn hineinwälzt. So haben wir von der Wiese bis zur Wutach die Südthäler des Schwarzwaldes durchmessen; was östlich von der letzteren liegt — der Hohe Randen — ist Juragebiet und gehört jenem und unserem Buche nicht mehr an.

5. Der Oberrhein von Waldshut bis Basel.

Wir müssen uns, wie eben gesagt, auf das Schwarzwaldgebiet beschränken und können deshalb die Stadt Schaffhausen mit ihrem Nachbarort Neuhausen und seinem weltbekannten Rheinfall — ebenso auch das ehemals auf einer Rheininsel weiter unterhalb desselben belegene uralte Kloster „Rheinau" (Augia Rheni, Rinowe), das zum Theil den Schauplatz des Scheffel'schen „Juniperus" bildet — nicht mehr in unsere Betrachtung hineinziehen. Bei der „Küssaburg" griffen wir schon ein wenig aus unserem Bereich nach Osten auf den Gebirgszug des Schweizer Jura über; wir kehren unter sie an den Rhein bei dem schon 876 als „Rienheim" genannten alten Kletgaudorf Rheinheim zurück, um über den breit und ruhig vorüberwallenden Fluß einen flüchtigen Blick auf die alterthümliche schweizerische Stadt Zurzach hinüber zu werfen. Aus Anlaß der von ihr nach „Brigobannä" führenden Römerstraße thaten wir ihrer bereits Erwähnung, und bei niedrigem Wasserstande gewahrt man neben ihr noch Pfahlreste der alten Straßenbrücke, die hier einstmals den Rhein überspannt.

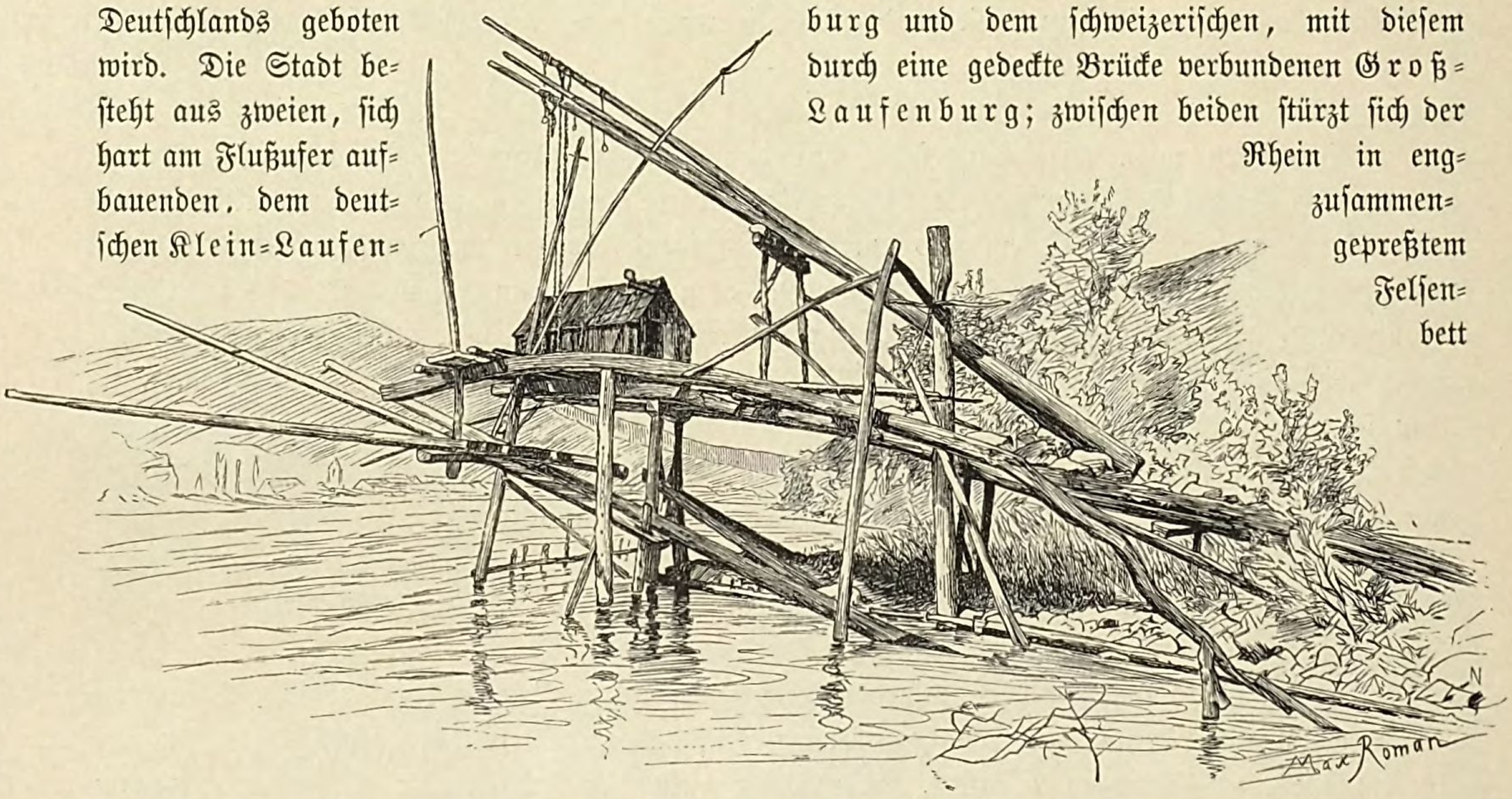
Mit der Mündung der Wutach senkt sich an diesen von Norden her die flache Abdachung des Schwarzwaldes heran, der von dem breiten Flußthal aus überall bis gegen Basel hin nur als ein niedriger Höhenzug erscheint. Die Bahn zieht sich bald hinter Thiengen, stets im Angesicht des Rheines, zumeist dicht an ihm entlang und erreicht in wenig Minuten von jenem aus die Stadt Waldshut, mit gegen 2500 Einwohnern, die „Hut des Waldes", eine der früher sogenannten österreichischen „Vier Waldstätte", (Waldshut, Säckingen, Laufenburg, Rheinfelden), von denen der Volkswitz mit drastisch kurzer Beziehung angab:

> „Rifelde ischt e richi Stadt,
> Säckinge ischt e Bettelsack,
> Lauffeburg ischt e Lürekübel,
> Waldshut ischt d'r Deckel drüber."

alterthümlich wie diese sämmtlich, mit langer, wechselvoller Geschichte. Den Ursprung Waldshuts bildete im 9. Jahrhundert ein kaiserliches Jagdhaus am Rhein, um das sich allmählich ein Dorf „Stunzingen" ansiedelte; im Jahre 1242 begann Graf Albert IV. den Bau der heutigen Stadt, die von größerem Umfang als jetzt gewesen sein soll. Sie ward oft belagert, vergeblich 1468 von den Eidgenossen, doch im Bauernkrieg, im Dreißigjährigen und von den Franzosen 1744 erobert; ein großer Brand verheerte sie 1498, Thorthürme und Mauerreste der mittelalterlichen Umwallung sind noch geblieben. Auch die „Salpeterer" der Grafschaft Hauenstein zogen 1745 vor Waldshut und suchten dies, damals Sitz der von Freiburg vor den Franzosen hierhergeflüchteten vorderösterreichischen Regierung, zu erstürmen. Heftige Unruhen anderer Art erlebte die Stadt von 1522—1525, zu welcher Zeit der Reformator Balthasar Hubmaier

(Hübmör) aus dem Augsburgischen in ihr Pfarrer war, durch Thomas Münzer zum Wiedertäuferthum gebracht wurde, einen Bildersturm in Waldshut entfesselte und Hunderte von Hauensteiner Bauern auf dem Markt desselben taufte. Er war stark in den Ausbruch des Bauernkriegs mit verwickelt, entkam bei Nacht, als König Ferdinand 1525 die Stadt einnahm, ward jedoch später in Mähren gefangen und zu Wien 1528 verbrannt.

Die Umgegend von Waldshut ist reich an mancherlei Schönheit und vielen Erinnerungen, überall schreitet man auf altrömischem Boden. Eine große Brücke über den Rhein nach Coblenz (Confluens, an der Mündung der Aar) zweigt eine Hauptbahn in die Schweiz ab; die Bahn auf der deutschen Gebietsseite führt über das alte Hauensteiner Einigungsdorf Dogern, wo 1445 der Vogt von Gilgenberg durch das Waldvolk erschlagen wurde, an der uns bekannten Ausmündung der Alb (Albbruck) und dem Städtchen Hauenstein vorbei nach der zweiten der „Waldstädte" Laufenburg, in der großartigsten Lage, die überhaupt von irgend einem Orte Deutschlands geboten wird. Die Stadt besteht aus zweien, sich hart am Flußufer aufbauenden, dem deutschen Klein-Laufenburg und dem schweizerischen, mit diesem durch eine gedeckte Brücke verbundenen Groß-Laufenburg; zwischen beiden stürzt sich der Rhein in engzusammengepreßtem Felsenbett



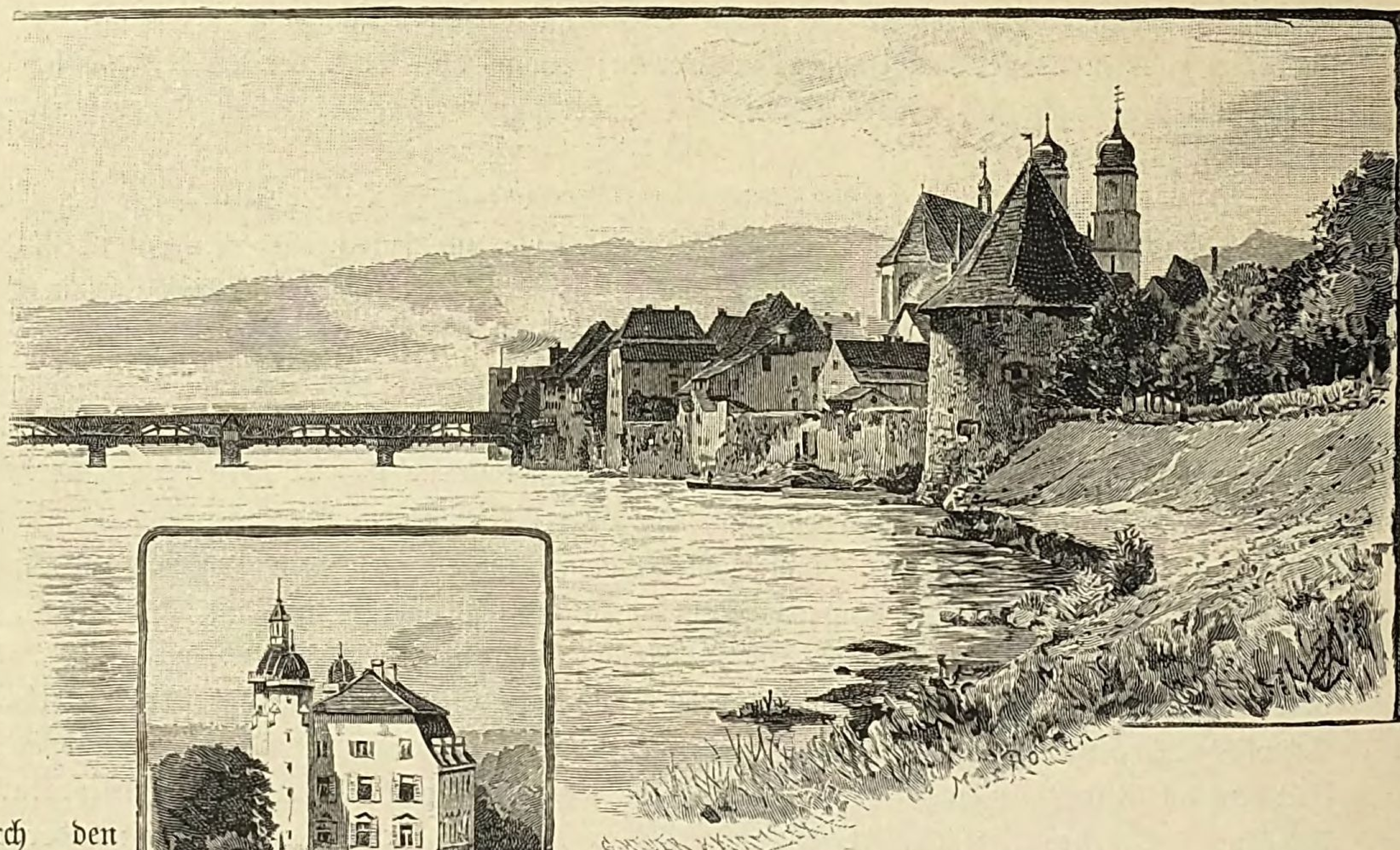
über zahlreiche schwarz aufragende Klippen und Riffe langhin, in weißschäumenden Gischt aufgelöst, mit rasender Gewalt nieder. Unablässiges Getöse der wilden Stromschnellen, besonders zur Nacht weithin vernehmlich, erfüllt die Luft; die Schifffahrt auf dem Rhein endet hier unterhalb und oberhalb der Fälle, über die selbst der Salm, dessen Fang an dieser Stelle eifrig und interessant betrieben wird, sich nur selten mehr emporzuschnellen vermag. (Unsere vorstehende Abbildung zeigt einen solchen „Salmenfang", hier „Fischwaage" genannt. Ist derselbe im Betrieb, so werden die langen horizontalen Stangen mit großen Netzen versehen und letztere unter Wasser gesetzt. Der Fischer, welcher sich während des Fang's zur Beobachtung in dem kleinen Häuschen befindet, löst, sobald sich ein Fisch über dem Netze befindet, die „Waage", und diese zieht durch das Gewicht ihres schweren Endtheils das Netz in die Höhe.) Ein Engländer, Lord Montagu aus der durch ihrer Excentricität bekannten Familie der Herzöge von Manchester, versuchte über den Laufenburger Rheinabsturz in einem Kahn hinunter zu gelangen, ward jedoch in die Tiefe gewirbelt und zerschmettert. Besonders eigenartig ist es, ein Floß aus Tannenstämmen, natürlich führerlos, über die Schnellen herabkommen zu sehen. Erst langsam, dann, vom Wasserzug gefaßt, schneller schwimmt es heran. Nun schießt es plötzlich nieder, verschwindet völlig im Schaumgewoge. Da taucht es abwärts, zwischen den Felsen hochaufgerissen wieder empor, wird mit donnerndem Gekrach gegen die jenseitige Steinwand geschleudert und löst sich im selben Augenblick von dem ungeheuren Anprall aus seiner Ver-

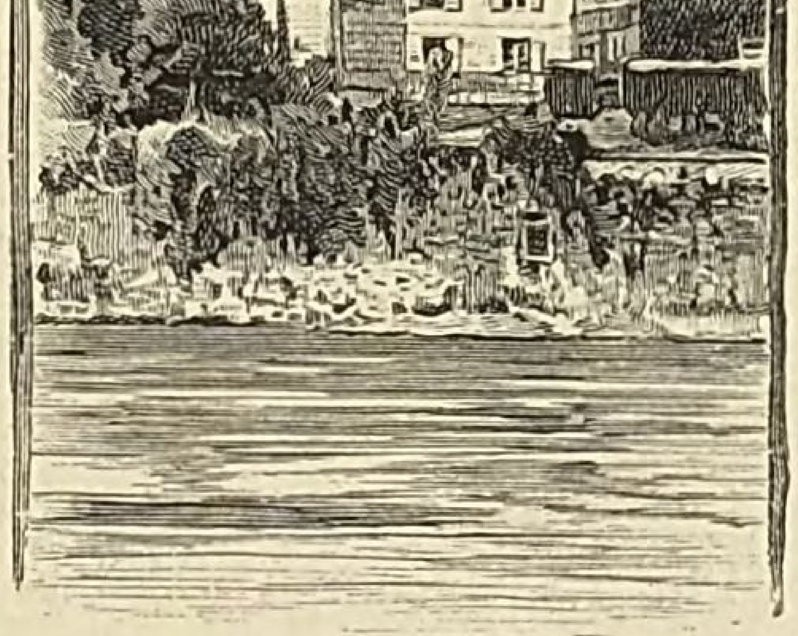
bindung in lauter Einzelstämme auf. Die Mehrzahl derselben schießt weiter abwärts, um später im ruhigen Wasser aufgefangen zu werden; einige aber packt der Wirbel und läßt die einmal gefaßten nicht los, sondern treibt sie unablässig im Kreis in einer Felseneinbuchtung drüben herum.

In der Gesammtheit des Bildes, das man am vollkommensten aus dem Zuge am Bahnhof genießt, übertreffen die Laufenburger Stromschneller fraglos an großartiger und vielfältiger Schönheit den weit berühmteren Rheinfall von Neuhausen. Sie stehen diesem allerdings an Sturzhöhe des Wassers beträchtlich nach, bilden überhaupt keinen eigentlichen „Fall", aber an Wildheit sind sie ihm vollebenbürtig, und ihre Umfassung ist unvergleichlich wirkungsreicher. Malerisch überspannt die bedeckte Brücke das tobende Gewässer, und jenseits desselben steigt unmittelbar vom Felsrand des Ufers grau, uralt, düsterblickend Groß-Laufenburg empor. In seinem Herübersehen liegt etwas Drohendes, vor allem im Mondenlicht, wenn man nur finstere Umrisse der Stadt oder bleichen, unsicheren Schimmer ihres dem Rhein zugewandten Häuserbogens gewahrt. Mit festem Zusammenschluß die alte Ringmauer deutend, blickt dieser in das Schaumgezisch hinunter, überragt von hohen Mauer- und Kirchthürmen, und auf felsiger, noch in der Stadt belegener Höhe gekrönt von den Trümmern eines von den Habsburgern erbauten Schlosses „Laufenburg", (die Burg am „Laufen", wie die Rheinstromschnellen hier aus ältester Zeit benannt wurden), in einer Vergabung aus dem Jahre 1383 auch mit dem Namen „Storckennest" bezeichnet. Der gewaltige massive Thurm, auf dem eine Tanne emporgewachsen, ist leider nicht zugänglich.

Groß-Laufenburg besitzt ein Geflecht mittelalterlich enger, dunkler Gassen, während Klein-Laufenburg eigentlich nur aus einer einzigen solchen besteht; über dem letzteren erhebt sich auf einer steilen Felswand gleichfalls eine Ruine der Burg Offtring, ehemals Stammsitzes derer von Offteringen. Beide Städte gehörten unter österreichischer Herrschaft von 1386—1802 zusammen und wurden erst dann politisch und kommunal zertrennt; gemeinsam erlebten sie zahlreiche Feuersbrünste und Eroberungen. Bernhard von Weimar erstürmte 1634 die Stadt, welche bis zum Ende des Dreißigjährigen Krieges (1648) im Besitz der Schweden verblieb; 1638 gelang es hier dem in der Schlacht bei Rheinfelden gefangen genommenen österreichischen General, Herzog von Savelli, in Priestertracht zu entfliehen, und zwei Geistliche, auf welche der Verdacht fiel, ihm zur Flucht verholfen zu haben, wurden hingerichtet, wie es scheint in den Rhein gestürzt und ertränkt.

Wir wiederholen nochmals, daß der Bahnhof von Klein-Laufenburg selbst dem nur Vorüberfahrenden die volle Uebersicht des gewaltigen Fluß- und Stadtbildes darbietet, und setzen an der Mündung der Murg vorbei die Fahrt nach der geschichtlich als die älteste germanische Niederlassung im ganzen Schwarzwaldgebiet bekannten Stadt Säckingen fort. Dies tritt schon im 6. Jahrhundert unter der Bezeichnung „Secconia" als Klosterstiftung des schottischen Glaubensboten Fridolin, Tridolin oder Tudelin auf; die Berichte über ihn entstammen einer sehr fabelreichen Darstellung eines Säckinger Mönches Balterus aus dem 10. Jahrhundert. Fridolin scheint hier ein Doppelkloster, sowohl für Mönche als für Nonnen gegründet zu haben; das letztere stieg als hochadliges Damenstift zu höchstem Ansehen, so sehr, daß es im 13. Jahrhundert in den Reichsfürstenstand erhoben wurde. Es beherbergte die heiligen Gebeine seines Stifters bis zur Aufhebung 1806, und dieselben gingen alsdann in einem silbernen, im Zopfstil gearbeiteten Glasdeckelbehälter in die heutige, 1726 erbaute Pfarrkirche über, die auch noch sechs außerordentlich interessante bemalte Lindenholztafeln aus dem 15. Jahrhundert mit höchst realistisch-naiven Scenen aus dem Leben des heiligen Fridolin besitzt. Dem Nonnenkloster gehörte auch die um dasselbe entstandene Stadt Säckingen (1207 noch „Villa" Seckinga genannt), welches diese den Grafen von Habsburg zu Lehen gab; Stadt und Damenstift geriethen dadurch nachher an Oesterreich. Die Ungarn sollen hier im 10. Jahrhundert eine große Niederlage



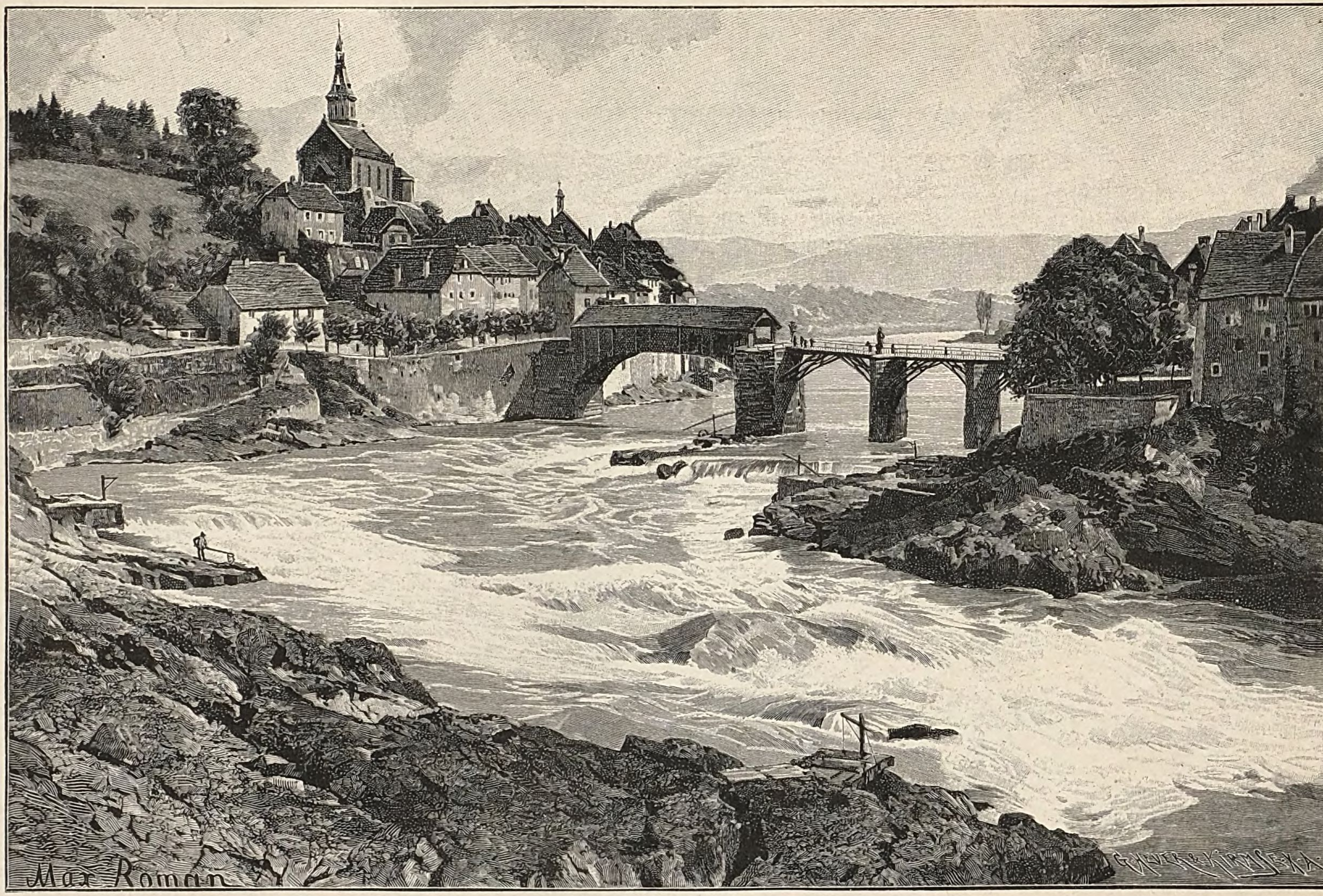


Säckingen mit Schloß Schönau.

durch den Grafen Hermigerus erlitten haben; Feuersbrünste und Wasserfluthen verheerten mehrfach die Stadt, ebenso durch kriegerische Gewaltthat der Bischof Heinrich von Basel in einer Fehde mit Rudolf von Habsburg und später der Dreißigjährige Krieg. Im Jahre 1678 hatte der französische Marschall Crequi beschlossen, Säckingen wie alles Andere in Asche zu legen, doch zwei Kapuzinerbrüder retteten dasselbe durch einen Fußfall vor dem delegirten Mordbrenner des großen Königs.

Die Stadt Säckingen mit viertehalb Tausend Einwohnern besitzt gleichfalls eine lange überdeckte Rheinbrücke zur Schweiz hinüber und im Ganzen alterthümliches Ansehen mit einigen Ueberresten der Vergangenheit, unter denen sich der St. Gallusthurm hervorhebt. Doch besonders Sehenswürdiges bietet sie nicht; ihr neuzeitlicher Ruf entstammt hauptsächlich dem „Trompeter von Säckingen", Scheffels bekanntester und beliebtester, wenn auch keineswegs bedeutendster Dichtung. Durch diese ist auch der „Waldsee" zu allgemeiner Kenntniß gelangt, ein kleiner nördlich von Säckingen im Stadtwalde zwischen den letzten niedrigen Höhenabsenkungen des Schwarzwaldes anmuthig belegener, in einen Laubrahmen eingefaßter Wasserspiegel. Scheffel lebte 1850—1851 als Referendar in Säckingen; im Thurm des auf den Rhein blickenden Schlosses „Schönau" befinden sich Freskenbilder, welche Scenen aus dem „Trompeter" darstellen.

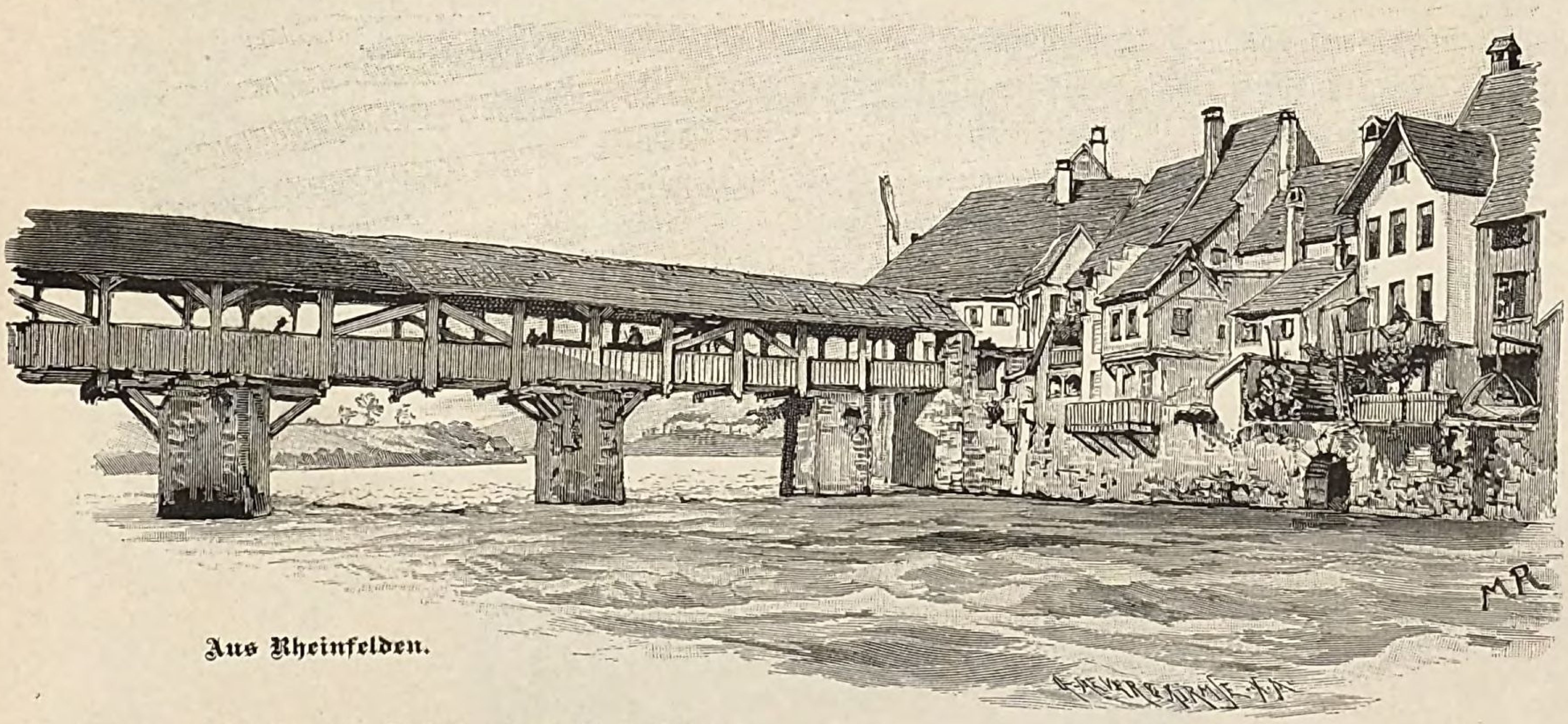
Die Bahn zieht von Säckingen, hart neben dem Rhein entlang weiter an der Wehramündung (Brennet) vorüber, alte Ortschaften unter der Abdachung des zwischen die untere Wiese und den Rhein lang hineingelagerten Dinkelberges zur Rechten lassend: Schwörstadt, mit den Resten einer im 14. Jahrhundert genannten Burg „Schwerstätten", nah darüber Riedmatt, bei dem sich eine Tropfsteinhöhle „Tschamberloch" befindet — Beuggen (1215 Buchein), seit 1298 Sitz einer Deutschordenscommende, deren Schloß jetzt Lehrerbildungsanstalt ist — dann folgt eine Station, welche den Namen „Bei Rheinfelden" führt, und drüben über dem Rhein hebt sich, noch ganz mit mittelalterlichem Gewand angethan, die vierte der alten „Waldstädte", das jetzt schweizerische Rheinfelden, gegen drittehalb Tausend Bewohner zählend, auf. Eine



Laufenburg a/Rh. Von Max Roman.

zur Hälfte gedeckte Brücke führt über den hier stark wieder strudelnden Fluß, aus dessen Mitte ein Felsen emporsteigt, der früher eine habsburgische, 1445 von den Eidgenossen durch hoch-interessante Belagerung eroberte und völlig niedergelegte Burg „Stein" trug. Diese wird mit dreizehn Fuß dicken Mauern als „überdiemaßen" stark gebaut geschildert und hatte Jahrhunderte lang eine Zwing- und Drängburg für Rheinfelden gebildet; jetzt ist alles von ihr verschwunden und der Felsgrund, auf dem sie gestanden, in Gartenanlagen umgewandelt. Unter diesem schäumt der Rhein mit einem „Höllenhaken" benannten Wirbel; die in zwei Theile zerfallende Brücke benutzt den „Stein" als Stützpunkt.

Rheinfelden ist als Stadt fraglos die besichtigungswertheste der Waldstätte, wenig Orte haben sich solche Mauer-, Thurm- und Thorüberreste der Vergangenheit erhalten, die an zahlreichen Stellen Kugelspuren ehemaliger Belagerungen aufweisen. Ein Rundgang um die ganze Stadt, soweit er möglich fällt, lohnt außerordentlich, doch ebenso sehr, überall in die Winkel und Ecken einzudringen und kleine verborgene und verbaute Ueberbleibsel einer anderen Zeit aufzuspüren, von denen da und dort noch die Geschichte eines halben Jahrtausends und darüber hinaus anblickt. Im Jahre 934 wird zuerst ein Graf Kuno auf der Burg Stein genannt,

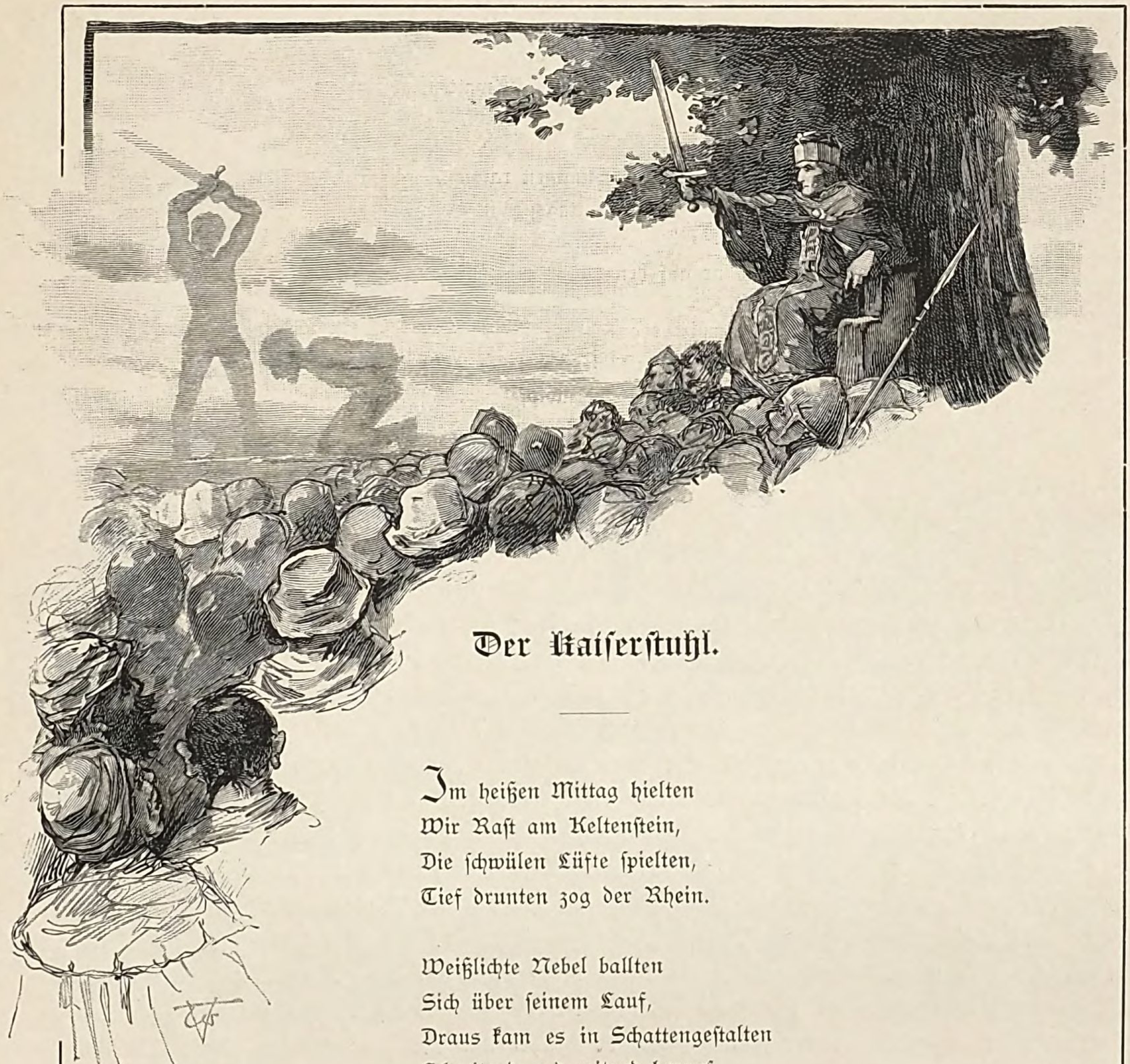


Aus Rheinfelden.

dann tritt im 11. Jahrhundert Rudolph von Rheinfelden als Gegenkaiser Heinrichs IV. auf und fällt in der Schlacht an der Elster 1080. Seine Tochter brachte die Herrschaft durch Heirath an Herzog Berthold II. von Zähringen, der die Stadt Rheinfelden gründete. Sie ward nach dem Erlöschen der Zähringer Reichsstadt, doch 1328 von Kaiser Ludwig dem Baiern an Oesterreich verpfändet und verblieb bei diesem bis zu ihrem Anfall an die Schweiz 1801. Eine Verbindung von Raubrittern, uns bekannter Blumegger und Falkensteiner, außerdem „Rechberger" und „Grunenberger" (die auf der kurz zuvor zerstörten Burg Stein gesessen) überfiel 1448 hinterrücks die Stadt, die von ihnen ausgeraubt, verheert und zum großen Theil zertrümmert ward. Im Dreißigjährigen Kriege wurde sie in mehrfachem Wechsel von den Schweden und Kaiserlichen erstürmt, bis 1638 bei ihr die große, merkwürdige Doppelschlacht von Rheinfelden (28. Februar und 3. März) stattfand, in welcher Bernhard von Weimar zuerst unterlag, doch zwei Tage darauf durch kühnen Ueberfall das ganze siegestrunkene kaiserliche Heer vernichtete und sämmtliche Führer desselben, darunter den Herzog von Savelli und den berühmten Reitergeneral Jean de Werth, gefangen in seine Hand brachte. Eine Belagerung Rheinfeldens durch Crequi 1679 blieb erfolglos, dagegen ward es 1744 von den Franzosen erobert und die Befestigung der Stadt geschleift, so daß nur ihre mittelalterliche Ummauerung blieb.

Rheinfelden besitzt einen von außen nicht besonders auffälligen, im Innern großstädtisch überraschenden, hocheleganten „Gasthof zur Krone“ und östlich vor der Stadt ein demselben Eigenthümer angehöriges, sehr schön am Rhein belegenes, von großem Gartenpark umgebenes, vielbesuchtes Soolbad. Wir wenden uns auf die badische Seite des Flusses zurück, wo noch immer der Abhang des Dinkelberges die Bahn zur Rechten fortbegleitet. An ihm gewahren wir in einiger Entfernung das große Dorf Degerfelden, ehemals einem Geschlecht zugehörig, von dem ein Konrad von Degerfelden 1368 unter den Mördern des Königs Albrecht I. in Vindonissa bei Brugg erscheint; dicht neben der Bahn näher liegt Herthen (754 Hardun), das auf den Ueberresten eines römischen Aredunum oder Artio stehen soll und dem gegenüber jenseits des Rheins sich die — bis auf Weniges verschleppten — Trümmer der großen Römerstadt Augusta Rauracorum (Augst-Basel) befinden. Dann folgt Wyhlen, ursprünglich „Weilheim“, mit einem Salzwerk und dem erhaltenen Gebäude des 1303 gestifteten Prämonstratensernonnenklosters „Himmelspforte“, auch „Weißherrnkloster“ genannt, in nördlicher Nähe. Hinter der Station Grenzach unter dem „Grenzacher Horn“ des Dinkelberges, mit der Kuranstalt „Emilienbad“, überschreitet die Bahn rasch die Grenze des Cantons Basel, vereinigt sich mit der von Nordost hinzukommenden Wiesenthalbahn und fährt, in langem Bogen einen Theil der Stadt Basel umkreisend, auf den „badischen Bahnhof“ derselben nach Klein-Basel, welches nördlich am Rhein belegen, durch eine gewaltige, wundervollen Blick darbietende Brücke über diesen mit dem eigentlichen Basel verbunden ist. In den „badischen Bahnhof“ mündet auch die Bahn von Freiburg her, und wir haben dergestalt den Kreis, der unser großes, inhaltsreiches „Feldberggebiet“ umfaßt, geschlossen. Wer aus dem Süden der Schweiz herkommt, gewinnt von der schönen, wipfelüberschatteten Münsterbastei Groß-Basels, der alten Kaiserpfalz, einen ersten Gruß des Schwarzwaldes durch die lang in Norden hingelagerte Bergkette des Köhlgarten und Hochblauen.





Der Kaiserstuhl.

Im heißen Mittag hielten
Wir Rast am Keltenstein,
Die schwülen Lüfte spielten,
Tief drunten zog der Rhein.

Weißlichte Nebel ballten
Sich über seinem Lauf,
Draus kam es in Schattengestalten
Schreitend und reitend herauf.

Und plötzlich ob tausend Köpfen
Sah ich in wachem Traum
Den Kaiser, das Recht zu schöpfen,
Sitzend am Lindenbaum.

Auf seinen Knieen blinkte
Das Schwert mit goldnem Griff,
Er hob's, der Goldgriff winkte,
Und andrer Schwerthieb pfiff.

Ein Haupt herunter rollen
Sah ich von blutigem Rumpf;
Wie dumpfes Wettergrollen
Ging's rund: Das Recht ward stumpf!

Drum, wie die Stirn der Alten
Umwand hier die Inful,
Beschritt, des Rechts zu walten,
Der Kaiser heut' den Stuhl. —

Und wie die Stimmen rannen,
Zerrann im Mittagsschein
Um mich das Bild von dannen —
Nur auf den Keltenstein

Hernieder auf dem Gipfel
Des Kaiserstuhles fiel
Vom alten Lindenwipfel
Ein Blatt in Windesspiel.

Freilich ist es nur unbeglaubigte, sagenhafte Ueberlieferung, daß der Kaiserstuhl ein alter „Schöffensitz" deutscher Kaiser gewesen sei; die Nähe der angenommenen Geburtsstätte Rudolphs von Habsburg mag besonders Anlaß dazu gegeben haben. So liegt der Ursprung des Namens im Dunkel. Die Neigung zu solchen Benennungen geht auch aus dem „Königsstuhl" bei Heidelberg hervor (der „Königsstuhl" bei Rhense und der auf Rügen stehen dagegen in wirklicher geschichtlicher Verbindung mit Königen); wahrscheinlich hat nur die von Osten her sitzartig eingesattelte Gestaltung des vereinzelt aus der Rheinebene aufsteigenden Bergzugs die Bezeichnung verursacht. Die Entstehungszeit derselben läßt sich nicht feststellen, von den Römern wurde das kleine Gebirg vermuthlich mit unter den Namen Mons Brisiacus begriffen; eine Deutung, daß die Benennung etwa schon von Kaiser Valentinian herstammen könne (als Mons Caesaris), der sich gegen Ausgang des 4. Jahrh. in Breisach aufgehalten, erschiene recht gewagt. Auch das herabfallende Lindenblatt auf dem „Todtenkopf", der höchsten Spitze des Kaiserstuhls, ist zur Sage geworden. Bis vor wenigen Jahren ragte von jener Stelle als ein unendlich weit ringsum sichtbares Wahr- und Erkennungszeichen eine uralte Linde auf (unter der eben Rudolph von Habsburg Gericht gehalten haben soll), oder vielmehr aus ihrem Wurzelstock, dessen Hauptstamm längst zusammengebrochen, waren neun mächtige Sprossen als neue Stämme emporgestiegen, der Höhe den Namen „Neun Linden" eintragend. Wilde Sturmwetter stürzten erst einige derselben um, dann folgten vor Kurzem die übrigen nach; jetzt ist das alte Wahrzeichen des Kaiserstuhls verschwunden. Man hat statt seiner neun andre junge Lindenbäume droben angepflanzt, doch Jahrhunderte werden vergehen, bevor sie annähernd wieder die Bergkuppe mit grüner Krone wie ihre Vorgänger überwölben.

Der Kaiserstuhl erstreckt sich, der großen Freiburger Einbuchtung des Schwarzwaldes nach Osten (zwischen den Eisenbahnstationen Kenzingen und Schallstadt) gegenüber belegen, in einer Länge von 4—5 Wegstunden 15 km von Süden gegen Norden und bietet, ostwärts her gesehen, einen ziemlich einförmigen, wallartigen, nur von drei bewaldeten Spitzen — dem Todtenkopf (559 m), der Eichspitze (522 m) und dem Katharinenberg (494 m) — übergipfelten Verlauf. Allein dies Bild ändert sich vollständig, sobald man überschauend auf den Höhen steht oder von Westen herkommt. Da breitet sich — in etwas den „Euganeischen Bergen" vergleichbar — eine Fülle von fast einem halben Hundert mehr oder minder abgerundeter Kuppen mit verhältnißmäßig zumeist nur gering vertieften Thaleinschnitten überallhin aus. Wir haben der Eigenart der Bodenbeschaffenheit des Gebirgs, des Ueberzugs seines Eruptivgesteins mit einer mächtigen, bis nah an die obersten Höhen hinanreichenden Lößschicht bereits an andrer Stelle Erwähnung

gethan, ebenso seines in Deutschland unübertroffenen Reichthums an seltenen Pflanzen, besonders Orchideen. Von poetischer Blumenschönheit ist der Kaiserstuhl vor Allem im April und Mai, wenn weite Strecken auf ihm von der Küchenschelle violettblau überdeckt liegen, ganze Abhänge mit Maiglöckchen wie dicht besteppt erscheinen. Von den Rändern der schmalen Lößschluchten nicken dann tausend und abertausend weiße Kelche der großen Anemone sylvestris (etwas lucus a non lucendo, da sie nicht im Walde steht) auf hohem schwankem Stiel, weißblühendes Gesträuch aller Art giebt den engen Wegen den Anstrich für einen Brautzug geschmückter Gassen, und Millionen Veilchen umduften ihren Fußrand. Im vollsten Gegensatz zum Schwarzwald besitzt der Kaiserstuhl äußerst wenig Nadelholz, nur Kiefern mischen sich da und dort in die lichten, dünnstämmigen, die Höhen krönenden Laubwälder und Büsche; Alles erregt freundlich-heiteren, wenn auch oft fremdartigen Eindruck. Die emporgestaffelten Weinberge, welche das ganze Gebirge rund umgürten, sind, ihrer Gesammtart allerorten gemäß, nicht für das Auge



Der Kaiserstuhl von Breisach aus gesehen.

ansprechend, sondern höchst unmalerisch nüchtern, doch es wäre ein großer Fehlgriff des Vorüberfahrenden, daraus einen Schluß auf das Innere und auf die Höhen der seltsamen Berggruppe zu ziehen. Für Denjenigen, der die Rebenterrassen durchstiegen, findet sich kaum eine Stelle darin, die nicht in der Nähe eigenthümlich Interessantes böte, noch mehr aber in der Weite. Von den an der Eisenbahn Freiburg-Breisach belegenen Dörfern Ihringen oder Wasenweiler in etwa $1^1/_2$ Stunde durch Lößschluchten zum Todtenkopf hinaufgelangt, kann man vom letzteren, immer auf der Kammhöhe bleibend, in $2^1/_2$ Stunden äußerst bequem über Matten bis zum nördlichsten Gipfel, dem Katharinenberg, fortwandern. Auf dem ganzen Wege behält man fast überall den wundersamsten Rundblick um sich her. Das Elsaß von Straßburg bis Basel, gegenüber die Ortenau, der Breisgau und das Markgräflerland liegen dem Beschauer zu Füßen; er übersieht, in der Mitte stehend, die langen Ketten der Vogesen und des Schwarzwaldes beinahe von ihrem nördlichsten Beginn bis zu ihrem südlichen Auslauf. Westwärts krümmt und windet sich das glimmernde, vielfach in Schleifen gezogene Band des Rheines, von Osten grüßt der Spitzenthurm des Freiburger Münsters nachbarlich herüber, und ganz am Ende der Welt im Süden schimmern in klarer Frühmorgen- oder Abendluft weißröthlich wie Horizontwölkchen der Montblanc und die Diablerets.

Der Katharinenberg trägt seinen Namen von einer ihn krönenden, weithin weißschimmern-

den Kapelle, der h. Katharina geweiht, doch ist nicht mehr feststellbar, welcher von den vielen, gleich rühmlichen Heiligen des Namens, ob der von Alexandrien, Siena, Bologna, Ricci, Genua oder von Schweden. Gewiß ist nur, daß sie bereits im Jahre 1388 durch die Frömmigkeit der wohledlen Frau Snewelin von Wyswyl (drunten in der Rheinebene) gestiftet worden. Jedenfalls erhält die Kapelle gegenwärtig ein Gesammtangedenken an die vielfältige heilige Verdienstlichkeit des Namens Katharina fort, wenn auch nicht mehr in ihrer ursprünglich ersten Gestaltung. Denn fast selbstverständlich, bethätigte sich die Gottlosigkeit des dreißigjährigen Krieges auch an ihr, und sie ward erst nach erheblichem Zwischenraum — man könnte sagen, einer Art Interregnum „katharinenloser, schrecklicher Zeit" — im Jahre 1715 von einem, wie die Urkunde besagt, „frommen Bauernkerl" aus Gottenheim als Eremitenklause wieder in die Lüfte emporgerichtet. Viel Ungemach nicht nur von Franzosen und bösen Buben, sondern auch vom Blitz und staatlicher Sparsamkeit hatte sie auch dann noch zu erdulden, bis das Jahr 1862 ihre Erneuerung in jetziger Gestalt und auch die Wiederherstellung ihrer inzwischen verloren gegangenen Weihe sah.

Von der Kapelle führt ein schöner Abweg nach dem alten Städtchen Endingen und weiter am Rand des flach absinkenden Bergrückens entlang nach der Station Riegel der Offenburg-Freiburger Bahn. Eigenartiger noch und das Bezeichnende des Kaiserstuhles in großer Mannigfaltigkeit am besten vor die Augen führend, ist eine Wanderung von Ihringen über Bickensohl, Oberrothweil, Bischoffingen, Küchlinsbergen, Amoltern nach Endingen, wo die Einkehr im „Hirschen" für Hunger und Durst wohl zu empfehlen ist. Die Zeitdauer beträgt für Solche, die sich nicht verlaufen, 4—5 Stunden, doch ist diese günstige Annahme für den Unkundigen fast mit Sicherheit auszuschließen. Wegweiser finden sich im Kaiserstuhl für die Fußpfade nur äußerst selten, und wer einmal in den Stollen einer falschen Lößschlucht gerathen ist, muß ausweglos und umschaulos darin verharren und geduldig abwarten, an welches zuweilen höchst unvermuthete Ziel die steilen Wände ihn zu bringen für gut befinden. Nirgendwo ist es rathsamer, sich bei jedem Begegnenden wieder und wieder zu erkundigen, ob man auf dem richtigen Wege sei; am Sonntag, wenn die Feldarbeit ruht, muß der Fremdling unbedingt manchen Umweg in Rechnung ziehen. Doch hat ein derartiges Verirren hier nichts Bedenkliches oder Unfreundliches, wie im Schwarzwald, führt im Gegentheil manchmal zum Auffinden besonderer Schönheiten. Der Kaiserstuhl, vorzüglich die Westseite desselben ist in deutschen Landen noch viel zu wenig bekannt, gewürdigt und besucht. Freilich trägt die übliche Reisezeit mit Schuld daran, denn vom Juni bis zum Ausgang des September ist es nicht rathsam, sich an sonnenklarem Tage in ihn hineinzuwagen. Aber im März und April, wie im Oktober bietet bei günstiger Witterung Deutschland schwerlich Schöneres an leichter, anstrengungsloser Umherwandrung.

Der Zugang zum Kaiserstuhl findet von der Station Riegel der Offenburg-Freiburger Bahn oder auf der Zweigbahn Freiburg-Kolmar von den Stationen Gottenheim, Wasenweiler, Ihringen und Altbreisach aus statt. Rundum schließen große Fahrstraßen das Gebirge hart an seinem Fuße ein, doch nur eine durchschneidet es in der Mitte, von Oberschaffhausen im Osten nach Oberrothweil im Westen, über die Sattelhöhe zwischen dem Todtenkopf und der Eichspitze ansteigend und sich dann in den tiefen Thaleinschnitt von Schelingen unter den völlig kahlen mattenbedeckten Badberg niederziehend. Die übrigen befahrbaren Wege des Kaiserstuhles bringen nur an den Seiten ein Stückchen in ihn hinein, ohne seinen Grat zu überschreiten. Im Nordwesten erstreckt er sich durch eine Abdachung unmittelbar bis an den Rhein, von dem er an der südlichen Westhälfte durch eine breite, überaus fruchtbare Niederung, die „faule Waag" benannt, getrennt wird. Nach allen Richtungen erhebt er sich frei aus dem Thalgrund der Rheinebene; mit dem Schwarzwald steht er nirgendwo in Verbindung, doch tritt er mit seinem Nordostauslauf bei Riegel nah an die Abflachung desselben oberhalb Kenzingens heran. Zwischen diesen beiden Städten floß, wie man von Süden aus der Weite her sogleich an dem eigenthümlichen Ein-

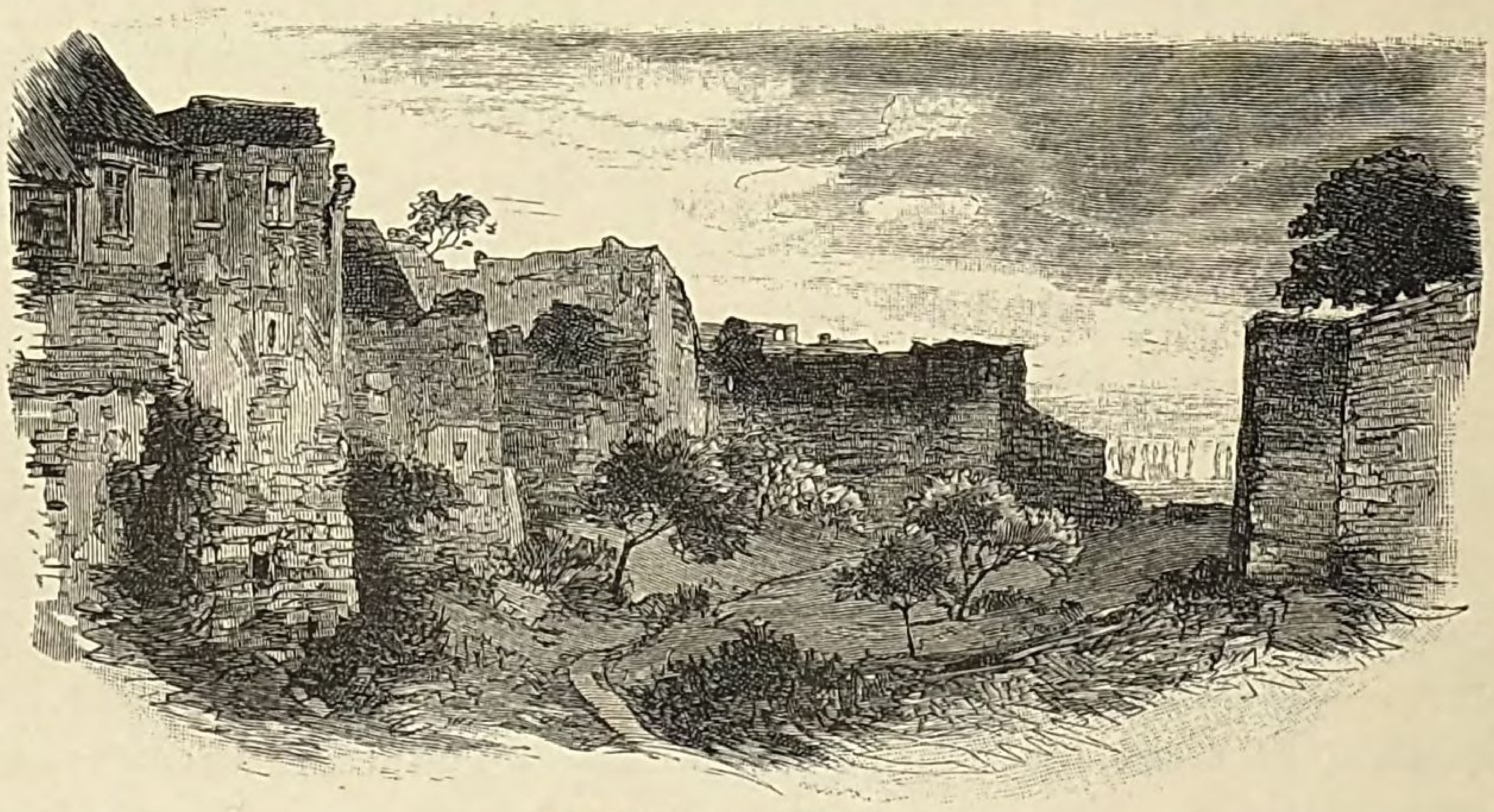
schnitt des dort thorartig verschmälerten Thales vermuthet, in vorgeschichtlicher Zeit der Rhein oder ein Arm desselben an der Ostseite des Kaiserstuhles, so daß dieser damals eine Berginsel bildete. Noch deutlicher erkennt man dies alte Flußbett zwischen ihm und seinen ihn im Osten und Süden begleitenden Vorhügelketten, der „March" und dem „Tuniberg." Der steile Westrand des letzteren besonders giebt sich klar als ein altes abgespültes Ufer kund, und der fremdartig klingende Name desselben ist nichts als eine erst seit kaum einem Jahrhundert entstandene sinnlose Verderbniß aus „Dunberg, Dünberg", der alten Rheindüne.

Unzweifelhaft sah der Kaiserstuhl um seinen Fuß die erste Menschenansiedlung im Oberrheinthal. Dieses selbst war unter dem Schwarzwald gleich ihm dicht mit undurchdringlichem Wald bedeckt, nur wo die Gewalt des mächtigen Stromes bei Hochfluthen auf weiten Strecken die Bäume fortgerissen und, wieder absinkend, Geröll und Sand zurückgelassen hatte, fanden sich sonnige, freie Lichtungen. So gelangten die ersten Wanderschaaren Asiens, an dem Fluß auf dem von ihm gebahnten Wege entlang ziehend, hierher; ob von Norden oder Süden, läßt sich nicht entscheiden, doch gewiß nicht aus Osten über den Schwarzwald und durch seinen breiten Waldgürtel der Ebene. Vielleicht auch kamen die frühesten Eindringlinge in die Wildniß nicht zu Fuß, sondern in den ersten Böten der Menschheit, in ausgehöhlten Baumstämmen daher und ließen sich um den Felsen von Breisach nieder.

Denn das scheint der älteste Besiedelungspunkt der Gegend gewesen zu sein, wie auch schon seine Art und Lage es von vornherein vermuthen läßt. Ob die Kelten die ersten waren, oder auch sie schon Vorgänger besaßen, weiß niemand, doch jedenfalls hausten die ersteren schon Jahrhunderte lang vor unserer Zeitrechnung dort, nach Dio Cassius: „Antiquitus populi, qui ex utraque parte Rheni habitabant, Celtae uno nomine vocati sunt". Sie hinterließen hauptsächlich bei Ihringen am Südfluß des Kaiserstuhls, bei Gündlingen und Gottenheim am Tuniberg Gräber oder, wie diese noch jetzt vom Volk mit keltischem Namensursprung benannt werden, „Löhbücke", Bronzewaffen und Schmuckwerke enthaltend, sowie Ringwälle und Trichtergräben (Mardelles). Wahrscheinlich erbauten sie sich auch hier schon burgartig feste Wohnsitze und Ortschaften; sie waren keine „Wilden" mehr, nach Diodor „hatte schon Hercules, als er aus Iberien zurückkehrte, die Kelten ihrer rohen Sitten entwöhnt." Die Römer hießen nachher die letzteren „Gallier", doch fügt Cäsar hinzu: „Ipsorum lingua Celtae appellantur."

Die weitere geschichtliche Völkerentwicklung am Oberrhein haben wir bereits früher dargestellt, und hier geht uns nur an, daß im „Itinerarium" (einer „Reisekarte") des Kaisers Antoninus (86—161) zuerst und zweimal der „Mons Brisiacus" auftaucht und zwar unverkennbar als jenseits des Rheins im heutigen Elsaß belegen. Der letztere änderte sowohl sein Hauptbett als das seiner Nebenarme noch in historischer Zeit zu häufigen Malen, so daß der Breisacher Berg oft völlig von ihm umflossen als Insel erscheint, bis mit dem 14. Jahrhundert sein Verbleiben auf der östlichen Seite eintritt; doch ward er sogar im Jahre 1778 noch einmal wieder bei einer Hochflut mehrere Tage hindurch ganz von Wasser umschlossen. Der Berg ist ein kleiner, letzter südwestlicher Felsausläufer des Kaiserstuhls, indeß ohne Zusammenhang mit diesem, vielmehr fast eine Stunde breit von ihm durch die Niederung der „faulen Waag" abgetrennt; die Erhebung des schmalen, lang von Norden gegen Süden gestreckten Felsrückens über den Wasserspiegel des westlich hart unter ihm vorbeifließenden Rheines beträgt ungefähr 30 m. Auf dieser steilen, vielfach senkrecht abstürzenden Höhe legte aller Wahrscheinlichkeit nach Nero Claudius Drusus (38—9 v. Chr.), der Bruder des nachmaligen Kaisers Tiberius und Erbauer zahlreicher Römercastelle am Rhein, die Festung Brisiacum an. Ueber die Bedeutung des Namens, der später auch dem bis in's 6. Jahrhundert Neomagia (nach dem Fluß des Münsterthals) benannten „Breisgau" (Pagus Brisiacus) seine Benennung gab, haben wir schon früher gesprochen. Die Endung ist von den Römern einem keltischen Brisiac (vermuthlich aus brisin, brechen, und ac, Wasser zusammengesetzt, dem „Einbruch des Wassers" oder der Stelle, wo das Wasser sich

— am Felsen — gebrochen) hinzugefügt. Breisach blieb im Besitz der Römer, oft von Kaisern derselben besucht, bis das Decumatenland am Ende des 4. Jahrhunderts dem Andrang der Sueven-Alemannen völlig erlag, welche ein Jahrhundert lang bis zu ihrer Besiegung durch die Franken bei Zülpich (496) die, wie es scheint, nicht von ihnen zerstörte Felsenstadt bewohnten. Dann legt sich langes Dunkel über die Weiterdauer derselben, und nicht die Geschichte, sondern die Sage spricht von dem königlichen Geschlecht der „Harlungen", dessen Burg auf dem Südausläufer des Breisacher Felsens, dem heutigen „Eckardtsberge" gestanden. König Harlung, der jüngste der „Amelungen", herrscht in Breisgau von seinem Schloß aus, wohin Kaiser Ermenrich von Rom einen Reichstag entbietet, zu dem er mit Dietrich von Bern und auch dem Hunnenkönig Attila anreitet. Doch der falsche Sibich, des Königs Rathgeber, plant die Vernichtung des ganzen Geschlechtes der Amelungen, bereitet Harlung den Untergang und danach auch den beiden Söhnen desselben, die ihr Behüter, der greise Eckart, vergeblich zu schützen sucht. Sie verlassen gegen seine Warnung ihre sichere Burg, werden überfallen und auf Befehl ihres Oheims Ermenrich an Bäumen gehenkt. Ein wilder Kampf entspinnt sich danach, in welchem der Kaiser Breisach verbrennt und auch Eckart, nachdem er Wunder der Tapferkeit vollbracht, zuletzt fällt. Doch sein Geist verbleibt als der „treue Eckart" an der Stätte; der Berg, der seinen Namen trägt, birgt im Innern einen Tempel der Venus, und warnend steht er als Schatten am Eingang zu diesem, um die Verlockten vom Hineintreten abzuhalten.



Ruinen von Breisach.

Das ist die Sage von den Harlungen, eine der ältesten des deutschen Volkes und dementsprechend auch an der ältesten Wohnstätte in Deutschland haftend. Die Geschichte dagegen redet von Breisach („Brisache") erst wieder im 10. Jahrhundert bei einer Eroberung der Burgveste durch Kaiser Otto I. (939); die Vertheidiger derselben, der Frankenherzog Eberhard und Giselbert, Herzog von Lothringen, verfielen dem Untergang, der erstere in der Schlacht, der andere flüchtete auf ein Schiff, das im Rhein versank. Nun erscheint Breisach als die vielbevorzugte „Stadt" der Kaiser, Heinrichs II., Ottos IV., Heinrichs VI., Friedrichs II., der sie 1215 mit Mauern umgeben ließ. Sie hielt treu zu den Staufen, bis sie nach dem Niedergang derselben 1275 der neuen Kaisersonne Rudolph von Habsburg huldigte und 1330 durch den Kaiser Ludwig von Baiern an Oesterreich verpfändet wurde.

Inzwischen war unmittelbar neben Breisach ein mächtiges Dynastengeschlecht „Derer von Uesenburg" aufgewachsen, deren Stammburg hart unter dem nördlichen Ende des Bergrückens auf einem Felsen am Rhein lag. Diese „Uesenburg" ist — man weiß nicht wann — frühzeitig spurlos verschwunden, doch nicht sie allein, sondern auch die Felsklippe, auf der sie sich erhoben. Keine Nachricht spricht, ob der Rhein das Schloß unterwühlt hat, oder ob es „als stäter Schlupfwinkel der Rebellen gegen Gott und den Kaiser" zerstört worden; eine Sage berichtet, dies sei von den Breisachern geschehen, welche dafür zum Ersatz den Uesenbergern die (im Bauernkriege zertrümmerte) Burg Höhingen hätten wieder erbauen müssen, deren geringe Reste noch auf

einer steilhohen Kaiserstuhlkuppe bei dem Dorf Achkarren sichtbar sind. Der Fels, auf dem die alte Uesenburg gestanden, ist noch auf einem die Belagerung Breisachs 1638 darstellenden Bilde, mit Geschütz bedeckt, vorhanden, am Ausgang des 17. Jahrhunderts, bei der Anlage von Festungswerken durch Sprengung verschwunden.

Die Uesenburger, zumeist den Namen „Hesso“ und einen blauen Lerchenflügel auf weißem Feld im Wappen führend, wuchsen vom 9.—14. Jahrhundert zu gewaltigem Ansehn im Breisgau auf, in dem sie eine weitumfassende Herrschaft an sich brachten, zu welcher der größte Theil des Kaiserstuhls gehörte; auch das Schultheißenamt von Breisach gelangte eine Zeit hindurch an sie. In den zahllosen Kämpfen und Fehden zwischen den Städten und Herren am Oberrhein, besonders in dem sogenannten „Kaiserstühler Kriege“ (1321/22) spielten sie, als stätige Gegner Freiburgs, eine Hauptrolle. Doch bald nach jenem begann ihr Niedergang, 1325 nahm ein Junker Friedrich von Uesenburg Solddienst bei Freiburg, und 1371 erlosch das stolze, hochfahrende Geschlecht mit einem „Hesso“, wie es geschichtlich zuerst mit einem solchen begonnen. Seine Tochter, die letzte ihres Stammes, war jene Agatha von Uesenburg, von der wir mitgetheilt, daß sie als letzte Aebtissin des Nonnenklosters zu Waldkirch 1434 „in bitterlicher Armuth“ starb.

Wir wenden uns zur Stadt und Burgveste Breisach zurück, welche 1469 mit den „österreichischen Vorlanden“ an den Herzog Karl den Kühnen von Burgund verpfändet wurde und von diesem „Peter von Hagenbach“ (vom Schloß Hagenbach bei Altkirch im Sundgau) als Statthalter erhielt. Dieser übte tyrannischste Bedrückung an der Bevölkerung aus, weckte besonderen Grimm durch Steuerauflage eines „Weinpfennigs“, in Folge dessen er vier Bürgern Breisachs die Köpfe abschlagen und sie unbeerdigt auf der Straße liegen ließ, und brachte schließlich durch Gewaltthat an einer schönen, ehrbaren Bürgerstochter die Stadt zum Aufstand. Er ward überwältigt, in den Thurm des „Windbruchthors“, noch „Hagenbachthurm“ genannt, geworfen und, nachdem er gefoltert worden, von einem durch den Erzherzog Sigismund gebildeten Gericht von Schweizern und Rheinländern 1474 zum Tode verurtheilt. Die Enthauptung fand sogleich nach dem Spruch Nachts bei Fackellicht vor dem „Kupferthor“ (Norderthor) durch den Scharfrichter von Kolmar, ein unansehnliches Männchen, „mit Meisterschaft“ statt. „Do fuort er je biß über die Rinbrück mit schouben und torstchen (Fackeln) mit nachfuolgen großen menig des volckes, zu roß und zu fueß und schluog jm sin houpt ab.“

„Alſo ſchied Peter von Hagenbach
zu Breiſach in der ſtadt,
Gott der ſeelen ſend
Fried und gut gemach,“

sagt eine bald über ihn, wahrscheinlich von dem damaligen Breisacher Stadtschultheiß Stähelin verfaßte, mit Abbildungen geschmückte Reimchronik. Die Kinder auf der Straße aber sangen:

„Chriſt iſt erſtanden,
Der Landvogt iſt gefangen;
Deß ſollen wir froh ſein,
Sigmund ſoll unſer Troſt ſein.
Kyrie eleiſon!“

Er ging muthig in den Tod und sprach als Letztes: „Mich dauert nicht mein Leben, sondern das von Manchem, der um meinetwillen sterben wird; denn Herzog Karl wird dies schrecklich rächen.“ Das gedachte namenlose Wuth des Letztern bei'm Eintreffen der Kunde in der That zu vollbringen, und die Hinrichtung seines Landvogts in Breisach ward so der Anlaß zum Untergang Karls des Kühnen in seinem Rachekriege gegen die Schweizer.

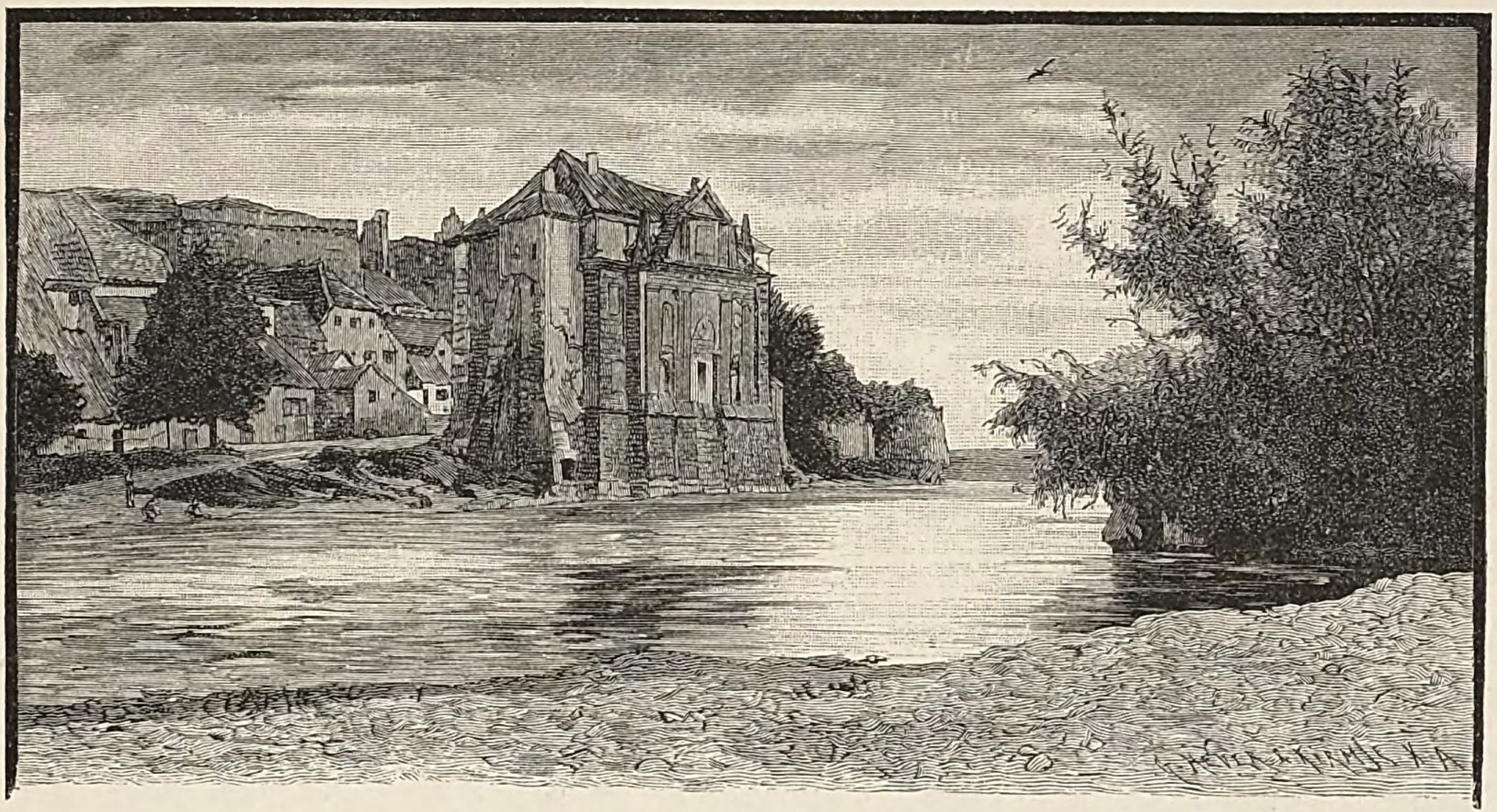
Der Bauernkrieg prallte ohnmächtig von dem Felsen Breisachs ab, und „der Schlüssel Deutschlands und des heiligen römischen Reiches Ruhekissen“ sah ein Jahrhundert lang verhältnißmäßig ruhige Tage, bis im Jahre 1638 das erste große Verhängniß über die Stadt herein-

brach. Länger als ein Jahr hielt Bernhard von Weimar mit einem Belagerungsheer die unerstürmbare, durch den österreichischen Kommandanten Johann Heinrich von Reinach bis zum Aeußersten vertheidigte Festung umschlossen und erzwang die Uebergabe zuletzt nur durch den völligsten Nahrungsmangel der Besatzung. Eine der grausigsten Tragödien der Menschengeschichte spielte sich während dieser Zeit auf dem Felsenrücken Breisachs ab. Als dies am 19. December 1638 capitulirte, waren droben über 2000 Menschen am Hunger gestorben, man hatte Monate lang zur Stillung desselben Häute zerschnitten, Kalk von den Wänden gekratzt, Leichen aus den Gräbern geholt, Kinder und Schwächliche geraubt, geschlachtet und gegessen. Männer hatten ihre Frauen, Mütter ihre Kinder zu dem gleichen Zweck getödtet; die ganze Geschichte der Menschheit kennt nicht Entsetzensvolleres, als der heut' so friedlich daliegende Felsen damals gesehen. Die abziehende Besatzung von 400 Mann vermochte kaum an dem Sieger vorüber zu schwanken, viele stürzten todt zu Boden, einige hielten noch Menschenfleisch zum Verzehren in den Händen. Tiefste Empörung schüttete Bernhard von Weimar auf den Generalfeldzeugmeister von Reinach über das von ihm ungeahnte namenlose Elend aus, das dieser durch eine thierische Halsstarrigkeit über die Stadt und ihre Bewohner verhängt.

Nach dem kurz darauf erfolgten Tode Bernhards kam Breisach durch schimpflichste Käuflichkeit des von jenem zum Festungskommandanten eingesetzten Generalmajors von Erlach in die Hände Frankreichs, welches solchen Werth auf diesen Gewinn legte, daß der Kardinal Richelieu seinem berüchtigten Agenten und diplomatischen Unterhändler „Pater Joseph" (Joseph Leclerc du Tremblay), der im Sterben lag, durch den Zuruf: „Courage! Courage, père Joseph! Nous avons Brisach!" noch ein Lächeln um den Mund gelockt haben soll. Nun verblieb Breisach französisch bis zum Ryswicker Frieden (1697), der es als „Vauban'sche Festung" an Oesterreich zurückgab, von jetzt an zur Unterscheidung von der durch Ludwig XIV. gegenüber im Elsaß angelegten Festung Neubreisach „Altbreisach" genannt. Im Jahre 1703 eroberten die Franzosen dieses jedoch abermals und behielten es wiederum bis zum Rastatter Frieden 1714. In völlig unfaßbar sinnloser Weise ließ die „Allerdurchlauchtigste und Großmächtigste Fürstin und Frau" Maria Theresia 1744 die Festungswerke schleifen und den alten Burgthurm, der mehr als einem halben Jahrtausend getrotzt, niederreißen, „weil man den Franzosen keinen Platz lassen dürfe, wo sie sich festsetzen könnten." Bald darauf hauste der berüchtigte Pandurenführer von Trenck mit seiner wilden Schaar als Guerillakriegführer gegen Frankreich in der Stadt.

Wir haben bereits in unserer historischen Uebersicht ausführlich den Untergang der Bergstadt durch die Beschießung vom Fort Mortier aus im Jahre 1793 und den dadurch entstandenen heutigen Anblick auf dem Felsenrücken — den eines deutschen Pompejis — geschildert. Bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts zeigen Bilder die Stadt in stolzestem Ansehen auf die steile Höhe hin- und von dieser an den Rhein herabgelagert, überkrönt von den Doppelthürmen des Münsters am Südrande, dem mächtigen Schloßthurm am Nordrande, wo heut' das „Tulla-Denkmal" steht, und hohem Thurm des „Radbrunnens" in der Mitte. Zwischen diesen hoben sich außerdem noch zahlreiche kleinere Thürme von Augustiner-, Kapuziner- und Barfüßerklöstern, sowie diejenigen von vier Thoren nach den vier Himmelsrichtungen am Fuß des Berges auf. Der „Eckardtsberg" zeigt sich mit einer Kapelle bedeckt, und die Einsattlung zwischen ihm und dem Münster, heut' von der eigentlichen Stadt Altbreisach ausgefüllt, enthält eine kleine, thurmüberragte „Vorstadt".

Den interessantesten erhaltenen Bau der Felsenstadt bildet das alte, bis vor Kurzem noch zum Theil mit Gesträuch überwucherte, grau seltsam anblickende, jetzt leider kunstgerecht und „herrlich" außen und innen restaurirte Münster. Außer den beiden Hauptthürmen besitzt dieses noch mehrere höchst eigenthümliche kleine Seitenthürme und stellt ein absonderliches Gemisch byzantinischen und gothischen Stils dar. Wann seine Erbauung begonnen, ist nicht zu erforschen, vermuthlich reicht sie in's vorige Jahrtausend zurück; die Vergrößerung und Erweiterung zur



Altes Rheinthor in Breisach.

jetzigen Gestalt fand der Hauptsache nach 1473—1494 statt. Der Hochaltar mit seinem Hans Liefrink zugeschriebenen Bildschnitzwerke, gebildet nach einem Goethe'schen Wort:

„mit leichter Hand und so verständig,
als würde Geschnitzeltes wieder lebendig,"

entstammt, wie eine Zahl auf dem Psalterbuch eines Engels kundgiebt, dem Jahr 1526. Der Künstler schuf damit zugleich ein zum Wahrzeichen Breisachs gewordenes Curiosum, „einen Altar, höher als die Kirche," indem er den mittleren, höchsten thurmartigen Aufsatz desselben sich an der Spitze umbiegen ließ, einer Sagenerzählung nach, um sich durch dies Kunststück ein Mädchen der Stadt zur Frau zu gewinnen, das ihr Vater ihm verweigerte, wenn er nicht einen Altar, „höher als die Kirche" zu bauen im Stande sei. Höchst drollig war bis vor Kurzem an der Westseite des Münsters eine umfangreiche plastische Gethsemane-Verbildlichung, wo Petrus in Lebensgröße mit käseweißem Gesicht saß, als ob es ihm „steinübel" sei; bei der neuerdings ausgeführten Renovirung, einer sogenannten „schönheitlichen Wiederherstellung" des Dombau's ist auch der unbewußte Humor dieser alten Gruppe in die Rumpelkammer gewandert, nur ein Theil der Figuren zur sinnlosen Absperrung des eigenartigen Vorderportals verwendet. Eine Zeitlang vor ihrer Ueberführung nach Weimar war die Leiche Bernhards von Weimar in dem „Rosenkranzchor" des Münsters beigesetzt; unter den Bogen des eben erwähnten Portals, an der Südostseite gewahrte man bei durchsichtiger Frühmorgen- oder Abendluft den Montblanc.

In der Mitte des Weges vom Münster zum Nordrande des Bergrückens liegt der interessante, schon 1300 erwähnte Radbrunnen, der, in den Felsen bis zum Rheinniveau hinunter getrieben, die Oberstadt vermittelst einer Radtretung mit Wasser versorgte. Der seit 1793 zur Hälfte vernichtete Thurm darüber war ursprünglich 180 Fuß hoch und trug eine große Goldkugel, deren Strahlenblitzungswinkel in der Sonne weit um Breisach den Hinüberblickenden als Uhr diente. Durch die Trümmerwelt mit ihren vereinzelt wieder aufgebauten Häusern nordwärts weiter gelangt man zu dem ehemaligen Standplatz der alten Burg. Keine Reste geben mehr Kunde von ihr, an ihrer Stelle erhebt sich, von Anlagen umschlossen, höchlichst gegensätzlich zu dem Charakter Altbreisachs und der von diesem erweckten Stimmung, ein 1874 errichteter Thurm als Denkmal des „Bändigers des wilden Rheines, Johann Gottfried Tulla", der im Beginn unseres Jahrhunderts die verdienstvolle, Baden 12 Millionen Thaler kostende „Rheincorrection"

durchführte. Von dem Platz umher bietet sich einer der schönsten Blicke auf die langen Ketten des Schwarzwalds und der Vogesen, besonders auf den von hier aus sich in zahlreiche kleine Vorkuppen zergliedernden Kaiserstuhl mit dem höheren Kamm und seinen Waldgipfeln drüber. Grad' nach Norden schimmert am Ende der „faulen Waag" das uralte Städtchen Burkheim auf und drüberhin die ruinenbedeckten Erhöhungen der „Sponeck" und „Limburg". Breit wallt drunten im Westen der Rhein vorüber, von einer Schiffbrücke, weiter aufwärts von einer mächtigen Eisenbahnbrücke überkreuzt.

Auch Sebastian Münster stand einst hier, als es noch anders umher aussah, und sagt: „In der Stadt Brisach ligt auch ein schloß das ist lang zerbrochen gewesen / und neuwlich wiederumb erbauwen / darinn steht fast ein wehrlicher und starcker thurn / den hat etwan Hertzog Berthold von Zäringen der 3 bauwen lassen / wie das anzeigen dise zwen nachfolgende verß / daran in einem stein gehauwen:

„Hanc dux Bertholdus portam struxisse notatur,
A quo pro fraude Burgundiae gens populatur."

Seltsame Inschrift! Sie kündet, daß Herzog Berthold III. das „Burgundische Volk" wegen Treu- und Rechtbruchs züchtigen gemußt, und ist vom Erdboden verschwunden. Aber sonderbar besitzt Altbreisach dafür drunten an seinem „Rheinthor" noch eine andere lateinische Versinschrift Königs Ludwig XIV., des „Großen" und „Gerechten", die wir in unserer geschichtlichen Uebersicht mitgetheilt haben. Wir bitten, sie zur Erinnerung an ihre geschmackvolle Bildüberschmückung dort nachzuschlagen, und setzen nur — zur besseren Gedächtnißbewahrung für jeden deutschen Leser — das schöne Distichon des königlichen Dichters in unserer Sprache nochmals hierher:

„Grenze den Galliern war ich, nun werd' ich zum Thor und zur Brücke;
Schreiten die Gallier vor, giebt's keine Grenzen für sie."

Sollten diese „Gallier" nicht sehr nah mit der „Burgundiae gens" verwandt sein, „a duce Bertholdo pro fraude populata? Und war etwa das Jahr 1870 die späte, gewaltige Eposantwort auf das Distichon am Rheinthor zu Breisach?

Dieses ward 1655 durch den großen Befestigungskünstler Sebastian le Prestre de Vauban an der Ostseite des Rheins als Ausgang über die damalige Brücke in's Elsaß erbaut, und bei niedrigem Wasserstande vermag man dasselbe von den Kieswerdern des Flusses her so in Augenschein zu nehmen, wie unser Bild es meisterlich darstellt.

— — — —

Wir haben lange (und doch verhältnißmäßig nur kurz) bei der Vergangenheit und Gegenwart Altbreisachs verweilt, denn dieses kann durch sein geschichtliches wie landschaftliches Interesse ziemlich Anspruch auf die Hälfte des dem Kaiserstuhlgebiet zugemessenen Raumes erheben. Uns bleibt noch eine Anzahl bemerkenswerther Punkte des kleinen Gebirgs zu besuchen, und indem wir dies, uns von Breisach nach Norden wendend, rund umschreiten, treffen wir zunächst am Ende der „faulen Waag" auf das stadtartig große Dorf Rothweil, ehemals einheitlich, doch später vielfacher Rheinüberschwemmungen halber, welche ein Zurückziehen aus der Ebene auf erhöhteren Boden rathsam machten, in „Nieder-" und „Oberrothweil" getrennt. Der alte Redort erscheint als „Rottwilla" unter den Vergabungen der ersten Habsburger an die von ihnen gegründeten Klöster Ottmarsheim (im Elsaß, Neuenburg gegenüber) und Muri (Schweiz), ebenso wie das Rothweil südlich im Gebirgsinnern benachbarte Achkarren (zuerst 1085 als „Ahtecarle, Hatcharl" erwähnt), unverkennbar keltischen Namensursprung in sich bergend. Das Gleiche gilt von dem sich östlich nah an Oberrothweil anschließenden Bickensohl (1110 Bikkensola); wir erwähnen hier noch die anderen Nachbardörfer des ersteren im Kaiserstuhl: Oberbergen (992

Berga), Vogtsburg (972 Bockesberg) und Schelingen (erst im 14. Jahrhundert genannt). Die beiden letzteren liegen in tiefster Thaleinsenkung der Mitte des Gebirgs zwischen Todtenkopf und Katharinenberg still-idyllisch, von hohen, völlig kahlen Mattenkuppen überragt. Wieder am Westrande des Kaiserstuhls, etwas nördlich von Rothweil, befindet sich Bischoffingen (1004 Piscofinga), an den letzten armen „Bettelherzog" Reinold von Urßlingen gemahnend, der durch Vermählung mit der letzten „Anna von Uesenberg" (der Schwester Agatha's) in den Besitz des Dorfes gekommen war, aber dies alsbald 1421 zur Schuldendeckung wieder verkaufen mußte.

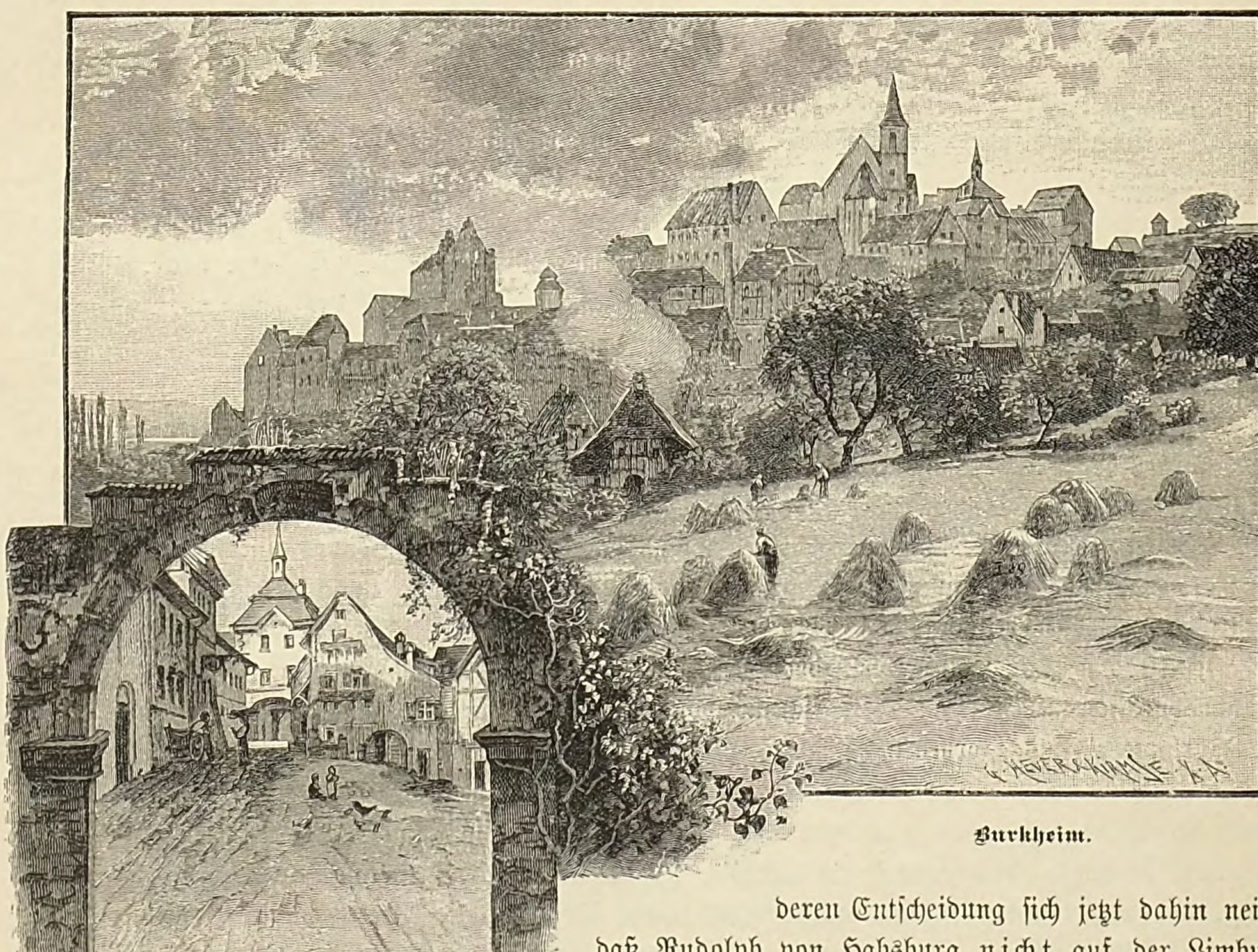
Oberrothweil und Bischoffingen im Westen nah gegenüber lagert — fünf Minuten über das an der Wegkreuzung belegene Gasthaus zum Kreuz hinaus — an der Abflachung des Kaiserstuhls gegen den Rhein eine der kleinsten, noch nicht 800 Bewohner zählenden, sonderbarsten und interessantesten Städte Deutschlands, das uralte Burkheim. Kaum wohl giebt es in jenem noch einen weltentrückteren, traumhafter anblickenden Ort mit überraschenden Resten einer bedeutungsvolleren Vergangenheit; ein altes Thor führt auf einen Platz zu stattlichem Rathhaus, das, von einigen altersgebrechlichen Häusern und von Dorfhütten umgeben, die „Stadt Burkheim" darstellt. Sie wird schon 763 als Besitz des Klosters Ettenheimmünster genannt, und in ihrer Burg, deren noch sehr vollständig erhaltener — leider nur vermittelst Schlüssels und Begleitung zugänglicher — Mauerrest im Westen dicht an den Ort stößt, übernachtete einst Karl der Große, den Burkheimern dafür eine milde Gabe zur Ausbesserung ihrer schon damals halbverfallenen Stadtmauer hinterlassend. So berichtet wenigstens die Legende. Burkheim sah im langen Lauf seiner Tage viel wechselnde geistliche und weltliche Besitzer und bildete eine Herrschaft, welche „der Thalgang" (des Kaiserstuhls) genannt wurde und die im Mittelthal des letzteren belegenen Dörfer umfaßte. Ihr interessantester Herr war seit 1560 der Burgvogt von Breisach, Freiherr von Hohen-Landsberg (im Elsaß), der durch viele Kriegsthaten in Deutschland, Frankreich und besonders gegen die Türken weitberühmte Feldhauptmann Karls V., Ferdinands I. und Maximilians II. Lazarus Schwendi, 1525 auf dem Schloß Schwendi im Schwabenlande geboren. Ein seltener Geist seiner Zeit und naher Freund Maximilians, trachtete er eifrig danach, diesen zur Landesverweisung der Jesuiten und Ablegung des spanischen Wesens am Hofe zu bestimmen, redete und schrieb für religiöse Toleranz und Deutschthum, zog sich 1567 als Philosoph vom Kriegsdienst auf seine Besitzungen am Oberrhein zurück und starb 1583 zu Kirchhofen (bei Freiburg), wo er ein Spital für Arme und Heimathslose gestiftet hatte. Sein Angedenken in Burkheim verhinderte jedoch nicht, daß hier dreißig Jahre nach seinem Tode sieben Hexen zusammen verbrannt wurden, an welche noch die Bezeichnungen „Hexenthurm" und „Hexenplatz" erinnern.

Von Burkheim, das im dreißigjährigen Kriege von den Schweden fast ganz in Asche gelegt ward, führen Wege durch eine der botanisch reichhaltigsten Gegenden Deutschlands sowohl über den Bergrücken des nordwestlichen Kaiserstuhl-Ausläufers, als unter diesem hin am Rhein entlang und weißen Kalkklippen vorüber, in einer kleinen Stunde nach der tiefeinsam über einem „Altwasser" des Rheins thronenden Ruine der Burg Sponeck. In ihrer Nähe (nach älteren Quellen bei der Insel Rheinau) ertrank 1281 bei einer Fahrt auf dem Strom Hartmann von Habsburg, der älteste Sohn Kaiser Rudolphs, doch war die — nur wenig umfangreiche — Burg selbst nie habsburgisches Besitzthum. Sie scheint von ihren frühesten, sich nach ihr benennenden, im 14. Jahrhundert ausgestorbenen Inhabern als ein Raubnest zur Sperrung des Rheins angelegt worden zu sein, gehörte nachmals den Grafen von Pfirt und den Grafen von Württemberg als Erben derselben. Ein völlig verschwundenes Dorf lag neben ihr, und der dreißigjährige Krieg fand auch sie selbst schon ziemlich im Verfall, so daß die Schweden und Kaiserlichen, die sich wechselnd darin einnisteten, keine große Mühe mehr für die schließliche Zerstörung aufzuwenden brauchten. Jetzt befindet sich neben den Ueberresten eine Wirthschaft, deren Inhaber den muthmaßlichen Betrieb der alten „Ritter von Sponeck" in moderner Umwandlung als Raubgraf

fortsetzt, d. h. für äußerst „ländliche" Bewirthung überraschend vornehm-großstädtische Preise veranschlagt.

Etwas ostwärts von der Sponeck liegt das in den ältesten Urkunden „Uechtingen" genannte Dorf Jechtingen, in dessen Kirche die Schweden einmal eine andächtige Versammlung von Männlein und Weiblein zusammt dem Pfarrer ihrer sämmtlichen Kleidungsstücke, mit Einschluß der Hemden, beraubten, so daß der gute Ort, wenigstens durch den Anblick seiner Bewohner, ein Weilchen an das Paradies erinnert haben muß. Dann folgt nördlich mit einer nach Markolsheim im Elsaß (Endstation einer Straßenbahn Straßburg-Markolsheim) führenden Schiffsbrücke, sehr alt, Sasbach (886 Sahspach), nicht mit dem gleichnamigen Turenne-Denkmal-Ort bei Achern zu verwechseln. Ueber ihm erhebt sich als letzter Nordostausläufer des Kaiserstuhls ein vereinzelter, ziemlich abgerundeter, ehemals als Insel vom Rhein umschlossener Berg, der von allen Bergen am Oberrhein zu den meisten Untersuchungen Anlaß gegeben, weil er die Ruine der als Geburtsstätte Rudolphs von Habsburg ebenso viel angenommenen, wie bestrittenen Limburg (s. Bild auf S. 251) trägt. Die Trümmer derselben, auf halber Berghöhe gegen den Rhein belegen, sind noch sehr beträchtlich; von dem hohen, ein großes Viereck bildenden Mauerwerk der Hauptburg ziehen sich mannigfach abgestufte Vorwerksreste zum Fluß hinunter, hier wegen der Schroffheit des Felsberges unzugänglich, ein ziemliches Stück des Bergfrieds ist erhalten. Man sieht von dem Ganzen aus nur ins Elsaß hinüber, da der Bergrücken nach Osten den Blick in den Breisgau absperrt. So war die Burg offenbar ebenfalls zur Beherrschung der Rheinschiffahrt angelegt; sie giebt durch ihre Bauart keinen Anhalt über die Zeit ihrer Entstehung, wie alle aus dem Material des Kaiserstuhls hergestellten Burgen eines solchen entbehren.

Wir vermögen hier nicht näher auf die weitläufige geschichtliche Streitfrage einzugehen,



Burkheim.

deren Entscheidung sich jetzt dahin neigt, daß Rudolph von Habsburg nicht auf der Limburg geboren worden; die Annahme dieser Geburt geht im

Wesentlichen überall auf eine erste, unbegründete Behauptung des Dichters und Pegnitzschäferordensritters Siegmund von Birken in seinem „Spiegel der Ehre des Hauses Oesterreich“ (1657) zurück. Der Ursprung der Habsburger, von der sagenhaften Ueberlieferung bis zu einem Herzog Ethiko von Alemannien im 7. Jahrhundert hinaufgeleitet, ist ein völlig dunkler, erst im 10. Jahrhundert treten sie beglaubigt und bald, besonders in der Schweiz, im Elsaß und Breisgau, doch auch in der Ortenau, auf der Schwäbischen Alb, im Frick- und Kletgau reich begütert auf, um schon kurze Zeit nachher als Landgrafen im Oberelsaß zu erscheinen. Ob ihre Stammburg im Aargau oder in einer „Pfalz“ in Ottmarsheim zu suchen, ist durchaus zweifelhaft, die Limburg war es jedenfalls nicht. Doch gehörte diese ihnen fraglos als „Stammgut“ an, wie viele Kaiserstuhl- und Elsaß-Ortschaften um sie her (Sasbach, Niederrothweil, Achkarren — Markolsheim, Arzenheim, Bennweier, Ammerschweier). Mit dem Tode Rudolphs II. (1233) trat eine Zerspaltung des Hauses in eine ältere und jüngere (Habsburg-Laufenburg) Linie ein; der schon 1239 auf einem Zuge nach Palästina gestorbene Stammherr der ersteren, Albrecht IV., der Weise zubenannt, (derjenige der jüngeren, Rudolph III. hieß „der Schweigsame“) war der Vater des 1218 geborenen, 1273 zum deutschen Kaiser erwählten „Grafen Rudolph von Habsburg“, des Begründers des österreichischen Kaiserhauses, über den der Bischof Heinrich von Basel bei'm Empfang der Nachricht seiner Erwählung in den Ruf ausbrach: „Herr Gott, sitz' fest, sonst setzt dieser Rudolph sich auch auf Deinen Platz!“ Die Mutter des letzteren war Hedwig, eine Tochter des Grafen Ulrich von Kyburg und Verwandte des Kaisers Friedrich II., der als Pathe bei der Taufe Rudolphs stand, von welchem in Bezug auf die Limburg nur erweisbar ist, daß er 1240 auf ihr eine Urkunde ausstellte.

Die Vorgeschichte der Burg, die oft Limberg, Linthberg, auch Limper benannt wird, zeigt sie zuerst im Besitz der Zähringer, von denen Herzog Berthold I. auf ihr 1078 starb. Mit dem Beginn des 13. Jahrhunderts gehörte sie jedenfalls schon den Habsburgern, denn 1215 führt Graf Albrecht IV. den Abt Werner von Ebersmünster als Gefangenen dorthin, doch am Ausgang des 13. Jahrhunderts erscheinen auch bereits Ritter von Bergheim als Herren der von Rudolph von Habsburg erkauften Burg, welche dieser schon vor seiner Kaiserwahl veräußert zu haben scheint; ein, wenn auch indirecter Beweis liegt wohl darin, daß sie nicht seine Geburtsstätte gebildet. Wann und durch wen die später viel ihre Besitzer wechselnde Limburg zerstört worden, ist völlig unbekannt, sicher nur, daß sie seit dem dreißigjährigen Kriege als Ruine liegt.

Wir wenden uns von ihr ostwärts zum eigentlichen Kaiserstuhl nach Leiselheim (1324 Lützelenheim) und Königsschaffhausen zurück, das 995 als Scafhusen zuerst erwähnt, von 1326 an den Namen Königsschafhusen führt, zur Unterscheidung von Oberschaffhausen, vermuthlich als Besitz des „Königs“ Rudolph so umgetauft. Ein kleines Thal zieht sich hier vom Nordrand des Gebirges in dieses nach Küchlinsbergen hinein, das schon als Eigenthum der Gemahlin Karls des Dicken 862 erscheint, doch 1330 an das Freiburger Rittergeschlecht der „Küchli“ fallend, den Namen derselben mit annimmt; es rühmt sich, einen Hauptanführer des „Bundschuhs“, Valentin Ziller, zur Welt gebracht zu haben. Ueber einen Bergrücken hinüber ihm östlich benachbart liegt in einer erweiterten Lößschlucht unter Obstbäumen, veilchenumblüht, hoch von der Katharinenkapelle überthront, köstlich hingelagert das Dorf Amoltern, seinem Namen nach ein ältestes Keltennest, zunächst als Amolturun, Amoltera, dann 1110 als Amiltra auftretend — höchst ergötzlich bekannt durch den halbgelungenen Versuch seines Pfarrers Franz Xaver Ganter aus Küchlinsbergen und dessen weinseligen Freund, den „minderen Bruder“ Pater Romuald aus Freiburg, in den 70ger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Dorfgemeinde zur Gütergemeinschaft zu bekehren — ein Bestreben, das schließlich an einer Erklärung der Regierung scheiterte, daß sie bei aller Hochachtung vor dieser frommen Absicht, doch die Amolterer „als am wenigsten tauglich zu einer Gesellschaft betrachten müsse, welche Tugenden erfordere,

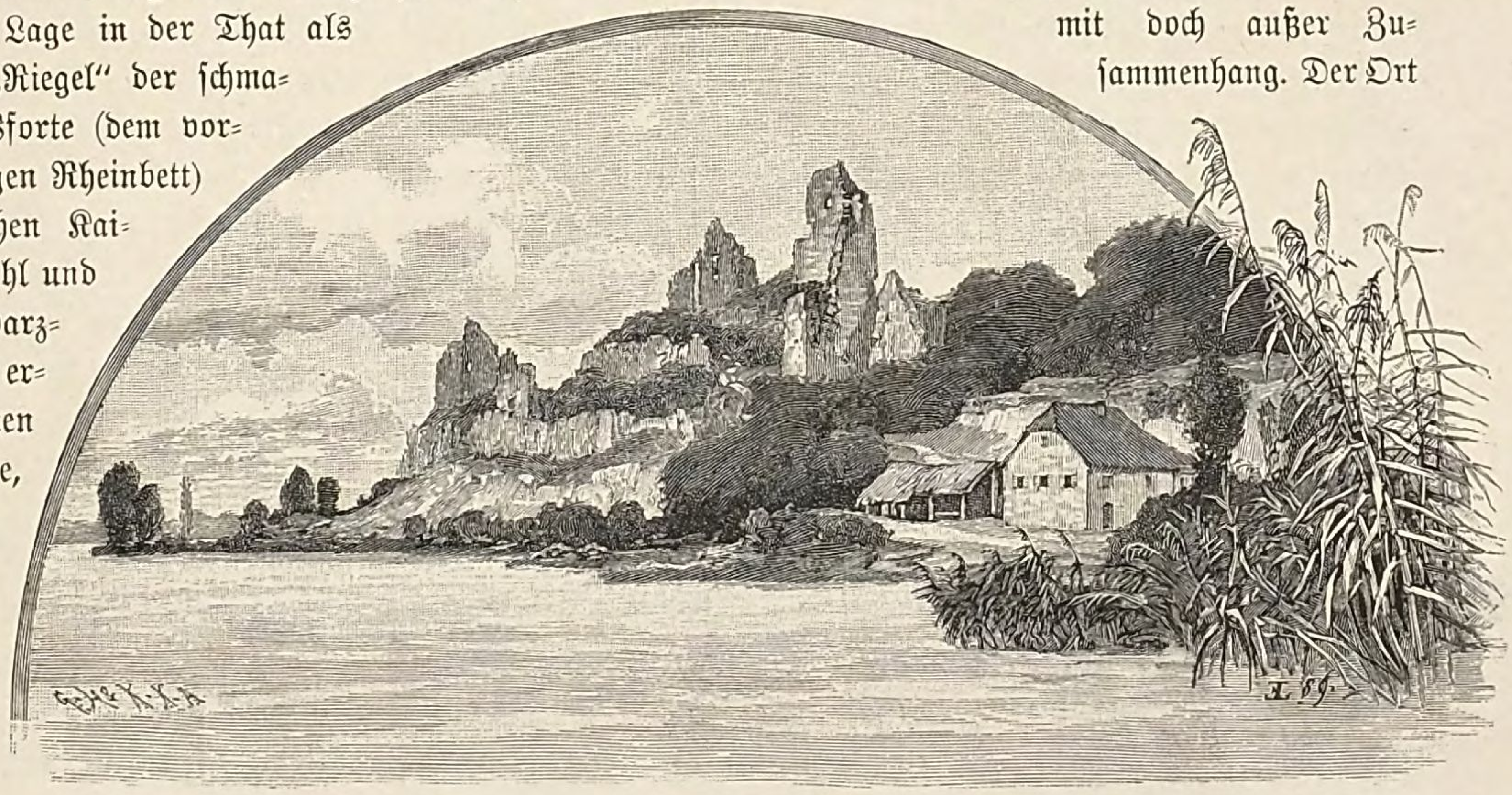
wie sie die ersten Christen besessen." Wer Lust hegt, sich über diese tragikomische, bis ins ferne Spanien absonderlich hineinspielende Historie näher zu unterrichten, der findet erfreuliche Auskunft in einem Büchlein „Die Heiligen von Amoltern", das auf seinem Titelblatt den gleichen Urhebernamen wie dieses Buch trägt. Dasselbe wird ihn auch dringend ermahnen, den hoch und burgartig auf einem Lößabhang thronenden Pfarrhof aufzusuchen, diesen für einen der reizvollsten und liebenswürdigsten Flecke des Erdbodens erklären und gleichfalls die Begründung ausführlich und überzeugend beifügen, wodurch er solche Epitheta verdient.

Damit können wir uns hier jedoch nicht aufhalten, sondern schlagen von dem genannten Pfarrhof aus nordwärts über die Bergeshöhe einen der schönsten Wege des Kaiserstuhls und überhaupt am gesammten Oberrhein ein, um nachher von der freien, weiteste Aussicht bietenden Kuppe in eine tiefe Lößschlucht niedertauchend, in einer Stunde die schon lange mit ihren Thürmen verheißungsvoll aus der Niederung aufblickende dritte uralte Kaiserstuhlstadt Endingen zu erreichen. Bischof Heddo von Straßburg vergabt schon 763 an das Kloster Ettenheimmünster Besitzthum in „Andloinga", spätere Urkunden benennen den Ort „Eindeingen" und haben damit zu dem Spaß Anlaß gegeben, seinen alten kelto-römischen Namen als aus „Ein Ding" entstanden abzuleiten, weil die Stadt aus zwei ursprünglich getrennten Theilen, einer Uesenbergischen Burg und einem Dorfe — Ober- und Nieder-Endingen — zusammengewachsen ist. Daß Karl der Dicke, mannigfacher Ueberlieferung zu Folge, hier nach seiner Absetzung 888 gestorben sei, beruht auf einer Verwechslung Endingens mit Neudingen (Nidinga) beim Fürstenberg auf der Baar; nur seine Gemahlin Richardis verschenkte auch in Endingen für ihr Seelenheil Hab und Gut an das elsässische Nonnenkloster Andalahe (Andlau), dessen Aebtissin seitdem jährlich auf ihrem dortigen Dinghofe dem Malgericht mit ihrem Richterstabe vorsaß. Auf halbem Wege von der Stadt zum Gipfel der Katharinenkapelle liegen im Laubwald äußerst geringe Trümmer eines Schlosses „Koliberg" oder „Kohlenberg", welches ein Geschlecht ursprünglicher Herren „Koler von Endingen" vom Kloster Waldkirch zu Lehen trug. Sie geriethen jedoch in Zusammenstoß mit den mächtigen und gewaltthätigen Uesenbergern, so daß von diesen ihre Burg zerstört ward. Dies geschah in dem blutigen „Kaiserstühler Krieg" 1321/22, der seinen Ursprung daraus nahm, daß drei in der Stadt Neuenburg am Rhein seßhafte „Edle von Endingen", darunter ein Ordensbruder Walter, von den Rittern Burkhart und Gebhart von Uesenberg auf Koliberg erschlagen wurden. Den Hauptsturm indeß erlebte Endingen 1367, als es ein Bündniß mit Freiburg gegen den Grafen des letzteren, Egeno abschloß, dessen Burg auf dem Schloßberg die Freiburger soeben zertrümmert hatten. Graf Egeno verband sich mit vielen andern großen Herren, auch den Uesenbergern, und nahm Endingen durch Ueberrumpelung ein. Dawider rüstete Freiburg mit Basel, Breisach und Neuenburg über 4000 Mann Kriegsvolk, um Endingen zu befreien; sein Heer ward aber am 18. Oktober 1367 vor den Thoren des letzteren von der weit an Zahl geringeren Macht des verbündeten Adels in derartiger Niederlage vernichtet, daß sich kaum der vierte Theil zu retten vermochte. Ueberall durch die sonst so stille Welt des Kaiserstuhls tobte die Verfolgung bis unter die Thore von Breisach; auf dem Kirchhof in Oberrothweil sollen allein 700 der Flüchtenden erschlagen sein. Von 1416—1424 war Endingen kurze Frist hindurch Reichsstadt und kam dann an Oesterreich, dem es schon vorher angehört, zurück; es führt indeß noch heut' den Lerchenflügel der Uesenberger mit im Wappen, welche vermuthlich im 12. Jahrh. durch Ummauerung die Stadt begründet. Diese sah noch oftmals wilden Kriegssturm um sich und in sich, ward im Dreißigjährigen Kriege bald von den Schweden, bald von den Kaiserlichen verwüstet. Wie dabei auch die Kapelle der vielfältigen heiligen Katharina für ziemliche Zeitdauer verschwand, haben wir bereits mitgetheilt und ebenso, daß 1751 auf dem „Judenbuck" bei Endingen die letzte Hexe im Breisgau, die alte Emmerenz Schneidewied aus dem Nachbardorf Wyhl (926 Wilo, dann Wiela, Wielor) verbrannt wurde. Der Judenbuck trug seinen Namen von der 1370 dort ausgeführten Verbrennung sämmtlicher in Endingen seßhaften Juden, welche beschuldigt

wurden, zwei „unschuldige Kinderlein" heimlich geschlachtet zu haben; Jahrhunderte hindurch durfte sich seitdem kein Jude mehr im Ort niederlassen.

Endingen ist ein interessant alterthümliches Städtchen mit gegen 3000 Bewohnern, das an seiner Süd- und Westseite noch Thore und Theile der alten Ringmauer und im Innern am ansteigenden Marktplatz eine Kornhalle in gothischem Stil, sowie ein stattliches Rathhaus mit Glasgemälden aus dem 16. Jahrh. und einer Sammlung mittelalterlichen Foltergeräths aufweist; auch ein alter „Thennenbacher Klosterhof" ist noch erhalten. Die Stadt liegt überaus freundlich, blumen- und rebenreich an einem Labyrinth von ihm ausgehender Lößwege unter der letzten Abflachung des Kaiserstuhls, gegen Norden schon frei in die Rheinebene hinausblickend. Die große Landstraße führt (von Breisach und Sasbach (Elsaß) her) von Endingen in drei Viertelstunden nach der vierten und letzten Kaiserstuhlstadt Riegel, der Kenzingen gegenüber liegenden Station der Bahnlinie Offenburg-Freiburg.

Vermuthlich treten wir hier wiederum auf keltische Niederlassung, denn, so deutsch der Name der Stadt klingt und obwohl sie durch ihre Lage in der That als ein „Riegel" der schmalen Pforte (dem vormaligen Rheinbett) zwischen Kaiserstuhl und Schwarzwald erscheinen könnte, so steht ihre Benennung damit doch außer Zusammenhang. Der Ort



Limburg.

heißt urkundlich 763 „Rigola", und damit entfällt auch die Hypothese, daß sein Name aus „regalis" entstanden sei, denn erst um zwei Jahrhunderte später tritt Riegel als „Curtis regalis" (Königshof) in einer Vergabung Kaisers Otto I. an das Kloster Einsiedeln auf. Zwischen dem Abte des letzteren und dem Herzog Berthold IV. von Zähringen entbrannte 1160 ein Zwist über die Erbauung einer Burg auf dem „Michaelsberg", der sich unmittelbar über Riegel erhebenden letzten kleinen nördlichen Anhöhe des Kaiserstuhls; der Streit scheint zur Aufgabe eines festen Schlosses auf dem Berge geführt zu haben (obwohl dies auch bestritten wird und gefundene Mauerreste als Ueberbleibsel einer Burg erklärt werden) und ein solches dafür unten im Dorf aus dem alten Königshof hergestellt zu sein, das nach dem Erlöschen der Zähringer an die Uesenberger kam. Ein 1450 gestiftetes Dominikanerkloster ward, zu geringer Mittel halber, bald wieder aufgehoben. Riegel gerieth in späterer Zeit in unglaubliche Zertheilung kleinster Besitzstücke elf verschiedenster Herren, welche im 18. Jahrh. dahin führte, daß z. B. der Fürst Schwarzenberg $^{22}/_{42}$, das Kloster Ettenheimmünster $^{11}/_{42}$ und der Graf von Sickingen $^{9}/_{42}$ des Ortes besaßen.

Dieser, der eine große Töpferwerkstatt der Römer gewesen zu sein scheint, hat einen besonderen Reichthum an Funden aus ihrer Zeit ergeben, Urnen, Brennöfen, Thonlampen, Gefäße aus Siegelerde, Stempel, fast hundert Namen alter Töpfermeister, Münzen von Domitian bis

Faustina I. (Gemahlin des Kaisers Antoninus Pius, gest. 141), sowie einen höchst interessanten, in der Freiburger Alterthumssammlung befindlichen Stempel eines römischen „medicus ocularius“. In der Nähe des Städtchens lag in alten Tagen, noch muthmaßlich als ein Vorort, ein völlig verschwundener Weiler „Riegolzwilarn“; das jetzige Riegel ist ein offen und frei, mehr dörflich als städtisch anblickender Marktflecken mit 1400 Einwohnern, ohne viel andere Sehenswürdigkeit als den alten „Mönchshof“, das ehemalige Absteigequartier des Abtes von Ettenheimmünster und einen gleichfalls sehr alten steinernen Schöpfbrunnen nah am Zugang von der Bahn her. Im höchsten Maße des Besuches werth aber ist die im 15. Jahrh. begründete Michaelskapelle über Riegel, von deren Garten und besonders dem platten Dach aus das Auge einen der zauberhaftesten Rundsichten im ganzen Breisgau umfaßt. Die Kapelle steht auf einer nach Osten senkrecht, weithin weißschimmernd abfallenden Lößwand und nimmt die Stelle ein, wo sich in frühester Zeit ein Römercastell befunden, dessen — durch Schatzgräber, wie fast alle Ruinen des Schwarzwaldes — zerstörte Ueberreste wahrscheinlich den Glauben an ein droben vorhanden gewesenes Schloß der Zähringer oder Uesenberger geweckt haben.

Riegel, dessen Bahnhof zwanzig Minuten nach Osten vom Ort entfernt ist, liegt an wiesen- und wasserreicher Niederung des Zusammenflusses der Dreisam, Glotter und Elz in den „Leopoldskanal“, von denen sich aber ein Theil der letzteren wieder auf eignem Weg nordwärts nach Kenzingen hinüberwendet. Wir drehen uns gen Süden, um den Kaiserstuhl weiter an seiner Ost- und Südseite zu umkreisen. Mit einer Ausnahme begegnen uns hier nur mehr große Dorfschaften, doch meistens uralt: Bahlingen (763 Baldinga), das in seinem Rathhauskeller einen amüsanten, aus Holz geschnitzten und angemalten, bacchusartigen Weinheiligen beherbergt, „Hoselips“ dessen Verkauf in die Fremde und glückliche Wiedergewinnung vor wenigen Jahren das Dorf in hohe Aufregung versetzte; in der Nähe liegt das kleine, höchst primitive „Silberbrunnen“-Volksbad auf dem Gelände des Kaiserstuhls. Nur der drittehalb Tausend Bewohner zählende Marktflecken Eichstetten, der, um eine Höhe gekrümmt, außerordentlich lang in einem engen Lößthal belegen, eine Burg der im 14. Jahrh. erloschenen Ritter von „Eistat“ oder „Einstat“ besaß; ein dort an den Markgrafen Hasso von Hochberg vergabter „Widumhof“ wird 1395 genannt. Weiter folgen Bötzingen (846 Pazzinga) und lang, wie eine Häusercascade aus der Thalschlucht hervorgegossen, durch welche die Straße nach Rothweil-Burkheim den Kaiserstuhl überkreuzt, Oberschaffhausen (Scafhusen). Ueber den beiden letzteren Orten erhebt sich der Mittelgipfel des Kaiserstuhlkammes, die Eichspitze oder Eichelspitze, mit Eichen- und Buchenwaldung bedeckt, und birgt auf oberster Höhe sehr geringes, epheuüberwachsenes Trümmer-Mauerwerk, wahrscheinlich den Ueberrest eines räthselhaften Klosterchens „St. Peter“, das, im 14. und 15. Jahrh. mehrfach als „Bruderhaus der münch uff dem Kayserstuel“ erwähnt, auf einer der Höhen desselben gestanden haben muß. Doch nur Sagenüberlieferung im Volksmund redet noch eine merkwürdige Geschichte von hochfahrenden, sittenlosen, die Bauern umher hart mit Zehnten und Frohnlasten bedrückenden Klosterinsassen, welche schließlich am Kaiser Hochverrath geübt und den Sohn desselben an den Sultan der Muselmänner ausgeliefert hätten. Der letztere indeß habe großmüthig den jungen Prinzen zurückgesandt und der zornige Kaiser das Kloster verbrannt, so daß die acht „Zwingherrn“ darin in den Flammen umgekommen seien. Die Sage scheint aus einer volksthümlichen Lokalisirung der Aufhebung des Tempelherrenordens und Verbrennung vieler seiner Mitglieder (1313), als der Orden bei einem Kreuzzug Kaisers Friedrich II. mit den Saracenen verrätherisch im Bunde gestanden, entsprungen zu sein.

Zwischen die bisher genannten fast ausschließlich protestantischen Ortschaften hängt sich nun in schattenlos-heißester Lage am Südrand des Kaiserstuhls das katholische, ehemals dem Deutschherrenorden gehörige Wasenweiler als Station der Freiburg-Breisacher Bahn und Hauptrebenort des Gebirgs ein. Dann folgt gleichfalls als Station das große, über drittehalb Tausend Bewohner zählende, wiederum protestantische, doch auch stark israelitische Dorf Ihringen (962 Uringa,

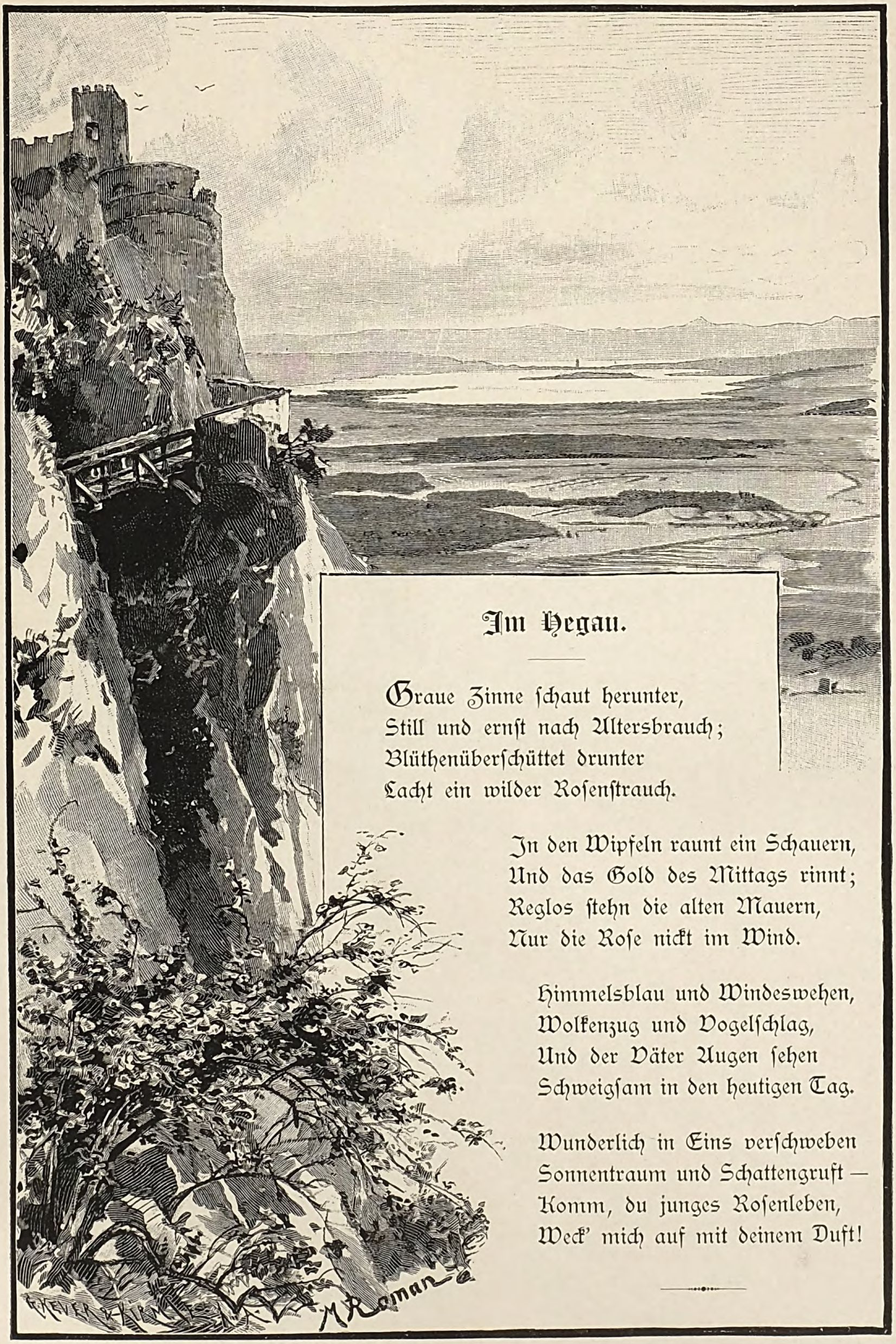
später Urengan, Uaringen), auf seinen gestaffelten Lößterrassen den berühmtesten Weinbau des Kaiserstuhls bietend. Hier haben wir den letzteren, dessen sämmtliche Orte wir mit Namen angeführt, voll umkreist, denn westwärts von der ältesten Keltenansiedlung Ihringen ragt uns als nächste Station wieder die älteste Römerniederlassung Altbreisach vom langgestreckten Felsenrücken entgegen, und um die Verbindung des Kaiserstuhls mit dem Schwarzwald zu schließen, bleibt uns nur noch ein kurzer Blick auf das Zwischenstück der beiden in der östlichen Einbuchtung der letzteren bei Freiburg.

In dieser Bucht der von großen „Mooswäldern“ durchsetzten Ebene erheben sich zu nur geringer Höhe zwei langgestreckte, schmale Hügelketten, gleichfalls vulkanischen Ursprungs und mit hoher Lößschicht bedeckt, die March und der Tuniberg; zwischen ihnen und dem Kaiserstuhl, mit dem sie, wie auch unter sich, nicht in Zusammenhang stehen, ergoß sich in Vorzeiten der Rhein hindurch. Beide dienten als Stätten frühester Ansiedlung, wenigstens alemannischer. Die March — offenbar eine alte „Mark“ — trug auf ihrem nördlichsten Rande eine verschwundene Burg der „Grafen von Nuenburc“, unter der das heutige Dorf Nimburg entstand; etwas südlich davon auf der Höhe befinden sich die Ueberreste eines 1456 vom Markgrafen Karl von Baden-Durlach gegründeten, doch schon nach einem Jahrhundert wieder aufgehobenen Klosters „Obernimburg“. Den Rand der Marchhöhe umgeben alte Orte: Holzhausen (1808 Holzishusen), Hochdorf (814 Hohofdorof), Buchheim (788 Bocheim), Neuershausen (862 Niwirihishusen) mit einem „Ratzethurm“ genannten Schloß. Die traurigste Berühmtheit hat das am Südende der March als Station der Freiburg-Breisacher Bahn belegene Dorf Hugstetten durch das größte in Deutschland vorgekommene Eisenbahnunglück erlangt, das sich 1882 in seiner Nähe (am Ausgange des „Mooswaldes“) zutrug. Alle diese Dörfer besitzen als heutige Adelslandsitze zum Theil sehr alte Schlösser; auch der Mooswald zwischen der March und der Bahnlinie Emmendingen-Freiburg enthält in Lichtungen älteste Ortschaften: Runtha (993 Rutin), Theningen (972 Deninga), Vörstetten (933 Veristat), in dessen Nähe ein bis zum Ausgang des 15. Jahrh. genannter Weiler Dirmuntingen (Diramandingen) lag. Bei dem Ammonitendorf Lehen an seinem aus Juragestein bestehenden „Lehener Bergle“ berühren wir den von uns schon aufgesuchten nächsten Umkreis der Stadt Freiburg. Durch den Mooswald uns ostwärts zurückwendend, gelangen wir über Umkirch (1139 Hunkilche), mit einem schön in großem, schattigem Park belegenen Schlosse, nach der Freiburg-Breisacher Eisenbahnstation Gottenheim (1085 Gotaheim, dann Goteneim) und damit an den obersten Nordrand des Tuniberges.

Dieser, den wir bereits als alten „Dunberg“ erkannt haben, erstreckt sich, etwas höher als die March, einem sich nach Süden zu verbreiternden, schmalen, steilen Wald ähnlich, 10 km lang von Norden nach Süden, dient auf seiner Lößdecke, gleich dem Kaiserstuhl, besonders zum Rebbau und zur Spargelcultur und ist ebenfalls an seinen Rändern von zum Theil uralten Ortschaften umschlossen: Waltershofen (1236 Waltirshovin), Wippertskirch (1136 Wiprechtskilcha), von dem heut' nur ein Gehöft übrig geblieben, mit der nahen Ruine der „St. Nicolauskapelle“ am Bergfuß. Die letztere scheint vormals mit dem benachbarten, schon in einer Urkunde Kaisers Heinrich II erscheinenden Opfingen (Opfingca) zusammengehangen und die alte Kirche desselben gebildet zu haben. Nur Thiengen (888 Tuginga, dann Togingua und Tuingen), ein Fundort römischer Alterthümer, und endlich am Südende des Tuniberges wohl das älteste Dorf desselben, Munzingen (720 Muntinghova), bereits in einer Stiftung zur Zeit der Merovinger genannt, vormals Sitz eines gleichnamigen Adelsgeschlechts, in unsern Tagen gleich sehr durch seine Spargelzucht wie durch seinen Ultramontanismus ausgezeichnet. Ueber dem Dorf erhebt sich auf der letzten südlichen Vorwölbung des Tunibergs, aus allen Richtungen weither sichtbar, als ein stätiges Augenmerk der Gegend auch von den Höhen um Freiburg aus eine trotz der Frömmigkeit Munzingens mehr und mehr in Verfall gerathende Kapelle, noch im vorigen Jahrhundert stets in den Akten „Ehrentraudiskapelle“, doch in

diesem mit unauskundbarer Namensänderung Apolloniuskapelle genannt. Auf der kleinen sonnenwarmen Kuppenlößfläche um sie her wohnt die prächtige Lacerta viridis zwischen einem Naturgarten von Veilchen, großen Anemonen, Pulsatillen und blauer Iris, und die Kapelle schließt den Kaiserstuhl-Tuniberg-Gebirgszug im Süden ab, wie die Michaelskapelle ihn im Norden beginnt. Auch mit einer ähnlich-prächtigen, noch umfassenderen Rundsicht, die zunächst im Süden zwischen niedrigen Hügeln, deren einer über dem Dorf Thunsal ehemals die verschwundene Burg „Derer von Tonsol" trug, eine Fülle weiterer uraltester Orte zeigt: das hochansteigende Biengen (770 Bihingen), zur Zeit Karls des Großen ein Stiftshof, der Mönche des Klosters Lorsch (Monasterium Laureacense) in der Hessischen Provinz Starkenburg, Schlatt, erst im 12. Jahrh. gelegentlich einer Schenkung „Adalberts vnn Slatha" genannt, Wohnsitz Zähringer Dienstmannen mit einem vormaligen, 1220 gegründeten Mönchs- und zugleich Nonnenkloster vom Orden des „Heiligen Lazarus" (Laprosenhaus), Mangen (786 Magingha), in dessen Nähe (auf dem alten Friedhofe im Nordosten) das 1150 im Rotulus Sanpetrinus erwähnte Birtfilinchilcha, Birlikirch, Bechtoldskirch stand, das wieder gegen den uns bekannten Umkreis Freiburgs nach Schallstadt hinübergrenzt.

Ueber Munzingen führte vor Anlage der Eisenbahn die Poststraße von Freiburg nach Breisach; wir wenden uns von ihm zur weit weniger bewohnten Westseite des Tunibergs, der hier an seinem südlichen Umbug älteste Funde aus der Steinzeit zu Tage fördern ließ. Ueber seinem höchsten Aufstieg, dem „Schellenberg", liegt Rimsingen (993 Rimasinga) und westlich von diesem gegen den Rhein noch einsam eine Kapelle des verschwundenen, im 14. Jahrhundert durch die Snewelin zerstörten Dorfes Grüningen. Hier ward zuerst durch den Sohn eines „Dieterich von Rimsingen" im 10. Jahrhundert das bald nachher von seinem Stifter in's rauhe Möhlinthal verlegte Kloster St. Ulrich gegründet; die verbliebene „St. Jacobskapelle" von Gröningen — nach einer alten Chronik „amoenitate sua spectantium oculis grate arridens" — ist dadurch interessant, daß in ihr noch im vorigen Jahrhundert (bis 1759) mittelalterliche Einsiedler, Wald- und Gebetbrüder hausten, von denen einer Antonius Meyer aus Löffingen von der Baar, wie sein Grabmal in der 1759 neu erbauten Kapelle angiebt, „althiesiger Ensiedler" 1716 von „zwei Irrgläubigen nach allmöglich erwisenen Gutthaten mit Beil- und Messerstichen, etwas Geld zu rauben, erbarmlich ist ermordet worden." Es ist eine mordsüchtige Gegend, denn weiter nördlich liegt am einsamen westlichen Tunibergrand das schon zweimal früher von uns genannte Dorf Mürdingen, blutigen Angedenkens durch den Blumegg'schen Todtschlag des Abtes von St. Märgen. Es blickt über „das Ried", die breite Waldniederung des alten Rheinbettes zwischen Tuniberg und Kaiserstuhl gen Norden nach Wasenweiler-Ihringen und westlich über das weltentlegene Rieddorf Gundlingen (1113 Gundelingen) nach Altbreisach hinüber, und wir haben so bei diesem auch wieder unsern Rundweg um die östlichen Nachbarhügelketten des Kaiserstuhls geschlossen.



Im Hegau.

Graue Zinne schaut herunter,
Still und ernst nach Altersbrauch;
Blüthenüberschüttet drunter
Lacht ein wilder Rosenstrauch.

In den Wipfeln raunt ein Schauern,
Und das Gold des Mittags rinnt;
Reglos stehn die alten Mauern,
Nur die Rose nickt im Wind.

Himmelsblau und Windeswehen,
Wolkenzug und Vogelschlag,
Und der Väter Augen sehen
Schweigsam in den heutigen Tag.

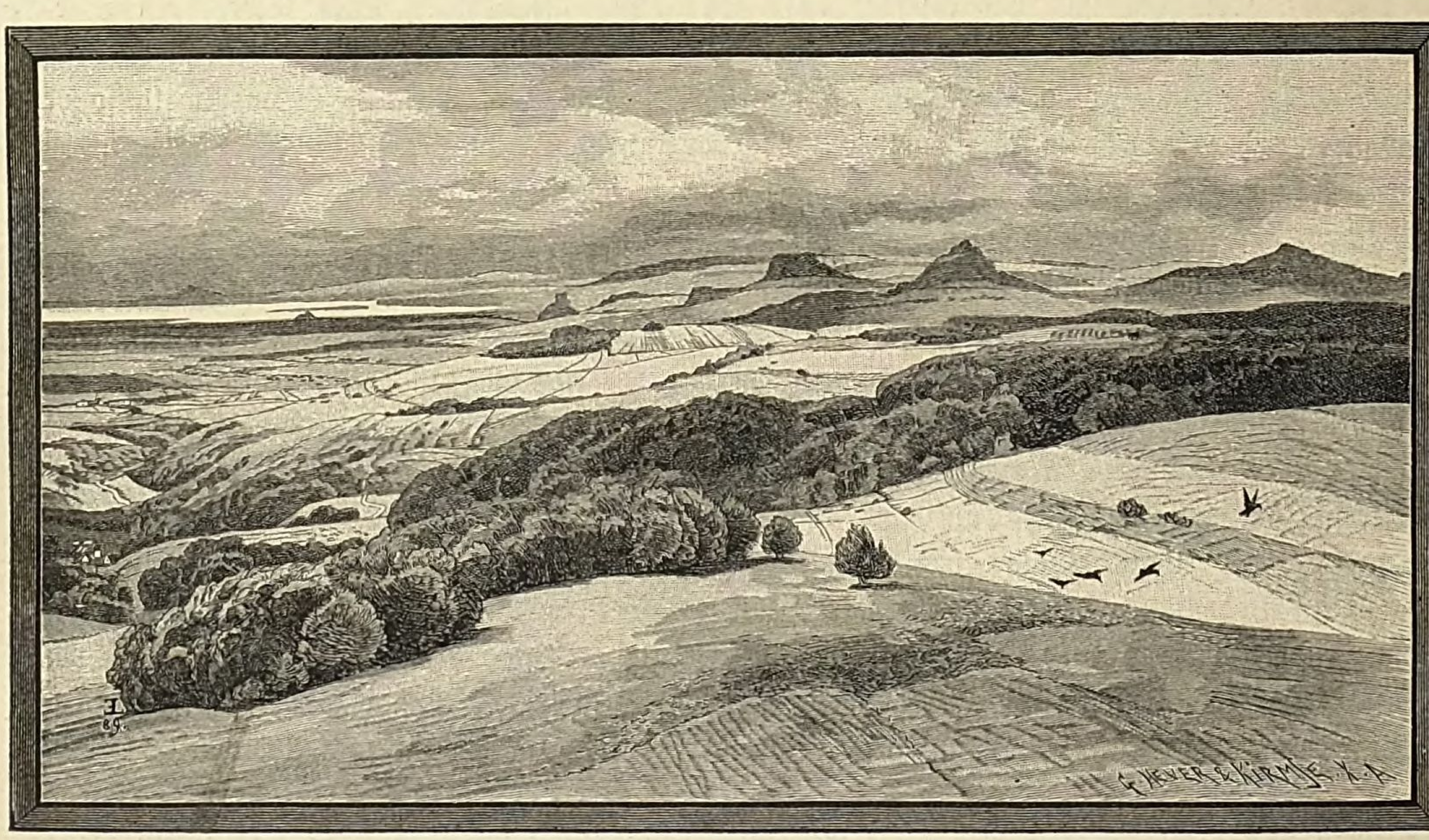
Wunderlich in Eins verschweben
Sonnentraum und Schattengruft —
Komm, du junges Rosenleben,
Weck' mich auf mit deinem Duft!

Der Hegau gehört nicht mehr dem Schwarzwaldgebiet an, ist vielmehr von diesem geologisch und geographisch auf's Deutlichste geschieden. Doch bildet er einerseits eine der häufigst gewählten Zugangspforten zu ihm, erweckt so sehr Interesse und Wißbegier der Hindurchfahrenden und ist andrerseits geschichtlich mit dem Schwarzwald so verschwistert und verschwägert, daß wir es für geboten halten, ihn dem letzteren noch anzufügen und wenigstens „cursorisch" mit zu durchfliegen. Wir werden uns dabei auf eine kurze allgemeine Darstellung der seltsamen Landschaft und ihrer interessantesten Punkte beschränken, um daran, der Schwarzwaldbahn bis zu ihrem Endpunkt folgend, einen flüchtigen Besuch in Konstanz anzuschließen.

Die letztere haben wir etwas südlich von Donaueschingen verlassen, wo sie zwischen dem Fürstenberg und Wartenberg hindurchläuft. Sie wendet sich nun zunächst gegen Osten, nimmt bei der Station Immendingen die von Norden (Pforzheim-Stuttgart über Horb-Rottweil) herkommende Bahn auf und tritt hier alsbald in das Gebiet des Hegau's ein, um in kurzer Zeit den Mittelpunkt und die alte Hauptstadt desselben, Engen, zu erreichen.

Die Bodenfläche des Hegau's gehört der Tertiärperiode an, von deren Kalk- und Molasse-Ablagerungen die darunter befindlichen Juraschichten überdeckt sind. An getrennten Stellen jedoch haben spätere eruptive vulkanische Bildungen das Ganze durchbrochen und eine Reihe isolirter, zum Theil überaus steiler und hoher Bergkegel aufgeworfen, die, aus Basalt nnd Phonolith bestehend, von dem gewellten niedrigen Hügelland umher mit Felsschroffen aufragen, hie und da mit Tuffgesteinen und Schlackenauswürfen alter vulkanischer Thätigkeit umgeben. Es sind sieben Haupterhebungen, deren höchste im Norden liegen; von diesem aus erstrecken sie sich in der Reihenfolge: Höwenegg, Neuenhöwen, Hohenhöwen, Hohenstoffeln, Mägdeberg, Hohenkrähen und Hohentwiel, sämmtlich nah westwärts von der Bahn (am entferntesten Neuenhöwen) ziemlich in einer, etwas gezackten Linie von Norden nach Süden. Unter dem Hohenhöwen, Mägdeberg, Hohenkrähen und Hohentwiel führt die Bahn hart vorüber· alle tragen Ueberreste einstiger Burgen, die hier, wie kaum irgendwo sonst, die vollendetsten Bedingungen ihrer Anlage und ihrer Zwecke fanden. Durchflossen wird der Hegau nur von kleinen, zumeist sehr wasserarmen Bächen, Zuflüssen der sonderbaren Radolfzeller Aach, die, in zahllosen Windungen sich nach Süden krümmend, bei Radolfzell in den „Untersee" des Bodensee's einmündet. Sie entspringt etwas östlich von Engen bei dem Städtchen Aach, direct mit großer Kraft aus einer trichterförmigen Spaltung des Felsbodens hervorsprudelnd, und weckte dadurch schon lange die Muthmaßung, daß ihre Quelle von der Donau herstamme, welche drei Meilen nördlich zwischen Tuttlingen und Möhringen bedeutende Wassermengen, zuweilen ihren gesammten Inhalt in Höhlungen und Klüftungen ihres aus weißem Jura bestehenden Bettes einsinken läßt. Neuere Versuche mit Einschüttungen von Salz und Farblösungen haben jene Vermuthung bewahrheitet und bestätigt, daß wenigstens zur Hälfte das Wasser der „Aach" von unterirdischer Donauverzweigung herrührt.

Der wohl fraglos keltische Name Hegau, mit dem offenbar auch „Höwen" (Hewen) in naher Verbindung steht, taucht schon um die Mitte des 8. Jahrhunderts, unter sehr verschiedenen Formen wechselnd, auf, bald als Pagus Hegowe, Hegou und Hegduvi, dann als Egauensis, Hegaugeusis; seine Erklärungen sind alle sehr fragwürdiger Art, spätere Verderbniß hat aus ihm „Höhgau", den Gau der Höhen, gemacht, wie er heut' oft gesprochen und geschrieben wird. Die Römerfunde der Gegend erwiesen sich nicht besonders zahlreich, doch hat man bei Singen Ziegel der „elften Legion" ausgegraben; der Hohenkrähen ließ einen Bronzeschlüssel aus dem Boden heraufholen. Die Orte Hausen, Engen und besonders Welschingen unter dem Hohenhöwen besitzen altgermanische Reihengräber, denen Gruftmitgaben entnommen worden. Im 8. Jahrhundert erscheint der Hegau als Gaugrafschaft des Herzogthums Alemannien, die ältesten genannten Gaugrafen führen die Namen Odalrich (788), Hruadbertus, (806), Alphar (830), Ato (846), der auch zugleich Graf der „Bertholdsbaar" war; die Grenzen des Gau's erstreckten sich vom



Der Hegau von Neuenhöwen aus gesehen.

Gebirgszug des Hohen Randen im Westen bis zum Ueberlinger See im Osten, südlich an den Kletgau bis Schaffhausen zur „Enge" (des Rheins) und an den Bodensee bei Konstanz, im Norden gegen die Donau und bis zur heutigen württembergischen Grenze, so ziemlich genau das Gebiet der nachmaligen „Landgrafschaft Nellenburg" umfassend. Die Bevölkerung war und ist eine suevische, die schwäbische Mundart redend, und nicht „alemannisch", wie die auf der Westhälfte des Schwarzwaldes. Bei der Stadt Stockach (unfern vom Nordende des Ueberlinger See's), dem Geburtsorte des künstlerischen Mitarbeiters unseres Buches, Emil Lugo's, liegen die Trümmer des Schlosses Nellenburg, auf dem wahrscheinlich schon von alter Zeit her die Hegaugrafen ihren Sitz gehabt, und das später der Landgrafschaft seinen Namen gab. Ein Graf Ebbo oder Eberhard von Nellenburg eröffnet das große Dynastengeschlecht im 9. Jahrhundert; dem Grafen Mangold von Nellenburg sind wir schon als dem Achtvollstrecker an Herzog Ernst von Schwaben und Besieger desselben bei Falkenstein im Berneckthal begegnet. Durch Kauf gelangte die Landgrafschaft 1465 an Oesterreich, verblieb bei diesem bis 1805, fiel kurz durch den Frieden zu Preßburg an Württemberg und ward von letzterem,



Scheffel's Villa bei Radolfzell. Von Emil Lugo.

mit Ausnahme der noch heut württembergischen Enclave Hohentwiel, 1810 bei einer Gebietsausgleichung an Baden abgetreten.

Den eigentliche Hauptort des Hegau's ziemlich im Mittelpunkt desselben, ein wenig nördlich vom Hohenhöwen, bildete aber von alter Zeit die Stadt Engen. In dieser, der „Vest Engen" hatten anfänglich die „Herren von Hewen" ihren Sitz und benannten sich nach ihr, bis sie 1190 auf den Hohenhöwen übersiedelten und — warum, ist nicht ersichtlich — ihren Namen änderten; doch erscheint dieser, wenn auch nicht urkundlich, als Heven und Hewin schon in früheren Jahrhunderten. So entstand die „Herrschaft Hewen," deren Geschicke Engen fortan theilte. Im 15. Jahrhundert öfter vergeblich belagert, ward es im dreißigjährigen Kriege 1640 von den Franzosen mit Sturm genommen, völlig verheert und auch das an seinem Rande befindliche Schloß — fälschlich oft Krenkinger Schloß benannt — größtentheils niedergebrannt. Im Jahre 1800 schlug der General Moreau eine österreichische Heerabtheilung neben der Stadt.

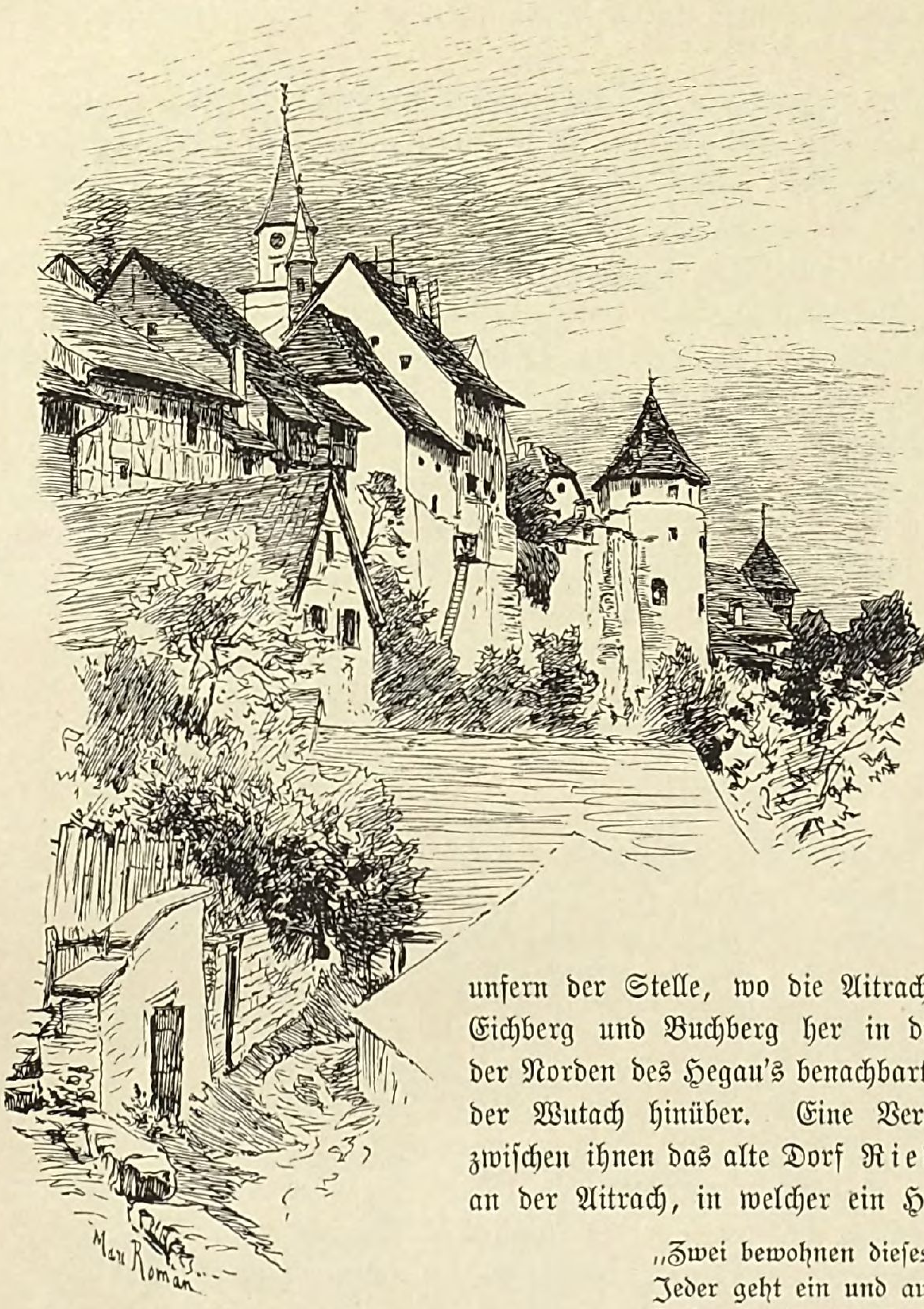
Diese erhebt sich auf einer Anhöhe und bietet, obwohl ihre alten Thüren, Thore, Mauern und Gräben verschwunden sind, sich über Terrassen aufstaffelnd, noch immer einen höchst malerischen Anblick. Fest schließen sich am westlichen Außenrand, der Bahn zu, die Häuser, auf der ehemaligen Stadtmauer emporgewachsen, aneinander, in verzopftem, romanischem Baustil steigt die Liebfrauenkirche aus dem 13. Jahrhundert drüber auf, deren Portal die Inschrift trägt:

„Diz machat ane swaere,
Rudolf, der muraere."

Die Kirche bewahrt im Innern Grabdenkmäler der Grafen von Lupfen und Pappenheim, späterer Herren Engens, und einen Gedenkstein an einen der Sage nach im 15. Jahrhundert von den Juden ermordeten christlichen Knaben. Ein 1333 gestiftetes Dominikanerinnen- und ein Kapuzinerkloster aus dem 17. Jahrhundert sind nützlichen Zwecken übergeben worden.

Nördlich unmittelbar unter Engen am Fuße der Anhöhe liegt als Vorstadt desselben das, seinem Namen entsprechend, sehr alte Dorf Altdorf, welches die Urkirche der Gegend besaß, in der bis 1374 auch die Stadt eingepfarrt war. Die ältesten Gräber der Herren von Hewen befanden sich in dieser gothischen „Martinskapelle", doch wurde dieselbe, in Anlaß des Eisenbahnbaues als Magazin benutzt, rücksichtslos verwüstet und 1872 völlig abgebrochen; die alten Grabmäler gelangten, übel zugerichtet, auf den Flur des Archivs in Donaueschingen. Im Jahre 1796 ward Altdorf von den Franzosen verbrannt; es enthält im „Gasthof zum Stern" eine ausgezeichnete, altberühmte Wirthschaft, in welcher der angesehene, mannigfach verdienstvolle und landeskundige Besitzer, Herr Munding, seinen Gästen bereitwillig erwünschte Auskunft ertheilt. Eine dortige Inschrift Scheffels — noch „Joseph Scheffel" unterzeichnet — spendet dem gastlichen Hause wohlverdientes Lob.

Wir haben Engen eingehender betrachtet, weil es den besten Einkehrplatz für Solche bildet, welche die Burgen des Hegau's zu besuchen trachten, und wir wandern zunächst von der Stadt in südlicher Richtung über mählich anschwellende Bodenerhebung, um in kleinen anderthalb Stunden den höchsten der Kegel, den Hohenhöwen (848 m) zu ersteigen. Schon unterwegs bietet sich uns weite Umschau, droben aber liegt zwischen dem fernen Rahmen der Alpen und des Schwarzwaldes, dem engeren des Hohen Randen und der Wasserspiegel des Ueberlinger-, Unter- und Bodensee's der ganze Hegau unter uns hingebreitet. Wir überblicken hochher ein grünes, welliges Land, zum größten Theil kahl, da und dort von Waldungen durchsetzt; hellschimmernde Ortschaften sehen aus den leichten Muldeneinwölbungen oder, wie Engen, von niedrigen Hügelrücken auf. Das Ganze besitzt die klare Deutlichkeit einer Reliefkarte; es giebt in deutschen Landen Weniges von so eigenartiger, stimmungsreicher Schönheit, als den Umblick an sonnigem Frühmorgen oder gegen Abend von einem der sieben Berggipfel. Von jedem gewahrt man alle übrigen, fall's nicht einmal einer durch seinen Nachbarn zum Theil verdeckt



Aus Engen.

wird; die wenigst günstige Uebersicht bieten Höwenegg und Hohenstoffeln, der letztere durch Baumwuchs beeinträchtigt, ersteres, weil sich von ihm aus die südlichen Kegel am Meisten in einer Linie hinter einander schieben. Ueberall wirken am Mächtigsten, obwohl weitaus nicht als die höchsten, der Hohenkrähen und Hohentwiel.

Wir stehen auf dem Hohenhöwen in den starküberwilderten Trümmern der mächtigsten Burg des alten, aus Hessen hierhergekommenen, den Gaugrafen von Ziegenhayn stammverwandten Geschlechtes; nördlich erheben sich die von diesem errichteten Zweigburgen Höwenegg und Neuenhöwen, unfern der Stelle, wo die Aitrach von ihrem Ursprung zwischen Eichberg und Buchberg her in die Donau einmündet; so blickt der Norden des Hegau's benachbart zu diesen und der Umbiegung der Wutach hinüber. Eine Vermittlung gewissermaßen bildet zwischen ihnen das alte Dorf Riedöschingen (1100 Eschingin) an der Aitrach, in welcher ein Haus die Inschrift zeigt:

„Zwei bewohnen dieses Haus,
Jeder geht ein und aus;
Doch renovirt hab' ich's allein,
Der Andre will gar sparsam sein. 1762."

Wenig Nachrichten geben Kunde von der Erbauungszeit Höweneggs und Neuenhöwens; das erstere hieß anfänglich „Jungenhewen", das zweite führte stets und noch heut' von dem darunter belegenen Dorf Stetten im Volksmunde den Namen „Stettener Schlößle".

Der Hohenhöwenberg diente schon in keltischer Zeit als Zufluchtsort, wie etwas unter seiner Gipfelhöhe aufgedeckte Funde beweisen. Wie es scheint, erbauten die Herren von Hewen erst am Ausgang des 12. Jahrhunderts auf ihm ihre Burg „Althewen", doch sie hausten in verschwenderischer Ueppigkeit, so daß sie sich um zwei Jahrhunderte später (1398) genöthigt sahen, ihre Herrschaft schuldenhalber an Oesterreich zu verkaufen und sich auf kleine Sitze in der Schweiz zurückzuziehen, wo das stolze Geschlecht am 15. Februar 1570 mit Albertus Arbogastus, Landvogt zu Mömpelgard, erlosch. Die Burg Hohenhöwen, im 14. und 15. Jahrhundert als böses, uneinnehmbares Raubnest verrufen, wechselte nachher ihren Besitz an die Grafen von Lupfen, Pappenheim und Fürstenberg; im dreißigjährigen Kriege ward sie 1639 von den Baiern erobert und zerstört.

Auch Höwenegg, das, wie erwähnt, wenigst besuchenswerthe, fiel gleichzeitig der Vernichtung anheim, und ebenso die Burg Neuenhöwen (843 m), der Heimatssitz des

Scheffelschen „Juniperus“ Gottfried von Neuenhewen, der „die gute neue Hewen“ nur einen „Burgstall der edlen Freiherrn auf dem Hohenhewen“, belegen „auf schwarzem Basaltstein“ heißt. Der Berg bildet eine Wasserscheide zur Donau (Aitrach) und zum Rhein (Aach) und bietet, etwas nach Westen herausgerückt, von dem siebzig Fuß hohen, roh aus Basaltgestein aufgethürmten, mit Wachholder (Juniperus) überbuschten Bergfried der Ruine sowohl die größte Weitsicht unter den Hegauer Kegeln, als auch den besten Ueberblick der letzteren selbst; man erreicht ihn am nächsten in gut anderthalb Stunden von Engen aus. Die Burg Neuenhewen war schon am Ende des 13. Jahrhunderts nicht mehr im Besitz der Freiherren von Hewen, sondern an die Grafen von Hohenberg gerathen, mit denen die ersteren in heftigster Feindschaft lebten, so daß sie „sich mit Rauch und Brand arg schädigten.“ Nachher wechselte das „Stettener Schlößle“ gleichfalls vielfach seine Herren.

Wir verlegen nunmehr vom Hohenhöwen unsern Standpunkt etwas weiter nach Süden, indem wir entweder zu Fuß über das uralte Dorf Welschingen (752 Walahischinga) mit gleichfalls uralten Bildwerken an seinem Kirchthurm nach dem Dorf Mühlhausen (800 Mulenhusen) wandern, oder dies als Station in wenigen Minuten von Engen auf der Bahn erreichen. Nahe über dem Dorf erhebt sich der Mägdeberg (666 m), in drei Viertelstunden von Mühlhausen aus erstiegen. Er stellt ziemlich den Mittelpunct der Hegaukegel dar und ist der am Bequemsten erreichbare von ihnen. Man muß aus dem unter dem Gipfel belegenen Hof einen — wie überall schlecht öffnenden — Schlüssel zur Burg mitnehmen, welche, groß und dicht verwachsen — ein herrlicher Nußbaum ragt in ihr auf — leider an keinem Punkt vollständige Umsicht gewährt; der schönste Blick bietet sich aus einer hinter Gestrüpp verborgenen Fensterhöhlung der Südseite auf die Alpen, den Untersee, Konstanz, Hohenkrähen und Hohentwiel. Vom Gemäuer am Westrand sieht man nah den dreifach gegipfelten, waldigen Hohenstoffel hingelagert, im Norden fern und unscheinbar flach den Neuenhöwen, näher breit und mächtig den Hohenhöwen. Grade nach Osten erhebt sich unweit interessant der Schloßberg von Friedingen (914 Oufridinga), wo Kaiser Konrad I. sich des aufrührerischen „Sendgrafen“ Erchanger (Erchan = geer zu sprechen) von der Baar, der sich zum Herzog von Alemannien hatte ausrufen lassen, bemächtigt haben soll; geschichtlich wahrscheinlicher jedoch geschah dies bei der Burg Onfridinga (Opferdingen) am Hohen Randen. Später ward Erchanger unter kaiserlichem Freigeleit zum Reichstag nach Hohenaltheim im Ries gelockt, dort durch Treubruch gefangen und zu Oettingen enthauptet (917). Ueber dem Dorf Friedingen liegt auf dem Berge noch ziemlich erhalten das alte Schloß „Hohenfriedingen“ (540 m); überhaupt waren alle Höhen im östlichen und nördlichen Hegau, die man vom Mägdeberg überblickt, ehmals mit zahlreichsten, vielfach gänzlich verschwundenen Burgen gekrönt, von denen am nächsten die Ruinen der Wasserburg, Tudöburg und Schloß Langenstein nördlich und östlich von der Stadt Aach aufragen.

Die Burg des Mägdeberges wird in ältesten Urkunden Megideberg, dann Meidberg, Mettberg genannt, befand sich im Besitz des Klosters Reichenau, ward von diesem an Herren von Tettingen verpfändet, kam 1359 an die Grafen von Württemberg (wonach sie „Neu-Württemberg“ hieß) und 1480 an Oesterreich. Im Jahre 1499 von den Eidgenossen erobert, wurde sie 1634 zum größten Theil verbrannt und zerfiel völlig im Lauf des 18. Jahrhunderts. Die Sage hat sich dagegen in andrer Weise des Kegels bemächtigt, wozu muthmaßlich einerseits der Name Mägdeberg, andrerseits die früheste Zugehörigkeit desselben zum Kloster Reichenau Anlaß gegeben. Nach ihr hat die heilige Ursula, als sie mit ihren 10,999 Begleitjungfrauen auf ihrer Seewallfahrtsreise an den Oberrhein gelangt, auf dem Berge ein Kloster mit einer Kapelle gestiftet und jenem so seinen Namen erworben. Drunten in Mühlhausen befindet sich in einer alten Wallfahrtskapelle nah am Bahnhof ein hochkomisches Bild, das die Ermordung der heiligen Ursula und ihrer zahllosen Gefährtinnen — auch eine rabenschwarze ist darunter — bei ihrer Landung in Köln durch die Hunnen darstellt. Die armen Jungfrauen zeigen sich,

halb auf dem Schiff, halb am Lande, in den schlimmst erdenkbaren Lagen und werden auf's Böswilligste von teuflischen, offenbar vom Satan selbst gegen die frommen Rompilgerinnen angestifteten Kriegsknechten umgebracht, während sich von der muthmaßlich zu spät benachrichtigten himmlischen Heerschaar der 11000 rächenden Flammenschwert-Engel noch nichts gewahren läßt. —

Nicht am Wenigsten interessant unter den vulkanischen Erhebungen des Hegau's sind manche kleine kahle Kuppen, wie sie sich grade nach Süden, dem Hohenkrähen entgegen, an den Mägdeberg anschließen und überaus schönen, unbehinderten Rundblick darbieten. Ueberall enthält dabei die sonnenwarme Landschaft auf dem Tertiär- und vulkanischen Boden eine reiche und eigenartige Flora; z. B. der große Sommeradonis (Adonis aestivalis) leuchtet vielfach zauberisch an den Kornfeldrändern auf, Anemone sylvestris, pulsatilla und Hepatica, sowie Genzianen (cruciata, ciliata) finden sich überall, und weite Strecken sind mit der süßduftenden, im Schwarzwald nicht vorhandenen Daphne Cneorum (Seidelbast) roth überdeckt.

Kurz wenden wir uns vom Mägdeberg westlich zum Hohenstoffeln (846 m) hinüber, dessen südliche Aufgipfelung sich von Weitem wie der Ansatz zu einem Bergfried ausnimmt. Er ist ursprünglich — woran auch das Dörfchen Staufen mit verschwundener Ritterburg am Nordfuß des Hohentwiel gemahnt — ein „Staufenberg" in verkleinerter Namensform, dreifach zugespitzt mit Burgtrümmern auf jeder dieser Erhebungen, wonach die ältesten Besitzer sich „Herren zu den drei Stoffeln" benannten. Das Geschlecht wird 1034 zuerst urkundlich erwähnt; um 22 Jahre später bildete die Hauptburg ein Gefängniß des von Kaiser Heinrich III. wegen Hochverraths gefangen gehaltenen Bischofs Gebhard von Regensburg. Mannigfach wechselte das Besitzthum der Schlösser, die 1632 von dem „Commandanten vom Hohentwiel", dem württembergischen Hauptmann Konrad Wiederhold vergeblich belagert, doch im Jahre darauf durch Bernhard von Weimar erobert und geschleift wurden. Die Ruinen sind stark verwachsen und die freie Aussicht behindert; von Mühlhausen führt der Weg in anderthalb Stunden über Weiterdingen (779 Witartinga), zuletzt durch Wald, zu ihnen empor.

Von allen Hegaugipfeln aus haben wir als vorletzten derselben nach Süden den Hohenkrähen sich stets durch seine außerordentliche Schroffheit auszeichnen gesehn, die ihn, obwohl er nur 644 m mißt, dem Gefühl fast als den höchsten seiner Gesellschaft erscheinen läßt. In der Mitte zwischen dem Mägdeberg und Hohentwiel hebt er sich unmittelbar über der seinen Namen führenden Bahnstation wie ein in Schraubenzügen gewundener, sich nach oben verjüngender, dickungeheurer Rundthurm auf und ist seiner Steilheit halber ziemlich beschwerlich und mühsam zu besteigen. Die Burg zog sich mit Vormauerwerk bis zur Mitte des Berges und theilweise noch weiter herab; droben umschließen die Gemäuerreste die ganze, nur geringen Umfang bietende Gipfelplatte. Ein gewaltiger, wie mit seinem Felsgrund verwachsener doppeltstöckiger Bergfried bildete an der südlichen Seite den Haupthalt der Bergveste; unter ihm befinden sich in den Felsen gehöhlte Verließe, deren Kerkerwände vermuthlich von dem hoffnungslosen Hinschmachten manches Hinabgeworfenen in Hunger und Finsterniß zu berichten vermöchten. Die Ruine wird noch von einem schmalen, zugänglichen Felskulm überragt, der die Umschau von ihr genießen läßt; Scheffel hat diese in seinem „Ekkehard" (am Schluß des 9. Kapitels) geschildert und ein schönes Bild vor die Vorstellung gerufen, wie auf der Kulmplatte des Berges neben der gefällten Eiche der Waldfrau im Abendlicht „zwei Gestalten in die blaue Luft hinausragten, der Mönch im dunkeln Gewand, die Herzogin, den hellen farbigen Mantel faltig umgeschlagen. Schweigend standen sie beisammen."

Um die Wende des 12. Jahrhunderts wird zuerst ein „Diethelm von Craige" genannt und bald danach Vögte der Burg „Krägen", welche gleich denen auf dem Mägdeberg Dienstmannen des Klosters Reichenau gewesen zu sein scheinen. Ihr Geschlecht erlosch 1307 mit „Gottfried von Krayen", der als Gast auf der Burg Bodmann am Bodensee verweilte, als der Blitz in diese einschlug und ihn mit allen Insassen derselben verbrennen ließ. Nach ihm folgten

im Besitz die den Ausgestorbenen stammverwandten „Herren von Hohenfriedingen“, unter welchen die Burg mehr und mehr in die übelste Beleumundung kam. Sebastian Münster berichtet — offenbar noch von eigenem Hörensagen — darüber: „das schloß Hohen Kregen ligt auff einem hohen felsen / do sich etwan vil unnützer und schädlicher Menschen haben enthalten / und hat jene niemand mögen zukommen / biß zum jar Christi 1512 umb St. Martinstag / do die edlen von Hohen Kregen hetten abgesagt etlichen Schwäbischen Stätten / besunders den Burgern von Kauffbeurn / und vermeinten man dorfft und köndt sie nicht überziehen / do haben sich ettliche Reichstätt mit den Schwäbischen stätten darfür gelegt / und es der massen mit schießen genöthiget / das niemand darinn bleiben mocht. Also ward es gewonnen und mit feuwr außgebrennt.“

Fortwährende Kämpfe und Fehden unterhielten die Herren von Friedingen, die sich nach ihrer neuen Burg bald gleichfalls „von Kräen“ benannten, mit ihren Nachbarn, den württembergischen Grafen auf dem Mägdeberg; die über sie 1512 hereinbrechende Katastrophe geschah zur Vergeltung einer von ihnen verübten Raubthat auf Befehl des Kaisers Maximilian, der dem Feldhauptmann des Schwäbischen Bundes, Georg von Frundsberg, eine Anzahl „grober Stücke“, darunter die „Scharfmetz“, die „Singerin“, den „Turnträtzl“ und das „Ketterlin“ zur Beschießung des Hohenkrähen zugehen ließ. Die Kugeln der Geschütze prallten jedoch zumeist fruchtlos von den Felsen ab, wurden „gegen Entgeld von zwei Batzen für das Stück“ wiedergeholt und wieder auf's Neue abgefeuert. Schwerlich wäre die Burg genommen worden, wenn nicht der Schloßherr sich selbst bei'm Laden einer Büchse schwer verwundet und, um nicht daran zu sterben, ärztlicher Hülfe bedurft hätte. So entschlossen sich er und alle vom Adel mit ihm zur Flucht und führten diese in der Nacht todesmuthig und glücklich aus, indem sie sich an Stricken über die Burgmauer auf einen den Felsen umlaufenden „Gemsensteig“ hinabließen, vermittelst Fußeisen weiter niederkletterten und unbemerkt entkamen; der Burgmüller, der ihnen folgen wollte, stürzte zerschmettert in die Tiefe. Die zurückgebliebenen Knechte übergaben am andern Morgen das unbezwingliche Schloß, dessen Unterthor so mit Felsen verriegelt war, daß sie nicht hinausgelangen konnten und es langer Anstrengung der Belagerer zur Oeffnung eines Zuganges bedurfte. Auch das Schloß Hohenfriedingen gegenüber ward danach von Georg von Frundsberg erobert und zerstört.

In der weiteren Geschichte des Hohenkrähen ward seine, wie es scheint, nicht völlig vernichtete und bald wieder hergestellte Burg 1540 Sitz der „Böcke von Zürich“, eines Verbandes wunderlicher, kecker schweizer Abenteurer, die sich ein „Schloßrecht“ droben erkauften und mit einem gewissen Humor auf dem Felsen hausten. Die Burg wechselte mehrfach ihre Eigenthümer, bis sie, 1632 vom Hohentwiel aus erobert, zwei Jahre später durch den schon genannten Kommandanten desselben in Trümmer gelegt wurde.

Die Sage bringt die erste Zerstörung des Schlosses Hohenkrähen mit einem „zu Kaiser Wenzels Zeit“ stattgefundenen Brudermord in Verbindung, den der wilde Raubritter Wolf von Kräen an seinem Bruder Werner, genannt „Rosenblüth“, begangen, um sich die Braut desselben, Barbara von Hornstein, anzueignen. Der „edle Herr Otto von Hohenbodmann“, eine an die Unüberwindlichkeit „Dietrichs von Bern“ erinnernde Reckengestalt, rächte den Ermordeten, indem er auf dem Schlachtfeld den „Kräher“ erschlug und das Felsennest desselben ausrottete. Heiterer hat die Volksmäre halb aus dem Leben, halb als Mythe einen Eulenspiegel-Rübezahl des Hegau in der Schalkgestalt des „Poppele von Hohenkrähen“ geschaffen. Ein „Johann Christoph Poppolius Maier“ war Schirmvogt einer verwitweten Freifrau von Krähen und lag in der Kirche von Mühlhausen unter einem — erst in letzter Zeit verschwundenen — Gruftstein begraben, der, sehr abgetreten, noch die Inschrift entziffern ließ: „Hic jacet Poppolius“. Die Natur hatte ihn von kleiner, höchst magerer Statur gemacht, über die sich einmal ein auf der Burg als Gast verweilender Abt, ein „wohlbeleibtes Pfäfflein“ bei'm Trunk belustigte; darüber ergrimmt, ließ Poppolius den Spötter in's Burgverließ werfen und ihn so lange bei Wasser und Brod gefangen halten, „bis

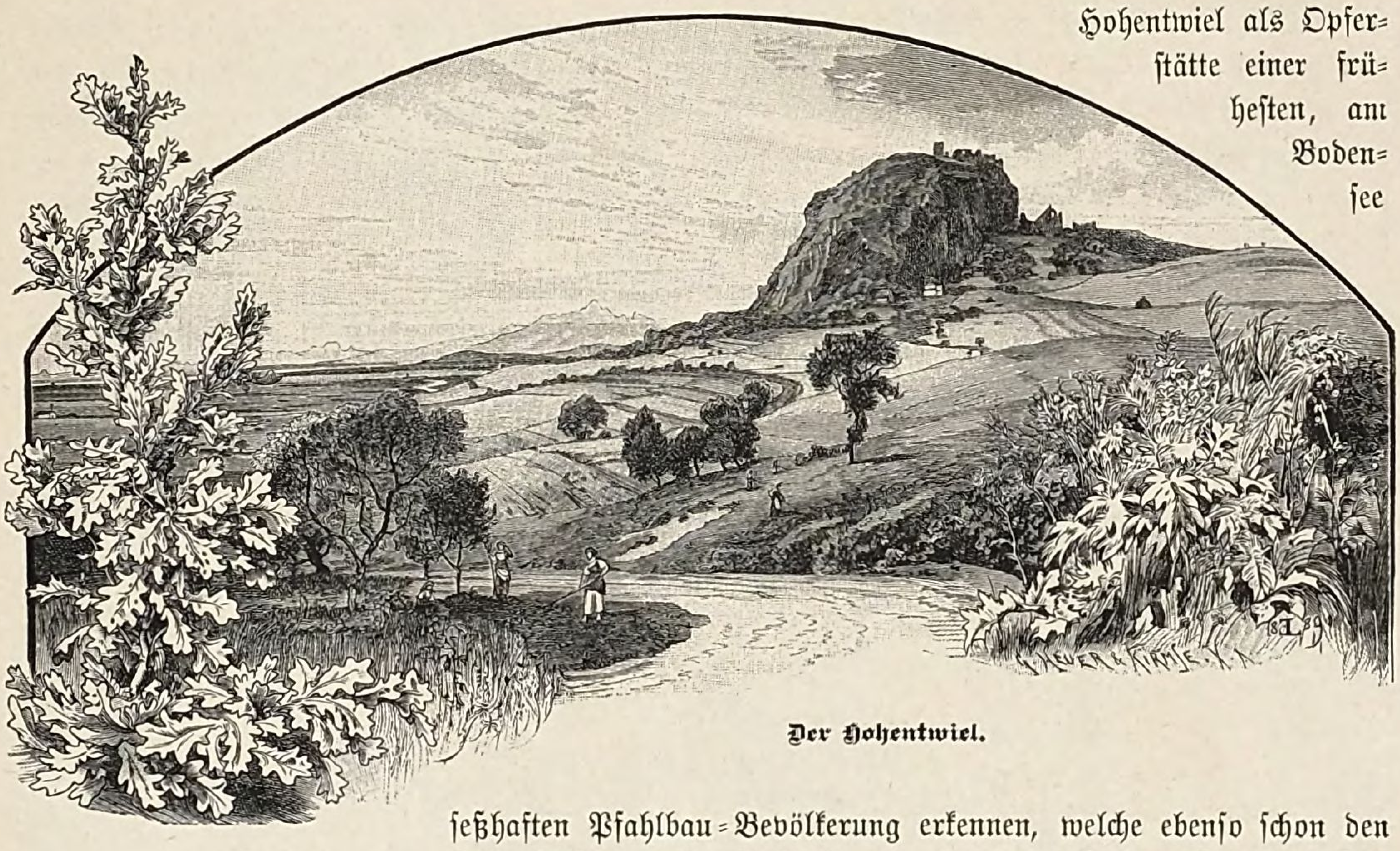
der Pfaffe so mager wie er selbst geworden sei". Dies geschah, der dünn und schmächtig entlassene Abt sann auf Rache und verfluchte mittelst eines Zauberbuches seiner Klosterbibliothek den Burgvogt, daß dieser nach seinem Tode bis zum jüngsten Tage als Kobold umgehen solle. Poppolius brach bald darauf bei einem Sturz den Hals, der Fluch erfüllte sich an ihm, und seitdem ist der „Poppele" der Neckgeist des Hegau's in Till's Manier, der, überall und nirgends, die Leute, doch in harmloser Weise foppt. Als eine Art Bannspruch, um sich vor seinen Streichen zu schützen, gilt der Ruf: „Nit z' litzel und nit z' viel!" den ein unbenannter Poet in eine niedliche Fassung und Nutzanwendung gebracht:



„Hoch oben auf dem Schlosse
Das Abendglöcklein laut verklang,
Und nieder saß ein sittig Paar,
Verlobt seit einem Vierteljahr.
Es betete, es träumte, sang,
Es äugelt', lacht' und scherzte,
Es küßte sich und herzte.
Urplötzlich zeigt auf weißem Rosse
Ein Mann, todtbleich und hager,
Gekrümmt und klappernd mager,
Den beiden fast Verzückten sich.
Hu! schaudern sie zurück
Vor seinem stieren Blick!
Ist's einer von den wilden Rittern
Des Höhgau's? frug die Maid mit Zittern;
Was will er hier? Was ist's — wie heißt —?
Es ist bei meiner Ehre,
Sagt leise Kunz, ich schwöre,
Es ist des edlen Burgvogts Geist.
Hierauf regt alsogleich
Sich ein gespenstig Wesen;
Der Geist, kein Freudebringer,
Erhob den Warnefinger
Und stöhnt: Ja, ja, ich bin
Der Poppele von Krähen
Nicht weit von Hohentwiel;
Wohlmeinend rath' ich Euch:
Nit z' litzel und nit z' viel!"

Nah im Süden vom Hohenkrähen über der Stadt Singen (772 Sicgingsa, dann Sisinga), der Kreuzungsstation der Schwarzwaldbahn und derjenigen nach Basel, Konstanz und Zürich, ragt, noch mächtiger an Umfang, doch nicht so thurmartig senkrecht, rundum der berühmteste der Hegaugipfel, der Hohentwiel (691 m) auf. Er bildet, wie schon erwähnt, als Enclave noch württembergisches Staatseigenthum und ist auf bequemem Wege vom Bahnhof zu Singen aus in einer Stunde bis zu seiner obersten Höhe erstiegen. Die Aussicht von dieser, bei klarem Wetter die volle Alpenkette vom Allgäu und Säntis bis zur Blümlisalp, den ganzen Bodensee, Untersee, Schwarzwald und Hegau umfassend, übertrifft noch diejenige auf dem Hohenkrähen, wogegen durch die aus allen Richtungen hier zusammenströmenden Besucher die wohlthuende Einsamkeit der übrigen Hegaugipfel fehlt.

Gegen Süden und Osten fallen die hie und da überhängenden und mit Laubholz bekleideten Felsenwände des Bergkegels am Schroffesten und Gewaltigsten herunter, während sie sich nach den anderen Richtungen mit dem unteren Theil flach gestreckter abdachen; er, wie seine Hegaunachbarn, ist zweifellos von Gletschermassen abgerundet und abgeschliffen worden, die ihn vormals noch überragt und Moränenschutt auf seinem Gipfel hinterlassen haben. Auf diesem ausgegrabne Geräthscherben, Hausgethierknochenreste, Steinbeile und „Spinnwirtel" lassen den



Der Hohentwiel.

Hohentwiel als Opferstätte einer frühesten, am Bodensee seßhaften Pfahlbau-Bevölkerung erkennen, welche ebenso schon den Hohenkrähen und Hohenhöwen benutzt gehabt. Darüber sind Scherben aus römischer Siegelerde gefunden, welche spätere Niederlassung (und vermuthlich Befestigung) der Römer auf dem Berge beweisen. Der älteste Name desselben lautet „Duellum, Duellium“; ob er keltischen Ursprungs ist, oder möglicherweise aus „tegula“ Dachziegel, Ziegeldach) entstanden, läßt sich nicht auskunden. Sebastian Münster sagt von ihm nur: „Auff Hohen Twil / das die historien nennen Duellium / hatt vor Zeiten gewont fraw Hedwig hertzog Burchards von Schwaben gemahel“. Denkbar wäre auch eine Veränderung des Namens aus „villa“, so daß ein t in ein ursprüngliches „Hohenwyl“ eingeschoben worden.

In der Geschichte erscheint der Hohentwiel zuerst im Anfang des 9. Jahrhunderts, doch ist der Sohn Karls des Großen, Pipin, 816 als Besitzer der Burg nicht urkundlich verbürgt und gleicherweise nicht, daß unter Ludwig dem Frommen (814—840) Mönche auf dem Berg gewohnt. Gewiß sind erst am Ausgang des 9. Jahrhunderts die Sendgrafen (Kammerboten) der Baar, der erwähnte Erchanger und sein Bruder Berchthold Eigenthümer der Burg; einem Waffengenossen derselben, Graf Burkhard, gelang ihr vergebliches Trachten, sich zum Herzog von Alemannien aufzuschwingen und sich den Hohentwiel anzueignen, bis er 926 auf einem Kriegszug in Oberitalien ermordet wurde. Nach kurzem Zwischenbesitz durch Andre, erhielt, muthmaßlich als Sohn jenes Burkhard, Burkhard II. den Hohentwiel und nach ihm (973) seine Witwe, die besonders durch den Scheffel'schen „Ekkehard“ in unsern Tagen weitbekannt und berühmt gewordene Herzogin Hadwig, eine Brudertochter Kaisers Otto I. Sie soll das verfallene Kloster auf dem Berg wiederhergestellt oder erst begründet haben und starb, ungefähr 55 Jahre alt, 994, die Burg ihrem Bruder Herzog Heinrich II. von Baiern vererbend. Der Ueberlieferer ihrer Lebensnachrichten ist der St. Gallener Mönch Ekkehard IV., nach dessen Mittheilungen Scheffel den Grund zu seinem bedeutendsten Buche, dem Werk eines großen Dichters gelegt hat, das den Hohentwiel mit einem unvergänglichen Leuchtglanz umgeben.

Wir können die weitere, wechselreiche Geschichte desselben hier nicht mehr verfolgen, als daß wir seines nachherigen Gerathens an die Zähringer und 1538 an Württemberg Erwähnung thun. Bei dem letzteren verblieb die allmählich zu einer mächtigen Festung angewachsene Burg — „die weder mit steigen, schiessen oder untergraben durchauß nicht kann gewältiget werden“ — und ward im Dreißigjährigen Krieg durch ihren schon mehrfach genannten Commandanten, Obrist

Konrad Wiederhold (1598—1667) gegen vielfache Belagerungen von den Kaiserlichen, Baiern und Spaniern, funfzehn Jahre hindurch, mit solcher Hartnäckigkeit und Tapferkeit, sogar zuletzt gegen den Willen seines Herrn, des Herzogs von Württemberg, vertheidigt, daß er dem letzteren nach dem westfälischen Friedensschluß die behauptete Bergveste unbesiegt ausliefern konnte. Eine noch zum Theil erhaltene Inschrift aus dem 17. Jahrh. am sogenannten „neuen Portal“ (dem höchstobersten) meldet darüber:

„Durch Gottes Gnad und Heldentreuw
Dis Böste Haus hier stehet Neuw,
Der Feindt hats zwar fünffmal geschreckht,
Doch hat der Herr zum Schutz erweckht
Den Widerhold, der fünffzehn Jahr
Daßelb beschützt in Feindts Gefahr.“

Eine Beschreibung (im „Reißbuch von Johannes Siglin“ 1728) der Feuergeschütze des Hohentwil, die größtentheils jedenfalls schon im Dreißigjährigen Krieg gedient, führt viele auf denselben eingegrabene Sprüche, oft drolligen Inhalts an, z. B. auf einer „Viertelskarthaune“ mit einem Bilde des den Löwen erschlagenden Simson:

„Wie Simson den Lewen bezwang,
Also ich meine Feind empfang,
Uf Hohentwiel hin horche ich
Und meine Feind von weitem sich.“ (seh' ich).

Eine Viertelfeldschlange zeigte unter dem Bilde einer Meerjungfer mit einer Harfe den Spruch:

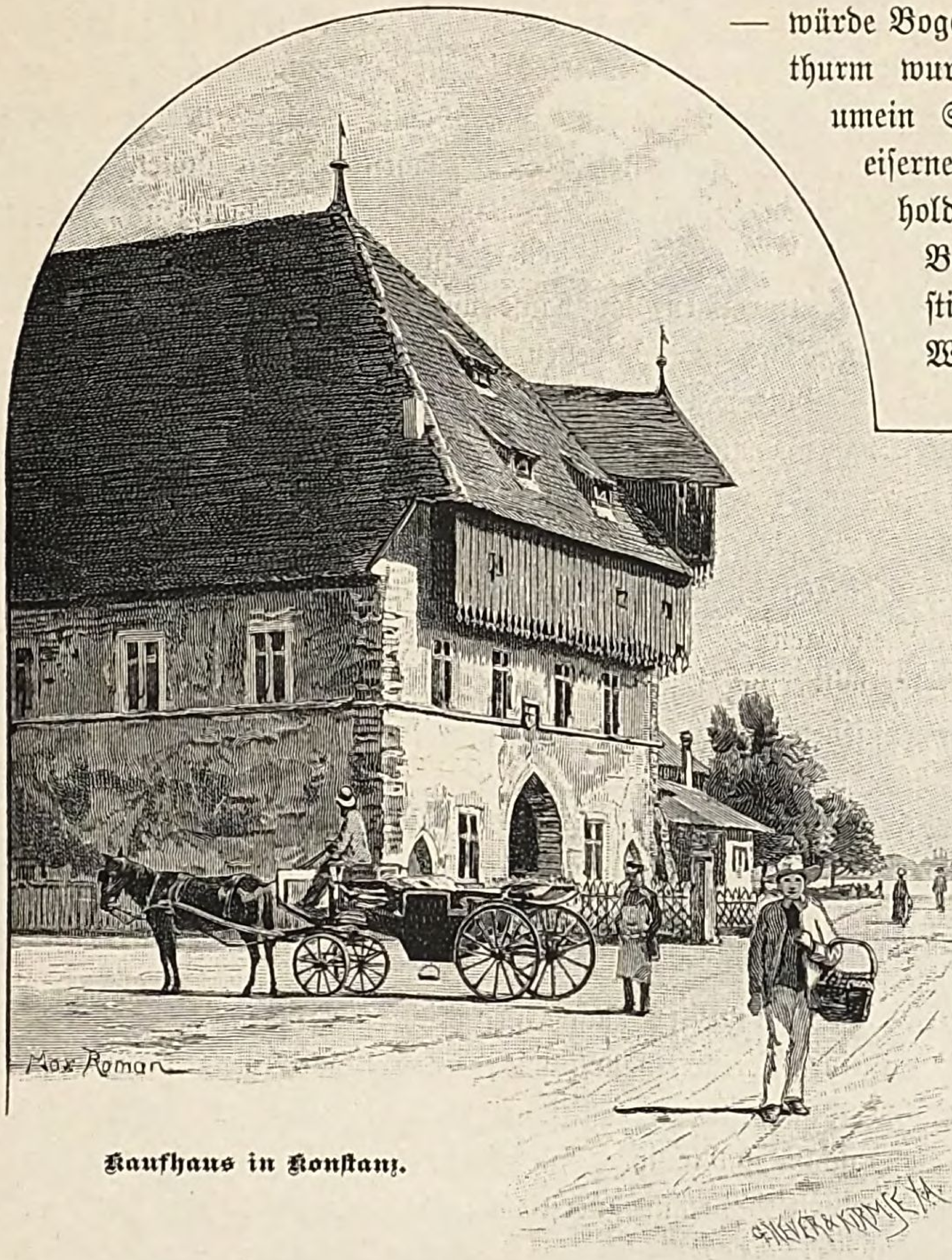
„Wann mein Feind hört den harpfenton,
Kehrt er gleich um und laufft davon,
So bald er nur thut erschallen,
Thun viel derselben z' Boden fallen.“

Eine Kanone, der „Bär“, trug die Aufschrift:

„Ich alter Beer
thu brummen sehr,
mit meiner Pfeiff
Ich alls umkehr.“

Im 18. Jahrh. diente der Hohentwiel als württembergisches Strafgefängniß und manche bedeutende Männer befanden sich hier in strenger, zuweilen grausamer Kerkerhaft: 1759—1764 der berühmte Publicist J. J. Moser und dreißig Jahre lang ein Werbeoffizier Friedrichs des Großen aus der Familie der Freiherrn von Knobelsdorff. Am Tyrannischsten war die Einkerkerung und Behandlung des Obersten Rieger (1752—1767), die der Herzog Karl eigenhändig vorgeschrieben, um denselben dann später ebenso willkürlich zum Festungskommandanten vom Hohenasperg zu machen. Im Jahre 1800 nahm die Bergveste Wiederholds ein fast unbegreifliches, schmählich-unwürdiges Ende, indem ihre Kommandanten, die Oberstlieutenants von Bilfingen und von Wolff, sie ohne Schuß und Schwertstreich vermittelst Capitulation an den französischen General Vandamme übergaben, der sie nach geschlossenem Frieden zurückzuliefern verhieß, doch auf Befehl des „ersten Consuls“ Napoleon vom 10. October 1800 bis 1. März 1801 zersprengen und niederreißen ließ. So langer Zeit bedurfte unter erzwungener Beihülfe eines halben Tausends von Bauern der Umgegend die Vernichtung des gewaltigen, nie bezwungenen Felsenbollwerks; Bilfinger und Wolff wurden kriegsgerichtlich in Dinkelsbühl zum Tode verurtheilt, doch zu schimpflicher Kassation und Festungshaft begnadigt.

Eine Beschreibung der weit über den ganzen Gipfel des Hohentwiel hingedehnten, gewaltigen, von Bäumen und Wuchergesträuch vielfach überdeckten Ruinen der unteren und oberen Festung mit hundertfältigen Resten von Bastionen, Thürmen, Gewölben, Kasernen, Magazinen, Giebeln und Mauern — auch denen des einstigen Klosters und der späteren herzoglichen Burg



Kaufhaus in Konstanz.

— würde Bogen erfordern. Der frühere Kirchthurm wurde 1845 wieder hergestellt und um ein Stockwerk erhöht, der ein gußeisernes Brustbild des tapferen Wiederhold enthält. Auf halber nördlicher Berghöhe vor dem eigentlichen Aufstieg zu den Trümmern liegt eine Wirthschaft mit einer Bierbrauerei und daneben ein Meierhof „Hohentwiel"; der breite, von schattenden Obstbäumen begleitete Fahrweg führt dran vorüber. Auf mehreren Stellen ist der Bergkegel unten mit Reben umgeben, die auf dem vulkanischen Boden einen guten Wein reifen lassen. Schließen wir seine Schilderung mit der hübschen lateinischen Strophe der „Tristicia amorosa" aus Scheffels „Frau Aventiure":

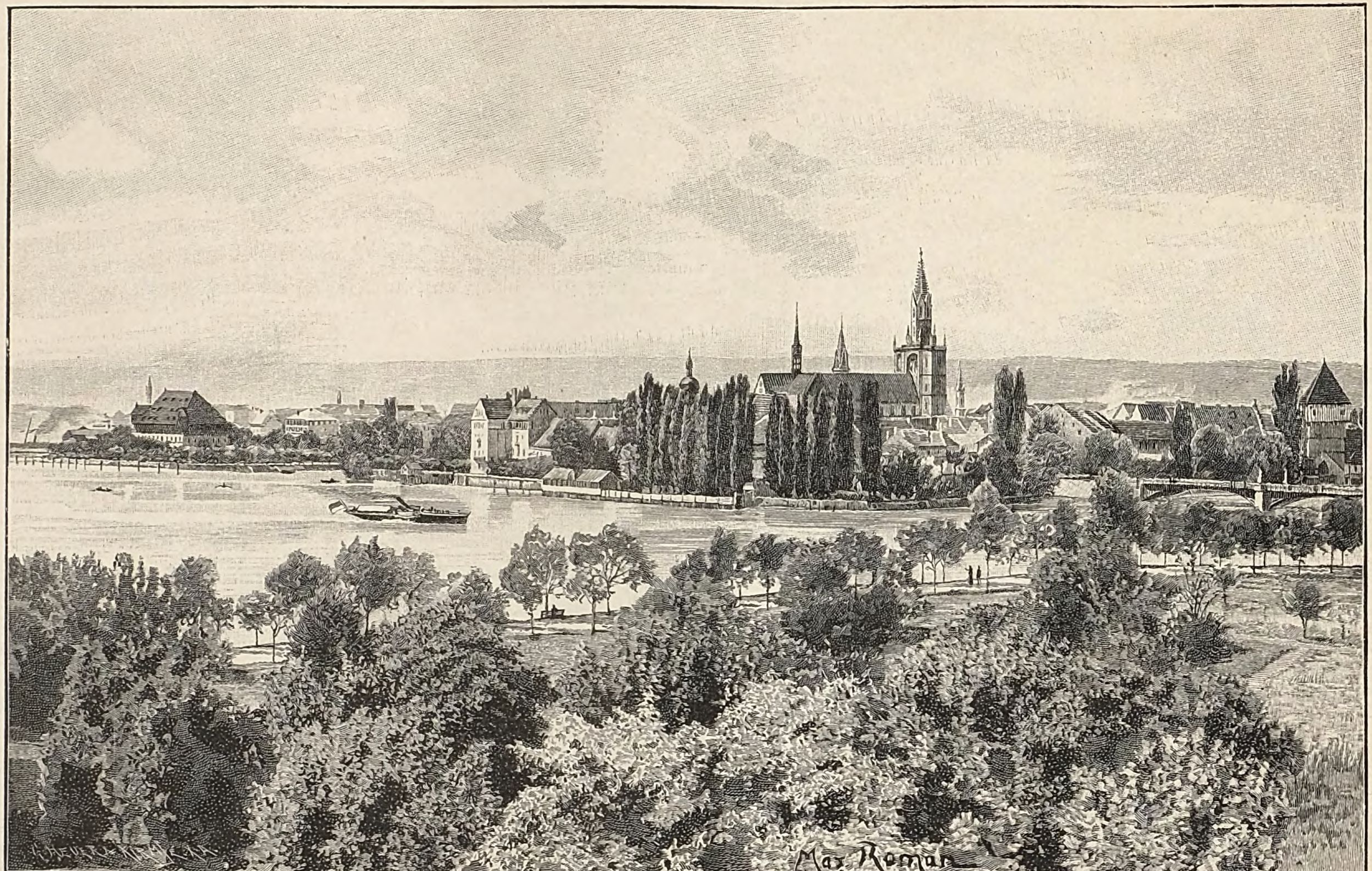
„Si liceret te amare
ad Suevorum magnum mare
sponsam te perducerem —
stat nigerrimi basaltis
mons et arx, cujus sub altis
muris te reconderem."

Dem Hohentwiel südlich gegenüber erhebt sich am Rhein mit breitem bewaldetem Rücken inselartig langgedehnt bis zu einer Höhe von 693 m der Schienerberg (Mons Skiina), der die Südgrenze des alten Hegau's bildete, und nur im Fluge können wir weiter gen Osten ein paar geschichtlich oder landschaftlich besonders hervorragende Orte einer schon weitab vom Schwarzwald entlegenen Gegend berühren. Die Eisenbahn bringt rasch von Singen östlich an den Nordwestrand des Untersee's oder Zeller See's, wie diese westliche Abschnürung des Bodensee's hier nach der Stadt Radolfzell benannt wird. Die letztere ist uralt und soll ihren Fischerdorfursprung in's 7. Jahrh. zurückführen. Ihr Name entstammt dem Zellenbau eines Bischofs Ratolf oder Ratbold von Verona im Anfang des 9. Jahrh., der vermuthlich dem Geschlecht der Gaugrafen Ratolf auf der Baar entsprungen, nach Einsamkeit trachtend, seinen Bischofssitz verließ und sich als Einsiedler hierher in seine Heimatlandschaft zurückzog, wo er vom Abte des benachbarten Klosters Reichenau einen Platz am See zur Erbauung einer Zelle und einer Kapelle erhielt. Nachdem er 874 im Geruch der Heiligkeit verstorben, zog die Stelle rasch viele Ansiedler herbei, und es entstand dort ein, bis 1809 fortverbliebenes Chorherrenstift, dessen Kirche im Chor eine Grabstätte mit der Aufschrift zeigt: „Hoc saxo tegitur Corpus boni Ratholdi episcopi Veronensis, qui sub Imperatore Ludovico primo et Stephano Papa quarto hic prima fundamenta jecit." Beigefügt steht: „A. D. 1538 Jar in der Regierung des Kaiser Caroli des Vten ward dis Grab renovirt."

Einen Ueberblick der Geschichte Radolfzells müssen wir unterlassen, wenden uns nur aus der Stadt mit manchen altansehnlichen und interessanten Häusern ein wenig ostwärts gegen die

kleine Halbinsel Mettnau (Augia Metae) hinaus, wo zur Rechten der Straße sich mehrere hübsche, neue, von Gärten umgebene Landhäuser an den See ziehen. Eines darunter trägt am Gartenthürpfosten die verschlungenen Buchstaben JS. und kündet sich damit als der spätere Landsitz Scheffels an, der sich durch das Monogramm noch als „Joseph Scheffel", den ächten Dichter von Gottes Gnaden, kundgiebt, welcher schon bei seinen Lebzeiten in dem nachmaligen „Joseph Victor von Scheffel" zu sein aufhörte. Die Thür des Gartens ist zu öffnen, wir treten ein und gewahren vor dem geschlossenen, würfelförmigen Landhause unter rothem Sandsteinüberbau eine Marmorbüste des Dichters mit dem Wappen des neuen Edelmannes drunter; das Haus zeigt die goldene Inschrift: „Seehalde — Gott walte"; das Ganze steht in seltsam berührendem Gegensatz zu dem von uns besuchten Knabenheimathaus Hebels in Hausen im Wiesenthal. Umher ist es laut- und leblos und, wie wir den breiten Gartengang hinabgehen, verwuchert und verödet; hohes Unkraut sprießt aus den Wegen. Am See zerfällt eine Schilfhütte, ein zerborstener Nachen liegt am Ufer, leise glucken die Wellen zwischen alten Weiden an den Strand. So haben wir den Landsitz des hochgefeierten Dichters kaum zwei Jahre nach seinem Tode gefunden; schnell sinkt ein Garten in Verwilderung und ein Mensch in Vergessenheit zurück. Aber wo er oft und gern hier in menschenfliehender Einsamkeit allein mit seinen Gedanken verweilt, ragt ihm drüben hin nach Westen über dem murmelnden Wasser, so wie seine eignen Augen es tausendmal gesehn, als ein unvergängliches Denkmal Joseph Scheffels, im Abendlicht der Hohentwiel hoch aus dem Hegau in den Himmel hinauf. Scheffel und Hebel, so sehr sie sich voneinander unterscheiden, sind Söhne einer göttlichen Mutter, die todüberdauernden Dichter-Dioskuren des Schwarzwaldes.

Nun zieht sich von Radolfzell die Bahn weiter nach Osten dicht am Ufer des See's entlang, aus dem die langgestreckte, durch einen Straßendamm mit dem Festlande verbundene Insel Reichenau, bis zum 11. Jahrhundert nach ihrem fränkischen Landvogt Sintlas „Sintlasau" genannt, herübergrüßt. Bücher müßten die Geschichte ihrer fürstlichen Benediktinerabtei erschöpfen, die 724 von dem inländischen Glaubensboten Pirmin zuerst begründet worden sein soll, zur „reichsten Au" (augia dives) weit umher wurde, Erzherzoge, Fürsten, Pfalz- und Markgrafen zu Lehensleuten zählte und zuletzt durch Entfaltung königlicher Pracht und üppigster Verschwendung von Seiten ihrer Aebte so verarmt herabsank, daß das Kloster 1541 unter seinem fünfundfünfzigsten Abt Marx von Knöringen dem Hochstift in Konstanz einverleibt wurde. Die Abtei besaß die kostbarsten Reliquien der Erde: Das heilige Blut in einem goldenen Kreuze verwahrt, die Gebeine des Evangelisten Markus, welche der Bischof Ratolf von Verona dem Herzog Justinian von Venedig abgekauft und Reichenau zum Dank übermacht hatte, (Sebastian äußert sich: „Es soll auch der Euangelist S. Marx leibhafftig ruwen in disem closter / darumb die münchen nit gesungen oder gelesen haben S. Marci Euangelium / Secundum Marcum (sunder Secundum illum.") auch einen der berühmten Wasserverwandlungs-Weinkrüge von der Hochzeit zu Kanaan. Doch Entsagung, Demuth und christliche Nächstenliebe scheinen durch die heilige Nähe dieser wundervollen Besitzthümer nicht erheblich gefördert worden zu sein, denn die Trümmer einer auf der Insel belegenen Burg reden düstere Märe. Ihr aus Scopula (hoher Stein, Fels) zusammengeschrumpfter späterer Namen lautete „Schopfele"; vermuthlich stammte sie von einem römischen Wachtthurm auf der Insel, und die Aebte von Reichenau bedienten sich des Schlosses oft als Wohnsitzes. Im Jahre 1370 indeß ließ der Abt Mangold, Freiherr von Brandis, Konstanzer Fischer, welche ihre Grenze überschritten hatten und auf dem Gebiet der Abtei fischten, ergreifen, um sie, wie sich ein Chronist ausdrückt, mit eigener hoher Hand des Augenlichtes zu berauben. Ergrimmt über diese Bestialität, vereinigten sich die Fischer von Konstanz und legten die Burg Schopfele in die noch vorhandenen Trümmer. Still liegen heute die Reste der ehemaligen Klosterherrlichkeit auf der freundlichen, mit reichen Fruchtfeldern und Wiesen bedeckten Insel, finster von der uralten, 806 durch den Abt Hatto I. erbauten gothischen Münsterkirche überragt. Sie enthielt



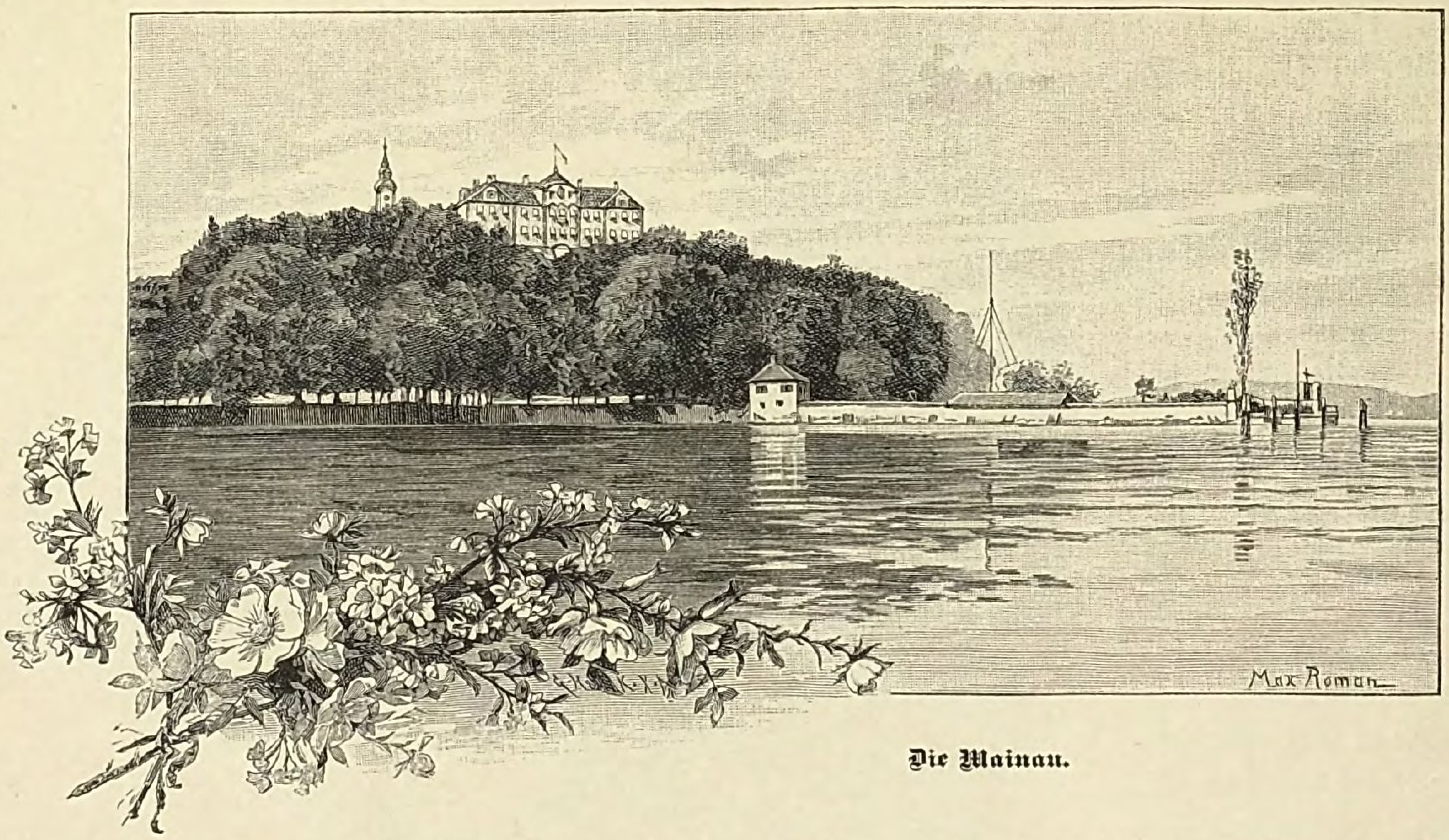
Konstanz. Von Max Roman.

unter zahllosen anderen Reliquienschätzen das Grab Kaisers Karl des Dicken, das jedoch seiner Knochenreste beraubt worden. Nur ein Backenzahn ist noch übrig und wird von dem Küster gezeigt, muthmaßlich, wie Christoph Friedrich Nicolai im vorigen Jahrhundert meinte, zum Gedächtniß daran, daß Karl der Dicke schließlich nichts mehr zu beißen und zu nagen besaß.



An der Rheinbrücke in Konstanz.

Wenn bei'm Vorüberfahren Reichenau im Untersee westwärts dem Blick entschwindet, taucht gleich darauf im Osten die Stadt Konstanz am Ufer des wirklichen Bodensees, wohl im Mittelalter das „Schwäbische Meer" genannt, auf. Konstanz, mit etwa 14000 Einwohnern, gilt vielfach als die angenehmste, freundlichste Stadt Badens, wie sein berühmtes „Inselhôtel", ehemaliges Dominikanerkloster, als das schönstbelegene Süddeutschlands, und in Bezug auf große und reiche geschichtliche Vergangenheit, die noch aus allen Gassen und Plätzen, von alten Häusern und Gedenkmälern anblickt, kann jedenfalls kein andrer Ort ihm den Vorrang streitig machen. Es liegt außer dem Rahmen unseres Buches, Weiteres darüber zu melden, als daß der Name der Stadt, die ihren ersten Ursprung mit Pfahlbauten am Seeufer genommen, von dem Kaiser Flavius Valerius Constantius I. nach seiner Lieblingsfarbe „Chlorus" (der Saatgrüne) zubenannt, herstammt, der im Jahre 304 hier ein Römercastell angelegt oder ein schon vorhandenes erweiterte und stärker befestigte. Der Name hat sich von Anbeginn unverändert erhalten, lautet in den ältesten Urkunden „Kostenze, Costentz, Costantz;" eine wirkliche Benennung „Costnitz", wie sie da und dort slawisirt in Schriften auftritt, fand nie statt. Wer dauernden Aufenthalt in Constanz nimmt und sich einen reichen Genuß verschaffen will, der kaufe sich die in handlicher Ausgabe erschienene, das „Constanzer Concil" (1414—1418) behandelnde Chronik von „Ulrich Richental", eines Ohr- und Augenzeugen jener Tage, und durchwandre mit dem Buch die Straßen der Stadt, um sich von ihm die zum großen Theil noch vorhandenen Häuser deuten zu lassen,



Die Mainau.

in denen — uns heut' oft kaum glaublich — Kaiser und Könige, Päpste und Kardinäle, fast alle Fürsten und Erzbischöfe Europas mit einem Gefolge von über 60000 Köpfen damals vier Jahre hindurch gehaust haben. Vielleicht entdeckt jemand dabei auch noch den Platz, an dem sich die Erholungsstätte der höchsten weltlichen und geistlichen Herrn von ihren erschöpfenden Tagesanstrengungen „im süßen Winkel" befunden. Wer sich aber den Genuß noch erhöhen will, der suche sich einen Einblick in die mit zahlreichsten gemalten Bildern verzierte Originalchronik Ulrichs Richental zu verschaffen; kaum irgendwo sonst wird das Leben des Mittelalters ihm so vor die Augen hintreten. Und er versäume nicht, sich die köstliche Bildstelle zu betrachten, wo „uns' heilig vatter der baupst" Johannes XXIII. auf einem Karrenwagen im Winterschnee gen Konstanz über den Arlberg gezogen kommt, umgeworfen am Boden liegt und auf die Frage seiner halsreckend umhergedrängten Begleiter: „Hillig vatter, gebrist üwer Hilligkeit üntz?" den Kopf aufhebend, erwiedert: „Hier lig ich in den namen des Tüffels." („Hic jaceo in nomine Dioboli," wird Seine Heiligkeit wohl gesagt haben).

Das geschichtlich interessanteste Gebäude der Stadt bildet das am Seerand belegene „Kaufhaus" mit seinem im Oberstock befindlichen sogenannten „Konciliumssaal", der 1417 zu der berühmten Constanzer Papstwahl hergerichtet worden. Deutsche und lateinische Inschrift über dem Thor erhält das Gedächtniß daran, freilich dem wirklichen Verlauf der Sache möglichst wenig entsprechend; die Wände des Saals sind mit Freskenbildern von Friedrich Pecht und Fritz Schwörer versehn, zum Theil Begebnisse aus den Tagen des Concils, doch auch andre für Konstanz bedeutungsvolle Vorgänge aus alter und neuer Zeit darstellend. Als Gegensatz zu dieser Ansammlungsstätte Intriguen schmiedender Kardinäle sind betrachtenswerth das „Husen-Haus", in dem Johannes Huß, und dasjenige, welches der Coadjutor Ignaz Heinrich von Wessenberg, einer der edelsten Angehörigen der katholischen Kirche, bewohnt hat und in dem er 9. August 1860 gestorben ist. In bildlicher Wiedergabe bringt unser Buch noch den „Rheinthorthurm", einer der leider wenigen erhaltenen Ueberreste der mittelalterlichen Befestigungswerke der Stadt.

Wir schließen mit einem letzten kurzen Ausflug von Konstanz über den grünen, unabsehbar gegen Osten gedehnten Wasserspiegel des Bodensee's. Auf dem Dampfschiff gen Norden steuernd, umbiegen wir die Südspitze der langen Halbinsel, die den Rhein und Untersee von dem „Ueber-

linger See" trennt, und gewahren bald eine aus diesem nah dem linken Ufer, gleich Reichenau durch einen Fahrdamm mit demselben verbundene, ziemlich hoch ansteigende, dunkel überwipfelte, schloßgekrönte Insel. Das ist die Mainau, viel in unseren Tagen als Sommerlieblingsaufenthalt des Großherzogs von Baden genannt und mehrfach von Kaiser Wilhelm I. besucht. Terrassenförmig ansteigend bietet sie herrlichen Blick auf den See und seine Gestade. Ein Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts äußert sich über die Insel in wundersam kühngroßartigem Bilde, sie liege in einem See, „den selbst Neptun, ohne zu erröthen, seiner Gemahlin als Witwensitz schenken dürfte," und hält weiter dafür, „daß an einem schönen Frühlingsmorgen Venus aus dem Schaum dieses kleinen Meeres hervorgetreten sei."

Eine derartige Wohnstatt olympischer Gottheiten beschreiben zu wollen, kann ein armer Sterblicher sich nicht wohl unterfangen, und wir beschränken uns auf den kurzen Bericht, daß die schon früh angebaute, dem Kloster Reichenau gehörige Insel bereits im 9. Jahrhundert unter dem Namen „Maigenowe—Maienowe" erscheint. Sie gelangte 1272 in den Besitz des Deutschherrenordens, der auf ihr eine Comthurei begründete, in welcher bis 1805 sechsundsechzig Comthure residirten, in ihrer friedlichen und reichhaltigen Lebensführung wesentlich nur einmal durch den schwedischen Feldmarschall Gustav Wrangel beeinträchtigt, der 1647 siebzehn Schiffe auf dem Bodensee ausrüstete, Mainau damit eroberte und bis zum westfälischen Frieden behauptete. Das Schloß des Ordens, jetzt als die großherzogliche Sommerresidenz dienend, ward gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts aus rothem Sandstein um- und neugebaut, von schönen Gartenanlagen umgeben, aus denen und um die her noch vielfach graue Thurm- und Mauerreste der Vergangenheit auf und über den See zu den uralten Geschichtsstätten Ueberlingen (Iburinga), Hohenbodmann, der Kaiserpfalz frühester Tage, Salem (Salmanneswolare) und Meersburg, dem wahrscheinlichen castrum Karl Martells, des Hammerschwingers, und Begräbnißort Annettes von Droste-Hülshoff, fern von ihrer geliebten westfälischen Heimatserde, hinüberblicken.

So haben wir weiten Weg über viel Berge und Thäler, durch viele „Städte der Menschen" und vergangene Zeiten vom Thurm des Durlacher Burgberges bis an den grünen Spiegel des Bodensees um die Mainau zurückgelegt, und wir vergönnen zum Schluß noch einmal das Wort an unsern alten Freund und oftmaligen Wegbegleiter Sebastian Münster:

(Die Mainau) „ist zu unseren Zeiten ein Vest und lustig hauß des Teutschen ordens. Es hat dise jnsel in der mitte ein hohen felsen/ der an einem ort auch hoch ist/ darauff das wehrlich hauß ligt. Es ist überauß ein lustig wesen darein. Ein Commenthur dises Hauses ist ein mechtiger herr (hat land und leut under jm) und ein gewaltiger Fürstensitz darinn. Im jar 1546 als ich summers zeiten darinn gewesen/ ist der wirdig und edel Herr/ Herr Sigmund von Hornstein Commenthur darinn gewesen/ mich gantz lieblich empfangen/ und noch freundtlich und ehrlich tractiert und gehalten."

Und so, lieber Leser, wünsche ich zum Abschied, daß es auch Dir geschehen möge, wenn Du „summers zeiten" in die Gastwirthschaft auf der Mainau gelangst, doch nicht in dieser allein, sondern in allen gastlichen Häusern des Schwarzwaldes unter dem Patronat seiner alten Hainesgöttin Diana Abnoba.

Ortsregister
zum besonderen Theil.

(Dasselbe enthält nur die im vorliegenden Werke besonders hervorgehobenen Namen der Städte und Dörfer, Burgen, Ruinen und Klöster, sowie der Berge, Thäler und Gewässer.)

Wo nicht besonders angegeben, bezeichnet * Burg- und Klosterruine.

Lies: Auf Seite 96 statt Triburg = **Triberg**. Auf Seite 232 statt Kline-Laufenburg = **Klein-Laufenburg**.
(Bei einem kleinen Theil der Auflage haben sich die Buchstaben beim Umbrechen verschoben.)